FRANKREICH IN WORT UND BILD: SEINE GESCHICHTE, GEOGRAPHIE, VERWALTUNG, ...

Friedrich von Hellwald

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

BER
LIBR
UNIVE
CALI

Digitized by Google

Frankreich

in Wort und Bild.

Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Produktion.

Geschildert

von

Friedrich von Hellwald.

Mit 458 Illustrationen.

II. Band.

Leipzig 1887.

Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Digitized by Google

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

DC1
H 35
v.2

Inhaltsverzeichniß des II. Bandes.

West-Frankreich.

Seite

Das Herzogthum Orleans 1
Berry und Touraine 26
Anjou und Maine 47
Das Herzogthum Bretagne 64
Vendée und Poitou 111
Marche und Limousin 134
Angoumois, Aunis und Saintonge 150

Süd-Frankreich.

Das Herzogthum Guyenne 176
Gascogne und Béarn 223
Die Pyrenäen, Foix und Roussillon 257
Das Languedoc 287
Dauphiné und Comtat Venaissin 339
Die Provence und Nizza 370

Die Insel Korsika 418

Frankreichs Colonien.

Vorbemerkung 431
Algerien 432
Afrikanische Besitzungen 457
Besitzungen in Asien 464
Frankreich in Oceanien 470
Die französischen Colonien in Amerika 475

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniß der Tafeln.

	Seite
Chartres	5
Orleans	13
Blois	21
Bourges	29
Chateauroux	33
Tours	41
Angers	49
Le Mans	57
Laval	61
Rennes	69
Saint-Brieuc	73
Quimper	89
Vannes	97
Nantes	101
La Roche-sur-Yon	117
Niort	121
Poitiers	125
Guéret	137
Tulle	141
Limoges	145
Angoulême	153
La Rochelle	157
Rodez	181
Cahors	185
Périgueux	193
Montauban	197
Agen	201
Bordeaux	209
Arcachon und Umgebung	217
Mont-de-Marsan	229
Pau	245
Auch	249
Tarbes	253
Foix	277
Perpignan	281
Merkwürdige Denkmäler im Departement der Obren Garonne	289

Digitized by Google

Seite
Toulouse 293
Albi 297
Carcassonne 305
Montpellier 313
Nimes 317
Mende 325
Le Puy 329
Privas 337
Grenoble 341
Gap 349
Valence 357
Avignon 365
Reste altrömischer Bauwerke in Arles und St. Remy 373
Marseille 381
Digne 393
Draguignan 397
Nizza 413
Ajaccio 421
Oran 437
Algier — vom Hafen aus gesehen 441
Algier — von der Citadelle aus gesehen 445
Constantine 449
Saint-Louis 461
Saigon 465
Die Rhede von Tahiti 473
Cayenne 477

Digitized by Google

Verzeichniß der Textillustrationen.

	Seite
Dreux	2
Nogent-le-Rotrou	8
Chateaudun	9
Montargis	11
Die Kathedrale von Orléans	17
Beaugency	19
Das Stadthaus in Vendôme	20
Das Schloß Blois	23
Das Schloß Chambord	24
Schloß Châteaubrun bei Cygon	26
Die Kathedrale von Bourges	27
Der Justizpalast in Bourges	28
Die Schloßruinen von Mehun-sur-Yevre	31
Das Haus von George Sand in Nohant-Vicq	32
Issoudun	35
Das Schloß von Cheuonceaux	43
Loches	44
Das Schloß Azay-le-Rideau	45
Saumur	48
Schloß zu Beaugé	51
Schloß Montreuil	52
Das Schloß Le Lude	54
Die Militärschule zu La Flèche	55
Sablé	56
Château-Gontier	59
Das Schloß du Rocher bei Mezangers	60
Mayenne	63
Fougères	67
Saint-Malo	68
Das Grab von Chateaubriand bei Saint-Malo	71
Guingamp	75
Brélevenez	76
Die Ruinen des Schlosses von Tonquédec	77
Morlaix	83
Der Kriegshafen von Brest	84
Douarnenez	86
Lorient	91
Das Schloß zu Josselin	92
Kirche der heiligen Anna zu Auray	93
Schloß Clisson	104
Pornic	105
Saint-Nazaire	106
Sables d'Olonne	113
Ruine des Schlosses Talmont	115
Fontenay	119
Saint-Maixent	123
Statue von Denfert-Rochereau in Saint-Maixent	124
Parthenay	127
Chauvigny	129
Châtellerault	130
Thor von Loudun	131
Aubusson	135
Bourganeuf	136
Schloß Bouffac	139
Uffel	140
Brive	143
Schloß Pompadour	144
Schloß Chalusset	147
Schloß Rochechouart	148
Bellac	149
Die Kirche von Ruffec	151
Schloß La Rochefoucauld	152
Die Ruinen der Abtei de la Couronne	155
Die Kirche Saint-Pierre in Saintes	160
Das Marine-Hospital in Rochefort	163
Royan	165
Roquefort	178
Saint-Affrique	179
Die Kathedrale von Rodez	180
Rocamadour	183
Figeac	184
Das Schloß Mercuès	188
Das Schloß von Jumilhac-le-Grand	189
Schloß Bourdeilles	190
Bergerac	191
Saint-Antonin	195
Die Kathedrale von Montauban	196
Stadthof von Moissac	199
Villeneuve-sur-Lot	200
Nérac	203
Die Kirche von Moirax	205
Bazas	206
Das Schloß von Montesquieu bei La Brède	207
Das Theater in Bordeaux	212
Die Kathedrale von Bordeaux	213
Libourne	220
Hängebrücke bei Saint-André-de Cubzac	221
Dax	225

Digitized by Google

	Seite
Die heißen Quellen zu Dax	226
Alte Façade der Kirche von Saint-Sever	231
Bayonne	242
Biarritz	244
Orthez	247
Condom	251
Die Abtei von Flaran bei Valence-sur-Baïse	252
Kirche von La Romieu	255
Lourdes	262
Die alte Templerkirche zu Luz	264
Bagnères-de-Bigorre	265
Observatorium auf dem Pic du Midi de Bigorre	267
Klosterruinen zu Saint-Bertrand-de-Comminges	268
Das Thal von Luchon	269
Der See von Oo	271
Pamiers	279
Miglos	280
Ax	283
Prades	284
Die Tech-Brücke bei Céret und der Canigou	285
Port-Vendres	286
Das Kapitol zu Toulouse	295
Hofraum des Museums zu Toulouse	296
Kirche Saint-Sernin zu Toulouse	299
Chorbühne der Kathedrale zu Albi	300
Castres	301
Schloß von Lacaze	302
Castelnaudary	303
Limoux	304
Hôtel de ville zu Narbonne	307
Cette	309
Pont Vinas zu Lodève	311
Lunel	316
Schloß von Beaucaire	319
Das Amphitheater zu Nimes	320
Der Pont du Gard bei Nimes	321
Ispagnac	327
Marvejols	328
Felsen von Sainte-Madeleine bei Planchamp	331
Kathedrale von Le Puy	332
Schloß Polignac	333
Schloß La Roche-Lambert	334
Tournon	335
Die Ruinen des Schlosses Ventadour	336
Ruinen des Schlosses Rochemaure	339
Allevard	344
Die Grande-Chartreuse	345
Die „Marailles des Vaudois", am Eingange des Val Louise	347
Fort Queyras	348
Embrun	351
St. Moriz-Kathedrale in Vienne	356
Montélimar	359
Grignan	360
Nyons	361
Römischer Triumphbogen zu Orange	362
Dorf Vaucluse	368
Die Quelle von Vaucluse	369
Schloß des Königs René zu Tarascon	371
Abtei Saint-Trophime in Arles	372
La Cannebière in Marseille	384
Cours Belzunce in Marseille	385
Die Kathedrale von Marseille	387
Der Präfekturpalast zu Marseille	388
Barcelonnette	395
Sisteron	396
Forcalquier	399
Der Hafen von Toulon	401
Französische Kriegsschiffe vor Toulon	403
Place des Palmiers in Hyères	404
Ruinen des Amphitheaters zu Fréjus	405
Cannes	407
Grasse	411
Mentone	417
Bastia	419
Corte	423
Bonifacio	428
Römische Ruinen in Algerien	433
Medeah	435
Blidah	438
Der Palast des Gouverneurs zu Mustapha bei Algier	440
Bougie	442
Stora	443
Der Hafen von Bona	444
Ruinen von Hippone	446
Marabut des Sidi-Yakub	447
Tlemsen	448
Mansurah	450
Biskra	453
Landschaft am unteren Senegal	458
Regierungsplatz auf Gorée	459
See auf Nossi-Be	463
St. Marie de Madagascar	464
Regierungspalast zu Saigon	467
Annamitische Boote zu Saigon	468
Binh-Long am Mekhong	469
Stadt und Rhede von Papeete	471
Die Bucht von Papeete	472
Nuka-Hiva	474
Regierungsgebäude zu Cayenne	476
Kirche von Ilet-de-la-Mère	478

Digitized by Google

West-Frankreich.

Das Herzogthum Orléans.

Vom äußersten Osten der französischen Republik wenden wir uns mit jähem Sprunge nach dem Westen und führen den freundlichen Leser in das Land an der mittleren Loire, in das Herzogthum Orléans oder das Orléanais, welches mit Isle de France, Touraine, Champagne und Maine für ganz Frankreich das ist, was Latium für Italien war und den wahren französischen Geist vertritt. Das Orléanais, etwa so groß wie das Königreich Württemberg, ist im Allgemeinen flach und gewährt daher wenig Anlaß zu landschaftlichen Schilderungen, erscheint aber doch sehr verschieden in seinen einzelnen Theilen: im Norden herrscht die Fülle und Eintönigkeit der Landschaft Beauce, im Süden die Unfruchtbarkeit und Oede der Sologne; die Brenne ist durchaus sumpfig; im Osten, Westen und in der Mitte die trefflichen und mannichfaltigen Landschaften des Gâtinais, Vendômois, Orléanais, mit ihren Weinhügeln, Wäldern und Wiesen. Das alte Herzogthum Orléans, welches als Kronlehen Frankreichs verschiedenen königlichen Prinzen anfangs als Apanage, später als bloßer Titel gegeben wurde, umfaßt die jetzigen Departements Loiret, Loir- und-Cher und Eure-und-Loir nebst einem kleinen Theil der Departements Seine-und-Oise, Indre, Indre- und-Loir, Cher und Nièvre.

Den nördlichsten Theil des Orléanais nimmt im Departement Eure-et-Loir ein Stück der ehemaligen Provinz Perche ein, welche an die Normandie und Beauce, an das Maine, Vendômois und Blaise grenzte und seit 1581 an die Krone Frankreichs kam. Vom zehnten Jahrhundert bis dahin gehörte die Perche dem Hause Bellême, und Rotrou II., der Stifter der Abtei La Trappe, nahm zuerst den Titel eines Grafen von Perche an. Heute ist die Landschaft, welche von der mittleren Eure und der ihr links zufließenden Blaise bewässert wird, durch ihre Leinwandfabrikation, noch mehr aber durch ihre kräftige Pferderace bekannt, die nach ihr den Namen „Percheron" führt. Der wichtigste Platz jener Gegend ist die alte Stadt Dreux an der Blaise und in 136 m Meereshöhe. Es ist das Durocasses der Alten und war Stadt der Carnuter in Gallia lugdunensis. Weil Dreux für das Centrum von Gallien gehalten wurde, so fanden hier die allgemeinen jährlichen Versammlungen der Gallier statt. Später wurde es königliches Besitzthum, dann Grafschaft. Die Grafen von Dreux trennten sich in zwei Linien, deren jüngere das Herzogthum Bretagne erwarb. Das heutige Dreux zeigt noch auf einem Hügel Ruinen vom Schlosse der Grafen, und auf der Plattform des Schlosses die Grabkapelle des Hauses Orléans. Die schöne St. Petrskirche, sowie das Stadthaus stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die 7500 Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Lederhandel und Gerbereien, Färbereien, Fabrikation von Wollenzeugen, Strümpfen und Hüten, Schmuckſachen, Juwelierarbeiten und Lichten.

Nördlich von der Stadt, auf dem rechten Ufer der nahen Eure, dehnt sich ein schöner Forst aus, die Forêt de Dreux, welche eine leichte Bodenanschwellung bedeckt, an deren nördlichem Fuße die Ortschaft Anet liegt in einem herrlichen Thale, umzogen von lachenden, rebengekrönten Geländen. Heute ist der Ort vergessen und verschollen, die kunstsinnige französische Revolution hat in Trümmer verwandelt, was einst das Versailles einer anderen Epoche gewesen, denn hier stand das Feenschloß, welches König Heinrich II. von Valois (1547—1559) seiner Maitresse Diana von Poitiers erbauen ließ. Ihr Leben, ihr ganzes Thun und Lassen wirft ein interessantes Streiflicht auf das Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts.

Unter allen Königsmaitressen, von Agnes Sorel, ritterromantischen Angedenkens, bis zur kupplerischen Marquise, in deren Komödiensaale die Volksvertreter Frankreichs tagen, steht Diana von Poitiers, des zweiten

Digitized by Google

Heinrich alternde Liebeströſterin, einzig in ihrer Art da. Zur Hexe beſaß ſie das Alter und den Zauber, aber der Zauber war kein wüſter, in Satansnächten gebrauter, es war der Zauber des Weibes, ewig jung an Reiz, Kraft und Geiſt. Nie lag ein Mann ſo arg im Weiberzauber, als Heinrich II. im Banne Dianens. Hart auf der Wende des fünfzehnten Jahrhunderts, am 3. September 1499, geboren, war ſie bereits den Fünfzigen nahe, als der junge König (geboren 1518) ſie mit Krone und Scepter 1547 von ſeinem Vater Franz I., vielgalanten Angedenkens, als Erbſtück übernahm. Und dieſe Magierin der Liebe liebte Heinrich ausſchließlich und einzig, bis zum Tage des verhängnißvollen Turniers mit Montmorency, dem Hauptmann der ſchottiſchen Garden, wo er noch Dianens Farben trug. Die Gunſt Dianens ward keinen Augenblick getrübt und keine Wolke glitt über dieſes Weibes ſymboliſchen Halbmond, welcher das herrſchende Geſtirn zweier Könige geweſen.

Dreux.

Seit 1530 Wittwe Louis des Brezé's, Großſenéſchalls der Normandie, ſtand Diana zwiſchen Katharina von Medicis, mit welcher Heinrich II. ſich 1533 vermählte, und ihrem königlichen Gatten, nicht trennend, ſondern vermittelnd, gleichſam eine dritte Perſon der Macht. Es war eine ſeltſame Dreieinigkeit, deren officieller ehebrecheriſcher Wappenſchild Schloßportale, Palaſtdome und Triumphbogen zu Anet ſchmückte. Der König verſtreute die „keuſchen" Halbmonde ſeiner Geliebten auf alle Dinge, die ihm gewohnt und lieb waren, ja er trug die Abzeichen ſeiner Sclaverei auf ſeinen königlichen Gewändern geſtickt. Bei Katharinens Krönung ſelbſt breitete ſich der Namenszug der Maitreſſe mit der Initiale Heinrichs verſchlungen und verſchnörkelt auf der ganzen Feſtdecoration bis auf die Seidenpolſter aus, worauf die neue Königin ruhte. Als Heinrich auf ſeiner Rückkehr von Italien mit der Königin Lyon beſuchte, gab die Stadt der Mediceerin zu Ehren ein Ballet: „Die Jagd Dianens", worin die Favoritin verherrlicht ward. Pierre Bourdeilles, Seigneur de l'abbaye de Brantôme, der galante Chronik, erzählt, daß bei dieſer Gelegenheit der König die von ihm zur Herzogin von Valentinois erhobene Diana bediente, welche ſeit dieſem Tage eine beſondere Vorliebe für die gute Stadt Lyon hegte.

Digitized by Google

Woher nun, fragt Charles von Vincenti, dem wir diese Skizze großentheils entnehmen, kam diese seltsame sklavische Liebe des Königs, welche Nikolaus Pasquier dem Einflusse eines Zauberringes zuschrieb? Diana war zweifelsohne schön, von einer des Marmorbildes würdigen Schönheit, doch fünfzig Jahre gehen selbst nicht an einem Marmorbilde spurlos vorüber. „Ich habe die Herzogin von Valentinois im Alter von siebzehn Jahren ebenso schön und frisch gesehen, als mit dreißig Jahren", sagt von sich der obengenannte Brantôme. Auf der anderen Seite existiren einige lateinische Epigramme aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, deren scharfe Pfeile die Marmorhaut der berühmten Favoritin scharf genug verwunden. Ein nüchternes Urtheil fällt Lorenzo Contarini, der venezianische Gesandte, welcher Diana im Jahre 1552 mit dem unbefangenen Auge eines Gleichgültigen gesehen hat. Er schreibt: „Es ist eine Dame von 53 Jahren, einst die Gemahlin des Großseneschalls der Normandie und Enkelin des Herrn von Saint-Vallier, welche, nachdem sie als junge, schöne Wittwe von König Franz und, wie man behauptet, noch von vielen Anderen geliebt worden, schließlich in die Hände dieses Königs kam, als er noch Dauphin war. Er hat sie sehr geliebt und liebt sie noch, trotz ihres Alters, così vecchia com' è. Die Wahrheit zu sagen, scheint die Dame, obgleich sie sich nie der Schminke bedient, lange nicht so alt, als sie wirklich ist." Die seltenen authentischen Bilder, welche man von Dianen besitzt, ernüchtern wohl etwas die Phantasie. Es ist eine tüchtige Matrone, mit großgemeißelten Zügen, hochmüthiger Stirne, kaltem Auge und stark gebogener Nase. Busen und Schultern sind von jener vollsinnlichen Entwicklung, welche jugendlichen Liebhabern besonders gefährlich wird; der festgeschlossene, schmallippige Mund paßt nicht zu den pompösen Reizen; er scheint nicht gemacht für den Kuß, sondern für's Geheimniß. Im Uebrigen ist in der ganzen Figur nichts hingebend Wollüstiges; durchaus eine römische Juno mit den massiven Formen einer venezianischen Patrizierin. Zur Erhaltung ihrer robusten Schönheit gebrauchte die Favoritin keinerlei kosmetische Hilfsmittel. Sie kämpfte heroisch zwar, doch in anderer Weise gegen das Alter. Sie besaß die mannhafte Unermüdlichkeit, die kräftigenden Frühgewohnheiten, die Jagdleidenschaft und die Vorliebe für die kühlen Quellenbäder der dorischen Göttin, von der sie den Namen erhalten. Mitten im Winter, sagen die Chronisten, nahm sie kalte Bäder und fand darin eine wahre Jugendquelle. Uebrigens lag die Macht Dianens über den König kaum in ihren wohlerhaltenen Reizen. Heinrich II. hatte durchaus nichts von dem pantagruelischen Temperamente seines liebgequälten Vaters und war eher keusch und besaß einen etwas schwerfälligen, dumpfblütigen Charakter in einem sonst ritterlich geübten, gewandten Körper. Der königliche Faun hatte einen verschämten Liebhaber gezeugt. Er hatte nur zwei leichtgeschürzte Liebeshändel in seinem Leben. Der Gegenstand des ersten war die Piemontesin Filippa Duco, welche die bekannte Diana von Frankreich, die nachherige Gemahlin Farneses von Castro, zur Welt brachte, und im zweiten Fall ward eine hübsche Schottländerin durch eine Hofintrigue das Opfer der königlichen Laune.

Diana von Poitiers war ihrerseits sinneskalt, wie ihre heidnische Schutzheilige. Keine Laune, keine Unregelmäßigkeit, keine Selbstvergeßlichkeit findet sich in ihrem thätigen, zielbewußten, der Herrschsucht gewidmeten Leben. Alle ihre Handlungen gingen auf ein Ziel und trafen wie sicher geschossene Pfeile. Wenn sie sich hingab, so geschah's nur aus politischen Gründen. Auch trug ihre Liaison mit dem König äußerlich den Stempel eines solchen Wohlanstandes, daß man lange an den platonischen Charakter derselben glaubte. Marino Cavalli, ebenfalls einer jener venezianischen Abgesandten, welche in jener Zeit die besten Spione der Geschichte waren, hob in einem Berichte hervor, daß Heinrich den Frauen durchaus nicht ergeben sei und seine außerordentliche Neigung zur Favoritin mehr einem Verhältniß zwischen Mutter und Sohn ähnlich sehe. Zum Theil ist dies richtig. Dianens Prestige bestand in der romantischen, chevaleresken Bezauberung des Königs. Sie blendete ihn mit glänzenden Tournieren, betäubte ihn mit mondnächtigen Träumen und nährte seinen Geist mit phantastischen Ritterthaten. Sie selbst wußte sich sehr geschickt mit einem romantischen Nimbus zu verklären. Die ewige Trauer, welche sie ostensibel genug für ihren alten Gatten trug, gab ihrer Eroberung einen Preis, welcher den Fall Artemisias aufwog. Ihr Geheimniß war somit wie das Eleonora Galigais: Der Einfluß einer starken Seele auf eine schwache, einer Frau von Geist auf einen Schmachkopf, wie Heinrich II., noch dazu die phantastische Anlage eines Paladins von der Tafelrunde, so war das Spiel doppelt gewonnen. Und wie ritterromantisch Heinrich veranlagt war, zeigt das seltsame Detail, daß er das Buch von „Amadis"

Digitized by Google

unter dem Kopfkissen verwahrte. In allen Dianenstatuen und Bildern, die den König in Chambord, Chenonceaux, Anet und Fontainebleau umgaben, sah er die Geliebte, tausendfältig wie durch magische Spiegel wiedergegeben. Der Wiederschein der schimmernden Marmorleiber verwandelte das alternde Fleisch der Favoritin und die unsterbliche Jugend der Götterbilder verjüngte die Matrone.

Dianens Lieblingsschloß zu Anet, dessen skulpturenblühendes Portal heute noch den Hof der Pariser Kunstschule schmückt, war in seiner ganzen Anlage auf eine solche Sinnenverführung berechnet, es schien nach dem Plane eines Magiers von Arvoit gebaut; statuenbevölkert, von kühlen Wassern umrauscht, inmitten eines Wundergartens gelegen. Große Fischteiche, vergoldete Vogelhäuser, Falkenschläge, Gitterställe, wo eine Meute von Tigerwölfen, zur Jagd dressirt, des königlichen Waidmanns harrte. In solchem Zauberkreis fing sich der junge König und blieb gebannt. Dianens Zauber erstreckte sich jedoch — und dies ist das Merkwürdigste — auch auf die Königin. Lange unfruchtbar, in steter Furcht vor der Scheidung schwebend, durch ihre kränkliche Aufgedunsenheit und ihre großhervorstehenden Augen dem Gatten keineswegs angenehm, war Katharina klug genug, frühzeitig vor der Favoritin die Segel zu streichen, und da sie den Zauber nicht zu brechen vermochte, warf sie sich Dianen in die Arme, welche sie protegirte und tröstete. Contarini berichtet über dies eigenthümliche Verhältniß an den Senat von Venedig: „Die Königin geht sehr viel mit der Herzogin um, welche derselben ihrerseits die besten Dienste beim König bietet, indem sie ihren Gelieben häufig ermahnt das Ehebett ihrer Nebenbuhlerin zu theilen.“ Nach dem chevaleresken Liebesrituale der beiden Liebenden schien also Heinrich in diesem Falle keine Untreue an Dianen zu begehen. Allerdings war ja die Medicäerin eigentlich zur Rolle der dynastischen „Genitrix“ da, und hatte nicht auch Rachel ihrer Magd Bilha das Zelt Jakobs geöffnet? Konnte nicht Diane, sowie die Tochter Labans, zum Könige sagen: „Sieh hier meine Magd. Nähere Dich ihr: sie wird Dir Kinder schenken, die ich auf meinem Schooße auferziehen werde, auf daß ich durch meine Magd verherrlicht werde.“ Und die Maitresse ward verherrlicht durch die Gattin; Katharina gab dem Könige Kinder und Diane zog sie auf. Man findet in den „Lettres inédites de Dianne de Poytiers“, welche Guiffrey nach handschriftlichen Quellen der großen Pariser Nationalbibliothek veröffentlicht hat, gar wunderliche Details über die Rolle der Favoritin bei der Königin. Diane figurirte gewissermaßen als Beschützerin der Gebarten im Sinne der Schwester Apolls und der egyptischen Hathor. Sie pflegte Katharinen, überwachte die Wahl der Ammen für die Königskinder und beschäftigte sich sorgsam mit den geringsten Einzelheiten für Wohl und Weh der Neugebornen. Eines Tages sandte sie für eine masernkranke Prinzessin „Einhornpulver“ zum Einnehmen, ein fabelhaftes Heilmittel, welches jedenfalls ganz zu Dianen als Jagdtee passen mochte. Auf diese Weise setzte die schlaue Herzogin ihrer Macht den Schlußstein auf. Die Kinder allein hätten den König zu Katharinen zurückführen können; aber die Maitresse nahm dieselben sogleich nach der Geburt für sich in Beichlag und verdrängte auch hier nach und nach ganz sachte die Königin aus ihrem natürlichen Einflusse, indem sie sich selbst als Vormünderin der königlichen Nachkommenschaft aufwarf. Ein Bild im Versailler Museum zeigt Dianen in dieser Eigenschaft; sie sitzt im Bade, von den spielenden Kindern von Frankreich umgeben.

Unter dieser ganzen meisterhaft gespielten Rolle steckt nur, wenn wir tiefer gehen, ein berechnendes, selbst- und maßlos herrschsüchtiges Weib, welches seine Gunst in schamlosester Weise auszubeuten weiß. Die Jägerin verstand sich auf's Jägerrecht. Die Habsucht war Dianens einzige wahre Leidenschaft, die Triebfeder ihres ganzen Spiels; aber diese Habsucht war so unersättlich, so ungeheuer, daß sie während vierzehn langen Jahren nicht durch das Mark Frankreichs gesättigt werden konnte. Die schamlosen Erpressungen der Pompadour und die wahnwitzigen Vergeudungen Jeanne Vaubernier's, welche Frankreich noch vorbehalten waren, sollten nur harmlose „Schnipfereien“, gewissermaßen Nachspiele im Vergleich mit der monströsen Verschwendung der Vorgängerin sein. Die Herzogin raffte Alles zusammen, was nur in den Bereich ihrer Habgier gerieth; sie bereicherte sich aus Gnaden- und Aemterschacher, Pfründen, Confiskationen und Processen. Anet, Chenonceaux, das Herzogthum Valentinois, ganze Provinzen waren ihr Eigenthum, man kann sagen der vierte Theil von Frankreich. Um das Lösegeld der auf der See vom Baron de la Garde gefangenen Spanier schacherte die Favoritin wie ein Sclavenvogt. Auch aus dem Blute der Hingerichteten destillirte das habsüchtige Weib Geld für ihre Schatztruhen. Sie erwürgte die Calvinisten kaltblütig und beraubte sie noch kaltblütiger. Folgende

Digitized by Google

Chartres.

Digitized by Google

historische Scene ist charakteristisch. Die Herzogin ließ einen calvinistischen Arbeiter auf ihr Zimmer kommen, damit er vor dem Könige seine Ketzerei abschwöre. Der Mann weigerte sich standhaft und als die Favoritin das Wort ergreifen wollte, rief er ihr voll Entrüstung zu: „Madame, begnügen Sie sich, Frankreich verpestet zu haben und mischen Sie Ihren Schmutz nicht in eine so geheiligte Sache wie die Wahrheit Gottes!“ Der Calvinist wurde zum Scheiterhaufen geführt, und Beide, der König und die Favoritin, wollten den Ketzer braten sehen, aber, erzählt die Geschichte, sie wichen entsetzt vor dem strafenden Blick des Märtyrers zurück. Aus Dianens Briefen weht uns der ganze eisige Hauch dieser grausamen Selbstsucht entgegen, keine rührende Zeile, keine Thräne, keine Schwäche; Alles kalt berechnet, abgemessen, von trostloser, trockener Kürze wie mit einer Pfeilspitze auf kalte Marmortafeln geritzt.

Ihren Stolz verleugnete die Königsmaitresse niemals, nie stieg sie einen Moment von ihrer Höhe herab. Selbst nach dem Tode des Königs wohnte sie noch als Königin der Hinrichtung des unglücklichen Montgomery bei, welcher Heinrich die tödtliche Augenwunde im Turnier beigebracht, und verließ als Königin den Schauplatz. Von Katharine aufgefordert, die geraubten Kronjuwelen herauszugeben, antwortete sie mit einer trotzigen Herausforderung, und gab nichts zurück. Später mußte sich die Medicäerin mit der Rückgabe von Chenonceaux begnügen, und die 65jährige Diane zog sich mit dem Raube Frankreichs langsam und unbehelligt in ihr Wanderschloß von Anet zurück, wo sie noch sieben Jahre lebte, immer noch schön, wenn wir Brantôme Glauben schenken dürfen. Sie starb am 22. April 1566 nicht bevoter, als sie gebeit hatte; sie hatte im Leben dem Könige, was des Königs, Gott, was Gottes gegeben, von Allem aber das Beste für sich behalten. So blickte sie dem Tode kalt in's Auge, wie Jemand, der gelebt hat, wie er nicht anders konnte, und weiter hinaus keine Verantwortlichkeit dafür übernimmt. Diese eiserne Consequenz ist es denn auch, welche den Geschichtschreibern in einem Maße imponirt hat, daß keiner es gewagt, Diane von Poitiers von ihrem Ruhmessockel herabzustoßen. Ganze Charaktere machen selbst ihre Geschichte für Jahrhunderte hinaus, und die Nachwelt beugt sich. So hat es die alte Königsmaitresse gethan, deren im Schlosse zu Anet errichtetes Mausoleum durch Lenoir, den Conservator und Gründer der Nationalmuseen, gleich der Schloßfaçade gerettet ward und jetzt in einer Grabkapelle der Kathedrale von Dreux zu sehen ist.

Südlich an die Perche grenzt eine niedrige, nur am südlichen Rande etwas hügelige oder wellenförmige Ebene, die man das Plateau von Orléans nennt und welche nur etwa 150 m über dem Meere erhaben ist. Nur längs des Thalrandes der Loire ist dieses Plateau jetzt noch bewaldet und trägt namentlich bei Orléans und nordostwärts der Stadt den berühmten „Wald von Orléans“. Vom Volke wird dieses Plateau die Beauce genannt, welche, 3460 qkm groß, den größten Theil des Departements Eure-und-Loir ausmacht. Die Beauce, deren Namen vielleicht von beau abzuleiten ist und möglicherweise etwa so viel bedeutet, als die „Schöne“ oder „Die goldene Au“, dehnt sich rund um Orléans herum in weitem Halbkreise aus; sie geht west-, nord- und ostwärts bis zu den Städten Chateaudun, Chartres und Pithiviers hin. Es ist ein weiter ganz ebener und sehr einförmiger Landstrich von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Der ganze Strich ist mit der Ablagerung einer thonigen Ackerkrume von meistens 1 m Dicke bedeckt, und hat eine theils kreidige, theils sandige Unterlage, die das überflüssige Wasser durchläßt und zu keiner Sumpfbildung Veranlassung giebt. Dieser Bodenbau hat der Beauce ihre außerordentliche, seit alten Zeiten berühmte Fruchtbarkeit mit einer Ernte, fast dreimal so reich wie in anderen Departements, gesichert und sie zu einer Hauptkornkammer von Frankreich gemacht, die zur Sommerzeit ein unübersehbares Meer von wallendem Getreide darstellt, stets eine starke Bevölkerung und zahlreiche wohlhabende Dörfer und Ortschaften ernährt hat. Da der Ueberfluß der Beauce hauptsächlich Paris und der Nachbarschaft zu Statten kommt, nennt man sie auch wohl die „Kornkammer von Paris“. Neben den Bodenerzeugnissen ist es der Viehstand, welcher den Reichthum der Einwohner, der Beaucerons, bildet; die Zahl der Pferde übertrifft bei Weitem die mittlere, das Erträgniß der Wolle das Doppelte des Mittels, die Bewaldung ist gering, etwa ein Sechstel der gesammten Bodenfläche, der Wein recht mittelmäßig, dafür giebt es Eisengruben, welche Frischöfen in's Leben riefen; auch Fabriken von Bonneterie

Digitized by Google

und Tuchen ſind vorhanden. Die Beauce im engeren Sinne heißt auch Pays Chartrain, nämlich die Gegend um die Stadt Chartres, welche jetzt das Chefſieu des Departements Eure-und-Loir iſt. Die Grafſchaft Chartres, anfangs zu Neuſtrien gehörend, kam ſpäter mit Blois an die Champagne. Nachher von dieſer getrennt, erhält ſie 1218 Graf Walther von Avesnes durch Heirath und von dieſem Hugo von Châtillon, deſſen Nachkommen ſie 1286 an den König Philipp den Schönen verkauften. Im Jahre 1528 erhob ſie Franz I. zu einem Herzogthume, welches von der Krone als Apanage königlicher Prinzen oder Prinzeſſinnen, beſonders aus dem Hauſe Orléans, gegeben wurde. Die Stadt Chartres ſelbſt iſt ſehr alt; ſie hieß Autrieum und war die Hauptſtadt der Carnuter, weshalb ſie auch Carnutum civitas und im Mittelalter Carnotum hieß, als welches ſie die Hauptſtadt der Landſchaft Beauce wurde. Bald nach Einführung des Chriſtenthums ward

Rogent-le-Rotrou.

Chartres der Sitz eines Bisthums, deſſen Inhaber lange in der Stadt eine faſt ſouveräne Herrſchaft übten. Aus den frühen Tagen des Mittelalters ſtammt auch die auf dem höchſten Punkte der Stadt ſich erhebende herrliche gothiſche Kathedrale „Unſerer Lieben Frau von Chartres“, welche im Innern ein hochverehrtes Marienbild mit dem ſchwarzen Jeſusknaben birgt. Im Jahre 1020 begonnen, brannte ſie 1195 ab und wurde 1260 neu gebaut; ſie beſitzt zwei Thürme, deren einer 115,17 m Höhe erreicht und mit dem reichſten Schmuck ausgeſtattet, der andere aber von ungeheurer Maſſe iſt. Jedenfalls gehört die Kathedrale von Chartres zu den größten architektoniſchen Merkwürdigkeiten Frankreichs, welche ein alter Spruch alſo zuſammenſtellt:

Clocher de Chartres, nef d'Amiens,
Choeur de Beauvais, portail de Reims.

Außer dieſer Liebfrauenkirche und der Peterskirche mit ihren ſchönen Glasfenſtern bietet Chartres wenig Bemerkenswerthes. Die Stadt erhebt ſich amphitheatraliſch auf einem Hügel, deſſen Fuß die Eure beſpült,

Digitized by Google

und welchem die Gebäude, womit er bedeckt ist, das Aussehen einer weiten Pyramide verleihen, gekrönt von den Thurmspitzen der Kathedrale. Die Oberstadt hat enge, steile, unregelmäßige, düstere Straßen und Holzhäuser mit vorspringenden gothischen Giebeln und Spitzbogenthoren. Die Unterstadt an der Eure, in 58 m über dem Meere, ist dagegen gut gebaut; hier liegen der schöne Waffenplatz, das neue Stadthaus, von herrlichen Gärten umgeben, und das Theater, dessen Schönheit gleichfalls gerühmt wird. Von den in Boulevards umgewandelten Stadtwällen sind nur ein paar wenige Mauerreste stehen geblieben, wie an der Porte Guillaume, eines der sieben Thore, welche in die Stadt Einlaß gewähren. Chartres, das heute über 21,000 Einwohner zählt, liegt an der französischen Westbahn und treibt großen Handel mit Korn, Geflügel und berühmten Wildpasteten.

Unter den übrigen Städten des Eure- und-Loir-Departements sind Nogent-le-Rotrou und Chateaudun,

Chateaudun.

wo sich wie in Dreux Unterpräfecturen befinden, zu erwähnen, obwohl die Einwohnerschaft keiner von beiden 6000 Köpfen übersteigt. Nogent-le-Rotrou, an den Flüßchen Huisne und Arcise, in 105 m Seehöhe, erstreckt sich lang und gut gebaut in hübschem Thale mit einem gothischen Schloß auf der Höhe. In der Umgegend nistet noch mancher Aberglaube. So meint man, daß ein am Abend vor dem Johannisfest an der Quelle von Nogent gefülltes Gefäß das Haus vor dem Blitz sichere; der während der Nacht gesammelte Thau heilt Krätze und Geschwüre; der erste Eimer Wasser, welcher am Tage vor dem Johannisfest aus einem Brunnen geschöpft wird, heilt das Fieber; jeder Liebhaber, welcher die Neigung der Erwählten gewinnen will, braucht an diesem Abende nur Nußbaumblätter unter seinem Fenster auszustreuen. Chateaudun, das alte Castrodunum am Loir, einem im Departement entspringenden, nicht unbedeutenden rechtsseitigen Nebenflusse der Loire und mit dieser selbst nicht zu verwechseln, ist seit dem Brande von 1723 eine der hübschesten französischen Städte; es liegt reizend in 143 m Seehöhe, beherrscht von dem Schlosse der Grafen Dunois, welches man wohl eines der schönsten Gebäude des zehnten Jahrhunderts nennen darf.

Digitized by Google

Der südöstliche Nachbar des Departements Eure-et-Loir ist jenes des Loiret, welches seinen Namen einem ganz elenden, kleinen, blos ein paar Stunden langen Bache verdankt, einem linkseitigen Zuflusse der Loire, welche dieses Departement von Osten nach Westen durchzieht und in demselben ihren großen, nordwärts ausgekrümmten Bogen beschreibt. Vom Bec d'Allier, nämlich von der Vereinigung des Allier mit der Loire im Nièvredepartement abwärts nehmen Strom und Thallandschaft der Loire die Physiognomie an, die ihnen im Großen und Ganzen auf dem langen Mittellaufe verbleibt. Es ist zunächst die Zone der Juragebilde, die sich um die vulkanisch-krystallinische Centralerhebung Frankreichs angelagert hat, und die darauf folgende der Tertiär- und Kreideformationen, welche zusammen die alten Provinzen des Nivernais und Berry, des Orléanais und Blaisois, der Touraine und Anjou's bedecken, der große Fruchtgarten Frankreichs mit wenig beträchtlichen Höhen, mit den historischen Städten, mit den Weinbergen von Pouilly und der Côte de Grouets, von Joué und Vouvray, von Saumur und Bourgueil, mit dem Charakter der Anmuth und der Weichheit, wie er vor Allem hervortritt in der westlich benachbarten Touraine. Gerade dieser herrliche Landstrich aber ist es auch, über welchen die Loire als leuve dévastateur zu unzähligen Malen die Schrecken verbreitet hat, welche entfesselte Wasserfluthen an Menschenleben und Besitzthum zu üben vermögen. Von dem noch zahlreiche römische Alterthümer aufweisenden Städtlein Briare (Brivodurum), wo sich der gleichnamige Kanal nach Montargis abzweigt, dessen Schloß eine der ersten Festungen der französischen Könige gewesen und wo er sich mit dem zur Seine führenden Canal de Loing verbindet, sieht man zu beiden Seiten der Loire nur unfruchtbaren Sand: die sterile Sologne.

Es ist dies ein etwa 4600 qkm großes Plateau, das, von den Flüßchen Sauldre und Beuvron durchschnitten, sich ein paar Stunden südlich von Orléans und Blois bis zum Cher, einem ostwestwärts fließenden Nebenflusse der Loire, auf dem linken Loireufer, den ganzen breiten inneren Winkel des Stromes ausfüllend, ausdehnt, ein aus wüsten Sandweiden, Sümpfen und Teichen bestehender ärmlicher und ungesunder Landstrich. Diese traurige Sologne im Süden bildet einen großen Gegensatz zu der schönen Beauce im Norden. Sie ist von einer sehr dürftigen und sandigen Ackerkrume bedeckt, die eine feste, das Wasser nicht durchlassende Unterlage hat. In Folge dessen bildet der ganze Landstrich während des Winters und in der Regenzeit einen unermeßlichen Sumpf. In der heißen Jahreszeit dagegen verwandelt er sich in eine brennend heiße Wüstenei, welcher pestilentialische Miasmen entsteigen, obwohl in neuerer Zeit zur Entwässerung dieses Gebietes schon viel geschehen ist. Dasselbe erzeugt nur etwas wenig Roggen, Hafer, Heidekraut und als Hauptprodukt Buchweizen, ist übrigens meistens unbebaut und mit endlosen Haiden, Ginster, Moorpflanzen und hie und da mit verkrüppelten Bäumen und Gestrüpp bedeckt. Die Sologne nährt keine Rinderheerden, sondern nur eine dürftige Race kleiner magerer Schafe, den berühmten Haidschnucken der Lüneburger Haide ähnlich, sowie eine besondere Race Pferde, „Sologniote" genannt, dazu ein verkommenes, kränkliches und noch jetzt wenig civilisirtes Geschlecht von Menschen, die sich meistens von Kartoffeln nähren und von denen nur 40 auf 1 qkm kommen. Sie leiden fortwährend an Fieber und aus Furcht, davon angesteckt zu werden, wird das Land wenig besucht. Ein Ort gilt namentlich für ungesund, sein unheimlicher Name macht schon zittern: Tremblevif; er rührt aber nicht von dem fieberhaften Zittern der Bewohner her, sondern von einer Zitterespe, die aus einem Kirchenpfeiler herauswächst. Natürlich siedeln sich in der Sologne wenig Fremde an. Eine Folge davon ist, daß die Leute ihren nationalen Charakter und ihre alten Gebräuche beibehalten haben; daß sich bei den kümmerlichen Verhältnissen Körper und Geist nicht kräftig entwickeln, begreift sich. Aberglaube ist vielfach vorhanden und spielt namentlich bei den Hochzeiten eine große Rolle. Der Sologniot erkundt seiner Frau bei der Trauung nicht, den Trauring selbst anzustecken, sondern er selbst schiebt ihn vorsichtig bis zum dritten Gliede; denn wenn er anders thäte, würde sicher seine Frau Herr im Hause sein. Während der Trauung hält jedes von Beiden eine brennende Kerze in der Hand, und man glaubt, daß, wessen Wachs am weitesten heruntergebrannt ist, zuerst sterben wird. Kaum glaublich klingt folgender, trotzdem verbürgter Gebrauch: während der Priester am Altare die Traumesse liest, sticht man Braut und Bräutigam von hinten bis auf's Blut, um zu wissen, wer von beiden am eifersüchtigsten sein wird. Die Hochzeit dauert mehrere Tage; da wird getanzt, gespielt und getrunken. Man ladet nicht nur den Herrn und die Frau von jedem Nachbarhause ein, sondern auch die

Digitized by Google

Dienſtboten, Tagelöhner, die Gebrechlichen und die Kinder. Jeder Eingeladene darf ſeinerſeits andere Perſonen dazu einladen. Am erſten Tage wird nach dem Feſtmahle, bei welchem, wenn auch die Küche nicht die feinſte iſt, ſich Jeder tüchtig ſatt eſſen kann, für die Neuvermählten eine Sammlung angeſtellt. Dieſelbe geſchieht auf verſchiedene Weiſe: bald giebt die junge Frau ihren bräutlichen Strauß den Brautjungfern; dieſe führen unter den grellen Klängen der Dorfgeige verſchiedene ländliche Tänze auf, wobei der Strauß von Hand zu Hand wandert und die Tänzerinnen im Vorbeitanzen die Freigebigkeit der Gäſte anſprechen; bald übernimmt eine Proceſſion von fünf Bauernmädchen die Sammlung. Die erſte hält in der Hand einen Rocken und eine Spindel, zeigt Beides den Gäſten vor und ſingt dabei:

Montargis.

„L'épousée a bien quenouille et ruseau,
Mais de chanvre, hélas! pas un écheveau,
Pourra-t-elle donc filer son trousseau?"

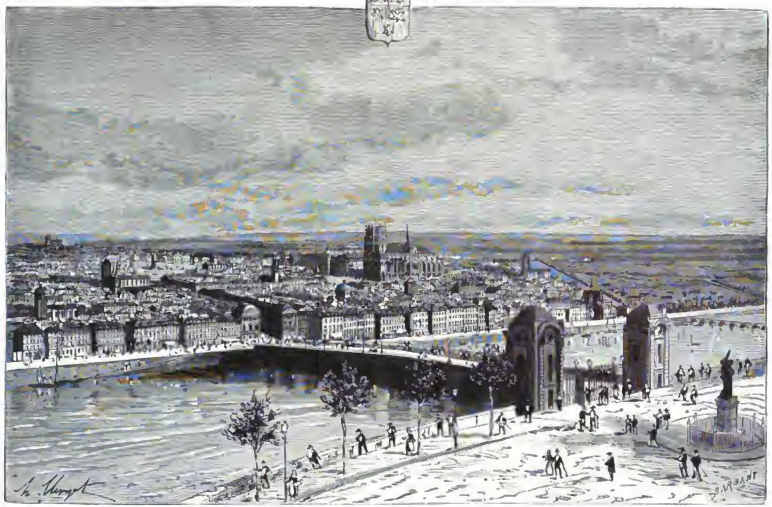
Die zweite empfängt die Spenden in einem Becher der Neuvermählten; die dritte ſchenkt den freigebigen Gäſten zu trinken ein; die vierte wiſcht mit einer Serviette den Trinkern den Mund ab, auf welchen die letzte, gewöhnlich die hübſcheſte, zum Danke einen Kuß drückt. Am letzten Tage der Hochzeit giebt es einen drolligen Spaß. Auf eine Stange wird ein Steinkrug geſtülpt. Die Gäſte gehen nun mit verbundenen Augen und einem Stock in der Hand auf den Topf zu, um ihn mit einem Schlage zu zertrümmern. Wer ſo glücklich iſt, hat das Recht, die junge Frau zu küſſen; wem es mißlingt, der muß ſich auf einen Thron von Laubwerk ſetzen; man ſchenkt ihm zu trinken ein, und Jeder thut, als ob er mit ihm anſtieße. Er muß nun ſo lange trinken, bis es ihm gelungen iſt, an das Glas eines der Necker zu ſtoßen, der dann ſeine Stelle einnimmt, bis auch dieſer wieder abgelöſt wird.

Digitized by Google

Das jenseitige, nördliche oder rechtsseitige Loireufer bietet ein von der Sologne durchaus verschiedenes Bild. Da gewinnt man auf den Hügeln ansehnliche Mengen Wein, geschätzten Honig, hat Ueberfluß an Getreide und zieht fette Rinder und Truthühner. In diesem Schlaraffenlande bildet Pithiviers am Oeuf, der weiterhin Essonne heißt und der Seine zufließt, den Mittelpunkt für den Handel mit Safran, der für den besten in Europa gilt, liefert aber daneben auch treffliche Lerchenpasteten und leckere Mandelkuchen. Wir sind hier eben wieder in der üppigen Beauce, deren niedriges Plateau mit einem nicht sehr schroffen Uferraude zum Loirethale abfällt, und dieser nördliche Uferrand, an dessen Fuße sich Orléans und die meisten anderen Städte dieses Abschnittes der Loire eingenistet haben, ist dem Wein- und Gartenbau, sowie der Kultur mannichfacher Nutzpflanzen so günstig, daß man diese Gegend an der Loire bis Blois abwärts den Garten von Frankreich genannt hat. Dieser schöne wiesenreiche Thalboden, im Lande selbst „Val“ oder „Val de Loire“ genannt, eine fette Flußmarsch, ist oberhalb der Stadt Orléans ungefähr 64 km weit bis zur Stadt Gien Loire aufwärts ungemein breit, fängt bei diesem Orte an und endigt bei Orléans. In diesem Loirethale folgen dem Strome abwärts die Orte Neuvy, Bonny und Chatillon-sur-Loire, welche in der Geschichte des englisch-französischen Krieges bedeutsam geworden sind. Immer reicher werden nun die historischen Erinnerungen, je weiter man den Ufern des Stromes hinab folgt. Römer und Franken, Burgunder und Engländer, Hugenotten und Liguisten und ihre Gegner und endlich die Kämpfer von 1870 haben ihre Andenken hinterlassen in den von der Loire bespülten Städten Briare und Gien, wo schon Cäsar, den Strom überschreitend, der Katastrophe von Gergovia entgegenzog, Sully und Chateauneuf, Jargeau, welches 1429 durch Jeanne d'Arc den Engländern entrissen wurde, und Orléans, Meung und Beaugency, und ihnen folgen Blois und Amboise, Tours und Saumur — wohl nirgends findet sich auf Frankreichs Boden, wenn wir von der Hauptstadt absehen, eine größere Fülle geschichtlicher Daten von grauer Vorzeit an bis herein in die Tage der Gegenwart. Die Namen der gallo-römischen und fränkischen Machthaber, der französischen Könige, ihrer Feldherrn und Günstlinge, die Namen der Jeanne d'Arc, der Guise und Condé, Coligny, der im Lande selbst, in Chatillon-sur-Loing, das Licht der Welt erblickte, und Turenne, bis auf die Kriegsmänner, die sich in der letzten großen Kriegsaktion hier bekämpft, sind mit den historischen Städten der mittleren Loire verknüpft.

Unter diesen Städten ist wohl keine wichtiger als Orléans, welches Dank seiner geographischen Lage schon zu Attilas und der Hunnen Zeiten oder noch von früher her stets sofort nach einem Siege im Norden das nächste Streitobject gewesen ist. Gerade hier bei Orléans, am Eck- und Scheitelpunkt eines mächtigen schiffbaren Stromes, wo an und für sich in allen Ländern der Welt eine Ansiedlung, eine Stadt zu entstehen pflegt, schiebt zwischen dem gebirgigen Frankreich im Osten und dem ebenfalls gebirgigen Westen der niedrige und flache, freilich auch ziemlich breite Isthmus des Plateaus von Orléans oder der Beauce sich ein, und dieser Isthmus bildet die südliche Hälfte des sogenannten „Tertiärbeckens von Paris“, das sich von den mittleren Partien des Seinegebietes zu dem Loirewinkel bei Orléans hinzieht und alle um diesen herum gruppirten Landschaften in sich faßt. Dabei greift die Loire mit ihrem nach Norden vortretenden Winkel sehr tief in dieses Pariser Becken ein, und mit der nördlichsten Spitze des Winkels bei Orléans nähert sie sich auch dem wichtigsten Flusse des nördlichen Frankreich, der Seine, und zwar in einer Gegend, wo dieselbe auch schon längst schiffbar und bedeutend geworden ist. Zwischen Orléans an der Loire und Paris an der Seine bleibt so ein Isthmus von nur 105 km Breite, während beide so wichtige Flüsse sonst überall in divergirenden Richtungen weit auseinandergehen. Diese Verhältnisse haben hier zu allen Zeiten einen lebhaften, sowohl kriegerischen als friedlichen Verkehr zwischen Seine und Loire veranlaßt, und an der Loire mußte dieser Verkehr bei dem Endpunkte von Orléans sein Ziel finden. Handelsstraßen und Heerwege von der Loire zur Seine hinüber sind hier eine alte Erscheinung. Auch wurden in diesem Striche die allerersten französischen Kanäle angelegt, und heute folgt der Schienenweg der alten Richtung. Das Pariser Becken, zu dem Orléans gehört, ist nun die Wiege von Frankreichs Geschichte, das Centralgebiet, von dem die ganze Ausbildung des französischen Staates und Volkes ausging, und Orléans hat, indem es in dieses merkwürdige

Digitized by Google



Orleans.

Becken weit hinaus vorschritt, einen wesentlichen Antheil an dieser Ausbildung genommen. Die Städte Paris und Orléans waren in allen Zeiten gewissermaßen Zwillingsschwestern in derselben Wiege, die sowohl an demselben Werke mitwirkten, als auch meist gleichzeitig dieselben Schicksale erduldeten.

Das Alter von Orléans an seiner Flußecke in der südlichen Partie des Pariser Beckens, am Rande der fruchtbaren Beauce, an der westlichen Spitze der breiten Flußmarsch der Loire steigt in die dunkelste Vorzeit hinauf, wie denn die meisten Städte, die eine so markirte und auffällig vortheilhafte Lage, wie sie, besitzen, gewöhnlich sehr alt sind. Schon zu den Zeiten der alten Gallier war hier eine der bedeutendsten Städte des Landes emporgeblüht, welche die Römer hier vorfanden und unter dem Namen Genabum oder Cenabum erwähnen. Später erhielt sie von Kaiser Aurelian den Namen Aureliana civitas, und dieser — im Mittelalter Aurelium — ist ihr unter der französisirten Form Orléans bis heute geblieben. Im Jahre 451 ward die Stadt von Attila belagert und hart bedrängt, aber von Aëtius entsetzt. Chlodowech eroberte sie nach Besiegung des Syagrius und berief hieher im Jahre 511 die erste Kirchenversammlung. Bei der Theilung des Frankenreiches unter Chlodowech's vier Söhnen fiel Orléans Chlodomir zu, welcher hier seine Residenz nahm. Später kam es mit dem ganzen Frankenreich an Chlothar, bei der Theilung unter dessen vier Söhnen aber an Guntram und wurde unter ihm Hauptstadt des burgundischen Reiches. Chlothar hinterließ Orléans seinem Bruder Childebert, bei dessen Nachkommen es blieb, bis Clothar II. wieder das ganze Frankenreich vereinigte. In allen späteren Theilungen gehörte Orléans zu Neustrien. Hugo Capet vereinigte es mit der Krone. Stets und zu allen Zeiten wurde auch Orléans als politisches Haupt der ganzen Landschaft, die sich um den nördlichen Loirewinkel gruppirte, betrachtet, so bis auf die französische Revolution herab als Mittelpunkt des großen „Gouvernement von Orléans" oder der vom Volke l'Orléanais genannten Provinz. Seit Philipp von Valois wurde Orléans mehreren Prinzen der königlichen Familie unter dem Titel eines Herzogthums zur Apanage, später nur als Titel gegeben. Vom 12. October 1428 wurde Orléans von den Engländern belagert, aber am 8. Mai 1429 von Jeanne d'Arc, die deshalb die „Jungfrau von Orléans" genannt wurde, befreit.

Im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts lag Frankreich schwer darnieder. König Karl VI. aus dem Hause Valois (1388—1422), welcher bei seinem Regierungsantritt erst zwölf Jahre alt war, wurde schon nach wenigen Jahren geistesschwach, und um die Regentschaft des Reiches stritten sich sein Oheim, der Herzog Philipp von Burgund, und sein Bruder, der Herzog Louis von Orléans. Weder der natürliche Tod des ersteren, 1404, noch die Ermordung des letzteren, 1407, beendeten den Streit; vielmehr kam es zwischen beiden Parteien zu den blutigsten Kämpfen. Philipp's Sohn, Johann der Unerschrockene von Burgund, rief schließlich, als der Dauphin Karl, welcher später Karl VII. wurde, alle Kräfte des Staates gegen ihn aufbot, den Beistand der Engländer an, welche damals unter der Herrschaft des hochbegabten kriegerischen Königs Heinrich V. standen, dessen jugendlichen Muthwillen und Leichtsinn, wie seinen Seelenadel und seine Heldengröße der britische Dichter Shakespeare so meisterhaft gezeichnet hat. Dieser ritterliche Fürst schlug das dreifach überlegene französische Heer bei Azincourt, nordwärts von der Somme, worauf er in den nächsten Jahren, durch Johann von Burgund und die mit diesem im Bunde stehende Königin Isabeau, Karl VI. Gemahlin, unterstützt, Paris selbst in seine Gewalt brachte. Johann ward aber bei einer Zusammenkunft mit dem Dauphin von einer Brücke zu Montereau in die Yonne gestürzt, wobei er seinen Tod fand. Dies bewog seinen Sohn Philipp den Guten und Königin Isabeau sich an Heinrich V. von England anzuschließen, ihn und seine Nachkommen als Erben des französischen Reiches anzuerkennen und dem Dauphin das Recht der Thronfolge durch Parlamentsbeschluß entziehen zu lassen. Durch den Vertrag von Troyes, den sogar der geistesverwirrte Karl VI. unterzeichnen mußte und Stände, Universität und Parlament anerkannten, erhielt der englische König mit der Hand der französischen Königstochter die Regentschaft und die Anwartschaft auf die Thronfolge in Frankreich. Nun kam Heinrich V. mit burgundischer Hülfe bald in den Besitz alles Landes nordwärts von der Loire, indeß der Dauphin unthätig in Tours weilte. Das Volk begrüßte den fremden Herrscher, von dem es seine Freiheit erwartete, mit Jubel und unterwarf sich ohne Murren allen Geldforderungen; der politischen Selbständigkeit ward in jenen Tagen noch nicht gedacht. Allein mitten in seiner Heldenlaufbahn wurde

Digitized by Google

Heinrich V. im Sommer 1422 durch einen frühen Tod hinweggerafft und wenige Monate später, im October, folgte ihm auch der geisteskranke Karl VI. in das Grab, worauf der Dauphin als Karl VII. den Königstitel annahm. Nun erklärten aber die Engländer und ihr Anhang den neuen, kaum einjährigen König Heinrich VI. von England zum rechtmäßigen Herrscher von Frankreich, für welchen einstweilen dessen tapferer Oheim Bedford den Kampf gegen den vergnügungssüchtigen, schwachen Karl VII. erfolgreich weiter führte. Nur Orléans, der wichtigste Uebergangspunkt an der Loire, gleichsam der Schlüssel zum südlichen Frankreich, leistete der Belagerung hartnäckigen Widerstand. An diese Stadt war Frankreichs Schicksal gebunden. Karl VII. aber, dem die Noth seines Reiches so wenig zu Herzen ging, daß er sich nicht einmal in seinen Lustbarkeiten stören ließ, sondern üppige Tanzfeste hielt, dachte schon an die Verlegung seines Hofes in das Dauphiné, ja sogar an Flucht nach Schottland oder Kastilien und war schon entschlossen, der Uebermacht der Feinde seine wichtigste Stadt zu opfern, als ganz plötzlich und unerwartet ein Ereigniß eintrat, welches diese schreckliche Krisis zum Guten wendete.

Dieses Ereigniß war das Auftreten Johanna's, genannt die Jungfrau von Orléans (Pucelle d'Orléans). Als die Tochter einfachen Landleute am 6. Januar 1412 zu Domrémy geboren, wo wir schon ihr Geburtshaus kennen lernten, war sie in stiller Ländlichkeit aufgewachsen und hütete in ihrer Jugend die Schafe und Pferde ihres Vaters. Sie konnte nähen und spinnen, aber weder lesen noch schreiben; die jämmerliche Lage ihres Vaterlandes und die Noth, sowie das Elend des Volkes begriff sie sehr wohl. Männlicher Geist und glühender Patriotismus beseelten sie, ungewöhnlicher Ernst und schwärmerische Religiosität erfüllten sie von frühester Jugend; schon seit ihrem dreizehnten Jahre glaubte sie bei ihren religiösen Uebungen zuweilen Stimmen vom Himmel zu vernehmen, welche sie zur Tugend und Frömmigkeit ermahnten. Schon damals gelobte sie zeitlebens Jungfrau zu bleiben. Nun begeisterte das Unglück Frankreichs die siebzehnjährige Schwärmerin für die Befreiung ihres Vaterlandes, wozu sie noch durch Erscheinungen der heiligen Maria ermuntert worden zu sein behauptete. Sie ging im Februar 1429 zum Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, und offenbarte demselben ihre Erscheinungen; doch dieser entließ sie als irrsinnig, und erst das dritte Mal schickte er sie mit Empfehlungsschreiben nach Chinon an den König, welcher sich endlich ihrem Begehren willig finden ließ. „Johanna war von schlanker, kräftiger Gestalt", sagt ein neuerer Schriftsteller; „ihr Gesicht erhielt erst in den Augenblicken innerer Bewegung einen schönen Ausdruck, ihre Züge verklärten sich dann und ihre Aufregung entlockte ihr ebenso leicht Thränen als freudiges Lächeln. Sie gefiel sich in schimmernder Stahlrüstung und auf feurigem Rosse. Ueber den Panzer warf sie eine kurze Blouse und den langen offenen Faltenrock, wie ihn die Männer damals trugen. Einen Helm auf dem Haupte, umgürtet mit dem Schwerte aus der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois, das mit Lilien besäete Panier mit dem Bilde der heiligen Jungfrau schwingend, zog sie dem Heere voran und weckte durch ihre gottbegeisterten Reden „die Religion des Königthume" in den Massen. Sie hatte eine sanfte, einnehmende Stimme. Sie sprach wenig, ihre Rede war schlicht und bestimmt und selbst in erhöhter Stimmung schmucklos." In jeder Lage flößte sie Allen, die ihr nahten, eine Ehrfurcht ein, die sie vor Zudringlichkeit schützte. Sie brachte oft manche Tage zu Pferde und ganze Nächte in der Rüstung zu. Bei dem Heere führte sie Zucht und Ordnung ein und hielt auf ehrliche Kriegführung; den König ermahnte sie, nach den Grundsätzen des heiligen Ludwig zu regieren, die Städte schützte sie in ihren Gerechtsamen, das Volk vor Willkür und Bedrückung. Alle, die mit Johanna in Orléans lagen, haben ihre politische Einsicht bewundert, die aus der ihr angeborenen freien Anschauung, aus ihrem bei aller Begeisterung nüchternen Verstande entsprang. Und was der Verstand ihr eingab, das wußte sie mit dem Muthe gläubigen Vertrauens zu vertreten. Außer dem Glauben ihrer göttlichen Sendung trug sich die Menge noch mit vielen Sagen von ihrer Wunderkraft und erwies ihr abgöttische Verehrung. Der Glaube an ihre höhere Sendung flößte den Franzosen Muth und Selbstvertrauen, den Feinden Furcht und Zagen ein. Wirklich siegten in ihrer Anwesenheit die französischen Heerführer über die Engländer. Am 29. April 1429 — so lange hatte man gezögert — ließ man Johanna mit 10,000 Mann von Blois nach Orléans abgehen, welches vom Grafen Dubois vertheidigt wurde, und schon am 8. Mai mußten die Engländer die Belagerung aufheben. Am 18. Juni siegte die Jungfrau bei Patay und führte den König nach Reims, wo er am 17. Juli gekrönt wurde. Am 8. September wurde sie beim Sturm auf Paris am Schenkel schwer verwundet, in Bourges aber, wohin sich

Digitized by Google

der König zurückgezogen hatte, ſammt ihrer ganzen Familie unter dem Namen Jeanne d'Arc in den Adelſtand erhoben, ihrem Heimathsörtchen Domrémy auf ewige Zeiten die von ihr erbetene Steuerfreiheit verliehen. Als die Engländer neue Kräfte geſammelt und mit dem verbündeten Herzoge von Burgund Compiègne belagerten, warf ſich Johanna in dieſen Platz, wurde aber am 23. Mai 1430 bei einem Ausfall von den Burgundern gefangen. Anfangs ſaß ſie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir, und hier ſprang ſie, als ſie hörte, daß ſie den Engländern ausgeliefert werden ſolle, von einem Thurme herab, blieb jedoch, von dem Falle ſchwer verletzt, liegen, und wurde um einen hohen Preis den Engländern in Rouen ausgeliefert, welche ſie vor das geiſtliche

Die Kathedrale von Orléans.

Gericht ſtellten. Der Biſchof von Beauvais, Pièrre Cauchon, ein Freund der Engländer, leitete gegen ſie den Proceß wegen Zauberei und Hexerei ein. Nach langem inquiſitoriſchen Verfahren ließ ſie ſich zum Widerruf ihres Irrglaubens bewegen. In einer feierlichen Sitzung auf öffentlichem Platze in Rouen entſagte ſie in einer kurzen Abſchwörungsformel ihrem bisherigen Glauben und Thun, bekannte gegen die heilige Schrift und die Satzungen der Kirche gefehlt, Viſionen erheuchelt, wider göttliches Gebot die Waffen ergriffen und männliche Kleider getragen zu haben. Darauf wurde ſie zu ewiger Haft bei Waſſer und Brod verurtheilt. Aber dieſer Spruch war dem engliſchen Volke und dem Regenten nicht genügend. Man ſuchte ſie zu beſtricken und zu Fall zu bringen. Rohe Wächter nöthigten ſie im Gefängniß Männerkleider anzulegen. Darüber betroffen,

Digitized by Google

wurde sie des Rückfalles zur Ketzerei schuldig befunden und im Januar 1431 zum Flammentode verurtheilt, den sie am 30. Mai in Rouen erlitt. Karl VII. that nichts, um sie zu retten. Sie starb mit demselben Heldenmuthe, den sie auf dem Schlachtfelde bewährt hatte, und in dem festen Glauben an ihre göttliche Sendung; noch aus den Flammen heraus ertönte ihr Bekenntniß zu ihrem Glauben. Ihre Begeisterung, Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung hatten indeß ähnliche Gefühle in den Truppen erweckt und Kriegsmuth und Kraft erzeugt; daher verblieb ihnen von nun an auch nach Johanna's Gefangennahme der Sieg, besonders unter der Führung des tapfern Dunois, Bastards von Orléans, und die englischen Heere verloren eine Provinz um die andere. Die heilige Verehrung, worin der gefallne König in Frankreich von jeher gestanden, war wieder erwacht und dies war das Werk der Jungfrau von Orléans. Im Jahre 1450 ließ auf Ansuchen der Angehörigen und auf Instanz des Papstes Kalixtus III. König Karl VII. die Revision ihres Processes vom Erzbischof von Reims, den Bischöfen von Paris und Coutances vornehmen, die nach sechsjährigen Untersuchungen und Verhören das Resultat ergab, daß man die gegen sie erhobene Anklage für unbegründet und sie selbst für schuldlos hingemordet erklärte. Man war jetzt nach Kräften bemüht, die Blutthat zu sühnen. Das Andenken Johanna's wurde durch eine feierliche Procession geehrt, und zu Domrémy, Versailles, Rouen und Orléans errichtete ihr die dankbare Nachwelt Standbilder. Jenes, welches sich auf der Place du Martroi zu Orléans erhebt, ist eine Reiterstatue aus Bronze, von Foyatier.

Das heutige Orléans, eine Stadt mit 58,000 Einwohnern, bietet, trotz einiger alten und schlecht gebauten Theile, im Allgemeinen einen schönen Anblick, ist aber wenig belebt. Ueber die Loire, an deren rechtem, nördlichen Ufer die Stadt sich ausbreitet, führt eine schöne, 333 m lange Brücke. Die alten Festungswälle sind auch hier in Boulevards verwandelt und mit vier, ja selbst sechs Reihen Bäumen bepflanzt. Die früher engen und gewundenen Straßen werden in neuerer Zeit bedeutend verschönert; besonders schön ist die große Rue Bannier, die in den Mittelpunkt der Stadt und die große Rue Jeanne d'Arc, welche direct zur Kathedrale Ste. Croix führt, einer Kirche von modernem Bau, obgleich im Allgemeinen im Charakter des Spitzbogenstyles gehalten. Sie steht auf dem Platze einer früheren, die 1567 von den Hugenotten verwüstet wurde und von der nur einige Theile der Chorhaube erhalten sind; sie ist in den Jahren 1601—1829 im Styl der tertiären Gothik erbaut worden und nimmt trotz vieler Fehler einen hervorragenden Platz unter den französischen Bauwerken ein. Aus einiger Entfernung gesehen, macht sie einen edlen, großen Eindruck. Ihre Dimensionen (148 m Länge), die schlanke, 1859 wieder erbaute Thurmspitze in der Mitte, die eigenthümlichen, 87 m hohen, spitzenlosen Thürme des Portals, die Eleganz und Mannichfaltigkeit der Gallerien u. s. w., alles dies trägt zu einem pittoresken Gesammtbild bei. Außer zahlreichen Renaissancehäusern verdienen in Orléans noch Erwähnung die unvollendet gebliebene Kirche St. Aignan, die Kirche St. Euverte aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert und Notre Dame de Recouvrance aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, worin moderne Freskogemälde gesehen zu werden verdienen, endlich das Rathhaus, ein hübsches Gebäude aus Bruch- und Ziegelsteinen, 1530 in vlamändischen Styl erbaut und 1850 restaurirt und vergrößert. In demselben starb 1560 König Franz II.; als Rathhaus dient es erst seit 1790. Orléans besitzt ferner eine Universität, Akademie der Künste und Wissenschaften, einen botanischen Garten, ein Kunst- und Alterthumsmuseum, sowie eine ansehnliche Bibliothek. Der Handel war sonst bedeutender, die Industrie ist aber heute noch sehr entwickelt; sie umfaßt Zuckerraffinerien, Fabrikation von Bonneterie, Woll- und Baumwolldecken, feinen Tüchern und Flanellen, sowie feine Spinnereien.

Etwa acht Stunden stromabwärts von Orléans liegt das pittoreske Städtchen Beaugency mit einem gewaltigen, weithin sichtbaren Thurm aus dem elften Jahrhundert, von dem aber das Volk, romanischen Baustyl mit römischem verwechselnd, steif und fest glaubt, Julius Cäsar habe ihn erbaut, weshalb er auch la Tour de César genannt wird. Aber es giebt noch viel ältere Dinge in nächster Nähe der Stadt, die zum Theil ihr mittelalterliches Aussehen bewahrt hat: alte Keltensteine, von denen sich das Volk Wunder erzählt. Da ist ein sogenannter Wendelstein, der dreht sich alljährlich in der Weihnacht um sich selbst herum, aber so

Digitized by Google

ſchnell, daß Niemand das Drehen ſieht. Im Jahre 1822 grub ein Winzer unter dem Steine nach Schätzen; er fand Menſchenknochen mit einer römiſchen Münze, tiefer darunter lagen wieder Knochen; das war das erſte Keltengrab, Jahrhunderte nachher hatte ſich ein Gallorömer, der vermuthlich an dem nun verdrängten Keltenglauben hing, über ſeinem Urahnen begraben laſſen. Nicht zu ferne davon, bei dem Dorfe Tavers, ſteht in dem Gehege Guignes, wo ein Wein wächſt, der ſich mit Burgunder meſſen kann, nahe bei der Meierei Ver ein „Dolmen“, wie man die aus einer über geradſtehende Steine gelegten Steintafel beſtehenden Grabſtätten der Vorzeit nennt. Die große Steintafel iſt zerbrochen und hat einige der acht Träger mit ſich geriſſen, zwiſchen die Steintrümmer hindurch iſt eine Ulme gewachſen und beſchattet die Ruheſtätte des alten Keltenhäuptlings. Die Stätte muß lange für heilig gegolten haben, ſonſt hätten die chriſtlichen Sendboten nicht

Beaugency.

hart bei dem Grabmal eine Kapelle des heiligen Antonius gebaut; ſie geben damit der heidniſchen Andacht eine chriſtliche Richtung. Die Wahl des Heiligen iſt nicht ſo unbedacht; der heilige Antonius hat in der Legende immer ein Schwein bei ſich, das Schwein aber iſt das echte keltiſche Hausthier. Wenn man durch das Gitter der Kapelle ein paar kleine Münzen wirft, erlangt man nach der Volksmeinung alle verlorenen oder geſtohlenen Gegenſtände wieder.

Am Fuße der kleinen Anhöhe, worauf der Dolmen ſteht, rinnen mehrere klare Quellen, von denen die eine ſogar Wunder bewirken ſoll, und weiter drunten im lachenden Thale rauſcht die „prächtig ſtrömende“ Loire, welche nur wenig unterhalb Beaugency mit ſeinen reichen Weinpflanzungen in das Departement des Loir-und-Cher übertritt. Es iſt dies eine einförmige Ebene, nur von Weinhügeln unterbrochen, nördlich von der Loire fruchtbarer als im Süden, wo noch ein Theil der troſtloſen Sologne hereinragt und drei Viertel des Bodens mit Sümpfen, Haiden und Wäldern bedeckt ſind. Die Wälder, von denen jene von Blois, Ruſſy, Boulogne, Marchenoir, Bruadan und Fréteval die bedeutendſten ſind, nehmen ein Sechſtel des Departements

Digitized by Google

ein. Doch erzeugt dieses Getreide über den Bedarf, Früchte und Gemüse aller Art, viel Hanf und Bauholz. Schafe und Geflügel sind in Menge vorhanden, Torfstiche und auch Eisenlager werden reichlich ausgebeutet, während Feuersteine, die namentlich bei St. Aignan und Romorantin gewonnen werden, ein Handelsartikel sind. Nur den nordwestlichen Theil des Departements durchfließt der Loir in meist engem Bett, und an ihm, dort wo er sich in acht Kanäle theilt, erhebt sich in 84 m Meereshöhe die hübsche, aber malte Stadt Vendôme mit einem der schönsten Collèges in Frankreich. Vendôme, das alte Vendocinum und spätere Hauptstadt der Grafschaft Vendômois, besitzt fünf Kirchen, darunter jene der Trinité mit schönem, 80 m hohem Thurm besonders bemerkenswerth ist, dann nebst anderen modernen Gebäuden, schöne Ruinen des hohen Schlosses der

Das Stadthaus in Vendôme.

Grafen und Herzoge von Vendome. Von den Zinnen desselben, in welchem jetzt das Rathhaus untergebracht ist, genießt man eine prächtige Aussicht über die Landschaft.

Der Chefsieu des Departements ist die ehemalige Hauptstadt des Blaisois, das 21.000 Einwohner zählende Blois, welches sich amphitheatralisch am rechten Ufer der Loire erhebt. Sie ist in die Ober- und Niederstadt getheilt; der obere Theil, der älteste, ist schlecht gebaut, aber pittoresk; viele Straßen werden von Treppen gebildet; der untere Theil besteht besonders aus einem Quai längs des Stromes, über der eine 305 m lange, über 11 Bogen gespannte und 1717 gebaute steinerne Brücke zur Vorstadt Vienne hinüberführt. Blois besitzt noch eine Anzahl Herren- und Patrizierhäuser aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert von großem baulichen Interesse, sowie alte Holzhäuser in der Rue St. Lubin. Von seiner Kathedrale in der oberen Stadt ist zu melden, daß dieselbe 1678 von Manjard in verdorbenem gothischen Style neu erbaut ward. Die größte Merkwürdigkeit von Blois ist unstreitig das auf einer Anhöhe liegende und weithin sichtbare Schloß, eines der interessantesten in Frankreich, im Mittelalter eine feudale Festung, seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein glänzender Königssitz, später, in unseren Tagen die räucherige Kaserne eines Infanteriebataillons.

Digitized by Google

Blois.

Digitized by Google

Ueber dem mächtigen einfachen Portale befindet ſich eine große bis unter das Dach reichende Niſche in gothiſchem Style, reich verziert; ſie enthielt einſt die Bildſäule des Königs Ludwig XII. zu Pferde. Die verſchiedenen anderen Theile dieſes weitläufigen Palaſtes ſind nicht nur in anderem, ſondern ſelbſt einzelne Abtheilungen in verſchiedenem Style erbaut und ſogar unregelmäßig angehängt, ſo daß der Eindruck, welchen das Ganze auf den Beſchauer macht, durchaus kein wohlthuender iſt. Der älteſte Theil des Schloſſes ſtammt aus dem elften Jahrhundert von den Grafen von Blois; den öſtlichen Theil erbauten die Herzoge von Chatillon und Champagne — nur ein dicker Thurm iſt noch davon übrig; die Façade im Weſten baute Ludwig XII., die nördliche Franz I. An der Morgenſeite iſt ein theils neues, theils altes Gebäude angehängt. Darin iſt die Salle des Etats, der Verſammlungsſaal der berühmten Stände von Blois, welche ſich beſonders im Jahre 1338

Das Schloß Blois.

hiſtoriſch bemerklich machten. Im Schloſſe von Blois hat man drei Kunſtepochen vor ſich, die mauriſche, Renaiſſance und Rococo. Blois wurde 1793 arg zerſtört und geplündert, dann recht vernachläſſigt. Napoleon I. ſchenkte das Schloß der Stadt, die es neu herrichten ließ. Eine jammervolle, ſchaurige Vergangenheit hat daſſelbe. Hier ward 1462 Ludwig XII. geboren, hier 1498 zum König proclamirt. Sein Wappen mit dem Stachelſchwein und der Deviſe Qui s'y frotte, s'y pique iſt häufig in den Ornamenten des Schloſſes zu ſehen. Diejenige, welche Blois in der Weltgeſchichte zu einem Schreckbild machte durch die Ermordung der Guiſen, war Katharina von Medicis, die Gemahlin Heinrichs II. und Mutter Heinrichs III. Die Räume, die ſie bewohnte, beſonders la Salle des Gardes de la reine, ſind prachtvoll. Ringsum an den Wänden iſt altes Tafelwerk mit geheimen Fächern. Die Säle und Gemächer des Schloſſes haben ſämmtlich ſchöne rieſige Kamine, Plafonds von Eichenbalken, Panneaux und Holztäfelung an den Wänden. Vieles iſt ſehr ſchadhaft, aber das, was dem Vandalismus trotzte, iſt der ſchönſte Raum im Schloſſe, die ſchon genannte Salle des Etats, ſehr hoch und gewölbt, wodurch er prachtvoll ausſieht, in mauriſchem Style, reich verziert und vergoldet, blau und roth,

Digitized by Google

mit ſechs großen Marmorſäulen, die die Wölbung tragen. Ein ungeheurer Kamin aus Marmor ſteht in der Mitte der Wand. An einer anderen Stelle des Schloſſes gelangt man durch eine geheime enge, düſtere Wendeltreppe in die ouliettes, Zellen und Gefängniſſe, in welchen diejenigen eingekerkert wurden, die nie wieder das Tageslicht erblicken ſollten. Katharina von Mediciś ſtarb im Schloſſe von Blois bald nach der Ermordung der Guiſen, und nach ihrem Tode ward daſſelbe verlaſſen; es ſchien, als hätten die letzten Blutthaten einen unheimlichen Schauer über den Ort geworfen, welcher bislang der Schauplatz großartiger Hoffeſte geweſen. Von nun an ſandte man nur Staatsgefangene oder internirte Prinzen nach Blois. Die Commission des monuments historiques thut gegenwärtig ſehr viel zur Herſtellung des alten Prachtbaues. Die Ausſicht vom Schloß aus iſt wunderbar ſchön, man überſieht das ganze Thal, die Hügelketten, die Flüſſe Loire und Aron.

Das Schloß Chambord.

Blois iſt eine der am angenehmſten gelegenen Städte, die vielleicht ſchon vor Eindringen der Römer vorhanden geweſen, und ihre Umgebung ladet zu zahlreichen lohnenden Ausflügen ein. Beſonders ſehenswerth ſind darin die beiden Schlöſſer von Chambord und Chaumont. Das Schloß von Chambord auf dem linken Ufer der Loire und an deren Nebenfluſſe Coſſon ſteht inmitten eines Wildparkes, d. h. eines Waldes, der 5500 ha groß iſt, in welchem drei Dörfer liegen und der 400 Seelen faßt. Der ganze Beſitz iſt von einer ungeheuren, an 56—60 km langen Mauer umgeben und gleicht einem für ſich abgeſperrten Reich. Der erſte Anblick des Schloſſes iſt großartig. „Wenn es“, ſchreibt M. von Thébiage in ſeiner Geſchichte der berühmteſten Schlöſſer, — „in Frankreich ein Gebäude giebt, das jenen herrlichen mauriſchen Palaſten, wie Spanien einen in ſeiner Alhambra beſitzt, zu vergleichen iſt, ſo iſt dies ohne Widerrede das Schloß Chambord, dieſer ſo geräumige und von den Königen Frankreichs ſo oft bewohnte Palaſt mit ſeinem ungeheuren Park, der abwechſelnden ſchönen Umgegend, mit dem für jede Art von Jagd ſo günſtigen Terrain, den unermeßlichen Waldungen, hundertjährigen Bäumen, breiten Alleen und verborgenen Fußpfaden. Wenn man auf der Anhöhe

Digitized by Google

vor Blois sieht, so erblickt man diesen grandiosen Fürstenbau mit seinen Domen, Donjons, Thürmchen und Terrassen, mit den mannichfaltigen Formen des Renaissancestiles, Formen, die weder ganz germanisch, noch griechisch oder römisch sind, die aber durch ihre Eigenthümlichkeit eine Epoche bezeichnen, welche zwischen der Barbarei und der Civilisation unserer Tage mitten inne steht. Das Hauptgebäude des Schlosses erinnert allerdings durch seine vier starken Thürme an die unförmlichen oder vielmehr festen Steinmassen des zwölften Jahrhunderts, aber die prächtigen Gallerien, welche der Façade größere Ausdehnung gaben, verleihen dem Schlosse ein elegantes Aeußere, wie es vor der Renaissancezeit nicht bekannt war. Man könnte Bände füllen, wollte man die Geschichte dieser ebenso zarten als imposanten Architektur genügend schildern. Alle möglichen Ornamente und Verzierungen sind hier mit verschwenderischem Ueberfluß gehäufelt worden." Besonders zierlich nehmen sich die vielen Rauchfänge aus, die in graziösen, kokketten Renaissancestyl aufgeführt, eine Zierde des Schlosses bilden. Ueber der Mitte des Riesenbaues ragt die sogenannte „Lanterne" empor, mit der Lilie und Krone auf ihrer Spitze. Um die Lanterne herum laufen auf der Höhe des Schlosses Terrassen, die sich in vier Riesenflügel theilen, ein Malteserkreuz bildend. Ein berühmtes Kunstwerk in Chambord ist die Steintreppe; sie windet sich in zwei Spiralen zierlich in einem durchbrochenen Thurm im Innern des Schlosses, der allerhand Fenster, Lücken und Verzierungen hat, aufwärts und endet in der Lanterne. Es können zwei Personen zugleich die Treppe ersteigen, ohne sich zu sehen; nur bei jedem Stockwerke begegnet man sich einmal oder winkt sich zu durch die Guckfenster. Die Lanterne hat oben auf der Spitze ein à-jour-Cabinet ganz in Gold. Eine herrliche Fernsicht bietet sich von da aus; man sieht über den ganzen Besitz und weiter bis nach dem 14 km entfernten Blois. Gebaut wurde dieses herrliche Schloß von Franz I., und zwar begann er den Bau 1523 nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Spanien und beschäftigte zehn Jahre unausgesetzt 1800 Arbeiter dabei. Die innere Ausschmückung wurde erst unter seinen Nachfolgern beendet. Die Könige von Frankreich schlugen häufig für einige Sommer- oder Herbstmonate die Residenz im Schlosse Chambord auf, das mit seinen 440 Zimmern und Sälen, seinen Stallungen für 1200 Pferde allerdings zahlreiche Gäste beherbergen konnte. Die Glanzzeit des Schlosses war die Regierungsperiode des prachtliebenden Ludwig XIV., der hier dem Hofe und seinen Gästen großartige Feste gab. Ludwig XV. schenkte das Schloß dem Marschall Moritz, Grafen von Sachsen, welcher sich aber nur zwei Jahre des schönen Besitzes erfreuen konnte, denn der Tod ereilte ihn am 30. November 1750. Im Jahre 1792 theilte Chambord das Schicksal so vieler Herrschaftsschlösser in Frankreich; es wurde von dem revolutionären Pöbelhaufen geplündert. Der Nationalkonvent erklärte aber, wie alle königlichen Besitzungen und die Domänen der Emigranten, so auch Chambord als Nationaleigenthum. Napoleon I. schenkte 1809 das Schloß dem General Berthier, von dessen Wittwe es eine Gesellschaft von Legitimisten 1821 für 1,850,000 Franken kaufte und dem damals erst ungefähr ein Jahr alten Herzog Heinrich von Bordeaux verehrte, der später auch den Titel eines Grafen von Chambord annahm, unter welchem er im Exile zu Frohsdorf in Niederösterreich am 24. August 1883 gestorben ist. Gegenwärtig wird fleißig am Schlosse renovirt, Millionen gehören aber dazu, es in der früheren Pracht wieder herzustellen.

Loire abwärts von Blois liegt das Dorf Chaumont, wo eine große auf fünf Pfeilern ruhende Kettenbrücke den Strom überspannt; 2 km davon liegt auf dem Gipfel eines Hügels das jetzt dem Herzog von Broglie gehörende Schloß Chaumont und steht noch unverändert da, wie es einst im Mittelalter stolz in's weite Thal schaute. Ein schöner Park mit geschmackvollen Anlagen und von Katharina von Medicis gepflanzten Eichen umgiebt das von vier starken Thürmen flankirte Schloß. Das Schloß hat einen sehr schönen Hof mit Arkaden und eine große Terrasse mit wundervoller Aussicht über das Loiregebiet, die mit jener von St. Germain-en-Laye verglichen wird. Viele Erker und kleinere Thürme sind am Schlosse, dessen sehenswerthes Innere sehr stylvoll eingerichtet ist. Chaumont wird als Burg und zwar speciell als Behausung arger Raubritter schon im Jahre 900, dann 1000 und 1100 genannt — dreimal wurde es zerstört. Im Jahre 1459 baute George d'Amboise auf den Trümmern der alten Burg das Schloß, das wir heute sehen. Von Antoinette d'Amboise kaufte es Katharina von Medicis und gab es nach Heinrichs II. Tode Diana von Poitiers als Ersatz für das schöne Chenonceaux. Während der Revolution erlitt Chaumont keine Zerstörung, weshalb denn auch so Vieles dort intact erhalten geblieben ist.

Digitized by Google

Schloß Châteaubrun bei Cyuzon.

Berry und Touraine.

Wenn wir die öde Sologne südwärts durchkreuzen, ſo gelangen wir an die Ufer des Cher, eines Fluſſes, welcher im Departement der Creuſe hart an den Grenzen der Auvergne ſeinen Urſprung nimmt und in ſeinem Laufe einen merkwürdigen Parallelismus zum Allier und ſpäter zur Loire bekundet, in welche er bei Tours ſich ergießt. Nach ihm, den man gewiſſermaßen als eine Miniaturausgabe der Loire betrachten könnte, hat das Departement Cher ſeinen Namen, welches aus einem Theile des Bourbonnais und dem ehemaligen Ober-Berry gebildet wird. Das geſammte Berry oder Berri, ein ehemaliges Lehensherzogthum, an die uns ſchon bekannten Landſchaften des Bourbonnais, Nivernais und Blésois ſtoßend, zerfiel in das Ober- und Unter-Berry, welche gegenwärtig die Departements Cher und Indre ausmachen, zu den Römerzeiten aber von dem bedeutenden keltiſchen Volke der Bituriger bewohnt waren. Aus dem alten Namen des Landes, Bituriea, iſt wohl das ſpätere Berry entſtanden. Es war der von ſeinen Brücken, den Bituriges Vibisci an der Garonne, getrennt lebende Stamm der Bituriges Cubi, welcher den im Norden und Oſten vom Liger, d. i. der Loire begrenzten Landſtrich inne hatten. Im Galliſchen Kriege, 52 v. Chr., verbrannten die Bituriger ihre Städte und zogen ſich nach dem befeſtigten Avarieum, dem jetzigen Bourges, welches Cäſar jedoch eroberte und verbrannte. Im Jahre 475 unſerer Zeitrechnung kam das Land an die Weſtgothen, unter Chlodowech aber an die Franken, welche es durch Grafen beherrſchen ließen, dann an die Karolinger; ſeit 917 wurde es durch eigene, an Burgund lehenspflichtige Vicomtes regiert, deren letzter, Eudo

Digitized by Google

Arpin, Berry an den König Philipp I. von Frankreich verkaufte. Nun war Berry oft Apanage nachgeborner Prinzen und ward 1360 von Johann zum Herzogthum erhoben. Dieser und mehrere spätere Prinzen führten den Namen eines Herzogs von Berry. Das Land, mit 14,3379 qkm, etwa so groß wie der preußische Regierungsbezirk Cöslin, umfaßt einen Theil der unfruchtbaren Sologne, auch hier ein flaches, sandiges Hügelland mit Sümpfen und Teichen, im Nordosten aber das mit Höhen und Thälern bedeckte Sancerrais, welches nach der Loire hin von größter Fruchtbarkeit ist. Auch in der Mitte des Ober-Berry, im Pays Fort, Pays de Bois-Belle und Pays de la Forêt ist längs des Cher und seines linksseitigen Nebenflusses Arnon fruchtbarer Boden, besonders an Hanf. Die wichtigsten Hülfsquellen des Landes sind aber nebst den ausgedehnten Waldungen die zahlreichen Eisenwerke, die blühende Rinder- und hauptsächlich Schafzucht, endlich die Chablis

Die Kathedrale von Bourges.

genannten, sehr geschätzten Weißweine. Unter-Berry, d. h. der Haupttheil des westlich angrenzenden Indre-Departements, umfaßt die Champagne Berrichonne (Bazelle), das Bois-chaud, nämlich Fromentol, Boussacois und die Terres de la Brosse, dann einen Theil der Landschaft Ureune, deren große flache Wassermassen im Sommer verderblich werden. Auch rechts vom Indre, gleich dem Cher ein linksseitiger Tributär der Loire, in welche er kurz unterhalb des Cher mündet, breiten sich schädliche Teiche und Moräste aus. Das übrige Land ist meist sandig, liefert aber Getreide über das Bedürfniß, und die Hälfte des gewonnenen aber mittelmäßigen Weines kommt in den Handel. Auch in Unter-Berry zieht man viel Schafe, Gänse, Truthühner und gewinnt man Eisen in ansehnlicher Menge.

Die wichtigste und auch der Volkszahl nach bedeutendste Stadt in Berry ist die jetzige Hauptstadt des Cher-Departements, **Bourges**, das alte Avaricum, welches durch die Umgebung vom Flusse Avara, des jetzigen Auron, und von Sümpfen der festeste Platz der Cubischen Beturiger war. Die Stadt, welche gegenwärtig über 40,000 Einwohner zählt, und fast genau im Mittelpunkte von Frankreich sich befindet, erhebt sich

Digitized by Google

in 155 m recht freundlich an den Gehängen eines Hügels, an der Vereinigung der Flüßchen Auron, Yèvre und Yèvrette. Die alten Wälle ſind, wie faſt überall, zu Promenaden geworden. Das Innere der Stadt iſt aber eines der am ſchlechteſten gebauten in ganz Frankreich, mit zwar breiten und luftigen, aber krummen Straßen und niedrigen ſchlechten Giebelhäuſern, zwiſchen welchen ſich Gärten ausbreiten, ſo daß Bourges einen ſehr beträchtlichen Flächenraum einnimmt. Aber inmitten dieſer mangelhaften Umgebung erheben ſich mehrere hochintereſſante Denkmäler der Baukunſt, vor allen die dem heiligen Stephan geweihte Kathedrale, eine der ſchönſten in Europa, mit zwei Thürmen, deren ſüdlicher unvollendet geblieben, herrlich in ihren Verzierungen erhalten, ſo daß ſie eben erſt vollendet zu ſein ſcheint. Sie ward aber ſchon im dreizehnten Jahrhundert auf den Fundamenten einer älteren Baſilika erbaut. Die Notre-Dame- und die Saint-Bonnet Kirche ſtammen wohl

Der Juſtizpalaſt in Bourges.

aus den Jahren 1157 und 1250, ſind aber 1520 und 1510 neu aufgeführt worden. Bemerkenswerth iſt auch der erzbiſchöfliche Palaſt mit ſeinem von Le Nôtre entworfenen und dem Publikum geöffneten Garten; dagegen würde Niemand in dem heutigen Präfekturgebäude die Ueberreſte des alten Schloſſes der Herzoge von Berry vermuthen. Ein köſtliches Denkmal der Renaiſſancezeit iſt der Juſtizpalaſt, das frühere Wohnhaus des berühmten Finanzmannes Jaques Coeur, welcher in Bourges als Sohn eines Kürſchners das Licht der Welt erblickte und durch ſeine wechſelvollen Geſchicke ſich die Theilnahme aller Zeiten geſichert hat.

Das Geburtsjahr des ſeltenen Mannes ſteht nicht feſt, dürfte aber an das Ende des vierzehnten Jahrhunderts fallen. Wir hören von ihm zuerſt anläßlich einer Reiſe nach Syrien und Aegypten, auf welcher er 1432 Handelsbeziehungen anknüpfte und in Montpellier ein Kontor errichtete, welches das Privilegium erhielt, mit den Ungläubigen zu handeln. Damit erwarb Jaques Coeur bald einen ungeheuren Reichthum; er beſaß zwölf Schiffe auf dem Mittelländiſchen Meere nebſt 300 Agenten in dem Binnenlande ſowie in den Häfen, und verdiente mehr als alle Kaufleute in Frankreich zuſammengenommen. Im Jahre 1435 ward er Münzmeiſter

Digitized by Google

Bourges.

zu Bourges, 1436 zu Paris und ſtieg zum Range eines Finanzminiſters Königs Karl VII. empor, deſſen Finanzen er in Ordnung brachte, indem er Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, was damals unerhört war, als leitende Principien für die Finanzwirthſchaft aufſtellte. Coeur blieb auch lange in Gunſt bei dem ſchwachherzigen Monarchen, der ihn 1440 in den Adelſtand erhob und mit wichtigen Miſſionen nach Genua und Rom betraute. Der einſtige Kaufherr war jetzt ſo reich, daß er vier Heere beſolden konnte, mit denen Karl VII. die Normandie eroberte. Natürlich ſchuf ihm das zahlreiche Feinde und Neider, welche ihn endlich durch falſche Anklagen zu ſtürzen verſtanden. Er wurde 1453 zu 40,000 Thaler Strafe verurtheilt, ins Gefängniß geworfen, ſeine Güter wurden die Beute ſeiner Ankläger und ſeine Kinder geriethen in das größte Elend. Im Jahre 1455 floh er nach Marſaille und von da nach Rom, wo er beim Papſte Nikolaus V. gute Aufnahme fand. Das Jahr

Die Schloßruinen von Mehun-ſur-Yèvre.

darauf ernannte ihn Calixt III. zum Generalkapitän der Kirche gegen die Ungläubigen und gab ihm den Auftrag, mit einem Theile der päpſtlichen Flotte die von den Türken bedrohten griechiſchen Inſeln zu vertheidigen. Noch im nämlichen Jahre aber ſtarb Jaques Coeur am 25. November auf Chios. Karl VII. gab ſeinen beiden Söhnen einen kleinen Theil von Coeur's Gütern zurück, aber erſt Ludwig XI. brachte das Gedächtniß ſeines engeren Landsmannes wieder zu Ehren. Wie Coeur, deſſen Bronceſtandbild jetzt einen der Plätze der Stadt ſchmückt, war nämlich auch Ludwig XI. zu Bourges geboren, und dieſer Fürſt war es, welcher 1464 in ſeiner Vaterſtadt eine Univerſität ſtiftete. Das heutige Bourges iſt ſtolz auf ſeine Muſeen, Sammlungen und gelehrten Geſellſchaften, verſchmäht aber auch nicht die Induſtrie, namentlich die Erzeugung von Wollwaaren, und treibt lebhaften Handel mit Getreide, Hanf, Häuten und Holz. Die Wollinduſtrie blüht auch in dem nahen Städtchen Mehun-ſur-Yevre, welches nebenbei auch noch Leinwand und Porzellan fabriciert und inmitten von Weinbergen und ſchönen Wieſen liegt. Doch würden wir dieſerhalb deſſelben an dieſer Stelle wohl nicht gedenken, wäre Méhun nicht ein Lieblingsaufenthalt Königs Karl VII. geweſen, mit welchem für Frankreich das Mittelalter ſeinen

Digitized by Google

Abſchluß findet. Karl VII. ließ dort ein von ſeinem Großoheim, Herzog Johann von Berry, begonnenes Schloß vollenden, deſſen Herrlichkeit der Ausſtattung wie Pracht der Lage von den Zeitgenoſſen ungemein geprieſen wird. In dieſem Bau war es auch, daß der wankelmüthige König, nachdem die Anſchläge ſeines Sohnes und Nachfolgers, Ludwigs XI. in ihm die Furcht vor Bergiftung hervorgerufen und er ſich längere Zeit des Eſſens enthalten, am 22. Juli 1461 verhungert aus dem Leben ſchied. Von dem ſtolzen Schloſſe ſind nur noch Ruinen zu ſehen.

Unter-Berry oder das Departement des Indre bietet nur wenig Bemerkenswerthes. Blos im äußerſten Süden verdient das aus dem zwölften Jahrhunderte ſtammende Schloß Chateaubrun im Thale der Creuſe und unfern von dem unbedeutenden Orte Eguzon Erwähnung. Ein Denkmal anderer Art, — wenn dieſer

Das Haus von George Sand in Nohant-Vicq.

Ausdruck hier ſtatthaft iſt — mag man in dem allerdings mehr einem Bürgerhauſe ähnelnden Schlöſſchen von Nohant-Vicq, 6 km nördlich von dem Städtchen La Châtre erblicken. Es war dies nämlich das Eigenthum der unter dem Namen George Sand bekannten franzöſiſchen Schriftſtellerin, welche hier viele Jahre ihres Lebens, zum Theil im intimſten Verhältniß mit Chopin, zubrachte und dort auch mehrere ihrer Werke ſchuf. In Nohant und Umgebung wiſſen die Leute wenig oder gar nichts von dem Wirken jener genialſten und hervorragendſten aller weiblichen Schriftſteller der Gegenwart, kümmerten ſich auch nicht um das Treiben der indirekt aus königlichem Blute ſtammenden Frau, welches nicht immer mit der landläufigen Zucht und Sitte in Einklang ſtand, ſondern erinnerten ſich, als die zweiundſiebzigjährige Greiſin inmitten ihrer Kinder und Enkel zu Nohant die Augen ſchloß, blos der unzähligen Wohlthaten, welche die bonne dame, wie der Volksmund ſie nannte, den Armen erwieſen hatte. Die bedeutendſte Stadt des Departements iſt zugleich deſſen Chefliеu Chateauroux, am linken Ufer des Indre in 158 m Seehöhe. Sie ward im zehnten Jahrhundert von Raoul de Déols gegründet, der hier ſein Schloß Chateau-Raoul baute, woraus der

Digitized by Google

Chateauroux.

Digitized by Google

heutige Name entſtanden iſt. Chateauroux, die Vaterſtadt des treuen Gefährten Napoléons I., Marſchall Bertrands, deſſen Bronzeſtatue eine der Promenaden ſchmückt, beſitzt 21 000 Einwohner, Tuch- und Tabakfabriken und liegt zwiſchen weiten Wieſen am Chemin de fer du centre. Iſſoudun, das uralte Uxellodunum, verdankt den Feuersbrünſten, die es wiederholt verheerten, daß ſein Ausſehen ſich immer freundlicher geſtaltet, ſich immer mehr modernisirt. Im Handel lange etwas zurückgeblieben, treibt es doch allerlei Induſtrie und Manufaktur. In ſeiner Umgegend ſtößt man noch auf verſchiedene Denkmäler aus der galliſchen Druidenzeit.

Dieſe „Druidenſteine“, wie man ſie gewöhnlich nennt, haben wie an vielen Orten, ſo auch hier die

Iſſoudun.

römiſche und fränkiſche Herrſchaft, den Polytheismus und das urſprüngliche Chriſtenthum überdauert, und ſind in Berry Gegenſtände der Verehrung und der Sitz eines eigenthümlichen, geheimnißvollen Cultus geblieben, welcher unter dem Scheine der allgemeinen Religion kabbaliſtiſche Tendenzen verbirgt. Was am allerſchwerſten aus der Seele des Landmanns auszurotten war, iſt unſtreitig die Verehrung des Gottes Terminus, da mit dem Menſchen, deſſen Leben in enge materielle Schranken eingeſchloſſen iſt, der Grenzſtein gleichſam mit ſeinem ganzen Sein und Denken zuſammenhängt. Sein Acker, ſeine Wieſe, ſein Landgut — das iſt ſeine Welt. Auf dieſem Fleckchen Erde däucht er ſich Herr zu ſein, weil er ſich verhältnißmäßig frei fühlt und von keinem andern direkt abhängt. Jener Stein, welcher dem Nachbar die Furche bezeichnet, wo ſein Reich beginnt, iſt mehr ein Symbol als eine Grenze, es iſt beinahe ein Gott, ein geheiligter Gegenſtand.

Bei den Bauern im Innern Frankreichs, wo ſich die uralten Sitten vorzugsweiſe erhalten haben, reicht die Achtung vor dem Eigenthume nicht in allen Fällen aus, und dieſelben ſuchen mehr bei der Religion der Vergangenheit als bei dem Princip der öffentlichen Billigkeit Hülfe gegen einander. Man macht ſich eben

Digitized by Google

kein Gewissen daraus, seinen Acker alljährlich um eine Furche nach dem arglosen Nachbar hin zu vergrößern. Aber dabei wird nur irgend ein allen Augen sichtbarer Stein von seiner Stelle gerückt, so daß man im Nothfalle sagen könnte, der Zufall habe diese Versetzung bewirkt. Endlich bemerkt der übervortheilte Besitzer, daß zehn Furchen von seinem Acker verschwunden sind; er bekümmert sich über den Verlust, er beklagt sich und ruft das Gedächtniß seiner anderen Grenznachbarn (joux taus) zu Hülfe. Wenn der Kläger nun die Schiedsrichter versammelt hat, so bezeichnet man den Laudstrich, der dem Letzteren betrüglicher Weise entrissen worden ist, und sucht den wahren Grenzstein auf, welcher noch immer mit dem lateinischen Namen jus (Recht) benannt wird: die uralte Grenzsäule, durch deren Verrückung der Schuldige ein an und für sich weit größeres Verbrechen, als der Betrug ist, auf sich geladen haben würde. Derselbe wird fast immer aufgefunden. Es ist ein bedeutend dickerer Stein als alle übrigen und ist so tief in die Erde gesenkt, daß das Pflugmesser denselben nicht mehr zu erreichen vermag. Dieser rohe Stein ist der alte Gott. Um ihn von seiner Stelle zu verrücken, wäre zweierlei erforderlich gewesen: eine Kühnheit des Scepticismus, deren oft selbst der Unglaube nicht fähig ist, und eine ganz besondere Arbeit, deren Spuren das Verbrechen augenscheinlich gemacht haben würden. Der Schuldige hätte bei Nacht und mit verschiedenen Geräthschaften kommen und die Zeit wählen müssen, wo das Land brach liegt und das aufgewühlte und zertretene Getreide sowie die zerstörte Furche ihn nicht verrathen können. Außerdem ist die Verrückung der Grenzsäule eine schwierige Arbeit, wobei der, welcher sie unternimmt, in Gefahr kommt, nicht allein damit fertig zu werden. Er bedarf eines oder mehrerer Mitschuldigen. Um einige Furchen zu gewinnen, setzt man sich nicht gerne der Möglichkeit aus, durch die letzteren verrathen zu werden.

Wenn die Besichtigung der Schiedsrichter geschehen ist, wenn jeder seine Stimme abgegeben und erklärt hat, wo das ursprüngliche jus sein muß, so gräbt man an der bezeichneten Stelle nach und findet den unter der fortdauernden Erhöhung des Bodens verschwundenen Gott. Der falsche Gott wird zertrümmert und die Grenze aufs Neue markirt und geweiht. Der Betrüger kommt ohne Strafe davon, wenn er erklärt, daß er sich getäuscht, daß ein dicker, durch die Feldarbeit nach und nach fortgerückter Stein seinen Irrthum herbeigeführt habe und daß er bedauere, nicht eher davon benachrichtigt worden zu sein. Dies läßt allerdings einige Zweifel über, aber er hat doch das wahre jus nicht berührt, er ist nicht entehrt.

Gewöhnlich ragt das jus einige Centimeter aus der Erde hervor, und wird am Palmsonntage mit einem geweihten Buchsbaumzweige geschmückt, so wie der Grenzstein bei den alten Römern mit einer Kette oder einem Kranz geziert wurde. Die Reinigungsgewässer empfangen ebenfalls alljährlich gewisse Ehrenbezeugungen und werden aufs Neue geweiht. Dieselben heilen Uebel verschiedener Art, besonders Wunden, Lähmungen und andere Gebrechen. Die Kranken tauchen ihre Glieder in demselben Augenblick hinein, als der Priester den Segen ausspricht; die mit dem Fieber Behafteten trinken ohne Bedenken aus demselben Strom. Der Glaube reinigt Alles.

Wie sehr der Bauer in Berry noch an manchen, offenbar aus dem Heidenthum stammenden religiösen Gebräuchen hängt, zeigt folgende Geschichte, welche einem Pfarrer seiner Gemeinde gegenüber begegnet ist: „Als ich meine erste Pfarrstelle betrat", erzählte der Pfarrer, „sah ich den Sakristan aus einer Truhe mehrere kleine, grob aus Holz geschnitzte, höchst unanständige Figuren hervorziehen, welche ich weihen sollte. Dieselben waren das Fabrikat eines im Kirchspiele wohnenden Wagners, welcher sie nach dem Muster alter, vermeintlicher guter Heiliger, berühmter Helfer in allen Arten physischer Uebel, verfertigt hatte. Diese Muster waren ohne Zweifel mittelalterliche Dämonenbilder gewesen, welch letztere selbst nur die überlieferte Erinnerung der obscönen Götter des Heidenthums waren. Mein Vorgänger hatte den Muth gehabt, dieselben ins Feuer zu werfen, aber gleich darauf hatte eine epidemische Krankheit die Gemeinde decimirt, und meine abergläubischen Beichtkinder bezeichneten die Vernichtung jener Bilder als die Ursache der Plage. Der Wagner hatte sich auch anheischig gemacht, neue zu verfertigen, welche ebenso gut sein würden, wenn sie geweiht und hinter dem Hochwürdigsten hergetragen worden seien. Ich weigerte mich auf das entschiedenste, eine solche Profanation zu begehen; ich nahm die neuen Heiligen und warf sie gleich meinem Vorgänger ins Feuer. Allein diese Kühnheit hätte ich beinahe mit dem Leben bezahlt. Meine Pfarrkinder rotteten sich wider mich zusammen, und ich sah mich genöthigt, einen Vergleich zu schließen. Ich ließ neue Heilige kommen, irgend welche Figuren, die

Digitized by Google

etwas weniger häßlich und bedeutend anſtändiger ausſahen, welche ich weihte und unter dem Namen der alten Beſchützer des Kirchſpiels zu verehren erlaubte. Ich gewahrte bald, daß der Cultus der Bauern vollkommen götzendienneriſcher Art iſt und daß ihre Huldigung ſich nicht mehr an das geiſtige Weſen richtet, an welches die Bilder erinnern, ſondern daß ſie an das Bild ſelbſt, an den Stein oder das geformte Holz glauben, dieſes grüßen und zu ihm beten. Meine neuen Heiligen gewannen nie Kredit bei meiner Gemeinde. Sie waren nicht ‚gut‘, ſie heilten nicht.‘ Ich vermochte meinen Pfarrkindern nie begreiflich zu machen, daß kein Bild mit Wunderkraft in dem materiellen Sinne begabt iſt, welchen der Aberglaube daran knüpft.“

Dieſer Pfarrer ſteht mit ſeinen Klagen über den Materialismus der Bauern nicht vereinzelt da. Manche verbieten es, den geweihten Buchsbaumzweig an den Ecken der Felder als ein Schutzmittel gegen den Hagel anzuwenden und Wallfahrten zur Heilung der Thiere zu unternehmen; aber man hört nicht auf dieſes Verbot und ſucht die Pfarrer ſogar zu täuſchen. Man erzwingt ihre Segnungen, denen man eine magiſche Kraft zuſchreibt, indem man den Geiſtlichen einen ganz anderen Zweck angiebt als den, welchen man mit dem zu weihenden Gegenſtande zu erreichen hofft. Man bringt ſehr gerne geweihte Dinge mit Zaubereien in Verbindung, wobei unter geheimnißvollen Namen verſchiedene, dem Chriſtenthum fremde Gottheiten ganz leiſe angerufen werden.

Ganz eigenthümliche und verwickelte Gebräuche herrſchten auch noch vor einem Menſchenalter bei der am Abende vor der Hochzeit ſtattfindenden Ueberbringung der Geſchenke, welche der Bräutigam der Braut verehrt: es iſt ein ganzes höchſt naives und poetiſches Drama, welches im Berry vor und in der Wohnung der Braut aufgeführt wird. Um die Stunde des Abendeſſens beginnt daſſelbe. Allein im Hauſe der Braut iſt kein Abendeſſen bereitet. Die Tiſche ſtehen an der Wand, das Tiſchtuch iſt verſteckt, und der Herd leer und kalt, was ſehr Wetter es auch ſein mag. Alle Eingänge (huis-series) des Hauſes ſind mit der äußerſten Sorgfalt von innen verſchloſſen und auf furchtbare Weiſe verbarrikadirt: Thüren, Fenſter, Dachluken und Kellerlöcher, Alles iſt feſt verrammelt. Ohne den Willen der Braut oder ohne einen heftigen Kampf, eine wahrhafte Belagerung, kann Niemand hereindringen. Die erſtere, von ihren Eltern, Verwandten, Freunden und Nachbarn umgeben, erwartet ſo die Ankunft des Bräutigams. Der „junge Bräutigam“ — denn „jung“ wird derſelbe ſtets genannt, in welchem Alter er auch ſtehen mag, und in der That pflegt es in Berry allezeit ein Burſche zu ſein, deſſen Kinn noch mit Milchhaar bedeckt iſt — erſcheint darauf mit ſeinem Anhange (parti), d. h. ſeinen Eltern, Freunden und Nachbarn. Neben ihm ſchreitet ein Burſche, welcher einen mit Blumen und Laubwerk geſchmückten Bratſpieß trägt, auf dem eine Gans ſteckt, welch letztere gleichſam den Mittelpunkt bildet, um den ſich die ganze Ceremonie dreht. Ihnen folgen die Träger der Geſchenke und die „feinen“, d. h. geſchickten und erfahrenen Sänger, welche mit denen der Braut einen Wettkampf zu beſtehen haben. Eine Salve von Gewehrſchüſſen verkündet, daß der Bräutigam mit den Seinen naht. Nachdem man lange, aber vergeblich verſucht hat, durch Ueberrumpelung in das Haus einzudringen, klopft man an der Thüre.

„Wer iſt da?“ ertönt es drinnen.

„Arme, ermüdete Pilgrime (oder verirrte Jäger), welche um ein Plätzchen am Herd bitten“, lautet die Antwort.

Man erwidert ihnen, daß der Herd kalt und für ſie kein Platz am Tiſche ſei; man ſchilt ſie und nennt ſie Böſewichter oder heimathloſe Landſtreicher. Auf dieſe Weiſe wird lange parlamentirt; der Dialog iſt ſtets höchſt eigenthümlich und manchmal ſogar voll Geiſt und Poeſie. Endlich räth man den draußen Stehenden ein Lied anzuſtimmen, um ſich die Langeweile zu vertreiben, oder um ſich zu erwärmen, wenn es ein Winterabend iſt; jedoch fügt man die Bedingung hinzu, etwas zu ſingen, was der im Hauſe verſammelten Geſellſchaft nicht bekannt iſt. Darauf beginnt nun ein Liederwettkampf zwiſchen den Sängern des Bräutigams und jenen der Braut; denn auch dieſe hat ihre geſchickten Sänger (chanteux fins) und überdies ihre erfahrenen Sängerinnen: Matronen mit meckernder Stimme, welche man nicht täuſchen kann, wenn man ihnen Altes für Neues giebt. Kennt die Geſellſchaft im Hauſe das draußen angeſtimmte Lied, ſo unterbricht ſie daſſelbe, indem ſie den zweiten Vers ſingt, und jene müſſen ein anderes beginnen. Auf dieſe Weiſe bringen die Begleiter des Bräutigams oft drei Stunden in Wind und Regen zu, ehe ſie nur eine einzige Strophe zu

Digitized by Google

vollenden vermögen, ſo reich iſt das Repertoire der im Berry üblichen Lieder, und ſo gut iſt das Gedächtniß der wackeren Sänger. Jede ſiegreiche Erwiderung im Innern des Hauſes iſt von ſchallendem Gelächter auf der einen und von Verwünſchungen auf der anderen Seite begleitet. Endlich wird eine der Parteien beſiegt und man ſtimmt nun das Hochzeitslied an:

„O öffne doch die Thür,
Mein trautes Bräutlein, mir;
Ich bring Dir viel Bänder, hübſch und fein,
Ach Liebchen mein, ach laß uns ein!"

„Mein Vater trauert gar ſehr,
Meine Mutter noch viel mehr;
Meine Ehre iſt gar theurer mir,
Nicht öffn' ich zu dieſer Stund' meine Thür."

Die Draußenſtehenden müſſen ebenſo viele Couplets ſingen und beim dritten Vers ebenſo viel verſchiedene Gegenſtände nennen, als die Zahl der Geſchenke beträgt. Dieſe Geſchenke werden „Livrées" genannt. Bis auf das Hundert Nadeln wird Alles und Jedes, was dieſen beſcheidenen Brautſchmuck bildet, aufgezählt, worauf die unbeſtechliche Braut ſtets erwidern läßt, daß ihr Vater betrübt, ihre Mutter in zu großer Traurigkeit ſei und daß ſie ihre Thüre nicht zu ſolcher Stunde öffne. Endlich kommt die Schlußſtrophe an die Reihe, in welcher es heißt:

„Einen ſchönen Gotten bring' ich Dir"

und nun öffnet ſich die Thür. Aber dies iſt das Signal zu einem wilden Getümmel: der Bräutigam muß den häuslichen Herd in Beſitz nehmen, er muß ſeinen Bratſpieß darauf befeſtigen und das Feuer anzünden. Die Anhänger der Braut widerſetzen ſich und wollen nur der Gewalt weichen; die Frauen flüchten mit den Greiſen auf die Bänke und Tiſche; die erſchreckten Kinder kriechen unter die letzteren; die Hunde heulen und die Flinten krachen: es iſt ein Kampf, der ohne Erbitterung gekämpft wird und in dem keine abſichtlichen Wunden geſchlagen werden, in welchem aber das Ehrgefühl dennoch ſo ſtark in Anregung kommt, daß Jeder ſeine ganze Kraft und Geſchicklichkeit aufbietet, um ſeiner Partei den Sieg zu verſchaffen, wodurch dann oft ſchwere Verletzungen herbeigeführt werden. Nachdem vor etwa vierzig Jahren einer der Gäſte in einem ſolchen Ehrenkampfe im wahren Sinne des Wortes getödtet wurde, iſt dieſe Sitte ganz abgekommen. Man hätte ſich darauf beſchränken können, nur den Kampf abzuſchaffen; allein da die Eroberung des Herdes der ſymboliſche Zweck der ganzen Ceremonie war, ſo meinte man, daß die übrigen Einzelnheiten ohne jene keinen Sinn haben. Dies iſt inſofern zu bedauern, als nunmehr manche Lieder, welche vor der Thür geſungen wurden, beſonders die ſchöne Melodie des: „O öffne doch die Thür!" verloren gehen.

Hatte der Bräutigam den Bratſpieß mit der Gans auf dem Herde befeſtigt, ſo mußte er noch eine letzte Probe beſtehen. Man ſetzte drei junge Mädchen nebſt der Braut auf eine Bank und bedeckte ſie mit einem Tuche, worauf jener, dem nur verſtattet war, die Verhüllten mit einem kleinen Stäbchen zu berühren, auf den erſten Blick ſeine künftige Gattin herausfinden und bezeichnen mußte. Wenn er ſich irrte, ſo war er verurtheilt, während des ganzen Abends nicht mit ſeiner Braut zu tanzen — denn auf alle jene Ceremonien folgten Tanz, Abendeſſen und Geſang bis zum hellen Morgen. Die Freuden und Schwelgereien einer Hochzeit dauerten drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fort.

Wir ſchließen an die Schilderung des Berry ſogleich jene der benachbarten Touraine an, weil in der That beide Gebiete eine gewiſſe geographiſche Zuſammengehörigkeit bekunden, weil ſie auch geſchichtlich verwandte Schickſale hatten und für Frankreichs Entwickelung ähnliche Rollen ſpielten, trotz mancher Abweichungen im Einzelnen. Die Touraine iſt eine altfranzöſiſche Landſchaft, zwiſchen den Provinzen Maine, Anjou, Poitou, Berry und Orléanais, welche das jetzige Departement Indre-et-Loire und einen Theil des Departements der Vienne ausmacht und ehemals in die Varennes, die flache, fette Champeigne, zwiſchen Indre und Cher,

Digitized by Google

die nach Berry übergreifende feuchte, sumpfige Brenne, das Plateau von St. Maure mit seinen unermeßlichen Massen fossiler Muscheln, faluns genannt, welche fast 22 km Länge bei 7½ km Breite einnehmen und für das Düngen der Aecker von großer Wichtigkeit sind, ferner in das reiche fruchtbare Véron zwischen Loire, Indre und Vienne, endlich in die trockenen und dürren Gätines, rechts von der Loire eingetheilt war. Hauptstrom der Touraine ist die Loire, in welche hier von rechts die Vrante, links aber der Cher, Indre und die Vienne mit der Claise einmünden. Die Ufer der Loire sind mit Weinbergen, Städten und Schlössern besetzt, ähnlich wie im Orléanais. Wegen dieser, so wie wegen seines milden Klimas und seiner fruchtbaren Thäler hat die Touraine immer für einen der schönsten Theile Frankreichs gegolten und ward sogar als dessen Garten bezeichnet. Bei aller Fruchtbarkeit ist aber von schönen Gegenden nicht die Rede; den von der Loire entfernten Reisenden ermüden überall unbebaute Steppen; das Land bringt kaum den Bedarf an Getreide auf; fast ein Sechstel des Bodens ist unproduktiv; aber der Ertrag der reichen Thäler, besonders an Wein, nebenbei auch an Hanf, Bohnen, Pflaumen und Nüssen, von welchen Artikeln beträchtliche Mengen zur Ausfuhr gelangen, ist sehr bedeutend. Dennoch sind noch große Verbesserungen in der Cultur und in allen Zweigen der Industrie wünschenswerth.

Die Touraine bildete seit 941 eine besondere Grafschaft, kam dann im Jahre 1045 an die Grafen von Anjou, später an die Plantagenets und 1203 an die Krone Frankreich. Im Jahre 1360 erhob König Johann die Touraine für seinen Sohn Philipp den Kühnen zu einem Herzogthume, übergab es aber 1370 seinem zweiten Sohne Ludwig. Dann erhielten die Touraine 1386 Ludwig, zweiter Sohn Karl V., und 1416 Karl, des Vorigen jüngerer Bruder. Als dieser König wurde, gab er 1424 dem Grafen Archibald von Douglas das Herzogthum, dessen Titel seine Nachkommen bis auf Jakob VII. führten. Erst 1584 ward es wieder mit der Krone vereinigt. Obwohl ohne die gepriesene landschaftliche Schönheit, ist diese Touraine doch für den Reisenden ein sehr interessantes Land. Die Veränderungen in den Wohnungen und Sitten des Volkes, in dem Zustande des Bodens und der Häuser sind wahrscheinlich, seit das Land zu England gehörte, nicht in großer Zahl vor sich gegangen, selbst wo die Häuser erneuert oder neu aufgebaut wurden. Die Festungen, die Klöster, die Feudalschlösser sind allerdings zerfallen und in Ruinen, aber die Lokalität und ihre Züge, Wälder, Baum- und Weingärten, Alleen, Fischteiche, Straßen sind noch wo, und wahrscheinlich auch so ziemlich wie sie im dreizehnten Jahrhunderte waren. Den Salamander, das Wappen der herzoglichen Familien von Poitou und Guienne, sieht man noch auf dem behauenen Schlußstein manchen Thores und Säulenganges um Tours, Saumur und anderer Städten an der Loire. Das heutige England ist nur eine Leinwand, auf der ein altes Gemälde gemalt war, während ein neues fast jeden Zoll der alten Arbeit deckte; die Touraine ist aber noch ein altes Gemälde trotz alles Waschens und Bürstchens der Künstler der Revolution, theilweise zwar morsch und wurmangefressen, aber die ursprünglichen Umrisse und Farben sind noch in einigen Ecken der Leinwand zu bemerken, und in den Wohnungen und dem ganzen Haushalt des Volkes noch lebendig. Das altmodische Bauernhaus aus der Zeit vor der Revolution ist ein geräumiges Gebäude mit niedrigen Seitenmauern, die unter einem Berg von Dach begraben sind, und sehr massive Balken von Eichen- oder Nußbaumholz stützen den oberen Stock, dessen Fenster kaum hervorschauen zwischen dem dicken Stroh- und Binsendach, das sich im Laufe vieler Generationen, Schichte um Schichte, aufgehäuft zu haben scheint. Der Erdstock ist getheilt in eine große Küche, welche der gewöhnliche Sammelplatz der Familie ist, und in ein inneres Zimmer, ähnlich wie es in Schottland der Fall war und ist; aber in diesem reicheren Lande sind die Wohnungen besser, als sie je in Schottland, vielleicht als sie je in England für die arbeitende Landbevölkerung waren, weil das Baumaterial, Roggenstroh oder Binsen zum Dach, Holz, Ziegel oder Steine zur Aufführung der Mauern, wenig Handelswerth hatte in einem Lande, wo es gar keine oder nur schlechte Straßen giebt und somit nur an Ort und Stelle zu verwenden war. Ein Lieblingsmöbel in diesen alten Wohnungen der Bauern in der Touraine ist ein großer schimmernder Schrank von Nußbaumholz, der vom Boden bis an die Decke reicht und geschnitzte Flügelthüren hat, die in glänzenden Angeln von polirtem Stahl hängen. In den besten Zimmern wohlhabender Bauern stehen vier solcher Kästen mit allem Leinenzeug und andern werthvollen Gegenständen des Haushalts einander gegenüber.

Auch nach anderer Hinsicht ist die Touraine interessant. „Die große Rolle," sagt der bedeutendste französische Geograph der Gegenwart, Elysée Reclus, „welche namentlich den Gegenden an der mittleren Loire

Digitized by Google

zugefallen, ist, daß dieselben mehr als jede andere Provinz Frankreichs zur Entstehung und Entwickelung der französischen Nationalität beigetragen hat. Im Süden durch die Massen der Centralerhebung mit ihrer dünn gesäeten Bevölkerung, im Osten durch die Morvanberge, im Westen durch die Granitregion des Poitou und der Bretagne geschützt, ist das Gebiet der mittleren Loire nur von Norden her feindlicher Invasion leichter zugänglich, demnach aber auch hier durch die Depression der Seine gedeckt. Lothringen und Champagne, Picardie und Isle-de-France bildeten die Schutzmarken für das Orléanais und die Touraine. So konnte sich das eigentliche französische Wesen vor Allem im Süden der großen Loire-Krümmung entwickeln und befestigen; hier treffen wir Geist und Sprache Frankreichs am eigenthümlichsten und vollendetsten ausgebildet. Obgleich noch während eines großen Theiles des Mittelalters die Langue d'oc auf den Plateaux in der nächsten Umgebung der mittleren Loire gesprochen wurde, so ist heute doch die Sprache des Paysan tourangeau die wahre Langue d'oui in ihrer ganzen Reinheit und Reichhaltigkeit. Die Touraine ist die Heimath derjenigen Franzosen, welche ihre Sprache am besten gesprochen haben, des Guillaume de Lorris (gest. um 1240), des ersten Verfassers des Romans De la rose, und seines Fortsetzers Jean de Meung (gest. um 1310), des Honoré de Balzac (geb. 1799 zu Tours) und vor Allem des François Rabelais, der ihre Kraft und Fülle am tiefsten erfaßt hat." Will man überhaupt die Mitte, das eigentliche Gleichgewichtscentrum der französischen Nationalität suchen, so ist es nicht der politische Mittelpunkt Paris, sondern gleich weit von Alpen und Bretagne von Pyrenäen und Ardennen entlegen, die Gegend der mittleren Loire. Hier finden sich zu einem harmonischen Ganzen von bon sens und fröhlichem Humor, von Witz und Ernst die so heftigen Gegensätze verschmolzen welche der Bretone und Provençale, der Bearner und Lothringer neben einander gestellt zeigen würden.

Wer freilich heutzutage aus dem Getriebe der Seine-Hauptstadt herabkommt in jene historischen Städte an der Loire, nach Orléans und Tours, nach Blois und Angers, den mag leicht das Gefühl überkommen, wie es beim Anblick mancher berühmten Stadt Italiens wach wird. Der geräuschvollen lebendigen Vergangenheit ist die stillere Gegenwart gefolgt. „Sie schlafen," sagt Michelet, „unter dem Murmeln des Stromes, diese vielberufenen, vielumstrittenen Städte der Loire." Nur der Kriegslärm unserer Zeit hat sie wieder aus diesem Schlafe gerüttelt, und es ist wieder lebendig geworden auf den Brücken von Gien und Jargeau, von Orléans und Tours, und auf den altersschwarzen Mauern von Meung und Beaugency. Aber seither sind sie in ihren ehrwürdigen Schlummer zurückgesunken. Diesen Eindruck empfängt der Reisende, welcher von Orléans und Blois kommend, vielleicht in dem Städtchen Amboise aussteigt, wo sich gegenwärtig eine der wichtigsten Feilenfabriken Frankreichs befindet. Einst war Amboise eine der mächtigsten Festungen, das Thor der Touraine genannt. Jetzt ist sein an Erinnerungen reiches schönes Schloß zur Hälfte eine Ruine. Zu Cäsars Zeiten schon war Amboise, als Ambacia eine Veste, in die der Eroberer Galliens römische Besatzung legte. Das Schloß liegt hoch und beherrscht einen Theil des Loire-Flußgebiets; weit schweift von seinen Zinnen das Auge in die Ebene hinaus. Amboise diente hauptsächlich als sicheres, strengeres Gefängniß; frohes Lachen und Spiel haben diese Mauern damals nie gehört, wohl aber Verwünschungen und Thränen. Von den alten Gebäuden stehen nur noch die beiden mächtigen massiven Thürme, der Donjon und die Schloßfaçade an der Loire mit den Arkaden, alles Andere ist zerstört. Der Fluß hatte früher ein anderes Bett und floß hart unter dem Schlosse vorüber, statt wie jetzt weiter oben. So konnte Katharina von Medicis, deren Namen wie jenem Dianens von Poitiers wir auch hier wieder begegnen, durch eine Fallthüre aus ihrem Boudoir die Missliebigen in die Loire verschwinden lassen und vom großen Balkon herunter die der Ketzerei Beschuldigten den gleichen Weg senden. Die Chambre des Etats, in welcher mit Folterbank und Zangen vorgegangen wurde, ist jetzt ebenfalls halb zerstört und im Umbau begriffen. Im nördlichen Thurm des Schlosses saß eine Zeitlang, 1847—1852, Abd-el-Kader gefangen, als man ihn von Pau nach Amboise gebracht hatte.

Auf einer weiten Ebene am Cher liegt südöstlich von Amboise das prächtige Schloß Chenonceaux, die Perle der Touraine. Von einem Oberfinanzeinnehmer, Thomas Bohier, 1515 gegründet, wurde es 1535 Krongut; Heinrich II. schenkte es der „éternelle jeunesse", Diana von Poitiers, die den Bau noch fortsetzen ließ, später aber es an Katharina von Medicis abtreten mußte. Auch die unglückliche, liebliche La Vallière hat Chenonceaux bewohnt; ihr Name ist im französischen Volksmunde gerade so geläufig, ihre Erinnerung lebt ebenso

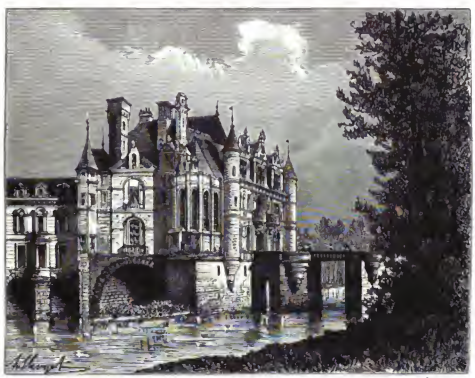
Digitized by Google

Tours.

Digitized by Google

fort, ja vielleicht noch mehr wie die der Königinnen. Louise Françoise de la Baume le Blanc de la Vallière war 1644 auf dem Schlosse la Vallière, neun Stunden nordwestlich von Tours, geboren und hinkte ein wenig, war aber sehr anmuthig und noch ganz mädchenhaft naiv. Von all den zahlreichen Maitressen am französischen Hofe war sie die Einzige, die ein wahrhaft weibliches Herz besaß; sie hat Ludwig XIV. geliebt ohne alle Hintergedanken, mit wahrer Zärtlichkeit und war dabei schamhaft, sittsam und schüchtern. Ohne Ueberrumpelung wäre sie nicht gefallen.

„Den Zugang zum Schlosse Chenonceaux", so berichtet aus allerneuester Zeit Adelma von Vay, „vermittelt eine mächtige Platanenallee, 1 km lang; zwei Sphinxe von Stein ruhen auf riesigen Sockeln am Eingang. Inmitten des Parkes, über den Fluß Le Cher gebaut, steht das prachtvolle Schloß. Was jetzt Parkanlagen sind, war einst Festung; das Ganze ist von Festungsgräben umgeben, deren Wasser klar und



Das Schloß von Chenonceaux.

rein ist. In alter Zeit hieß Chenonceaux La Forterresse de Marque. An beiden Ufern des Cher liegen zwei mächtige Bauten mit gewaltigen Eckthürmen, verbunden durch eine Gallerie, ein wahrer Wunderbau, der auf drei starken Pfeilern im Flusse ruht. Zu beiden Seiten befinden sich Zugbrücken; sind diese gehoben, so umgiebt Wasser von allen Seiten das stolze Gebäude. Viele Thürmchen und ein spitz zulaufendes Dach zieren das Schloß, das Hauptportal desselben ist reich sculptirt, jede Schießscharte selbst zeigt prächtige Ornamente. Der Bau steht auf der einstigen Mühle Le Marque. Der Eingang ins Schloß ist ein breiter, gewölbter Gang, rechts und links sind Säulen und Zimmer ganz ohne ineinandergehende Verbindung; jedes Zimmer hat seinen Austritt in das Vestibül, das mit Waffen, geschnitzten Stühlen und Truhen reich geschmückt ist. Links vom Eingang ist die Salle des Gardes, jetzt ein Speisesaal, aus welchem man in die Kapelle geht, die sich in einem großen Thurm befindet. Im Speisesaal ist ein prachtvoller großer Kamin, über demselben das Wappen der Reine Claude: der mit einem Pfeil durchbohrte Schwan. Die Treppe zum ersten Stock ist durchgehends gewölbt und architektonisch verziert."

Digitized by Google

Wandern wir vom Cher nach den Ufern des in seinem Unterlaufe mit ersterem annähernd parallel laufenden Indre, so erweckt uns das in 90 m Meereshöhe und amphitheatralisch gebaute Städtchen Loches, welches heute an dem etwas profaischen Ruhme zehrt, die sogenannten Prünellen von Tours zu liefern, die Erinnerung an eine andere Königsmaitresse, an die erste von Allen, an Agnes Sorel. Auch sie war ein Kind der Touraine, geboren um 1409 oder 1410, wofür man jedoch keine gute Autorität besitzt, im Dorfe Fromentan, wie Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., ausdrücklich bemerkt, non ahjecto loco nata, also aus guter Familie; sie kam 1431 als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Isabella von Lothringen, an den französischen Hof und ward nach dem Zeugnisse des Bischofs von Lisieux, Thomas Basin, im Jahre 1444 die Geliebte des Königs Karl VII., welcher ihr das Schloß Beauté an der Marne spendete, daher ihr

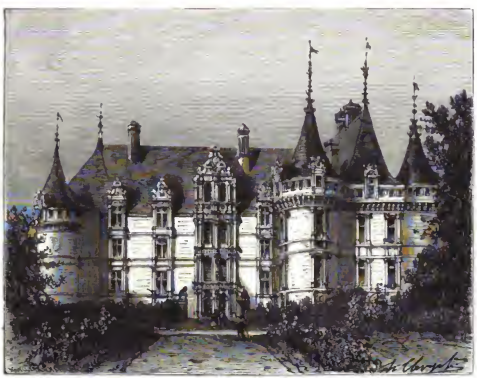
Loches.

Beiname Dame de Beauté. Sie übte auf den König einen sehr großen, aber doch stets wohlthätigen Einfluß aus und wußte seine Zaghaftigkeit zu beleben, wenngleich die Annahme, sie habe den König zur Ausdauer in der Bekämpfung der englischen Herrschaft ermuthigt, durch die Chronologie umgestoßen wird. Im Jahre 1446 empfing sie die Herrschaft Roequiere, 1447 eine Leibrente von 3000 Livres, was damals mehr bedeuten wollte, als heute die Jahresgage einer Primadonna der großen Oper, und 1449 die Herrschaft Vernon. Da sie von dem Dauphin, dem nachherigen König Ludwig XI., viele Rohheiten zu erdulden hatte, so zog sie sich nach Loches zurück, wo ihr der König ein ziemlich düsteres Schloß hatte erbauen lassen, welches später hauptsächlich als Staatsgefängniß Verwendung fand. Zwar kam sie wieder an den Hof und nahm das Schloß Masnal-la-Belle zum Aufenthalt, um dem König nahe zu sein, starb aber daselbst schon am 9. Februar 1450 an einer Dysenterie in ihrer Jugendfrische, in flore juventutis, wie der Bischof von Lisieux meldet, und wurde in der Kollegiatkirche in Loches begraben. Ihre Mildthätigkeit hat ihr das Andenken der nachkommenden Geschlechter bis auf den heutigen Tag gesichert. Einige lassen sie an Gift sterben, welches der

Digitized by Google

Dauphin ihr gereicht hätte. Am Indre weiter abwärts liegt wieder ein hübsches Schloß Azay-le-Rideau, welches 1510 auf einer Insel des Flusses durch Gilles Berthelot, Bürgermeister von Tours, erbaut wurde. Das Bildhauerwerk am Portale ist von einer Eleganz und Reinheit des Stiles, welche eines Jean Goujon würdig wären.

Unter den übrigen Schlössern der Touraine wäre noch jenes von Langeais, ein gothischer aus dem zehnten Jahrhunderte flammender aber noch gut erhaltener Bau, dann das berüchtigte, von Ludwig XI. erbaute Plessis-les-Tours zu nennen. Letzteres liegt blos 1 km entfernt von Tours, der alten Hauptstadt der Turones, später der Touraine und jetzt Chefstion des Indre- und Loire-Departements. Ehemals über 80,000 Einwohner zählend, ist Tours, in fruchtbarer Ebene am linken Loireufer gelegen, gegenwärtig wieder



Das Schloß Azay-le-Rideau.

von blos 35,000 auf 52,000 Köpfe angewachsen und zugleich der Typus einer stillen, reinlichen, schönen und behäbigen französischen Provinzialstadt; ihre Straßen sind alle regelmäßig, gerade, breit, mit sehr hübschen, eleganten Kaufläden und tragen ein völlig modernes Gepräge; aber dennoch begegnen wir in Tours auf Schritt und Tritt Monumenten einer großen künstlerisch bedeutenden Vergangenheit. Die Straße von Paris nach Bordeaux durchschneidet die ganze Stadt der Quere nach längs der Hauptstraße, der Rue Royale, einer schönen, in gerader Linie laufenden Allee, an der sich die besuchtesten Kaffeehäuser und Läden befinden und die südseits in ihrer Fortsetzung als Rue de Grammont bis zum nahen Cher reicht, bis zu dessen Ufern die neuen Stadttheile sich ausdehnen, nordwärts aber über einen großen Platz zu der imposanten Loirebrücke führt. Letztere, auf fünfzehn Bogen ruhend, 434,18 m lang und 14,6 breit, ist unzweifelhaft eine der schönsten Brücken in ganz Europa und wurde im achtzehnten Jahrhundert erbaut. Von ihr kommend fällt unser Blick beim Beginn der Straße rechts auf das Rathhaus, ein Gebäude gleichfalls aus dem achtzehnten Jahrhundert, das aber kein Interesse bietet, links auf das Museum von untergeordneter Bedeutung. Vor Allem aber fesselt uns

Digitized by Google

der mächtigste Bau der alten Stadt, die Kathedrale von St. Gatien. Sie stammt aus dem Mittelalter, wurde von 1170—1547 erbaut und ist weniger durch die Reinheit ihres gothischen Stiles als durch dessen üppigen Reichthum ausgezeichnet. Dies gilt besonders von der westlichen, aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammenden Façade mit ihren drei an Blumen- und Laubverzierungen und Nischen reichen Portalen, von welchen das große Hauptportal mit einer prächtigen Rose besonders imponirt. Sie wird von zwei berühmten 69 und 70 m hohen Renaissancethürmen flankirt, die sich auf dem gothischen Bau etwas sonderbar ausnehmen; zumal wollen ihre gewölbten schuppigen Spitzen mit dem unteren Theile gar nicht harmoniren; das Innere der Kathedrale aber ist in edlem gothischem Stile gehalten. Zwei andere Thürme, von jedem Standpunkt in der Stadt aus sichtbar, erheben sich zu beiden Seiten der Rue St. Martin; der eine, weil Luitgarde, die Gemahlin Karl des Großen, darunter begraben sein soll, Tour de Charlemagne, der andere mit einer kuppelförmigen Spitze wegen der in ihm befindlichen Glocke Tour de l'Horloge genannt. Die beiden Thürme sind die Ueberreste der Abtei St. Martin, die sie flankirten; sie stammte aus dem zwölften Jahrhundert, wurde aber in den Religionskriegen von den Kalvinisten, dann während der Revolution bis auf diese beiden schönen Thürme zerstört. Die Abtei St. Martin war ein Hauptheiligthum und Wallfahrtsort Frankreichs; die Gebeine ihres Schutzheiligen sind dort in unterirdischer Gruft beigesetzt; er soll heute noch ein Wunderthäter sein, und immer noch wallfahrten Tausende zu seinem Grabe. Von den anderen Kirchen entzücken uns die aus dem dreizehnten Jahrhunderte stammenden Kirchen von St. Julien und Notre Dame de la Riche, erstere gothisch, ziemlich unregelmäßig und mit einem Thurme aus dem ersten Jahrhundert, die letztere bemerkenswerth durch den Reichthum und die Schönheit architektonischer Details ihres herrlichen Südportales, sowie durch ihre Glasmalereien aus dem sechzehnten Jahrhundert. Auf den Wanderungen durch die Straßen begegnet man in Tours zahlreichen Denkmalen eines reichen und mächtigen Bürgerwesens, während andere Bauten an die gewaltigen Regenten Frankreichs erinnern. So fällt in der Rue du Commerce unser Blick auf das schönste im Renaissancestil gebaute Haus der Stadt, das Hotel Gouin, wie es heißt die Kanzlei Ludwig XI. Die Façade ist mit Wappen, Schnörkeln und Giebeldachfenstern reich verziert; ein Thurm mit sehr zierlicher Gallerie über dem Hausthore überragt die Fronte des interessanten Gebäudes. Ein ähnlich merkwürdiges Haus ist das Wohnhaus von Tristan l'Hermite, des Scharfrichters Ludwig XI. Auf der Kavalleriekaserne zeigt sich der Thurm Guise als letzter Ueberrest des im zwölften Jahrhundert erbauten Schlosses der Grafen von Touraine. Unter den Bauwerken der Neuzeit verdient das imposante Theater in modernem Renaissancestil, dann auch der Bahnhof rühmliche Erwähnung, letzterer um so mehr, als schöne, geschmackvolle Bahnhöfe in Frankreich zu den Seltenheiten gehören. Reizend sind die Boulevards und besonders die Promenade Mail mit ihren majestätischen Alleen. Das Klima von Tours ist sehr milde und die Stadt wird deshalb von zahlreichen Fremden, namentlich Engländern, als Aufenthaltsort gewählt. Die Industrie, welche hauptsächlich Webereien aller Art, wie Tuch, Teppiche und Seidenwaaren betrifft, von welch letzteren die Gros de Tours ehemals weltberühmt waren, tritt nicht störend oder belästigend auf, ebensowenig der Handel, welcher eingemachte und gedörrte Früchte sowie die zahlreichen in der Umgegend gedeihenden Landweine umfaßt.

Digitized by Google

Anjou und Maine.

Aus der lieblichen Touraine der Loire entlang westwärts wandernd, treten wir in ein flaches, welliges aber fruchtbares Land, welches von mehreren Nebenflüssen der Loire bewässert wird. Von Süden strömen ihr die Thoue mit dem Kanal der Dive, der Layon und der Evre zu, von Norden empfängt sie den Authion und die Mayenne mit der Sarthe und dem Loir. Diese Landschaft ist das einstige Herzogthum Anjou, dessen Bewohner im Alterthum die von Cäsar unterworfenen Andegaver waren, welche dann 464 n. Chr. unter fränkische Herrschaft kamen. Im Jahre 850 erhielt Robert der Starke vom König Karl dem Kahlen die Mark Anjou zur Vertheidigung gegen die keltischen Bretagner; sein Sohn Eudo war Herzog von Francien und endlich König von Frankreich. An seiner Stelle erhielt die Grafschaft Anjou Ingelgar, welcher als Stammherr der Grafen von Anjou im Jahre 888 starb. Sein Nachfolger, Fulco I., der Rote (gest. 938), vereinigte ganz Anjou. Mit Gottfried II. starb 1060 das alte Grafengeschlecht von Anjou aus. Durch seine Schwester Ermengarde kam die Grafschaft an das Haus Gatinois, aus dem Fulco V. 1131 König von Jerusalem wurde. Dessen dritter Sohn Gottfried, als Graf von Anjou der fünfte dieses Namens, war der Ahnherr der Plantagenet, während seine beiden ersten Söhne ihm auf dem Throne von Jerusalem folgten. Gottfried V. eroberte einen großen Theil der Normandie und heirathete 1127 Mathilde, die Tochter des Königs Heinrich I. von England, wodurch sein Sohn Heinrich 1154 den britischen Königsthron bestieg, während ihm sein zweiter Sohn als Gottfried VI. in Anjou folgte. Auf dem englischen Throne blieb das Haus Anjou bis 1485. Die Grafschaft Anjou wurde nach dem Tode Wilhelms, dritten Sohnes Gottfrieds V., nun auch den englischen Besitzungen in Frankreich zugefügt, bis sie 1203 durch Philipp August mit Waffengewalt wieder für die französische Krone gewonnen wurde, die sie von nun an als Lehen willkürlich vergab. Zuerst erhielt sie Philipp, der Sohn von Ludwig VIII., und als derselbe bald starb, 1246 sein Bruder Karl zugleich mit der benachbarten Grafschaft Maine. Als dieser den Thron des Königreichs Neapel bestieg, wurde Anjou ein Nebenbesitz von Neapel. Nach König Karl I. Tode, des Stifters des älteren Hauses Anjou, das außer Neapel auch Sicilien und Ungarn Könige gab, folgte 1285 König Karl II. auch in Anjou und Maine. Sein Enkel Karl Robert wurde 1307 zum Könige von Ungarn gewählt und auch wirklicher König, nachdem schon sein Vater, Karls II. ältester Sohn, 1290 vom Papste mit der ungarischen Krone belehnt worden war. Mit Anjou belehnte Karl II. von Neapel 1291 seinen Eidam, Karl von Valois, zweiten Sohn Philipps IV. von Frankreich, Gemahl seiner Tochter Margarethe, und nun erhob König Philipp Anjou 1297 zur Pairie. Sein Sohn Philipp V., Graf von Anjou, ward als Philipp VI. 1328 König von Frankreich, und Anjou kam sonach wieder an die französische Krone zurück. König Johann der Gute erhob Anjou 1356 zum Herzogthume mit einem eigenen Recht, aber dem Parlament von Paris untergeordnet, und gab es nebst Maine seinem zweiten Sohne Ludwig, der damit der Stifter des jüngeren Hauses Anjou und als Ludwig I. 1352 König von Neapel wurde, wodurch das Haus Anjou zum zweiten Male auf den Thron von Neapel kam und das Herzogthum bei den allerdings nur mit Mühe sich behauptenden Königen von Neapel aus diesem Hause blieb, das aber mit René's II., Titularkönigs von Neapel, jüngerem Bruder Karl, 1481 erlosch, nachdem schon 1480 nach René's Tode Ludwig XI. das Herzogthum an sich genommen und mit der Krone Frankreich vereinigt hatte. Von dieser Zeit an bestand das Herzogthum Anjou nur noch als Titel für französische Prinzen, und die französische Revolution machte sich daraus das heutige Departement Maine-und-Loire zurecht, nachdem

Digitized by Google

ſie außerdem einige kleinere Landestheile den Nachbardepartements Mayenne, Sarthe und Indre-und-Loire zugewieſen hatte.

Arm an landſchaftlichen Reizen, machen Getreide- und Weinbau, Induſtrie, Granit-, Schiefer- und Marmorbrüche, darunter die größten Schieferbrüche Frankreichs, nebſt anderen Bergwerken Anjou wohlhabend. Man gewinnt viel getrocknete Gemüſe, namentlich Bohnen, die für die Marine einen wichtigen Ausfuhrsartikel geben, dann aber auch Wein und Eſſig, welche gleichfalls außer Landes gehen. Ganz beſonders rebenreich iſt Unter-Anjou, namentlich die Umgebung der alten, an der Dive und Loire gelegenen Stadt Saumur. Zwei Brücken führen hier über den Strom, an deſſen linkem Ufer der größte Theil der Stadt ſich ausbreitet. Saumur enthält nebſt ſeinem modernen, impoſanten Theater manche Reſte aus der Vergangenheit. Sein

Saumur.

gothiſches Rathhaus, in neueſter Zeit reſtaurirt und vergrößert, ſtammt aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert. Sehr alt, bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreichend, iſt die Peterskirche. Geht man rechts von derſelben eine ſchlecht gepflaſterte Straße hinauf, ſo kommt man zu der ſteilen Anhöhe, auf welcher das impoſante feſte Schloß von Saumur ſteht, welches, von Pipin begonnen, jetzt als Pulvermagazin und Arſenal dient. Auf der anderen Seite der Stadt, wo ſich jetzt nahe am Loireſtrom ein neues Viertel erhoben hat und eine ſchöne Promenade den Quai ſchmückt, liegt die große, berühmte Ecole de cavalerie, 1768 gegründet und in einer ausgedehnten Kaſerne eingerichtet. Kreidehügel mit zahlreichen Aushöhlungen und verſchiedenen megalithiſchen Denkmälern, Cromlech und Dolmen, beherrſchen die über 14,000 Einwohner zählende Stadt, welche lebhaften Handel treibt und mit der Erzeugung von Roſenkränzen und Schmelzwerk mehrere hundert Arbeiter beſchäftigt.

Sehen wir ab von dem 16,000 Einwohner zählenden, ungemein gewerbthätigen Städtchen Cholet an dem Flüßchen Moine im Süden des Departements, wo Garnſpinnereien und Webereien über 120 Gemeinden

Digitized by Google

Angers.

Digitized by Google

verbreitet ſind, ſehen wir ferner ab von den kleinen unbedeutenden Ortſchaften Montreuil im Süden und Beaugé im Norden von Saumur, welche blos durch die dort befindlichen intereſſanten und wohlerhaltenen Schlöſſer Anſpruch auf Erwähnung beſitzen, ſo bietet uns Anjou als einzig bemerkenswerthe Stadt blos noch Angers, das heutige Cheflieu des Departements. Die ehemalige Hauptſtadt des Herzogthums, in den älteſten Zeiten Andegavum, ſpäter unter Cäſar Juliomagus geheißen, iſt ſehr ſchön an der Maine gelegen, einem breiten Fluſſe, der hier einen bequemen und belebten Hafen bildet, nicht weit von dem Zuſammenfluſſe der Mayenne und Sarthe, und 8 km von der Loire. Angers iſt getheilt in die eigentliche Stadt am linken Ufer der Maine und den Dontre genannten Theil am rechten Ufer. Die eigentliche Stadt erhebt ſich amphitheatraliſch über den Fluß; der älteſte Theil, La ville noire genannt, hat enge, ſteile, ſchlecht gebaute Straßen, während

Schloß zu Beaugé.

außerhalb der ehemaligen Ringmauer, die jetzt in Boulevards umgewandelt iſt, ſchöne Stadttheile entſtanden ſind. Das Stadtviertel La Dontre hat das Anſehen einer Vorſtadt. Unter den hervorragenden Gebäuden Angers nennen wir vor Allem die Kathedrale St. Moriz, einen merkwürdigen Bau im byzantiniſchen Stile des zwölften Jahrhunderts, ausgenommen einen Theil der Façade, die Spitzen der beiden Thürme an den Seiten und einen dritten zwiſchen den beiden hinzugefügten Thurm von ungraziöſer Wirkung, vor dem aber acht ſchöne Kriegerſtatuen angebracht ſind. Dieſe Kirche, die ehemalige Begräbnißſtätte der Herzoge von Anjou ſowie der Könige von Neapel und Sicilien aus dieſem Hauſe, feſſelt den Kunſtfreund durch ihre herrlichen Glasmalereien, ihre Tapiſſerien, die Statue der heiligen Cäcilie und einen Kalvarienberg von David d'Angers. In der Nähe ſteht St. Serge, eine alte, jetzt reſtaurirte Abbatialkirche, deren dreifaches Schiff aus dem fünfzehnten Jahrhundert datirt, die aber beſonders wegen ihres kleinen Tranſepts und ihres Chors in elegantem byzantiniſchen Stile aus dem elften und zwölften Jahrhunderte ſehenswerth iſt. Die Kirche Touſſaint, aus dem zwölften Jahrhundert, gehörte zu der gleichnamigen Benediktinerabtei, jene der heiligen Dreifaltigkeit, im romaniſchen

Digitized by Google

Stile, iſt neuerdings reſtaurirt. In der Tour St. Aubin erblicken wir den Reſt einer anderen gothiſchen Abbatialkirche aus dem zwölften Jahrhundert; leider iſt die ſteinerne Spitze des Thurmes zum Theile zerſtört. Einige Schritte davon iſt die Präfectur, zum Theil in den Gebäuden der alten Abtei St. Aubin, die im ſiebzehnten Jahrhundert neugebaut wurde; doch ſind in ihr im Hofe ſchöne Arkaden aus dem zwölften Jahrhundert mit Sculpturen und Malereien erhalten. Sehr intereſſant iſt auch das Logis Barrault, ein Haus des fünfzehnten Jahrhunderts, das nach ſeinem Erbauer benannt iſt und gegenwärtig die Stadtbibliothek ſowie ein an trefflichen Gemälden und Sculpturen reiches Muſeum enthält. In dem großen, ſchönen, durch elegante Säulen in drei gleiche Schiffe getheilten Saale des alten Hospital St. Jean, aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, iſt ein intereſſantes archäologiſches Muſeum untergebracht. Neben dem Pont de la

Schloß Montreuil.

Basse-Chaîne ragt auf einem die Maine beherrſchenden Felſen, eine mittelalterliche Feſtung, zum großen Theile im dreizehnten Jahrhundert erbaut, das Schloß von Angers, der ehemalige Sitz der Herzoge von Anjou empor, ein unregelmäßiges Fünfeck, deſſen Umfang mit 17 maſſiven Thürmen ausgerüſtet iſt, die ehemals 20—25 m Höhe hatten, am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts aber bis auf das Niveau der Plattform abgetragen wurden. Die zu einem Garten umgewandelten alten Gräben, die zum Theil dem Boulevard du Chateau Platz gemacht haben, ſind ungefähr 33 m breit. Das Innere, dermalen als Kaſerne, Arſenal und Pulvermagazin dienend, iſt wenig intereſſant, doch hat man von der dem Boulevard entgegengeſetzten Seite eine ſchöne Ausſicht auf das rechte Ufer der Maine. Angers mit nahezu 70,000 Einwohnern iſt eine ziemlich induſtriereiche Stadt, treibt aber beſonders beträchtlichen Handel mit Schiefer, von welchem in der Nähe große Brüche vorhanden ſind.

Digitized by Google

Die benachbarte Grafschaft Maine, deren im Vorstehenden schon flüchtige Erwähnung geschah, war im Alterthume von dem Volke der Cenomanen bewohnt, nach welchen sie auch den Namen Cenomania trug. Wie das übrige Gallien gerieth die Landschaft unter die Herrschaft der Römer, später unter jene der Franken und bildete nunmehr einen Bestandtheil des Herzogthums Francien, unter besonderen Grafen, die sich im Jahre 955 ihre Würde erblich machten. Der letzte dieses Dynastengeschlechtes hinterließ nur eine Tochter, und durch diese kam Maine 1062 an den Herzog Robert von der Normandie, ihren Verlobten. Nach längerem Streite gelangte endlich im Jahre 1110 das Haus Anjou und mit diesem 1164 die Krone Englands in den Besitz von Maine. Nachdem König Philipp August von Frankreich Maine 1204 wieder erobert, verlieh Ludwig der Heilige dieselbe an seinen Bruder Karl und dessen Nachkommen. Als die Grafschaft jedoch schon 1242 durch Jolanthe's Tod wieder erledigt war, sprach Karl VII. sie dem Hause Anjou zu, nach dessen Aussterben 1481 die Krone Frankreich Maine endgültig einzog. Heute bildet Maine die beiden Departements der Sarthe und der Mayenne, und zerfällt in die zwei Abtheilungen der Ober- und Untermaine. Obermaine, im Nordwesten, ist im Allgemeinen ein granitisches oder Schieferplateau, hoch, mit Haidekraut bedeckt und nur wenig fruchtbar; Untermaine dagegen bilden durchweg wellige Ebenen, Hügel und ziemlich tiefe Thäler; sie sind gut bewässert und enthalten viele Teiche, der Waldbestand ist aber gering. Der sandige oder kalkige Boden ist überall fruchtbar. Zum Schlusse der Dreschzeit wird hier in jeder Meierei ein eigenthümliches Fest, das sogenannte „Garbenfest“ (la Fête de la gerbe) gefeiert. Wenn die Dresscher ihre letzte „Tenne voll“ ausbreiten, befestigen sie in einem Winkel der Scheune, in welcher das eingeerntete Korn aufgestapelt worden, eine mit Blumen und Bändern geschmückte Garbe. Diese wird mit unsichtbaren Bändern an einen in die Erde gerammten Pfahl gebunden. Während der übrige Theil des Korns auf der Tenne ausgebreitet bleibt, versammelt sich das ganze Dorf und begiebt sich in feierlichem Zuge zu der Herrschaft des Gutes oder, wenn diese abwesend ist, zu dem Pächter und der Pächterin. Man ersucht diese dann um ihren „Beistand“ in Bezug auf eine Garbe, die man nicht ohne ihre Hülfe aufzuheben vermöge, wie man sagt. Dieselben begleiten darauf den Zug nach der Scheune, und nach einigen vergeblichen Anstrengungen werden die Bänder, welche die Garbe am Pfahle festhalten, zerrissen. Man hebt die letztere auf, ordnet sich in Reihen und zieht im Triumphe nach der Tenne, wobei ein eigens zu diesem Zweck bestimmtes Lied, die Ronde de la moisson, mit voller Kehle gesungen wird. Die naiven, reizenden, einfach-beredten Worte desselben lauten folgendermaßen:

Vergangen ist Sanct Johannis,
Gekommen ist die Erntezeit,
Wo aufsieh'n froh zum Dreschen
Alle Bursche weit und breit.
Frisch auf! nun laßt uns dreschen,
Ihr Brüder, mit Fröhlichkeit!

Mit dem ersten Sonnenstrahle
Eines Morgens früh' ich auf,
Und geh' nach einer Tenne,
Alle Dresscher sind daraus.
Frisch auf! nun laßt u. s. w.

Ich grüße die Herr'n und Gebieter
Und die Dienr allzumal;
Es waren wohl zwanzig bis dreißig —
Ist's nicht eine hübsche Zahl?

Ich grüße die schöne Dame
Und ihre Kindlein klein,
Und durch eine silberne Thüre
Tret' ich in den Garten ein.

Schau, dort bringt man viel Sträuße
Von prächtiger Farbengluth;
Nur eine Blum vom Felde
Steck' ich auf meinen Hut.

Doch dort seh' ich Levkoien
Die blüh'n so roth als weiß,
Ich will meiner Liebsten pflücken
Ein Sträußlein mit allem Fleiß.

In Kummer und schweren Mühen,
In Lust und Fröhlichkeit,
Bergeß' ich nie meine Liebste,
Denk' ihrer zu aller Zeit.

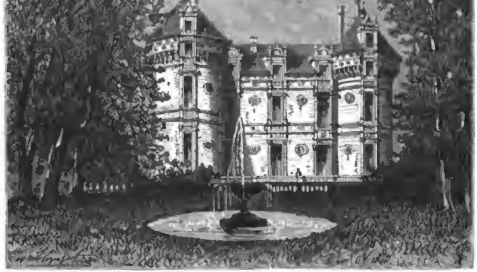
Mein Lied empfängt meine Briefe
Durch die Lerche mit Liederschall;
Sie sendet mir die ihren
Wohl durch die Nachtigall.

Wir können nicht lesen, nicht schreiben,
Und lesen doch wunderfein;
Es steht in diesen Briefen:
„Lieb' mich — bin ja ganz dein!“

Zur Arbeit unverdrossen!
Der Hochzeitstag wird nah'n,
Am Tage Altertheil'gen
Werd' ich mein Glück empfah'n.

Digitized by Google

Der Zug wird von zwei mit Beſen verſehenen Männern eröffnet, welche ſich ein Vergnügen daraus machen, eine Wolke Staub aufzujagen, indem ſie vorgeben, ſie wollten den zur Tenne führenden Weg kehren. Ihnen folgt die „Garbe," welche von dem Pächter und ſeiner Frau mit feierlicher Haltung getragen wird. Hinter ihnen ſchreiten ihre Kinder, welche Aehrenbüſchel in den Händen ſchwingen. Sind einige Fremde anweſend, ſo bieten ihnen die jungen Mädchen auf einer mit Korn gefüllten zinnernen Schüſſel einen Strauß von Feldblumen an, und darauf hebt man dieſelben, ſie mögen wollen oder nicht, auf einen mit Guirlanden geſchmückten Tragſeſſel und führt ſie im Triumph um die Tenne. Dieſen letzteren folgt der geſchickteſte Korn-ſchwinger mit ſeiner gefüllten Wanne, aus welcher er von Zeit zu Zeit das Korn in die Lüfte wirft. Der Hauſe der Dreſcher ſchließt den Zug; ſie ſind mit ihren Dreſchflegeln bewaffnet und ſchlagen mit denſelben in



Das Schloß Le Lude.

raſcher Aufeinanderfolge gegen die Erde. Nachdem man in feierlicher Proceſſion um die Tenne herumgezogen iſt, wird die „Garbe" aufgelöſt und ausgebreitet, wobei einige Flintenſchüſſe abgefeuert werden — eine Freuden-äußerung, welche bei keinem Feſte der franzöſiſchen Bauern fehlen darf. Iſt dies geſchehen, ſo bringt man auf einem Stuhl, der mit einem glänzend weißen, leinenen Tuche behängt iſt, einen Laib Brot von reinem, feinen Weizenmehl, einen Klumpen Butter und einige Fläſchen Wein herbei, damit Jeder „nach Belieben und zur Genüge" davon eſſen und trinken möge. Darauf wird das Dreſchen beendigt.

Dieſes Garbenfeſt iſt in Maine der einzige Ausdruck der dem Korn gezollten uralten Verehrung, welche in der benachbarten Bretagne noch weit intenſiver ſich ausprägt. Für die Menſchen jener Landſchaft iſt allerdings das Getreide das, was das Manna den wandernden Hebräern in der Wüſte war; in Maine aber baut man daneben, wenigſtens im ſüdlichen Theile, auch viel Wein, der freilich den Transport nicht aushält. Obſtmoſt in den zwei Gattungen des Cider und „Poiré" wird ſehr viel bereitet, denn im Mayenne-Departement ſind Aepfel- und Birnbäume ungemein zahlreich. In den Thälern, welche die Mayenne mit

Digitized by Google

dem Aron, der Jouanne, Ernée und Vicoin, ferner die Sarthe durchfließen, gewinnt man viel Hafer und Gerste, auch ſchönen Hanf. Wieſen ſind nicht zahlreich, werden aber künſtlich hergeſtellt und tragen wichtige Heuernten. Die Haiden und Brachen Obermaines nähren viel Vieh, treffliche Rinder, Schweine und Hammel, Geflügel und Bienen. Der Grundbeſitz iſt ſehr getheilt; die kleinen Höfe, „Bordages“ und „Cloſeries“ genannt, ſind mit einer Hecke umgeben, nebſt einem Graben und einer Böſchung. Die tiefeingeſchnittenen Rinnen werden während der Regen zu wahren Strömen, und das Land iſt dann impraktikabel. An der Schwelle der oberen Bretagne gelagert, ſcheint Maine durch ſeine Bodenkultur ſowohl als durch das Ausſehen der Landſchaft eine einfache Fortſetzung jener zu ſein. Es ſind immer die nämlichen, mit ſonnenſchirmförmigen Aepfelbäumen beſtandenen Getreidefelder, immer die nämlichen, nach allen Richtungen unter einem Laubdache ſtreichenden Hohlwege.

Die Militärſchule zu La Flèche.

Durch die Bretagne und die Normandie nach entgegengeſetzter Richtung gedrückt, haben die Bewohner von Maine, die Manceaux, von Alters her in dieſem doppelten Kampfe einen mißtrauiſchen Sinn und raufluſtigen Charakter erworben. Beſtändig bedroht, hielten ſie ſich beſtändig auf der Hut. War ihr Gebieter mitunter genöthigt, in irgend etwas ſeinen mächtigen Nachbarn nachzugeben, ſo entſchädigten ſie ſich durch Marodiren auf den Märkten der beiden Herzogthümer. Was dem Grafen im Großen entriſſen worden, die Vaſallen brachten es im Kleinen wieder an ſich. Unabläſſig wurden auf ſolche Weiſe ihre Geduld und ihr Muth auf die Probe geſtellt. Bald aber wurden ſie der Raubzüge nach dem Lande der Bretagner überdrüſſig, welche brandzuſchatzen wegen ihrer Armuth eher gefährlich als nutzbringend war, und wandten ſich nach den fetten Triften der Normandie; und da in dieſen individuellen Kämpfen der Arme aber kühnere und feſtere, gewöhnlich über den Reichen obſiegt, ſo entſtand die ſprichwörtliche Redensart, wonach: Un Manceau valait un Normand et demi (Ein Mainebewohner gilt ſoviel als anderthalb Normannen). Später, als die Einheit der franzöſiſchen Monarchie dieſen Nachbarzänken ein Ziel geſetzt, war es die Einführung der Salzſteuer, welche

Digitized by Google

den kriegeriſchen Geiſt wach erhielt. Das Salz, dieſer Zucker der Armen, wie Bérenger, der große Dichter es ſinnig nannte, koſtete blos einen Sou das Pfund in der Bretagne, dank der dieſer Provinz gewährleiſteten Freiheiten; in Maine aber ließ ſich die Regie das Pfund mit dreizehn Sous bezahlen. Die Edelleute erhielten allerdings alljährlich eine Vertheilung von Sel royal, Salz des Königs, das ihnen ſteuerfrei geliefert wurde; die Landleute aber mußten ſich bei der Regie verſehen, deren Bedienſtete ſie am Preiſe, an der Qualität und dem Gewichte des Salzes übervortheilten. Ja noch mehr, das Recht zu ſparen durch Entſagung oder Einſchränkung des Salzgenuſſes war verboten. Jedem Einzelnen war ein Minimum des Bedarfs geſetzlich zugemeſſen. Die königliche Regie verkaufte ihr Salz, wie wir in unſeren Tagen die Engländer ihr Opium verkaufen ſehen, bei Geldbußen und mit Flintenſchüſſen. Die Geldbußen waren für die Konſumenten, die

Sablé.

Flintenſchüſſe für die Faulx saulniers. So nannte man nämlich die Schmuggler, welche in der Bretagne das Faux sel holten, d. h. das Salz, deſſen Einfuhr vom Fiskus nicht geſtattet war. Faſt alle an der Grenze wohnenden Bauern waren dieſem gefährlichen Handel ergeben. Mit einem Doppelſacke auf dem Rücken, bewaffnet mit der „Ferte“, einem langen Stocke, der zum Ueberſetzen von Hecken und Gräben diente, führten die Manceaux die Zollwächter in die Irre, bekämpften ſie nöthigenfalls und trotzten dem Verderben, den Galeeren und ſelbſt dem Tode mit unbeſiegbarem, aber berechnetem Muth. Denn wenn auch der Muth eine allen im Bürgerkriege mit der Republik ſtehenden Völkerſchaften gemeinſame Tugend iſt, ſo entwickelt er ſich doch in ſehr verſchiedenen Formen. Glänzend beim Vendeer und Normannen, ſchweigſam beim Bretonen, wird er beim Manceau zu etwas Vernünftigem, welches ihn in ſeiner Grazie beeinträchtigen kann, aber ihm zugleich einen Theil ſeiner Gefährlichkeit benimmt. Die Erſteren ſind kühn aus Neigung, der Manceau iſt es nie anders als durch Ueberlegung. Er kennt keine Tapferkeitsgelüſte und überläßt gerne Anderen den Luxus des Muthes, um nur Gewinn daraus zu ziehen. Als wahrer Holländer Frankreichs betrachtet er die Kühnheit wie ein Kapital, welches man vor Allem gut anlegen muß.

Digitized by Google

Le Mans.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unter den Städten des Landes nimmt Le Mans, die alte Hauptſtadt von Maine und heutiger Cheflieu des Sarthe-Departements, eine der erſten Stellen ein. Zur Römerzeit hieß Le Mans Suindinum und war die Hauptſtadt der Cenomanen. Im dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ward die Stadt durch den heiligen Julianus zum Chriſtenthume bekehrt, und im vierten Jahrhundert ward hier ein Bisthum errichtet. Zu Karl des Großen Zeiten war Le Mans eine der beträchtlichſten Städte des fränkiſchen Reiches, kam aber durch die Verheerungen der Normannen im neunten und zehnten Jahrhundert, ſpäter im elften und zwölften Jahrhundert durch die Kriege der Grafen von Anjou gegen die Herzoge der Normandie ſehr herunter und erlitt faſt alle Jahrhunderte Belagerungen oder ſonſtige Unfälle, beſonders während der dreihundertjährigen engliſch-franzöſiſchen Kämpfe. Im Jahre 1067 konſtituirte ſich Le Mans zuerſt unter allen franzöſiſchen

Château-Gontier.

Städten als Kommune. Seine Theilnahme an der Ligue mußte es 1589 mit ſeiner Einnahme durch Heinrich IV. büßen; 1793 war die Stadt die letzte Zufluchtsſtätte der Vendeer; nach deren Niederlage durch die Republikaner unter Marceau am 12. December 1793 und der Eroberung der Stadt ließen die Konventsdeputirten hier 10,000 Menſchen niederkartätſchen. Heute zählt Le Mans über 55,000 Einwohner und darf ſich zu den intereſſanteren Städten Weſtfrankreichs rechnen. Sie liegt an beiden Ufern der Sarthe, in 77 m Meereshöhe und hat alte, enge gewundene Straßen; die Oberſtadt iſt beſſer gebaut, und das neue Viertel iſt naturgemäß das ſchönſte. Unter den Bauwerken der Stadt iſt die ehemalige Abteikirche Notre Dame de la Couture hervorzuheben, der Hauptſache nach im zwölften bis vierzehnten Jahrhundert erbaut; bemerkenswerth iſt die von zwei unvollendeten Thürmen flankirte Façade mit einer Vorhalle. Die ſchöne Kathedrale St. Julien, an der man ſechzehnhundert Jahre gebaut und neben welcher ein Menhir aus der Druidenzeit aufragt, trägt die Spuren ihres allmählichen Entſtehens deutlich an ſich: verſchiedene Stilformen, romaniſch und gothiſch ſtehen ziemlich unvermittelt neben einander. Trotz dieſes Mangels an Einheit macht die Kirche einen durchaus edlen und

Digitized by Google

großartigen Eindruck. Das Aeußere imponirt weniger durch den Reichthum der Ornamente als durch die strenge und doch harmonische Führung der Linien. Unter den modernen Bauten ist das Theater als eines der hübschesten in Frankreich zu rühmen. In Le Mans wohnen viele gebildete Leute, und mehrere gelehrte Gesellschaften haben dort ihren Sitz. Die Stadt verfügt über eine schöne Bibliothek, eines der besten naturwissenschaftlichen Museen und ein ausgezeichnetes Archiv. An der Stelle eines römischen Amphitheaters liegt die hübsche Promenade der Jakobiner. Le Mans, reich an Fabriken, treibt lebhaften Handel mit verschiedenen Artikeln, besonders mit Leinwand und Hanf, und ist ein Centralpunkt der Straßen und Eisenbahnen; fünf Schienenwege und mehr als zehn Straßen vereinigen sich hier und deshalb war Le Mans längere Zeit Mittelpunkt der französischen Operationen, bis auch diese Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen und Häusermassen, ihren

Das Schloß du Rocher bei Mezangers.

rebenumkränzten Bergen und ihren fruchtbaren Thalauen in Folge der Schlachten vom 7.—12. Januar 1871 von den Deutschen genommen wurde. Eine weitere Erwähnung verdienen im Sarthe-Departement das schöne Schloß Le Lude mit seinen enormen Thürmen, im Thale des Loir, dann an dem nämlichen Flusse die Stadt La Flèche, ziemlich gut gebaut, mit wenigen Fabriken, aber reich und besonders bemerkenswerth durch das von König Heinrich IV. gegründete prächtige Collège, welches jetzt in eine Militärschule umgewandelt ist. An der Sarthe endlich ist noch die kleine Industriestadt Sablé zu nennen, welche Marmor und Anthracit liefert, auch durch eine schöne Brücke aus schwarzem Marmor ausgezeichnet ist.

In das Mayenne-Departement übergehend bemerken wir im Süden das Städtchen Château-Gontier an der Mayenne, deren Ufer mit Nußbäumen, Weinanpflanzungen und Wiesen geschmückt sind und das sich einer lieblichen Aussicht erfreut. Unter den Schlössern in der Nähe ist jenes von St. Ouen das ansehnlichste. Sehr bedeutend ist auch das sogenannte Château du Rocher in der Nähe von Mezangers, etwa 30 km östlich von dem Chefliеu des Departements, Laval am linken Ufer der Mayenne malerisch und

Digitized by Google

Laval.

Digitized by Google

angenehm zwiſchen zwei Bergen gelegen, aber ſchlecht gebaut und mit alten Mauern umgeben. Die moderne Unterſtadt (Ville basse) iſt allerdings gut gebaut, dagegen hat die Oberſtadt (Ville haute) auf dem rechten Ufer ſteile, enge und winklige Gaſſen. Laval ward angeblich von Karl dem Kahlen gegründet, und die Seugneurs de Laval kommen ſchon zu Hugo Capets Zeiten vor. Clémence, Erbtochter Guy's VI., letzten Barons von Laval, heirathete 1271 Matthieu II., Baron von Montmorency, wodurch Laval in den Beſitz letzterer Familie kam. Im Jahre 1428 ward es durch Karl VIII. zur Grafſchaft und Pairie erhoben. Im dreizehnten Jahrhundert ward hier die Leinenweberei begründet durch Guy VIII., Herrn von Laval, welcher flandriſche Weber ins Land rief. Die Leinen von Laval ſtehen heute noch in hohem Rufe; jeden Sonnabend iſt Leinwandmarkt, wo oft für eine halbe Million Franken Geſchäfte gemacht werden, und die Stadt beſitzt eine große Leinwandhalle. Mitten in der Stadt ſteht das alte Schloß der Barone, jetzt ein Gefängniß; ein anderes Schloß iſt jetzt Juſtizpalaſt. Das alte, ſehr ſtattlich ſich ausnehmende Schloß und die im zwölften Jahrhundert begonnene, die Stadt überragende Kathedrale ſind die Hauptſehenswürdigkeiten Lavals, welches heute etwa 30,000 Einwohner zählt. Weiter aufwärts im Thale der Mayenne liegt die gleichfalls der Leinenindustrie ergebene uralte gleichnamige Stadt am Abhange zweier Hügel. Auch Mayenne hat ſteile, enge und krumme Straßen, dazu ein altes Felſenſchloß der ehemaligen Herzoge von Mayenne, endlich reinliche hübſche Plätze mit ſchöner Fontaine. In der Nähe befinden ſich viele Eiſenhütten und Hohöfen.

Mayenne.

Digitized by Google

Das Herzogthum Bretagne.

Unter den verschiedenen Provinzen Frankreichs ist die nordwestliche Halbinsel, welche den Namen der Bretagne führt, in vielfacher Hinsicht eine der interessantesten. In den ältesten Zeiten war das Land zwischen dem Liger, der Loire und der Sequana oder Seine, mithin auch den größten Theil der jetzigen Normandie umfassend, als Armoricum oder Aremorica bekannt und von keltischen Völkerschaften besetzt. Die Benennung der Halbinsel selbst stammt aus dem keltischen are-mor und bedeutet wörtlich „vor dem Meere.“ Als Bewohner dieser Gegenden nennt Cäsar die Veneti, Curiosolites, Redones, Caleti, Osisnii, Unelli und Lexovii, wozu noch die Abrincatui, Vidncasses und Bajucasses kamen, meist seegewohnte Völker. Ein halbes Jahrhundert vor unserer Aera, genauer 57 v. Chr. verbanden sich diese Keltenstämme gegen den römischen Eroberer Galliens, Julius Cäsar, wurden aber besiegt und ihr Land bildete nunmehr unter den Römern den westlichen Theil der Provinz Lugdunensis tertia. Erst im vierten Jahrhundert befreiten sich die armorischen Kelten von der Herrschaft der Römer, mit denen sie indeß noch lange zu kämpfen hatten, ebenso später mit den Westgothen, Alanen, Friesen und andern Germanen, gegen deren Einfälle unter Kaiser Honorius die armorischen Häuptlinge und Städte zum Schutze einen Bund bildeten, der bis zur Eroberung des Landes durch den Frankenkönig Chlodowech im Jahre 500 n. Chr. bestand. Bald darauf wanderten viele von den Angelsachsen verdrängte Briten aus dem heutigen England nach Armorica ein, welches deshalb Britannia minor (Kleinbritannien) oder Britannia cismarina (Britannien diesseits des Meeres) genannt wurde, und daraus ist der seither übliche Name der Bretagne entstanden. Die keltischen Ureinwohner lebten meist in kleinen Städterepubliken, deren mehrere mit der Zeit kleine Monarchien bildeten. In der fränkischen Zeit erhoben sich dann und wann kräftigere Fürsten und machten sich wieder unabhängig. Seit dem Jahre 874 war die Bretagne zwischen den Grafen von Vennes und Rennes getheilt, welche zu Anfang des zehnten Jahrhunderts von den Normannen abhängig wurden. Aber im Jahre 987 wurde Conan I., Graf von Rennes, der einzige Herr der Bretagne und nahm auch den Titel eines Herzogs an. Seine Nachfolger wurden bald Frankreichs, bald Englands Vasallen, welche beide Mächte sich um die Bretagne stritten. Herzog Conan IV. rief gegen die Franzosen die Engländer zu Hilfe, verlobte seine Erbtochter Constanze mit Gottfried von Anjou, dem dritten Sohne des Königs von England, und trat diesem 1166 das Land ab. In Folge dessen spaltete sich die Bevölkerung in eine normannische und eine französische Partei, worunter die alte bretonische Sprache sowie die Volkseigenthümlichkeiten erheblich litten. Auf Conan IV., der im Jahre 1171 starb, folgte sein Schwiegersohn Gottfried von Anjou (gest. 1186), dessen nachgeborener Sohn Arthur auf Anordnung seines Oheims, König Johannes von England, 1203 ermordet wurde. Philipp August von Frankreich erklärte diesen deshalb der französischen Lehen für verlustig und eroberte 1206 die Bretagne, wo nun Alix, eine Tochter Constanzens aus neuer Ehe, nebst ihrem Gatten Peter von Dreux den Besitz der Herrschaft als Grafschaft unter französischer Hoheit erhielt. Beider Enkel, Johann II., wurde im Jahre 1298 von Philipp dem Schönen zum Herzog der Bretagne und Pair von Frankreich erhoben. Seine Nachkommen, unter deren Regierung beständige Kriege zwischen England und Frankreich um den Besitz des Landes geführt wurden, erloschen mit Franz II., welcher 1488 starb, nachdem er vergeblich versucht, sich von Frankreich unabhängig zu machen und zu diesem Zwecke sich mit England und Burgund gegen König Ludwig XI., dem Schöpfer des französischen Einheitsstaates, verbunden hatte. Franzens Tochter Anna war erst mit König Maximilian I. verlobt, wurde aber

Digitized by Google

1491 gezwungen, ihre Hand Karl VIII. von Frankreich zu reichen, nach dessen Tode sie seinen Nachfolger Ludwig XII., und ihre Tochter Claudia dessen Nachfolger, Franz I., heirathete. Hierdurch wurde die Bretagne definitiv mit Frankreich vereinigt, dessen Schicksale sie seitdem theilte.

Die Bretagne umfaßt blos den westlichsten Theil des alten Armorica, einen Flächenraum, welcher etwa jenem der deutschen Staaten Württemberg und Baden nahe kommt und nunmehr in fünf Departements zerfällt. Sie heißen Ille-et-Vilaine, Côtes-du-Nord, Finistère, Morbihan und Loire inférieure. Früher unterschied man die Obere Bretagne oder Bretagne Gallot und die Untere oder Bretagne bretonnante; erstere umfaßte das Rennais, Fougerais, Pays Nantais, die Marches communes, das Pays d'Aleth oder Pozoleth und das Penthièvre; die letztere das Trégorais, Léonnais, das Cornouaille und Vannetais.

Obwohl einzelne begünstigte und fruchtbare Länderstrecken umschließend, ist die Bretagne im Ganzen ein armes und auch rauhes Land mit zerrissenen Küsten, in welche tiefe Buchten eindringen, so daß Halbinseln weit ins Meer hinausragen. Die Küsten sind im Süden meist flache Sumpf- und Marschgegenden, hie und da felsig und klippig; im Westen steil, düster und schrecklich, dabei von Fjorden zerrissen, auch nach Norden steil mit einer schmalen Saudküste davor, die nach Osten hin breiter und marschig wird. Dabei machen die Meeresfluthen unaufhörliche Eroberungen an der bretagnischen Küste, hauptsächlich in Folge der Gewalt der Strömungen. Die einen sind dauernder Natur, die anderen periodisch. Die erste ist ein Ausläufer des Golfstroms, der eine mittlere Schnelligkeit von 112 km des Tages hat. Die periodischen Strömungen sind sehr ausgesprochen und man schlägt den mittleren Unterschied der Ebbe und Fluth zur Zeit der Syzygien auf 10 m an. Zur Zeit der Fluth stürzen sich die Gewässer in den Aermelkanal und kommen mit gleicher Geschwindigkeit nach dem Ocean zurück. Viermal des Tages wird die Spitze der Halbinsel von diesen furchtbaren Zerstörungswerkzeugen angegriffen. Wenn das Meer bewegt ist, werden ungeheure, auf einigen Punkten des Ufers aufgehäufte Geschiebe von den Fluten fortgerissen und mit Heftigkeit gegen die Wälle der Felsen geschleudert, die auf ihrer Schneide angegriffen werden, ziemlich rasch weichen und 60—90 m hoch schroff abgeschnitten werden. Andere, welche den Wellen eine Neigung von 45° entgegensetzen, bleiben lange Zeit unzerstörbar. Der Granit widersteht besser als die geschichteten Felsen, und im Schoße dieser letzteren ist die Bai von Douarnenez und die Rhede von Brest ausgegraben. Zweifellos hingen in alter Zeit England und Frankreich zusammen, wenigstens kann man mit Hilfe der über den Untiefen zerstreuten Granitblöcke mit Sicherheit 28 km als das Minimum der Verluste der Küste durch die Angriffe des atlantischen Oceans festsetzen. Denkmäler von Menschenhand beweisen, daß das Zerstörungswerk seit einigen Jahrhunderten ziemlich rasch vor sich geht.

Das Innere der Bretagne ist, wie bemerkt, arm und rauh. Die unermeßlichen Haiden dieses Landes und seine ungeheuren Wälder, deren Bäume die mystische Mispel umrankt, haben etwas Schauerliches und Unheimliches. Man reist in diesem nordwestlichen Winkel Frankreichs wie im Innern von Nordamerika. Auf stundenlangen Strecken erscheint kein gepflügtes Feld, ja nicht einmal ein Stückchen Rasen, nackte Einöden wechseln mit Gestrüpp und Waldung. Tausend und abertausend Mal hat man den Versuch gemacht, diese Provinz anzubauen, und immer vergebens; zahlreiche Gesellschaften von Speculanten haben an diesen undankbaren Boden viele Millionen vergeudet. Obwohl die größten Erhebungen blos 385 m über den Meeresspiegel betragen, hat er doch durch und durch einen rauhen Gebirgscharakter. Da sind schroffe Felsenkämme mit tiefen Schluchten, spärlicher Vegetation, struppigen Haiden und mageren Weiden; die Thäler sind im Winter oft fußhoch mit Schnee bedeckt. Manche Geographen wollen eine Armorische Kette erkennen, welche in westlicher Richtung, die Ufer der Loire verlassend, die Bretagne bis zur Pointe de St. Mathieu in einer Länge von etwa 600 km durchzieht. Der Hauptrücken streicht immer näher an der Nordküste, von der er im Durchschnitt blos 35 km entfernt ist. Seine nördlichen Abfälle sind deshalb kurz und steil, während die südlichen Aeste in welliges Hügelland verlaufen. Der bedeutendste der letzteren ist jener, welcher die Oust hart an ihrem rechten Ufer bis Josselin begleitet und mit seinen niederen Verzweigungen, den Landes de Lanvaux, das Morbihan von der Vilaine bis zum Blavet bedeckt. Granit und Thonschiefer bilden das Gerüst der Halbinsel, welche man besser in zwei Plateaux zerlegt, die durch eine tiefe Einsenkung von einander getrennt sind. Der südlichste Theil ist flaches Land mit Hügeln, zu einem Drittel mit Wäldern, Haiden und Sümpfen; das linke Ufer der

Digitized by Google

unteren Loire gleicht ganz dem Bocage der nahen Vendée. Die Grundstücke sind mit Hecken umgeben, und zwischen diesen liegen Hohlwege, mit Ginster bedeckte Hügel, schöne Weiden, kleine, wilde Flüsse. Auch giebt es da große Moore, von Kanälen durchschnitten; der merkwürdigste ist der Brière, ein Torfmoor von 90 km Umfang, bei hohem Wasserstande der Loire aber ein wahrer See. Im Morbihan ist die Hälfte des Bodens Haide, Wald und Sumpf; das Finistère ist bergig und zum größten Theile ebenfalls mit Haiden, Sandflächen und Sümpfen bedeckt, erzeugt aber dennoch das nöthige Korn. Das „Goëmon" oder Seegras ist der einzige vorhandene Dünger. Das Arrondissement von Châteaulin, das den größten Theil von Cornouaille bildet, ist eines der elendesten Länder Frankreichs, nur von wilden Hirten bewohnt. Hier erhebt sich die rauhe Montagne d'Arrée mit dem Mont de St. Michel, während die südlich davon fließende Aune durch den Canal de Blavet die beiden wichtigsten Städte der Bretagne, Brest und Nantes mit einander verbindet. Nördlich von Brest, das Daoulas, ist sehr fruchtbar und bevölkert, und das Léonnais, ein Landstrich um Morlaix, ist wieder eines der besten Länder Frankreichs. Die Côtes du Nord haben einen etwa 10 km breiten Küstenstrich, der wegen des Reichthums seiner Produkte der „Goldgürtel der Bretagne" heißt; das Innere freilich ist eine traurige Haide. Im Allgemeinen aber darf man wohl sagen, daß die nördlichen Landstriche der Halbinsel gegenüber den westlichen und südlichen als die von der Natur begünstigten erscheinen.

Was das Klima anbelangt, so ist es bei Weitem nicht so rauh, als der bretagnische Boden. Man hat die mittlere Jahrestemperatur auf 13,5 ° C. berechnet. Die Temperatur der Luft unterliegt mannichfachen Wechseln. Sie wird schnell kälter, wenn man aufwärts steigt, und die Verschiedenheit zwischen dem Meeresniveau und dem Gipfel der Berghöhe ist etwa 3 °. Die Gegenden in der Mitte und im Süden der Nieder-Bretagne, die gegen die Sonne geneigt sind, saugen die Strahlen rascher ein als die nördliche Gegend am Abhange der Berge von Arrée. Die verschiedene Höhe macht nur 1 ° und übt nur einen geringen Einfluß aus. Die warmen Fluthen des Golfstromes erhöhen die Wärme der Küste ein wenig. Die atmosphärischen Strömungen kommen fortdauernd vom Meere, dessen Temperatur minder wechselt, als die des Festlandes. Darum wird das Land durch die gewöhnlichen Winde gegen große Hitze und scharfe Kälte gesichert; Hagel, Wasserhosen, starke Gewitter sind nicht häufig, aber der Himmel selten ganz von Wolken rein, und es regnet einen großen Theil des Jahres hindurch. Die Dichtigkeit der Luft ist nicht ohne Einfluß auf die organischen Wesen: in dem Maße, als sie sich verdünnt, nimmt das Leben ab. Das Umgekehrte findet im Wasser statt: je gewaltiger die Wassersäule wird, desto minder zählt sie Bewohner. Die Nähe der Küsten ist also, bei sonst gleichen Verhältnissen, den Thieren und Pflanzen günstig. Pflanzen, welche die Winterkälte in Ländern unter demselben Breitengrade nicht ertragen können, gedeihen in der Bretagne, wo man Feigenbäume und Lorbeerrosen im freien Boden findet. Pflanzen aber, die starker Kälte trotzen und eine starke Hitze verlangen, wenn ihre Früchte reifen sollen, bringen unter einem nebeligen Himmel keine Frucht. Auch auf das Thierreich sind die Einflüsse sehr merklich. In den höheren Bergen findet man die Thiere und selbst die Pflanzen am kleinsten, und obwohl die Hügel der Bretagne nicht hoch sind, macht sich die Wirkung doch auffallend bemerkbar.

Wir beginnen unsere Wanderung durch die Bretagne, im Departement der Ille-et-Vilaine, so benannt nach zwei Flüssen, von welchen der erstere sich bei Rennes mit dem letzteren vereinigt, der seinerseits im Morbihan das Meer erreicht. An reichlicher Bewässerung fehlt es diesem Lande überhaupt nicht; Men, Saumon, Seiche, Nebenflüsse der Vilaine, erheben Anspruch auf Bedeutung, während der in die Bai von St. Michel einmündende Küstenfluß Couesnon, welcher in seinem Unterlaufe die Grenze gegen das Manche-Departement der Normandie bildet, sogar schiffbar ist. Unsern von demselben liegt in geradezu herrlicher Umgebung das gewerbthätige Städtchen Fougères mit Eisengießerei, Seilerei, Segel-, Pack-Hanftuch- und Flanellfabrikation, kurz, mit der mannigfaltigsten Industrie. Nach einem verheerenden Brande ist Fougères zweifelsohne eine der hübschesten Städte des Departements geworden und erfreut sich der Nähe eines schönen Waldes mit mehreren Druidendenkmälern. Hier in der Bretagne betreten wir hauptsächlich den Boden, wo dereinst, in der alten Keltenzeit, entmenschte Priesterinnen formlose Steinmassen umtanzten und dem blutigen

Digitized by Google

Kriegsgotte zu Ehren Menſchen ſchlachteten. Den ſtummen Zeugen einer geſchichtsloſen Vergangenheit, den Dolmen, Cromlech und Menhir, begegnen wir hier häufiger denn irgendwo in Frankreich. Gigantiſch ragen ſie auf aus den Haiden, welche nebſt den Wäldern faſt die Hälfte des Departements einnehmen, während blos die Uferränder der Flüſſe von Weiden umſäumt ſind. Granit- und Schieferhügel durchziehen das Land, das auch zahlreiche Mineralquellen, ſowie ein Eiſenbergwerk und einen Schieferbruch beſitzt.

Die obengenannte Stadt Rennes iſt das Chefliеu des Departements, zugleich die alte Hauptſtadt der Ober-Bretagne und die wiſſenſchaftliche Metropole des ganzen Landes. Sie zählt heute an 61,000 Einwohner und liegt nicht blos am Zuſammenfluſſe der Alle und Vilaine, ſondern auch an der Vereinigung des Ille- und Rance-Kanals, in 54 m Seehöhe. Rechts von der Vilaine breitet ſich ein ſchöner Stadttheil aus,

Fougères.

und der ſogenannte Palaſtplatz gehört entſchieden zu den ſchönſten Frankreichs. Boulevards mit ſchönen Promenaden gereichen der Stadt zur Zier, und ihr Rathhaus ſteht am Ende einer prächtigen Lindenallee. Unter den Bauwerken ragen beſonders die Kathedrale St. Pierre, deren Inneres ein griechiſches Kreuz bildet und die mit zwei 40 m hohen Thürmen verſehen iſt, dann noch mehrere andere Gotteshäuſer hervor, die aus dem Mittelalter ſtammen. Die Kirche Ste. Mélaine z. B., ſeit 1845 Notre Dame genannt, ward im elften bis ſechzehnten Jahrhundert erbaut, ihr Thurm freilich, der eine Koloſſalſtatue der Jungfrau Maria trägt, jedoch erſt im Jahre 1857 vollendet. Rennes hieß zur Römerzeit Condate und war die Hauptſtadt der Rhedones. Es wurde ſchon früh von den Franken, im neunten Jahrhundert von dem Bretagner Nomenojus mit Hilfe der Normannen erobert, und Karl der Kahle trat es deſſen Nachkommen ab. Im Jahre 1357 wurde die Stadt vergebens von den Engländern belagert. Heute iſt Rennes der Mittelpunkt von zwölf großen Straßen und ſteht in Waſſerverbindung mit der freilich nicht ſehr bedeutenden Meeresküſte des Departements. Dieſe beſchränkt ſich auf den Hintergrund der St. Michels-Bai, an deren weſtlichem Geſtade das wegen ſeiner

9*

Digitized by Google

Austernfiſcherei berühmte, auf 50 m hohem Felſen gelegene Städtchen Cancale, dem normanniſchen Badeplatze Granville ſchräg gegenüberliegt. Die Auſtern vom Rocher de Cancale erfreuen ſich in Frankreich eines weitverbreiteten Rufes.

Weſtlich von der St. Michels-Bai ſchneidet eine ſchmale Meeresbucht tief in das Land ein. In ſie mündet das Flüßchen Rance und an ihrem Ausgange zieht ſich eine lange ſchmale Landzunge weit in die See hinaus. Sie beſteht aus lauter Felſen, ſonſt würden die wildbrandenden Meereswogen ſie längſt weggeſpült haben — ſie hat deswegen den Namen Aaronfelſen erhalten, und darauf iſt eine Stadt erbaut, welche Jahrhunderte hindurch eine beſondere Wichtigkeit beſaß und bis auf den heutigen Tag, wenn auch in veränderter Weiſe, erhalten hat. Es iſt Saint Malo mit etwa 10,300 Einwohnern. Die amphitheatraliſch und in

Saint-Malo.

einigen Theilen regelmäßig gebaute Stadt bildet mit ihren ſtarken, allen Elementen trotzenden, von koloſſalen Quadern aufgeführten Befeſtigungsmauern eine wahre Granitinſel. Ueberall ſieht man nichts als Steine, alle Häuſer ſind durchaus maſſiv und bei dem beſchränkten Raume durchgängig ſehr hoch. Schrecklicher Unflath herrſcht in denſelben wie in den Gaſſen. Die Thore ſind rechts und links durch ausnehmend ſtarke, runde, aus Quadern erbaute Thürme geſchützt, und eben ſolche Steine bilden die Umfangsmauern. Die Promenaden gewähren eine herrliche Ausſicht auf das Meer. Auf der ganzen Felſenlandzunge iſt aber nicht die geringſte Spur von vegetabiliſchem Leben anzutreffen; nur mitten in der Stadt, auf dem nach einem berühmten Seefahrer benannten Platz Duguay Trouin, ſtehen einige Bäume, für die man jedoch den erforderlichen Grund und Boden erſt mühſam herbeiſchaffen mußte. Es verſteht ſich nach alledem, daß Handel und Schifffahrt die einzigen Erwerbszweige der Einwohner ſind. Das war der Grund, weshalb man die Stadt auf dieſem nackten Felſen anlegte und ſo ungeheure Hilfsmittel dienſtbar machte, ſie vor Wind und Wetter, ſowie den tückiſchen Wellen der ſie von drei Seiten umfluthenden See zu ſchützen.

Digitized by Google

Rennes.

Digitized by Google

Der Erfolg zeigte, wie richtig man bei der Wahl des Platzes gerechnet hatte, denn die Mehrzahl der Einwohner wurde reich, ja manche unter ihnen besitzen einen wahrhaft kolossalen Reichthum, und man weiß, daß ein Kaufherr dieser Stadt Ludwig XIV. die baare Summe von dreißig Millionen Livres lieh! Im dreizehnten Jahrhundert gehörte St. Malo zum Bunde der Hansa; im sechzehnten eröffneten seine Schiffe zuerst die Straße nach Mokka, und unterhielten eine lebhafte Verbindung mit Amerika und Indien trotz aller sich entgegenthürmenden Hindernisse. Der erwähnte berühmte und heute noch dankbar verehrte Duguay Trouin trat im Jahre 1711 an die Spitze einer Actiengesellschaft, welche die damals vielfach gebräuchliche Kaperei betreiben wollte; er ward die nöthige Anzahl mannhafter und kühner Seefahrer, woran es in der Stadt nicht mangelte, und lief alsbald mit einer kleinen Flotte auf Abenteuer aus. Brasilien war sein Ziel; er nahm

Das Grab von Chateaubriand bei Saint-Malo.

Rio de Janeiro mit Sturm, plünderte die Stadt und verkaufte sie dann wieder an die Portugiesen für eine so bedeutende Summe, daß die Actionäre hundert Procent gewannen. Fortwährend und bei allen Gelegenheiten zeichneten sich die Kaper von St. Malo durch kühne, mit glänzenden Erfolgen gekrönte Thaten aus und erregten dadurch den Neid der Engländer, welche keine Gelegenheit versäumten, diese kleine und unbedeutende, und ihnen doch so viel Schaden zufügende Nebenbuhlerin zu vernichten. Nur von 1688 bis 1697, also während neun Jahren, nahmen diese Korsaren den vereinigten Briten und Holländern 162 Kriegsschiffe und 3384 Handelsfahrzeuge weg, wie die genau und sorgfältig geführten Admiralitätsbücher nachweisen. Die Stadt wurde öfters bombardiert, jedoch immer fruchtlos, und im Jahre 1693 wurde der vergebliche Versuch gemacht, sie durch eine Höllenmaschine zu zerstören.

Der Hafen von St. Malo, mit gefährlichem Eingange, ist von Klippen umgeben, zwischen denen das Meer bei Springfluthen um 15 m steigt. Auch sonst legt die Ebbe den Hafen immer trocken, die Schiffe, welche dort ankern, legen sich immer auf die Seite, und schwerfällige Karren versehen die Stelle der flinken

Digitized by Google

und leichten Segelboote, während der ärmere Theil der Einwohner auf dem Sande Würmer zum Angeln, Muscheln u. s. w. eilig sucht. In früheren Zeiten ließen die Bewohner den Hafen durch große Doggen bewachen, welche den Tag über eingesperrt, des Nachts aber losgelassen wurden. Diese absichtlich in ihrer Wildheit erhaltenen Hunde versahen den Wächterdienst mehr als sechshundert Jahre lang und haben in dieser langen Zeit wohl manchen Unvorsichtigen zerrissen, wenigstens war ein solcher tragischer Vorfall im Jahre 1770 Ursache, daß dieser gefährliche Gebrauch abgeschafft wurde. Die Kaperei hat längst aufgehört, aber noch blüht die Schifffahrt, der Handel und nebenbei die Fischerei, doch nicht gerade als Nebensache. Saint Malo hat sich mit der naheliegenden Hafenstadt St. Servan am Ausflusse der Rance in neuerer Zeit verbunden und beide Städte betreiben ihre ausgedehnten Geschäfte gemeinsam, besonders den Stockfischfang, zu welchem Behufe alljährlich eine kleine Flotte die nordischen Meere besucht. Der bedeutendste Verkehr St. Malos ist mit England; dorthin führt man Vieh, Geflügel, Eier, Butter u. dgl., während Salz, Holz, Kohlen, Getreide, Fische u. s. w. zur Einfuhr gelangen. Die ausgedehnte Fischerei bildet zugleich jährlich mehr als 3000 tüchtige Matrosen, welche der Kriegs- und Handelsmarine trefflich zu statten kommen. Saint Malo ist auch die Vaterstadt zahlreicher berühmter Männer, darunter des großen Dichters Chateaubriand, dessen einfach schmuckloses Grab auf dem Eilande Grand Bey dicht bei St. Malo die weite See überschaut.

Folgen wir dem Küstenzuge weiter nach Westen, so stoßen wir zunächst auf die Baie de la Frenay, dann nach Umseglung des Kap Fréhel auf die geräumigere Baie de St. Briene, in deren Hintergrunde am Goult und nur wenig vom Meere entfernt die von Fischerei und etwas Handel lebende Stadt St. Brieuc mit 18,000 Einwohnern liegt, das sonst wenig bemerkenswerte Cheflieu des Departements der Côtes du Nord. Zahlreiche Küstenflüsse, wie der Guer, der Trieue mit dem Laff, Evron, Arguenon u. s. w. bewässern dieses Gebiet und sind zum Teile schiffbar. Im Gegensatze zu Ille-et-Vilaine verfügt das Departement über eine Küstenentwicklung von etwa 420 km, mit tief eingeschnittenen Baien und zahlreichen Felsenkaps. Das Innere ist ziemlich gebirgig, wenn man sich so ausdrücken darf; wir finden hier die Höhenzüge des Mt. Mené, des Ménébret und die Ausläufer der Arréeberge, alle trocken, felsig und schluchtenreich. Sie fallen mit sanften Abhängen nach Norden und Süden zu unfruchtbaren Sandflächen ab, denen an der Küste jedoch sehr fruchtbare Ebenen folgen, die viel Lein, Hanf und Ciderfrüchte hervorbringen. Auch führen die Berge verschiedene Metalle, Eisen und Blei, ferner Granit und Schiefer, und enthalten mehrere Mineralquellen.

Schon in den östlichen Theilen der Bretagne, wie in der Ille-et-Vilaine und im Osten der Côtes du Nord, z. B. in dem alten Städtchen Dinan mit seinen ungeheuren hohen und dicken Mauern, wo das alte Schloß der Herzoge der Bretagne noch zu sehen ist, oder in Jugon tragen die Bewohner allenthalben langes Haar und ungeheure Hüte, welche sich seltsam ausnehmen auf den Köpfen der kleinen Männer, und gehen auf dem Lande insgesammt in Holzschuhen, die nicht die zierlichsten sind. Die Holzschuhe sind in der Bretagne viel häufiger, als in der benachbarten Normandie. Je weiter wir nach Westen kommen, desto größer wird auch die Unreinlichkeit. In der Nachbarschaft von St. Brieuc beginnt auch die bretonische Sprache. Westlich davon zu Chatelaudren und Guingamp, welcher Ort durch seine darnach benannten Baumwollgewebe bekannt ist und sich einer schönen Kirche nebst herrlichen Promenaden rühmen darf, spricht schon alles Volk bretonisch. Eine über Plouha, Chatelaudren, Moncontour, Uzel, Loudéac, Josselin und Locminé nach Vannes gezogene Linie bezeichnet etwa die östliche Grenze der eigentlichen Bretagne, wo bretonisch gesprochen wird. Alles Land westlich von dieser Linie ist gallisch geblieben und nicht französisch geworden. Noch jetzt weicht es von ganz Frankreich ab und war bis vor nicht langer Zeit in vielen Beziehungen fast unbekannt, westlich vom 5° w. L. v. P. bis zum Westkap eine Sprache nährend und bergend, die es mit der nördlich liegenden Insel Großbritannien verschwistert erscheinen läßt. Mehr als 80,000 Kinder kennen nicht ein französisches Wort. Es ist dies die Niederbretagne, die Bretagne bretonnante, wie die Franzosen sagen, was wir im Deutschen am besten mit der Bezeichnung der „keltischen Bretagne" übersetzen. Man hat die Bretagne häufig mit der englischen Landschaft Wales verglichen, doch sind beide Gebiete im Allgemeinen wie im Besonderen sehr verschieden,

Digitized by Google

Saint-Brieuc.

Digitized by Google

denn in den meiſten Theilen von Wales, zumal im Norden, findet ſich ein bedeutend ſtarkes weſtgermaniſches Element in der Bevölkerung. Aber die ſchmutzige Bretagne iſt rein keltiſch, und man kann ſie höchſtens mit den wäliſchen Landſchaften Carmarthen und Cardigan, mit Sky und Roß in den ſchottiſchen Hochlanden und mit der Weſthälfte Irlands vergleichen, denn der Kelte ſieht ſich überall ähnlich. Nimmt man das ſtarke franzöſiſche Element in der Sprache der Oberbretagne aus, ſo hat der nachbleibende keltiſche Theil ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Wäliſchen. Das Volk der Bretagne iſt klein, ſchmächtig, mager, hat meiſt ſchwarzes Haar, ein ſchmales, kurzes, unmarkiertes Geſicht, meiſtens dunkle und häßliche Augen, eine ſchmale und eingefallene Bruſt und kraftloſe Beine. Das Ausſehen iſt unbedeutend, gutmüthig und etwas leichtſinniger; dabei empfängt man aber den Eindruck, als ob der keltiſche Bretagner moraliſch viel unverdorbener ſei, als der franzöſiſch ſprechende.

Guingamp.

Freilich beginnt dieſe Sittenreinfalt dem Einfluſſe moderner Berechnung zu weichen. Noch halten indeß die Leute ſehr zuſammen und ihre Anhänglichkeit an einander iſt rührend wie die iriſche. Der Volksgeiſt äußert ſich aber in einem unzähmbaren Widerſtande, in furchtloſer Oppoſition, die blind und hartnäckig iſt. Der keltiſche Bauer iſt rauh und wenig mittheilend, von einer natürlichen Grobheit, zur Melancholie geneigt, verſteckten Weſens, nur gegen ſeines Gleichen offen. In dieſen „Chouans," ſo genannt nach ihrem erſten Anführer, und ihrer treuen Anhänglichkeit an den König, fand die große Revolution entſchiedenen Widerſtand. Von Natur geizig, lebt der Bretone ſtets in Entbehrungen, welche ihm freilich auch die Armuth ſeines Bodens auferlegt, enthüllt nie ſeinen Beſitz, iſt aber geſchmeidig, wenn er bittet. So thätig, forſchend, zu allen Fortſchritten bereit die benachbarten Normannen ſind, ſo apathiſch und dem Schlendrian anklebend ſind die Bretonen; die Einen könnten auri sacra fames, die Anderen parvo contentus auf ihr Wappen ſchreiben. „Enthalte Dich und der Himmel wird Dir helfen," das iſt, wie Guilbert bemerkt, der Wahlſpruch der bretagniſchen Bauern. „Iſt er arm, ſo verträgt er mit Gleichgültigkeit alle Entbehrungen; iſt er krank, ſo braucht er kein Mittel

Digitized by Google

dagegen, und noch im Sterben erwartet er die letzte Stunde ohne Klagen. Unter allen Leiden und aller Noth findet man ihn gleich resignirt. Die Bretagner sind verständig, stolz ohne Härte, religiös, den bestehenden Gewalten in einem Gefühl von Unterordung oder hierarchischer Ergebenheit gehorsam, ausdauernd, gutmüthig gastfrei und redlich in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens; ihre sprichwörtliche Tapferkeit geht bis zum Heroismus, und die Trägheitskraft, die sie allen Prüfungen entgegensetzen, macht sie tauglich zur Ertragung der größten Beschwerden. Ihre Zuneigungen sind lebhaft und man erkennt sie an der Liebe zum Heimathlande, die sich mit der Energie einer Leidenschaft kundgiebt. Jeder Nichtbretone, selbst der Franzose oder „Gallo," wie sie ihn nennen, ist ihm ein Fremder." Der Bretone will lieber die härtesten Lasten tragen, als einen Theil der großen Nation ausmachen, und wenn er seine Heimath verläßt, um in eine benachbarte Provinz zu

Brélevenez.

gehen, so sagt er: „Ich reise nach Frankreich." Es ist seiner Natur zuwider, die Franzosen als Brudervolk zu betrachten, da sie nicht blos eine für ihn widfremde Sprache reden, sondern auch mit Spott und Hohn auf ihn herabsehen. Die alte bretagnische Nationalität, für die sie so lange gekämpft, ist für diese Menschen ein moralischer Instinkt geworden, dem sie stets folgen, oft ohne sich dessen bewußt zu sein.

Im Nordwesten der Côtes du Nord, im sogenannten Trégorais, lernen wir den Trégorrois kennen. Es ist dies der Einwohner der Umgegend von Tréguier, einem Städtchen im Arrondissement von Lannion, in dessen unmittelbarster Nähe das Oertchen Brélevenez mit seiner romanischen, ehemals einer Templer-commende gehörigen Kirche Notre Dame des Neiges auf steilem Hügel sich erhebt, während 13 km südwestlich die stattlichen Ruinen des Schlosses der Vicomtes von Tonquédec zu sehen sind, welche sich zu den Vornehmsten des bretagnischen Adels rechneten. Ihre Veste ward unter Ludwig XIII. eingerissen. Die Umwohner jener Gegend, die Trégorrois, sind weniger rauh und ernst in ihrem Wesen, als die westlicher wohnenden Bretonen der Küste, aber auch nicht so erregbar als jene der Gebirge. Es liegt etwas in ihnen, was im

Digitized by Google

Vergleich mit dem Charakter der übrigen Bretonen als Milde, Sanftmuth und Unterwürfigkeit ausgelegt und in seinem Ursprunge auf die Seminarien des Landes zurückgeführt werden kann. Der Trégorrois ist ungemein religiös, aber er hält sich vorzüglich an die friedlichen und hoffnungbringenden Feste der katholischen Kirche. So wird Weihnachten ganz besonders gefeiert, und Wallfahrtsörter, über die wir noch Manchertei zu sagen haben werden, stehen in hohem Ansehen. Der Seminarist („Kloâred", wahrscheinlich von clericus abzuleiten) von Tréguier ist gewöhnlich ein junger Bauer von 16—18 Jahren, welcher Neigung zum Studium zeigt und von seinen Eltern in eines der zahlreichen Seminarien geschickt wird, wobei denn etwas von der Ehre des Prieſterthums vom Sohne auf die Eltern zurückſtrahlt. Er wohnt nicht im allgemeinen Collegium, ſondern in einem Dachſtübchen, oft mit 4—5 ſeiner Kameraden zuſammen. Er bekommt etwas zu ſeinem Lebens-

Die Ruinen des Schloſſes von Tonquédec.

unterhalte von den Eltern, aber das reicht nicht aus, und deshalb erwirbt er das Uebrige durch allerlei niedrige Arbeiten, z. B. Holzſpalten, Waſſertragen, oder im beſten Falle durch Unterrichtgeben im Leſen und Schreiben. An Markttagen bringen ihm Vater und Mutter etwas Schwarzbrod, Butter, Speck und Kartoffeln zur Friſtung des armſeligen Lebens. Der Gegenſatz zwiſchen dieſer elenden Exiſtenz und der darauf folgenden mächtigen und faſt übermächtigen Gewalt als Prieſter, die Trennung von der Heimath und allen Freuden der Jugend, ja des Lebens wirken natürlich ungemein auf das Gemüth, erregen daſſelbe und ſtimmen es zum Myſticismus, der ſich in den von jenem Stamme ausgehenden Gedichten wieder Luft macht. Die Schmerzen und Leiden werden in Elegien und Idyllen, die Frömmigkeit wird in Geſängen ausgedrückt. Tréguier iſt durch ſeine Seminariſten die Nährerin der Bretagne in der volksthümlichen, elegiſchen und religiöſen Dichtung.

In der frommen Bretagne muß heute noch wie zuvor der Geburtsadel die Segel ſtreichen vor der prieſterlichen Toga. Die dem Prieſter gezollte Verehrung ſtreift an Anbetung. Die Tonſur iſt eine Krone, welche das Anrecht auf königliche Ehren verleiht. Jede andere Würde verblaßt im Vergleiche zur Weihe,

Digitized by Google

welche den Seelenhirten schafft. Der junge Bauer, welcher blaß und mit geschorener Stirne, sein lateinisches Missale in der Hand, auf den väterlichen Hof zurückkommt, erscheint dort als ein übermenschliches Wesen. Die Stimme der Natur schweigt in seiner Gegenwart, um einer furchtsamen Verehrung zu weichen. Sein Vater entblößt vor ihm das erbliche Haupt und nennt ihn „monsieur le prêtre.“ Er sitzt allein an der von der Mutter bereiteten Tafel, auf welcher ungewohnter Luxus herrscht; seine Geschwister bedienen ihn stehend, ohne seine Mahlzeit zu theilen. Aber diese Ehren wollen erkauft sein! Man glaube nicht, daß er am heimathlichen Herde irgend etwas von dem wiederfände, was ihn an seine Kindheit mahnte, weder das eintönige Geräusch des Spinnrads, noch den Gesang der Spinnerin, noch endlich die Neckereien der jüngeren Schwestern. Bei seinem Eintritt geräth das Familienleben ins Stocken; das Haus wird zum Sanktuarium. Anscheinend kalt und traurig muß er mit Ruhe die Ehrenbezeugungen entgegennehmen, mit denen man ihn umringt, muß er in sein Herz die Erinnerungen, in seinen Augen die Thränen zurückdrängen, muß er stets daran denken, daß nunmehr seine Hände zu ewigem Gebete gefaltet sind und sich nicht mehr zu zärtlichen Umarmungen ausstrecken dürfen, daß alle seine Neigungen fallen mußten an dem nämlichen Tage, als seine langen Jünglingshaare von dem tonsurierten Haupte fielen und daß selbst die Arme seiner Mutter ihm verschlossen sind wie einem todten Kinde. Bei seinem Scheiden aus dem zeitweilig besuchten Elternhause waltet der nämliche ceremonielle Zwang, und wenn ihm das Herz überläuft und er seine Arme nach jenen Eltern ausstrecken will, die er verlassen muß, so faßt keine Hand nach der seinigen und nur die Stirnen beugen sich, wie um seinen Segen zu erhalten.

Dies ist eine der Ursachen der ungeheuren Autorität des Priesters auf dem platten Lande der Bretagne. Die königliche Vereinsamung, in der er lebt, ist ein Zauber, der auf Alle wirkt. Uebrigens, wenn sein Einfluß groß ist, so muß man anerkennen, daß er gemeiniglich Alles besitzt, um ihn zu erhalten. Wer den bretonischen Klerus nach jenem der französischen Städte mit seiner Mauerlichkeit, Geschniegeltheit und Schönrednerei beurtheilen wollte, würde schwer irren. Die bretonischen Priester, vom Pfluge hergekommen, lassen unter dem Chorhemd noch den Bauernkittel hervorgucken; ihre Stimme ist rauh, ihre Hand schwielig. In einen groben, von Sonne und Regen verfärbten Leibrock gehüllt, in bemagelten Schuhen und einen schweren Stock in der Hand, traben sie auf den kothigen Straßen, durch unwegsames Gestrüpp, um Kranken die letzte Wegzehrung zu bringen, bei den Todten ihre Gebete zu verrichten. Unwissend wie jene Fischer, welche ihre Netze verliefen, um Menschenfischer zu werden, haben sie, wie jene, auch den Glauben, welcher das Wort belebt und ihm die Stärke des Donners verleiht. Nichts kann dem, der niemals eine bretonische Predigt gehört, die Autorität jener Männer, wenn sie auf der Kanzel stehen, begreiflich machen. Die Menge bebt, seufzt unter ihren Worten wie das Meer unter Sturmgeheul. Und das sind hier keine Thränen auf Commando, die man mit einem Battisttaschentuche abtrocknet; das ist hier nicht jene so zu sagen literarische Bewunderung, jene Rührung, welche die Hände falten läßt, eher um zu applaudieren als um zu beten; nein, es ist Zerknirschung und Reue in ihren energischesten Bethätigungen; es sind Thränenströme, Schluchzen, Aufschreie; es sind Männer, die mit starker Faust auf ihre starke Brust klopfen, Frauen, welche, das Antlitz zur Erde gewandt, um Gnade rufen bei dieser von oben kommenden Stimme, die da zwei Worte wiederholt, bei denen das Herz erzittert: Verdammniß, Ewigkeit! Oft werden im Verlaufe dieser Predigten ihrer mehrere ohnmächtig hinausgetragen.

Ein solcher Einfluß der Geistlichkeit mag in unserer Epoche überraschend erscheinen. Wer aber die Bretagne kennt, begreift ihn und wundert sich wenig darüber. Dieser Einfluß ist nicht blos das Ergebniß eines starken Glaubens, sondern auch die Frucht des Guten, welches auf dem Lande die katholischen Geistlichen thun. Der bretagnische Priester ist nicht blos ein Diener Gottes, sondern auch ein Freund, ein Rathgeber, ein kostbarer Beschützer in irdischen Dingen. Kein Unglück ereignet sich in der Pfarre, ohne daß er herbeieile, um Trost zu spenden. Könnte der Bauer die Hoffnung personificiren, er würde sie nicht, wie die Alten, mit dem blauen Flügelkleide, sondern mit dem schwarzen Priestertalar ausstatten. Sicherlich könnte der von den Geistlichen ausgeübte Einfluß ein glücklicherer sein: es mangelt ihnen oft an der nöthigen Einsicht, um das Gute zu thun. Sie predigen der Menschheit, sich am Fuße des Kreuzes unbeweglich niederzuknien und zu beten, während sie ihnen unablässig „Vorwärts“ zurufen sollten, wie einer Karawane auf dem Wege nach dem

Digitized by Google

Lande der Verheißung. Aber wenigstens erwärmen Barmherzigkeit und christliche Aufopferung ihren Eifer; wenigstens wirkt die heilige Brüderlichkeit, die sie predigen, einen Schein der großen Genossenschaft, zu welcher die Menschen berufen sind. Sie sind vielleicht nicht auf der rechten Fährte, aber sie folgen jedenfalls einem parallelen Wege. Ihre ganz moralische Macht, die sich blos an die Seele wendet, hat etwas Tröstendes, Leidenschaftliches.

Dabei soll nicht verschwiegen bleiben, daß die von der Geistlichkeit gehegten und genährten religiösen Vorstellungen den Bretonen mitunter in verderbliche Aufregung versetzen. Glücklicherweise sind solche Fälle von Fanatismus selten, kommen aber doch hin und wieder vor. Auch ist der Katholicismus der Bretonen in vielen Stücken nicht viel mehr denn ein Firniß, unter welchem sich der alte Keltenglaube noch bis zur Stunde erhalten hat. Noch jetzt heißen die katholischen Priester wie die Druiden „Bellec'h" (von beli, Leinen) und die Nonnen „Léanoz" (von lean, weiß) wie die Druidinnen. Ebenso sind die alten Keltenleidenschaften geblieben und der Bretone hat ihnen auch einen Kult bewahrt. Vor ihrer Bekehrung besaßen die Kelten einen dem Hasse errichteten Altar; die christlichen Nachkommen konnten sich nicht dazu verstehen, einen solchen blos für die Barmherzigkeit zu besitzen. Sie behielten den alten Kultus und wechselten blos den Patron. So ward, was früher dem barbarischen Gotte zugeschrieben, nunmehr auf die Gottesmutter übertragen und sah man Capellen sich erheben mit der seltsamen Bezeichnung Notre Dame de la Haine, Unserer lieben Frau des Hasses. Eine solche existiert immer noch bei Tréguier und das Volk hört nicht auf, an die Kraft der dort verrichteten Gebete zu glauben. Manchmal sieht man gegen den Abend verschämte Schatten nach jener traurigen Capelle huschen, die auf einem vegetationslosen Hügel sich erhebt. Es sind junge Mändel, welche der Aussicht ihrer Vormünder überdrüssig geworden, Greise, welche dem Nachbar sein Gedeihen neiden, Frauen, die sich durch den Despotismus ihres Gatten zu sehr gedrückt fühlen; sie alle pilgern zu jener Capelle, um dort um den Tod des Gegenstandes ihres Hasses zu beten! Drei inbrünstig wiederholte Avemaria bewirken diesen Tod unfehlbar im Laufe des Jahres.

Ganz besonders sind aber die Menhir, Dolmen, Lochavens, Cromlech und sonstigen Druidensteine überall auf dem Lande in der Bretagne der Gegenstand der Verehrung wie gespenstischer Furcht geblieben. An die meisten heften sich fromme Legenden, offenbar absichtlich als Ersatz für die alten Ueberlieferungen ersonnen. Es giebt fast kein altes Keltendenkmal im Lande, das nicht in der heiligen Geschichte irgend eine Rolle gespielt. Was die Dolmen anbetrifft, so sind sie alle die Wohnungen von „Conribes," „Corniconets" oder „Poulpiquets," im Morbihan „Poulpicans" genannt, schwarzer häßlicher Zwerge, welche Abends im Mondenscheine tanzen und die verirrten Wanderer zwingen, mit ihnen zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit leblos umsinken. Tausenderlei seltsame Erzählungen sind im Umlauf über diese schwarzen Männlein, welche besonders in den Landen von Croyon, den Gebieten von Rosporden, den Wäldern von Laguen u. s. w. hausen. Wer den bretonischen Bauern nur nach seinem groben Aeußeren beurtheilen wollte, der möchte ihn wohl für jeder Intelligenz und Einbildungskraft bar halten. Dies wäre aber ein Irrthum. Diese Menschen, anscheinend so rauh, so schwer zu bewegen und zum Reden zu bringen, sind voll Originalität und poetischer Instinkte. Man lausche an den Winterabenden, wenn die abendliche Versammlung spinnender Mädchen und Frauen (filerie) um den Herd oder im Stalle vereinigt ist, dem inmitten der horchenden Weiber befindlichen Erzähler, welcher die Traditionen, Legenden, Volksballaden zum Besten giebt, und man wird staunen über den Reichthum dieser Erzählungen, welche keine Uebersetzung in ihrer Mannigfaltigkeit und Ursprünglichkeit wiederzugeben vermag. Ganz besonders interessant sind darunter die von Paul Sébillot gesammelten Légendes des houles, durchweg die wunderbarsten Feengeschichten und dabei von einer Mannigfaltigkeit der Handlung, daß sich aus ihnen eine ganz respektable Naturgeschichte dieser die Phantasie der armen und glaubensstarken bretagnischen Fischer mit allerlei tröstlichen Gaukeleien erfüllenden Wesen entwickeln läßt.

Mit dem Ausdrucke „houles" werden die Höhlen und Grotten bezeichnet, die zuweilen in monumentalen und grandiosen Proportionen von dem Seegestade aus in das felsige Land verlaufen und meist nur von der Wasserseite zugänglich sind. Oft verlieren sich die Zugänge auch in einer starren Felsenwildniß, die Gewölbe sind geborsten, die Wände zerklüftet und durcheinandergeschoben, als hätte eine architektonisch geordnete Halle alle Gräuel der Verwüstung erfahren und trauerte nun als Ruine über die verlorene maßvolle Schönheit.

Digitized by Google

Die bretagnische Küste zeigt mehrere solcher düsteren, von elementaren Gewalten bezwungenen Grotten, deren seltsame Bildung heute noch das Fischervolk mit ahnungsvollen Schauern erfüllt. „Seit die Feen davongegangen," sagen die älteren Leute, „sind die schönen Grotten, die einst prächtig waren wie Kirchen, verfallen und wahre Höllenschlünde geworden." Sébillot versichert, daß er mit eigenen Ohren aus dem Munde steinalter Fischer die Kunde vernommen habe, im Jahre 1900 würden die Feen, diese Wohlthäterinnen der Armen und Rechtschaffenen, wiederkehren und die Grotten in ihrer einstigen Pracht und Herrlichkeit wieder aufrichten. Wie stark dieser überlieferte Glaube mit kirchlichen Anschauungen verwachsen ist, beweist der Name „Couvent des Fées," Feenkloster, welcher im Volksmund einem übelberufenen Steinfels bei Saint-Cast beigelegt wird. Auch „pertus (pertuis) ès Fées," werden diese bretagnischen Höhlen genannt, und das märchenstarke Auge der Bretagner erkennt durch die Ritzen hindurch noch die Schlafgemächer, die Tische, Sitze und Wiegen (!) der „bonnes dames."

Es giebt männliche und weibliche Feen; die männlichen heißen faitos oder faitauds, und in der Gegend von Saint-Brieuc fions. Doch wird letztere Bezeichnung zuweilen auch ohne Rücksicht auf das Geschlecht den Feen im Allgemeinen und sogar den im Range tiefer stehenden Kobolden beigelegt. Die bretagnischen Erzählungen enthalten eine ungemein reiche und genaue Charakterisirung der Feen, und der überliefernde Volksmund wacht mit der rührendsten Gewissenhaftigkeit darüber, daß keiner der typischen Züge dieser theueren Fabelwesen verwischt oder verloren werde; ein Erzähler controlirt den anderen, damit Alles beim Rechten bleibe. Aus diesen Erzählungen geht klar und übereinstimmend hervor, daß die Feen, beidertei Geschlechts, abgesehen von ihrer übernatürlichen Macht und ihrer Unsterblichkeit, genau wie die Menschen lebten und fast den nämlichen Leidenschaften wie diese unterworfen waren. Junge Feen laborieren an Kinderkrankheiten und an einem hartnäckigen Augenleiden; eine Fee-Mutter bekommt die Wehen und wird von einer Hebamme bei der Entbindung unterstützt. Die weiblichen Feen vermählen sich theils mit den Faitauds, die jedoch im Ehestand eine herzlich unbedeutende Rolle spielen, theils mit gewöhnlichen Menschen. Es kommt sogar vor, daß eine blutjunge, liebebedürftige und jedenfalls vermögliche Fee zweierlei Tuch dem bestsitzenden Civilistenfrack vorzieht („Fleur du Rocher" nennt sich die heroische Jungfrau im vorliegenden Fall). Allein es scheint, daß die mit gewöhnlichen Sterblichen (den Militärstand inbegriffen) vermählten Feen ihre Unsterblichkeit verlieren, sei es in Folge der Taufe, wie die Fee von Crehen, sei es, weil sie durch das Zusammenwohnen mit Menschen deren endliches Schicksal theilen müssen. Die Feen sind, solange sie ihre Grotten bewohnen, niemals am Tage den Menschen sichtbar. Sie sind häuslich, fleißig, wiegen und singen ihre Kinder ein, spinnen, backen Brod, waschen und breiten ihre Leinwand auf dem Gras aus. Ihre Leinwand ist aber so fein und weiß, daß man von sehr schöner Wäsche sprichwörtlich sagt: „C'est comme le linge des Fées," oder „Blanc comme le linge des Fées." Manche unter ihnen besitzen Hausthiere, Kühe, Pferde, Schafe, Gänse, Hühner von seltenem Wuchs und kräftiger dunkler Farbe; andere ziehen es vor, sich die Thiere der menschlichen Nachbarschaft leihen zu lassen, während wieder andere die wirthschaftliche Ungenirtheit so weit treiben, das ihnen passende Vieh einfach zu nehmen, wo sie es gerade finden. Daß einige sich auch mit der Wahrsagekunst beschäftigen, z. B. die Feen der Houle Cossen, spricht für sehr liberale Anschauungen hinsichtlich der Gewerbsausübung im Feenreich.

Mit sehr geringen Ausnahmen erweisen sich die bretagnischen Grotten-Feen als liebenswürdige, dienstfertige und gefällige Wesen, weswegen sie auch von den dankbaren Fischern mit Vorliebe „les bonnes dames" oder „les bonnes mères" genannt werden. Den Kranken gewähren sie Heilmittel, den armen, aber höflichen Arbeitern, die recht schön zu bitten verstehen, gehen sie Kuchen und Brod von außerordentlich feiner Qualität; die groben Arbeiter hingegen, die in rücksichtsloser Rede sich gefallen, finden beim Zubeißen im geschenkten Brode einen Büschel Hundshaare. Das gewöhnliche Feengeschenk ist eine Brodschnitte, die stets frisch und schmackhaft bleibt und nicht abnimmt, so man Sorge hat, sie still für sich zu behalten und an Dritte nichts davon abzugeben. Von den übrigen wunderbaren Gaben der Feen figurieren in den bretagnischen Legenden die glückbringende Angel, die unerschöpfliche Geldtasche, die schwarze Henne, die den Besitzer zum reichen Mann macht, und der unscheinbare Sack, der die herrlichsten Kleider enthält. Oft führen sich die Feen bei den Menschen mit der Bitte ein, man möge sie bei Neugebornen Pathenstelle vertreten lassen. Wehe dem, der

Digitized by Google

ihnen den Wunsch versagt! Die beleidigten Feen rächen sich an den Kindern. Nach einigen anderen Legenden haben die Feen ekelhafte Würmer im Munde, weil das geweihte Taufsalz nie ihre Lippen berührt hat; lassen sie sich aber taufen, so verlieren sie ihre Unsterblichkeit. Einmal ist es sogar geschehen, daß die Fee eines plötzlichen Todes gestorben ist, nachdem man ihr eine Handvoll Salz in den Mund geworfen. Im Allgemeinen gelten die Feen den bretagnischen Fischern und Landleuten als schöne, jugendlich anmuthige Personen; doch will man einige bemerkt haben, die schienen, als wären sie viele hundert Jahre alt. Heute nun sind sie alle todt oder unstät und flüchtig in der fernen Welt zerstreut. Ihre wunderbaren Grotten sind verfallen, und die dort aufgehäuft gewesenen Schätze sind von einigen Frechlingen gestohlen worden. Es giebt aber alte Weiber, die glauben steif und fest, daß, sofern es in der Welt mit rechten Dingen zugeht, auch die überlebenden Feen zurückkehren und in den ungeschmälerten Genuß ihrer alten Macht und Herrlichkeit wieder eingesetzt werden müssen. Bis dahin würde weder Frieden noch Segen walten im Lande.

Neben diesen Feen bevölkern noch eine ganze Menge anderer Fabelwesen die bretagnische Volksphantasie. Da giebt es Zwerge (Teuz) und Wassernixen, Mary morgan oder Groach geheißen. Letzteres Wort bedeutet eigentlich „alte Frau.“ Ursprünglich nannte man so die Druidinnen, welche ihren Sitz auf der Insel Groach später Groais und Greiz genannt, hatten. Nachher benannte man so eine Art von Feen oder Wassernixen, und jetzt bedeutet das Wort „boshafte Hexe.“ Die Bretonen glauben auch an einen besonderen Schlafteufel (e'houst-Kezik von kouska, schlafen), der es besonders liebt, die Gläubigen in der Kirche zu verführen. Sehr merkwürdig ist die Auffassung des Idiotismus bei den Bretonen. Er ward und wird bei den Kelten niemals als eine Erniedrigung betrachtet, vielmehr als ein eigenartiger Zustand, in welchem das Individuum zu gewissen, der großen Menge verschlossenen Perceptionen, zu einer Kenntniß der unsichtbaren Welt gelangt. Die Aussprüche der Idioten wurden daher für prophetisch erachtet, man suchte in ihren Worten einen verborgenen Sinn, man dachte, diese Menschen hätten, um mit einem alten Dichter zu reden, die Füße in dieser und die Augen in der andern Welt. Diese antike Ehrfurcht vor den Geistesschwachen hat sich in der Bretagne bis zur Stunde erhalten. Nicht selten sieht man auf den Maierhöfen des Léonnais solche Unglücklichen, die ohne Rücksicht auf ihr Alter mit einem langen Talar mit Hornknöpfen bekleidet sind und einen weißen Stab in der Hand haben. Man pflegt sie mit Zärtlichkeit und bezeichnet sie nie anders denn als „liebe Unschuldige.“ Auch die Elemente sind in der Bretagne ein Gegenstand des Kultes für die meisten Landleute. Cambry spricht von dem Brunnen zu Bodilis, dessen Wasser die Mädchen befragen, um zu wissen, ob sie sich im Laufe des Jahres vermählen werden. Der Brunnen von Saint Laurent bei Ponton hat die Eigenschaft, Schmerzen und Rheumatismus zu verhüten, jener von Saint Jean du Doigt heilt Augenleiden, und Aehnliches gilt fast von jedem alten Brunnen. Die Mispel, bekanntlich die geheiligte Pflanze der Druiden, besitzt gleichfalls ihre besonderen Eigenschaften; sie bewahrt vor Fieber und heilt gewisse Krankheiten der Thiere. Die Bretonen nennen sie „Kreuzeskraut,“ ein Name, der ihr wahrscheinlich von den Priestern beigelegt ward, um das heidnische Gewächs durch eine christliche Bezeichnung zu heiligen. In gleicher Weise wurden die Menhir, weil man sie nicht entwurzeln konnte, mit einem Kreuze versehen, und die Johannisfeuer an Stelle jener gesetzt, die man früher dem Sonnengotte zu Ehren entzündete. Ungeheure Reisbündelhaufen, welche gegen Abend in allen Dörfern angezündet werden, umgeben den Horizont mit einem Feuerkreis. Ein lustiger Tumult erhebt sich in den Thälern beim Schalle der Muschelhörner oder Schalmeien („Binion“) der Hirten, die alle zur Ceremonie herbeirufen. In vielen Kirchdörfern geht der Geistliche mit dem Kreuz und den Kirchenfahnen selbst zum Holzstoß hin und zündet ihn an. Man schließt einen Kreis um den brennenden Haufen, und während die jungen Burschе hin und her durch die Flammen springen, zerstreuen sich die Mädchen und laufen in Festkleidern durch die Felder, in der sichern Hoffnung, im Laufe des Jahres einen Mann zu bekommen, wenn sie am Johannisabend neun Feuer besuchen. Der geweihte Brand wird einer Reliquie gleich erachtet und zwischen einem Zweig vom Palmensonntage und einem Stück Kuchen vom Dreikönigstage neben das Bett gelegt. Die wunderbarsten Eigenschaften schreibt man indessen den Blumen des Kranzes zu, welcher auf den Gipfel des Holzhaufens gelegt wird. Fast jedes junge Mädchen trägt eine solche in ein kleines Säckchen gesteckte Blume an einem rothen wollenen Faden auf dem Busen, da man glaubt, daß alle nervösen Schmerzen dadurch geheilt

Digitized by Google

und sogar die Qualen der Seele gelindert werden. In der Nieder-Loire geht der junge Mann, der wissen will, mit welchem Mädchen er sich im Lauf des Jahres vertheirathen wird, dreimal barfuß um das Johannisfeuer, nimmt einen geweihten Brand heraus, läßt ihn in seiner linken Hand verglühen, wickelt ihn in ein vor drei Tagen verfertigtes Hemd und legt dies unter den Pfühl seines Bettes; Alles aber muß mit geschlossenen Augen vollbracht werden. Am folgenden Morgen beim Erwachen weiß er den Namen seiner Braut.

Nirgends sind Vorstellungen, wie die hier angedeuteten, indessen mehr verbreitet, als in den beiden Departements des Finistère und des Morbihan, welche man als die Hauptsitze des Keltenthums bezeichnen kann. Wir sind hier wirklich am Ende der Erde. Davon und von der Kapelle Notre Dame Fin de terre auf der westlichsten Landspitze St. Mathieu hat das erstere Departement seinen Namen. An den zerrissenen Küsten zählt man mehr denn fünfzehn Vorgebirge; zwanzig Inseln liegen in der Nähe; überall starren Granitfelsen in die wilden Wogen hinaus und veranlassen zahlreiche Schiffbrüche. Lange haben sich ganze Küstenstrecken vom Strandrecht genährt; durch irreleitende Feuer führte man die Schiffe selbst absichtlich ins Verderben. Am gefährlichsten ist die 100 m hohe Pointe de Raz bei Plogoff, wo noch im sechzehnten Jahrhunderte die Ruinen von Ys, der alten Hauptstadt von Cornouaille (Cornu Galliae) gestanden, und bei Cléden gegenüber der kleinen Insel Sein (Sena), einer Sandbank ohne Bäume und Schutz, ehemals das Heiligthum der keltischen Welt, nur von einigen armen Familien bewohnt, welche Schiffbrüchige retten. Dort wohnten ehedem die heiligen wettermachenden Jungfrauen. Der Boden des Finistère ist mäßig fruchtbar und bringt viel Getreide, Hanf und Lein hervor. Sand und Sumpf nehmen aber mehr denn ein Drittel des Landes ein; die Berge sind mit dichten Fichtenwäldern bedeckt, die Thäler haben lachende Wiesen. An Silber und Blei ist dieses Departement das reichste, während Regen und Nebel es zum feuchtesten machen. Zwei Bergketten geben ihm eine große Mannigfaltigkeit; der Bergrücken nämlich, der von der Normandie durch die Côtes du Nord läuft, theilt sich beim Eintritt ins Finistère nördlich in das Gebirge Arrée, dessen letzter Ausläufer das erwähnte Cap St. Mathieu bei Brest ist, und in die südliche Montagne Noire oberhalb Quimper. Ihr Ausläufer ist die Spitze von Raz, so daß beide Ketten die Rhede von Brest und die Bai von Douarnenez umschließen. Das erstere Cap ist das höhere (etwa 300 m). Südlich davon ist das alte Bisthum (und Grafschaft) Cornouaille mit der Hauptstadt Quimper, nördlich das von St. Pol de Léon und östlich des Flusses von Morlaix das von Tréguier. Der Dialect wechselt in jedem. In Morlaix, einer reichen und angenehmen Stadt, die weniger schmutzig als die meisten bretagnischen Plätze, durch ein Schloß vertheidigt und mit Quais und Promenaden ausgestattet ist, sehen die Leute schon keltischer aus als im Osten, nämlich häßlicher, gelber, finsterer, und haben mehr den keltischen Ausdruck im Gesicht. Ihre Kleider sind meistens aus eigengemachtem Zeug. Das Arrondissement von Morlaix und jenes von Brest bilden das sogenannte Léonais (Lemovicus in der Zeit der Merowinger), welches das äußerste westliche Horn der Bretagne umfaßt. Es ist die reichste und schönste Landschaft des Finistère. Die Felder sind fruchtbar und die Bevölkerung (wenn man von der französischen Hafenstadt Brest absieht) lebt in ihren zerstreuten Dörfern und vereinsamten Landhäusern ein ungemein einfaches Leben, das an vergangene Tage erinnert. Die Kirche ist auch für den Leonarden der Angelpunkt, um den sich Alles dreht. Dort hält er seine „Pardons“ oder Heiligenfeste und den großen Todtentag (2. November). Dann trauert Jedermann, und den ganzen Tag über werden Gottesdienst, Messe und Gebete für die Todten abgehalten. Die Reste eines Mahles, welches die religiösen Uebungen beschließt, bleiben auf der Tafel stehen; sie sind für die Todten bestimmt, welche sich um den Tisch zum Schmause vereinigen. Auch der Johannistag wird hoch in Ehren gehalten. Eine ungemeine Bigotterie, die oft in den stärksten Aberglauben übergeht, ist ein vorherrschender Charakterzug der Leonarden. Sie sind ernst, tiefsühlend, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde und hängen mit zäher Liebe an ihrem Heimathlande, dessen Gebräuchen und Glauben. Die Kleidung der Leonarden ist gewöhnlich von dunkler Farbe, schwarz oder dunkelblau; sie wird bei den Männern blos durch eine rothe oder blaue Schärpe etwas gehoben, während die Frauen einen weißen Ueberwurf, ähnlich jenem der Beguinen, tragen. Die Ehen werden schnell geschlossen, die allgemein geübte Gastfreundschaft erscheint als eine Pflicht, und jeder

Digitized by Google

Arme, ſei er auch der niedrigſte Bettler, gilt als „Gottes Gaſt.“ Die Leonarden ſind die ernſteſten unter den Bretonen und laſſen ſich eher mit den Wälſchen als mit den iriſchen Kelten vergleichen.

Dies der Typus der Leute, wie man ſie in Landiviſiau, Landerneau und ſelbſt an Markttagen vielfach in Breſt ſehen kann, Frankreichs zweitwichtigſtem Kriegshafen, von Richelieu geſchaffen, zugleich eine ſtarke Feſtung und große Handelsſtadt, welche jetzt 70,000 Einwohner zählt. Ihre Rhede, die Rade de Breſt, zu welcher man durch die Meerenge Goulet einfährt, hat Raum für 500 Linienſchiffe. Breſt, obwohl vielmals größer, iſt Boulogne-ſur-mer ähnlich; beide liegen an einer Seeſchlucht und haben abſchüſſige Straßen, beſonders Breſt. Dennoch, obgleich die Fortſchaffung des Unraths leichter wäre, als an anderen Orten, iſt es allenthalben voll von Schmutz und Geſtank in dieſer Stadt. In Boulogne iſt mehr Reinlichkeit, in Breſt

Moriany.

mehr Handel und Verkehr. Das Beſte in der Bretagne für Frankreich iſt Breſt, wo vordem einer der jetzt aufgehobenen Bagnos war, nach welchem die ſchwärzeſten Verbrecher als paarweiſe aneinandergeſchmiedete Galeerenſklaven geſandt wurden. Das Syſtem hätte nicht ſo lange dauern können, wenn es dem Gericht der öffentlichen Meinung unterworfen geweſen wäre. Die ganze innere Maſchinerie war ein verwickelter Despotismus, von welchem das Spioniersſyſtem einen weſentlichen Theil bildete. Auf allen Plätzen, in allen Straßen, Gaſſen, Winkeln und Löchern der ſchmutzigen Stadt ſah man früher die traurigen Sträflingsgeſtalten; dieſe Staffage iſt nunmehr verſchwunden, auch hat ſich Vieles verſchönert in der Unterſtadt, wo in dem Recouvrence genannten, von den Arbeitern bewohnten Viertel die gothiſchen Häuſer vor den Neubauten weichen. Die zwiſchen rings aufſteigenden Granitbergen eingeengte Oberſtadt hat aber noch ihre ſteilen, krummen Straßen, zum Theil mit Felſentreppen. Hie und da ſtoßen an das fünfte Stockwerk die Gärten anderer Häuſer. Auf einem 65 m hohen Felſen thront das Fort Brethume. Von der Höhe erblickt man die 50 km weit im Meere liegende und 1558 ha große Inſel Oueſſant, auf welcher an 2500 Menſchen, zumeiſt Fiſcher leben. Sie iſt fruchtbar

Digitized by Google

und hat herrliche Wiesen, auf welchen zahlreiches Vieh weidet, beſitzt aber kein Holz, und das Brennmaterial ſtellt man aus Stroh und Miſt dar. Obwohl von vielen Franzoſen bewohnt, die ſich des ausgedehnten Handels wegen dort aufhalten oder zum Kriegshafen in Beziehung ſtehen, hat Breſt doch durchaus bretoniſchen Charakter und die keltiſche Sprache iſt in den unteren Volksſchichten die vorherrſchende. Die Einwohner von Breſt haben im Allgemeinen gar nichts Schönes; die meiſten ſind häßlich. Die Plumpheit an den Gebäuden findet ſich auch am Bau des menſchlichen Körpers. Von den uralten Hüten mit ihrem 30—40 cm breiten Rande flattern lange leichtſinnige Schleifen wie Wimpel an den Kriegsſchiffen unten im Hafen, der Hutkopf iſt rund und ſo klein wie das Köpfchen, ſehr Viele, am Vorderkopfe kahl, tragen ihr nie geſchorenes Haar mit ſeinem Schmutze auf dem Rücken ihrer großen, altmodiſchen Röcke ohne Kragen, unter welchem ihre langen

Der Kriegshafen von Breſt.

Weſten mit den zwei Knopfreihen bis unter die Hüften reichen, und ganz unten präſentiren ſich die merkwürdigen Strümpfe mit einer Reihe Knöpfe an den Seiten und die unäſthetiſchen Holzſchuhe, die für die zarten Ohren der Städter nicht recht geeignet ſind. Die meiſten gehen mit einem Tuch um den Leib, alle Mannsleute mit bloßem Halſe, einige in der gewöhnlichen kurzen Hoſe, andere in der kurzen Hoſe älterer Art, die unter dem Knie wie ein zuſammengeſchnürter Sack ausſieht.

Die Kernéwoten, d. h. die Bewohner von Cornouaille, ſind in ihrem Charakter von den Leuten in und um Breſt verſchieden und zeigen eine Miſchung von Freude und Pathos, wie ſie dem Iren eigen iſt. Ihr Land liegt um die Berge von Arrée herum, zwiſchen Morlaix im Norden und Pontivy im Süden; im Norden haben ſie das Léonais, im Süden den Diſtrikt Vannes zur Grenze. Der nördliche Theil iſt wild und unfruchtbar. Hier liegt zwiſchen der Aulne und der Montagne Arrée das Oertchen Le Huelgoat mit alten, jetzt aufgegebenen Bleigruben. Der Weg dorthin führt über die Berge von Edern nach Pleiben, von da nach L'an'hedern, L'och'effert u. ſ. w., eine Gegend, die von wahren Wilden bewohnt wird. Unter der Bezeichnung

Digitized by Google

Dorf iſt dort nicht zu verſtehen, was man in andern Theilen Frankreichs ſo nennt. Hier beſteht ſolch ein Dorf im Gebirge aus 6—8 Häuſern, manchmal ſind es auch nicht ſo viele, die unregelmäßig neben einander liegen. Kein Gedanke von einer Straße oder auch nur einem Gäßchen, wohl aber Schlamm und Schmutz, in welchem um die Wette mit den Schweinen ſich Kinder umhertreiben. Sie laufen weg, ſobald ſie einen Fremden kommen ſehen und ſind wild, wie ihre Väter auch. Dieſe Leute hauſen in kleinen, mit Stechginſter bedeckten Hütten, die Männer ſind unzertrennlich von ihrem „Penbas“ (pen-Kopf, bas-ſpalten) alſo dem Kopfſpalter. Derſelbe beſteht aus einem dicken Knüttel von der Stechpalme mit einem ſtarken Knorren als Knopf und hat zum Feſthalten einen lebernen Riemen. Wenn ſie, allemal betrunken, von einer Hochzeit oder auch von einem benachbarten Marktorte heimkehren, kann man den wilden Schrei torriben, torriben hören, d. h. wir müſſen den Kopf zerſchlagen! Und um dieſe Waffe in Bewegung zu ſetzen, bedarf es häufig nur eines geringen Anlaſſes. Das Feld wird dürftig beſtellt, Hausthiere fehlen. Aber dieſe Wilden treiben Handel mit Pferden und dieſe ſind wie die Menſchen von einer beſondern Raſſe, klein, nicht viel größer wie ein Eſel; alle haben, wie die Menſchen auch, ſchwarzes Haar, ſind ungemein zäh und ausdauernd. Die Menſchen kleiden ſich in Schaffelle, ſind wild und bösartig, und vor den Schwurgerichten des Departements Finiſtère haben ſie ſich oftmals zu verantworten, weil Verwundungen mit dem Meſſer oder dem Penbas ſo häufig vorkommen. Es iſt für Jemanden, der nicht bretoniſch ſpricht, keineswegs gerathen, das Gebirge zu durchwandern, um nach L'anhedran zu gehen, nach Saint Herbot, L'och'effert, La Feuillée, Saint Roch, Trezevel; er wird ſonſt, falls er nicht im Lande bekannt iſt, für einen Feind gehalten; man ſucht ihn auf Irrwege zu locken und ſpielt ihm böſe Streiche. Dieſe Wilden haben einen kümmerlichen Wuchs und niemals die Größe, um als Rekruten eingeſtellt werden zu können. Alle ſind ſchmutzig, viele mit Krätze behaftet, haben dünne Beine, wenig oder nichts von Bade, vorſtehenden Bauch, völlig glanzloſes, meiſt kohlſchwarzes, oder auch ziegelrothes, ſehr ſelten braunes Haar, das nach dem zwanzigſten Jahre ſehr dick ſteht, vorher aber ſehr dürftig iſt. Auch die Frauen haben faſt keine Waden, ſehen mit dreißig Jahren ſchon alt aus, und wenn ſie in Lumpen gehüllt aus ihren Hütten kommen, nehmen ſie ſich aus wie Zigeunerinnen. Der Rand um die Bruſtwarze iſt ſehr groß und ſehr dunkel. Ihre Moralität ſteht auf ſehr tiefer Stufe.

Arm iſt auch das Land an der Bucht von Douarnenez und ſeine Bewohner. Die Bucht heißt ſo nach dem an ihr gelegenen Fiſcherort dieſes Namens, bemerkenswerth deshalb, weil die Reſte einer verſunkenen Stadt, Ys, der alten Hauptſtadt von Cornouaille, ſich faſt rings an der ganzen Bai unter dem Waſſer in 5—6 m Tiefe vorfinden ſollen: Druidenſteine, Altäre, Mauerſtücke und dgl. Im ſechzehnten Jahrhundert ſcheint die Bai noch nicht ſo tief geweſen zu ſein, weil damals Morvan die Linien einer weiten gemauerten Umwallung verfolgen konnte und Aſchenurnen, Steinſarkophage u. ſ. w. hervorzuholen vermochte; er erkannte endlich auch die gepflaſterten Straßen nach Quimper und nach Carhaix. Von dem verſunkenen Ys (kelt. is = tief) erzählt eine hübſche Ballade, und dort wurde noch innerhalb der letzten fünfzig Jahre die Meſſe in einem Boote in der See vor einem Druidenſteine geleſen, der bei niedrigem Waſſerſtande aus den Fluthen hervorragte. Das Volk glaubte, er ſei einer der Altäre der untergegangenen Stadt geweſen; alſo verrichtete die chriſtliche Fiſcherbevölkerung ihren Gottesdienſt vor einem heidniſchen Druidenſteine. Von Douarnenez erſtreckt ſich eine ſpitze Erdzunge ins Meer; ringsumher nichts als wüſte Heide, von Ginſter, Binſen und Farnkraut bewachſen und mit Felſenſtücken überſäet, hie und da eine Thaltrift von Bächen durchrauſcht, dann etwas Getreidefeld, Hanf und Klee. Im Städtchen Pouteroix, angenehm auf einem Waldhügel jener Landzunge gelegen, mit einem Seminar, echter Pflanzſchule für bretoniſche Prieſter, zeichnet ſich die Kirche durch kühne Bauart aus. Ein romantiſcher Weg führt von hier nach Audierne, rechts Fichtenwald, tief im Thal das Meer, das zur Zeit der Fluth hereintritt, und jenſeits öde Heideberge mit einer Kirchenruine: ſo wird man auf das Städtchen Audierne vorbereitet, das amphitheatraliſch am Berge lehnt; der kleine Hafen wird von einem Mol geſchützt, der einen weiten Blick auf die See gewährt. Von hier an bis zum Vorgebirge Raz iſt die Gegend kahl, ſoll darum aber nicht unfruchtbar ſein, wozu vielleicht der Meerdünger („Goëmon“) beiträgt. Letzterer iſt ein Hauptnahrungszweig der Gegend, man brennt ihn zu Brei, und verkauft ihn abgehärtet als Soda in die Glas- und Seifenfabriken. Im Dorfe St. Tugent gewahrt man eine Kirche mit Reſten byzantiniſcher Baukunſt;

Digitized by Google

weiterhin ſteht links auf ſteinigem Hügel eine Kapelle, de bon voyage genannt, zu der im Juli eine Wallfahrt ſtattfindet. Der letzte Ort Europas heißt hier Lebcoff. Eine troſtloſe Gegend! Kaum einige Zwergbäume in der von der Sonnenhitze ausgedörrten Landſchaft, die ohnehin ſteinig iſt, keine Wieſe, kein Gehölz, kein Bach. Auf der äußerſten Klippe der Pointe du Raz erhebt ſich der einſame Leuchtthurm.

Das Leben der Menſchen in dieſem Theile der keltiſchen Bretagne iſt ein armſeliges. Die Wohnhütten der Bauern verdienen weit eher den Namen ſchlecht gebauter Viehſtälle. Man ſteckt vier dicke Pfähle an den vier Ecken in den Boden, verbindet ſie mit einer Art von Gitter aus dünneren Pfählen, füllt die leeren Räume zwiſchen denſelben mit einer Miſchung von Stroh und Lehm, und die Mauer iſt fertig. Das Dach wird mit Stroh gedeckt, und oft ſieht man auf dem Giebel wildwachſende Gräſer und Sträucher. Das Innere dieſer

Douarnenez.

Baracken iſt womöglich noch armſeliger als das Aeußere: ein Flechtwerk aus Weidenruthen, das nicht bis zum Dache reicht, theilt die Hütte in zwei Abtheilungen, von denen die eine dem Vieh, die andere der Familie angehört. Die Betten ſtehen oft wie Fachwerke eines Schrankes über einander, und in demſelben ſchlafen mehrere Perſonen, Knecht und Magd, von welchen der Pächter indeß dennoch Keuſchheit verlangt. Die Bauern des Binnenlandes haben eine beſondere Art von Tiſchen: eine Vertiefung in der Mitte der Tafel beherbergt das Mahl der ganzen Familie, und von dieſer Vertiefung laufen verſchiedene Rinnen aus, die in ebenſo viele kleinere Aushöhlungen am Rande des Tiſches münden. Vermittelſt dieſer Kanäle fördert jedes Glied der Familie ſeinen Antheil aus der großen Vertiefung in eine der kleineren, welche die Stelle unſerer Teller vertreten. Große Reinlichkeit iſt eben nicht die Tugend der Bretonen. Der Landmann nährt ſich namentlich von Milch, die, obgleich die bretoniſchen Kühe zwerghaft klein ſind, eine vortreffliche Butter liefert (beurre de Bretagne iſt durch ganz Frankreich berühmt, da man ſonſt nur Käſe macht), ferner von Speckſuppe, äußerſt ſchwarzem Brot und von wahrſcheinlich nur dem Hunger ſchmackhaften Haferbrei. Als Delikateſſe, obgleich unſchmackhaft, gelten

Digitized by Google

dem Bauer die „Crêpes," ein dünner Mehlauflauf von Heidekorn, etwa wie die französische Galette. Es besteht übrigens eine merkliche Verschiedenheit zwischen dem Seemanne und dem Ackerbauer. Der Kernewote der Küste gleicht in vieler Beziehung den Leonarden. Gleich diesem ist er ernst, finster und verschlossen. Das Leben des Ackerbauers im Innern des Landes ist arm und hart, härter als jedes andere, wie ein bretonisches Volkslied sagt, das die Mädchen warnt, keinen Landmann (Pächter) zu heirathen. Zerstückelung des Grundbesitzes hindert eine umfassende und verständige Ausnutzung des Bodens, und eine Menge Güter zahlen nur 300—500 Franken Pacht. Dennoch spielt ein lustiger Ton in das Wesen dieser Menschen hinein. Der Landmann ist bei Hochzeiten ausgelassen und hält wilde Zechgelage auf den Jahrmärkten. Ist er bei der Heimkehr unfähig zu gehen, so läßt ihn die Frau, falls sie nicht selbst betrunken ist, was häufig vorkommt, ruhig im Straßengraben liegen. Wenn er seinen Schnapsrausch ausgeschlafen hat, wird er schon den Weg heim finden; sie nimmt ihm vorsichtig nur das Geld, den Hut und den Gürtel, sowie das Pferd, wenn er eines hat. Seine Kleidung zeigt glänzende Farben; sie ist stets mit Blau, Roth oder Violett eingefaßt, und bei Quimper trägt man die „Barbugraz," eine Art weiter türkischer Hosen, die ein Ueberrest der alten Keltentracht sind. Das Kostüm von Cornouaille ist weit und breit bekannt: auffallend sind die Jacken und Westen, in welche oft der Name des Schneiders, der sie gemacht, und das Datum, an welchem sie vollendet wurden, mit bunter Wolle auf der Brust eingenäht sind. Dazu kommen der breite Gürtel, und die Schnalle, die sackförmigen Hosen und der breite Filzhut, unter dem die Haare bis auf die Schultern herabfallen. An der Küste hat man dagegen schmalkrämpige Hüte, die mit vielfarbigen, flatternden Bändern geziert sind. Die alten Gebräuche werden in Cornouaille am strengsten aufrecht erhalten und die nationalen, oft barbarischen Ringkämpfe unter großem Zulaufe abgehalten, jedoch nicht mehr so häufig wie früher; der Hauptpreis ist ein Lamm; sie finden auf einer eigenen Arena, in Gegenwart des Dorfschulzen statt. Der Haupttanz ist die Gavotte, die in nichts als in einem steten Hüpfen besteht, wobei alle Tänzer sich an der Hand fassen und schlangenähnlich herumwinden. Eigentliche Tanzschenken giebt es auf dem Lande nicht; man tanzt auf der „neuen Tenne." Man drischt nämlich in der Bretagne das Getreide im Freien; um nun die Tenne festtreten zu lassen, ohne viele Kosten und Maschinen, miethet der Pächter einen Dudelsackspieler, der das junge Volk zum Tanze lockt. Die Verkäufer von Schnaps, Cider (Apfelwein) und Kuchen kommen von selbst, und das Fest ist fertig. Das Grundelement der bretonischen Volksweisen, die man da mitunter zu hören bekommt, ist übrigens Trauer. Die Musik ist einfach und ungekünstelt, ausdrucksvoll und ergreifend. Bald läßt sie die unruhigen und wilden Gefühle der menschlichen Brust in oft wechselnden Tönen mit großer Natürlichkeit hervortreten, bald hat sie, was häufig der Fall, den Anschein von Ruhe, Einförmigkeit und Unbedeutsamkeit, und es ist, als ob dann ihre Töne ohne Leben und Mannigfaltigkeit wären, während sie doch aus der Tiefe des Herzens kommen. In den Volkstönen der keltischen Völker ist wie in allem Schönen etwas Unvergleichliches und Unaussprechliches.

Gelegenheit zu größeren Versammlungen und Festlichkeiten geben ferner die Wallfahrtsorte mit ihren Processionen und Kirchweihen, den sogenannten Pardons. Durch Meyerbeers Musik ist der Pardon von Ploërmel im Morbihan in weiteren Kreisen bekannt geworden. Im Sommer aber ist Auray, gleichfalls im Morbihan, als der bedeutendste Wallfahrtsort der Bretagne der heiligen Anna wegen, bekanntlich Schutzpatronin der Seelente, ungemein besucht. Ihr zunächst ist keine so berühmt und verehrt als die heilige Anna vom Sumpfe (de la Palue), der am Strande der Bai von Douarnenez eine einsame Kapelle errichtet ist. Der Pardon dauert dort ungefähr drei Tage, von weit und breit kommen Pilgrime mit weißen Stäben, Kuchenkrämer, Schenkwirthe und dgl. herbei; es ist wie ein Jahrmarkt. Die Kapelle liegt hart am Meere auf einer Anhöhe. Die Procession geht aus der Kirche den Berg hinauf und zieht sich dann wie eine Riesenschlange um die Kirche herum. Es ist ein prächtiger Anblick: die wallenden Kirchenfahnen, die blitzenden Meßgewänder, die zahllosen Pilger, worunter Seeleute barfuß und barhaupt, die ein Gelübde auf stürmischer See gethan; dabei in der Natur tiefe Stille, nichts als die Glocke der Kapelle und der Priestergesang unter dem wolkenlosen Himmel. Im nahen Thale ist ein wunderwirkender Brunnen mit Annas Statue: hier schöpft der Kranke oder Krankheit Fürchtende Genesung, Frauen lüsten das Wieder und heben die Röcke auf, um Busen und Schenkel zu netzen, andere trinken, waschen den Arm, und so verdienen die Armen, die das Wasser schöpfen, manches

Digitized by Google

Geldstück. Pittoresk ist das Menschengewimmel in der Kapelle, wo es von häßlichen Gesichtern, an denen Armuth, Elend und Schmutz zehren, wimmelt. Einige haben die kurze Hose über dem Knie heraufgezogen und rutschen auf dem bloßen Fleisch herum, andere horchen den Bänkelsängern zu, welche keltische Legenden absingen. Die Sprache ist dem modernen Geschmack gemäß mit französischen Wörtern gespickt; nicht übel hören sich im Bretonischen die folgenden Verse an:

O mammon carantezas, c'hui a velan bepret
O vouela donrec, bemnos, en cornic an oalet,
Pa jonzet en o mibien partiet eus ar guaer,
Eb gout ac int a ello distrêc en o quever.

Ha c'honi, oll merc'hed yaouarne, evel an durzunel,
Pehini pa goll e far a neun lez da vervel,
C'hui zo leun a calono a zizesper c'hoëro,
Balamour d'ho mignonet zo ed ermes ar oro.

O Mütter voll Liebe, euch seh' ich immer
Weinen das Naß, all' Nacht am Winkel des Herdes,
Denkend an eure Söhne, (die) gegangen aus eurem Haus,
Ohne zu wissen, ob sie können zurückkehren an eure Seite.

Und ihr, junge Mädchen all', gleich der Turteltaube,
Die, wenn sie verliert ihre Gefährtin, sich sterben läßt,
Euch ist voll euer Herz von bitterer Verzweiflung
Um eurer Liebsten willen, die gegangen außer Landes.

Der Süden von Cornouaille führt uns im Gegensatze zum Norden in eine lachende, liebliche Gegend. Der Weg geht von Douarnenez aus über die „Schwarzen Berge"; grüne, bach-durchrauschte Thäler wechseln mit düstern Schluchten, worin einsame Kapellen und klappernde Mühlen stehen. Man passiert Locronan, ein armes Städtchen, wo die Armuth und Unreinlichkeit der bretonischen Dörfer zu Hause sind und dessen Bewohner nicht im besten Rufe stehen. Quimper, das Chefliеu des Finistère-Departements, sieht man schon von ferne am Ende eines weiten Thales; die ausgezeichnete, mit Spital und Findelhaus vereinte Irrenanstalt erscheint auf ihrem Berg wie ein Schloß. Die Stadt, einst Hauptsitz der Ligue und befestigt, wovon noch bedeutende Reste übrig sind, hat einen Hafen für Schiffe von 300 t und liegt am Zusammenflusse des Odet und Steyr, die hier in einen Arm des fünf Stunden entfernten Meeres fließen. Der Quai ist eine schöne Promenade längs eines hohen, waldigen Berges, an dessen Fuß der klare Odet rauscht, und von der Höhe des Berges hat man eine entzückende Aussicht über die Thäler, durchkrümmt von dem Meeresarm. Die Kathedrale, ein schönes gothisches Werk aus dem fünfzehnten Jahrhundert, mit feiner Skulptur, ist gegen das Ende hin schief geneigt, angeblich um das Neigen des Hauptes am Kreuze darzustellen. An den Küsten bei Quimper eröffnet sich eine großartige und furchtbare Scenerie: dort stürmt und wüthet das Wogengedränge des Atlantischen Oceans gegen Penmarch (d. h. den Pferdekopf), einen der westlichsten Punkte der Bretagne, mit grimmem Tosen an. An der Baie de la Forest liegt der Ort Concarneau, bemerkenswerth wegen seiner Sardinenfischerei, besonders aber durch seine zur Zucht und Beobachtung der Gewohnheiten der Fische gegründete Anstalt. Die Weiher oder „Viviers", wie man diese umfangreichen Aquarien nennt, werden von der Regierung unterhalten, d. h. sie stehen unter der Leitung derselben, aber der Verkauf der Fische trägt mehr ein, als die Anstalt kostet. Man zieht und züchtet dort Hummern, Bachkrebse, Steinbutten, Meergrundeln, Engelfische u. dgl. Weiter gegen Osten und von der Küste etwas entfernt liegt Quimperlé in reizender Lage im Thale; eigentlich heißt es Quimper-Ellé. Ellé ist ein Flüßchen, welches sich hier mit der Isole verbindet, Quimper selbst bedeutet wie Koblenz „Zusammenfluß." Schiffe von 50 t kommen hier in den Hafen, an welchem sich ein hübscher Quai hinzieht. Dieses, dann Papier und Sägemühlen, Klöster und Kirchen auf den Hügeln, und die halb ländliche Bauart des Städtchens, alles dies gibt ein recht anmuthiges lebhaftes Bild.

Ein Schienenweg, welcher den echt keltischen Flecken Rosporden berührt, verbindet Quimper mit Quimperlé und weiterhin mit Vannes, der Hauptstadt des Morbihan. Der Name dieses Departements rührt von dem gleichnamigen Meerbusen her, welcher mit seinen zerrissenen, inselreichen Küsten, obwohl wenig tief, der ansehnlichste jener Gegend ist und im Keltischen „Kleines Meer" bedeutet. Der Eingang liegt zwischen den Halbinseln Rhuys und Locmariaquer. Unter den zahlreichen kleinen Inseln in demselben sind die Iles aux Moines und von Arz die beträchtlichsten, bewohnt und bebaut. Weniger bedeutend ist die durch die Vereinigung des Blavet und Scorff gebildete Mündungsbucht, an welcher Lorient liegt. Der Name Lorient deutet den

Digitized by Google

Quimper.

Digitized by Google

oſtindiſchen Verkehr an, und in der That iſt Lorient für den Handel ſehr wichtig, wenn auch nicht mehr in dem gleichen Maße, wie ehedem. Lorient, zugleich bedeutender Kriegshafen und Feſtung, iſt ganz modern, 1719 von der indiſchen Kompagnie ſehr nett gebaut und ſehr anmuthig, namentlich mit ſchönen Promenaden und Plätzen. Der Charakter der Bewohner iſt ein ſeltſames Gemiſch von Kleinſtädterei und dem weiten Blick, der Seeſtädten eigen iſt. Das benachbarte Städtchen Hennebont, berühmt durch die heroiſche Vertheidigung der Johanna von Montfort, iſt ein Gegenſtück zu Lorient, alterthümlich und romantiſch gelegen. Weiter oben im ſchönen Thale des Blavet liegt das Städtchen Baud, in deſſen Schloſſe die ſogenannte Venus von Quinipily zu ſehen iſt. Es iſt eine recht ungeſchlachte Venus, der die dortigen Bauern in ihrer keltiſchen Sprache einen ganz andern, recht häßlichen Namen geben, oder vielmehr, es iſt gar keine Venus, ſondern ... nur, wer

Lorient.

weiß was? Denn die Archäologen haben ſich darüber die Köpfe zerbrochen, und — an ein keltiſches Machwerk iſt am wenigſten zu denken — vielleicht haben diejenigen Recht, die an einen orientaliſchen Urſprung glauben, d. h. die da meinen, eine Kolonie römiſcher Soldaten aſiatiſcher Abkunft habe ſich das Götzenbild von einem rohen Bildhauer der dortigen Gegend meißeln laſſen und in der keltiſchen Venus eine ägyptiſche Iſis erblickten. Dem ſei nun wie ihm wolle, ſie iſt in der Bretagne ſo berühmt geworden, wie die Venus von Milo in Paris; die Gelehrten haben über ſie Abhandlungen und Denkſchriften in Unzahl geſchrieben und die bretagniſchen Dichter haben ſie beſungen, als wäre ſie das Palladium der keltiſchen Heimath.

Auch noch anderer Hinſicht bietet das Innere des Morbihan intereſſante Plätze. Da iſt vor Allem das arme Städtchen Rohan, welche dem berühmten Geſchlechte der Vicomtes von Rohan den Namen gegeben. Sie ſtammen von den alten Herzogen der Bretagne ab, und Gregor von Tours berichtet, daß im frühen Mittelalter die Ländereien der Rohan den Titel „Königreich“ führten. Vielleicht rührt daher ihre ſtolze Deviſe: Roi ne suis, prince ne daigne, Rohan suis! Im Jahre 1603 ward die Viegrafſchaft Rohan zum

Digitized by Google

Herzogthume erhoben. Von dem Ahnenſchloſſe der berühmten und auch heute noch in mehreren Linien blühenden Familie ſind freilich blos mehr einige Steinhaufen zu ſehen; aber in der Kapelle zu Notre Dame iſt die Decke mit den neuen durchbrochenen Rauten des erlauchten Geſchlechtes geſchmückt. Drei Viertelſtunden vor Rohan liegt die Trappiſtenabtei von Thymadeuc, der Mittelpunkt einer mit Umſicht und Sachkenntniß geleiteten Landwirthſchaft. Vor etwa vierzig Jahren legten drei Trappiſtenväter daſelbſt den Grund zu der jetzigen Kloſtergemeinde, die raſch an Anſehen gewann. Der etwa 100 ha umfaſſende Grundbeſitz beſtand zum größten Theil in Wald- und Haideland. Aber es währte nicht lange, ſo war durch den Fleiß der ehrwürdigen Väter Alles in Acker- und Wieſenboden umgewandelt. Und nicht etwa mit alten und veralteten Mitteln betrieben ſie ihr Werk; ſobald eine neue praktiſche Erfindung auftauchte, bemächtigten ſie ſich ihrer und führten ſie auf ihrem

Das Schloß zu Joſſelin.

Gebiete ein. Südöſtlich von Rohan erheben ſich bei dem gleichnamigen Flecken die impoſanten Ruinen des Schloſſes von Joſſelin, einer der ſtärkſten Veſten des Mittelalters und zuerſt im Beſitze der Cliſſon, ſpäter der Rohan, welchen es heute noch gehört. Wir gelangen dann auf jene Haide von Ploërmel, auf welcher 1351 dreißig gegen dreißig in einem Kampfe auf Leben und Tod, Bretagner und Engländer, ſich ſchlugen und wo der berühmte Ruf: „Trinke dein Blut, Beaumanoir!“ erſcholl. Ein granitener Obelisk verewigt das denkwürdige Ereigniß. Das Städtchen Ploërmel ſelbſt, nach welchem die Haide benannt wird, iſt eines der älteſten in der Bretagne und hat noch Ueberbleibſel ſeiner alten Befeſtigungen bewahrt. Es liegt in 76 m Meereshöhe am Zuſammenfluſſe des Duſt und Malestroit, und in der Nähe, in der Umgebung eines Ortes, der den Namen La Villeder trägt, befinden ſich alte Zinngruben, die gegenwärtig wieder in Betrieb ſind, da das Vorhandenſein von Gold in den Anſchwemmungen der Oberfläche und ſelbſt das Vorkommen des Queckſilbers darin nachgewieſen iſt. Auch für die alte Geſchichte Galliens haben dieſe Bergwerke ſehr große Wichtigkeit. Man fand in denſelben polirte Steinbeile, Bronzebeile, Trümmer von Ziegeln, Töpferwaaren, Ueberreſte von

Digitized by Google

Leitungen, die das Waſſer zum Waſchen der metallhaltigen Sande herbeiführten, zu geſchweigen von den ungeheuren Schutthaufen und den an der Oberfläche immer noch ſichtbaren Ausgrabungen. Das Bergwerk von La Villeder beſteht aus einem Syſtem von Quarzgängen, die in Verbindung ſtehen mit den Graniten und alten Schiefern. Die Hauptrichtung dieſer Gänge iſt eine nordnordöſtliche, und die Gruben ſchließen ſich an die von Peneſtin (bretoniſch: Pen-stain, d. h. das Kap oder die Spitze des Zinns) und von Piriacan, die man an der Mündung der Vilaine und der Loire, am Geſtade ſelbſt des Oceans, trifft.

Kirche der heiligen Anna zu Auray.

Nicht der Nähe dieſer Bergwerke verdankt Ploërmel ſeinen Ruf, ſondern ſeiner gothiſchen Kirche, welche, ein in der Bretagne vielbeſuchtes Wallfahrtsziel bildet. Doch wird es in dieſer Hinſicht noch weit überboten von Auray, der heiligen Stadt der Chouans, welche uns weiß von ihrem Berge entgegenſchimmert, an deſſen Fuße ein rauſchender Bach, gleichfalls Auray geheißen, ſich mit einem Meerarm verbindet. Auray zeigt ſchon an ſeinem Namen, daß es eine germaniſche Gründung iſt, vermuthlich eine ſkandinaviſche. Von dieſem Städtchen kommen verſchiedene franzöſiſche Buggers (Seefahrzeuge von altem Schnitt und mit drei Maſten), welche mit bretoniſch ſprechenden Matroſen bemannt ſind und in Auray ihre Heimath haben. Die Einwohner von Auray waren zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution ſtets für die Bourbons. Dieſes Völkchen ſammt dem der Umgebung iſt von den eigentlichen Bretonen im Aeußeren ſehr verſchieden, obwohl man zu

Digitized by Google

Auray noch bretonisch spricht. Die Landleute bei Auray sind ziemlich groß gewachsen, schwarzhaarig und sehr oft blauäugig. Ihre ländlichen Tänze, wenn Markt ist, geschehen in Begleitung der Sackpfeife. Ein paar Kilometer nordwestlich von Auray liegt der Flecken Belz an einer Seebucht, dessen Bevölkerung so wie die der Nachbarschaft, die alle bretonisch sprechen, durch eigenthümliche körperliche Merkmale von den übrigen Kelten der Bretagne verschieden ist. Ihr Brust ist gewölbt, ihr Haar blond oder schwach kastanienbraun, ihr Nacken breit und stark, und ihre Stirne ziemlich hoch und breit; ihr Dialekt ist der niederbretonische. Hier in der Nähe ist Georg Cadoudals Heimath, und das ganze Land erinnert an die Chouannerie, deren Opfern in einer besonderen Kapelle ein Denkmal gesetzt ist. Im Sommer ist Auray als der bedeutendste Wallfahrtsort der Bretagne, der heiligen Anna wegen, ungemein besucht. Am 26. Juli beginnt das große Wallfahrts- oder Ablaßfest (le grand pardon), und obschon dasselbe eigentlich nur vierundzwanzig Stunden dauert, so währt doch das Hinpilgern ununterbrochen fort bis Ende September. Um die Jahreszeit können in der That wenig Bretagner, namentlich Landleute, der noch nicht vollendeten Ernte wegen, sich hindegeben, und da ihnen nicht wenig daran liegt, das Fest derer zu feiern, die von jeher als die Schutzpatronin nicht blos der Seeleute, sondern von Armorica überhaupt betrachtet wird, so sind sie darum eingekommen und ist ihnen gestattet worden, den Tag festlich zu begehen, an welchem die Umstände ihnen gestatten, sich in Procession nach der alten Kapelle zu begeben, welche wir im Bilde darstellen.

Von allen in der Bretagne üblichen Wallfahrten — und es sind deren nicht wenige — ist die zur „heil. Anna von Auray“ stets am meisten in Ehren gehalten worden, und es ist fast kein Bretagner, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben hingegangen wäre und der guten Heiligen seine Verehrung und seine Gebete dargebracht hätte. Die Wallfahrt zur heil. Anna ist übrigens eine der ältesten nicht nur in der Bretagne, sondern überhaupt in Frankreich. Am 26. Juli, wo das Fest beginnt, bietet die Stadt Auray einen merkwürdigen Anblick dar, denn dann den Schienenwegen strömen von allen Punkten in der Bretagne die Pilger zu Tausenden herbei, und in den Straßen wimmelt es von den wunderlichsten und verschiedenartigsten Trachten. Das Erste, was der Bretagner bei seinem Anlangen in der Stadt thut, ist, daß er niederkniet und drei „Pater“ und drei „Ave“ hersagt, erst nachher nimmt er an dem geweihten Brunnen seine Abwaschungen vor. Alsdann erhebt er sich und begiebt sich unter den Vorbau des Kalvarienberges, kniet zum andern Male nieder, entblößt sein Haupt, nimmt seinen Rosenkranz und betet. Vor fünfundzwanzig Jahren noch wimmelte es — beiläufig bemerkt — in der Stadt und Umgebung von Bettlern, die aus vollem Halse die Litaneien der Jungfrau Maria, ihren Rosenkranz oder Klagelieder zu Ehren der heil. Anna absangen. Nicht selten sah man alsdann einen von diesen Bettlern die Pilger anreden und ihnen das Anerbieten machen für einige Geldstücke auf den Knien oder auf einem Beine die Kirche umrutschen oder umhinken zu wollen, worauf der Seele ihres Klienten die Indulgenz (Erlaß der Kirchenstrafen) zu Gute kommen solle, die mit derartigen Kasteiungen verknüpft sei. Dieses Gebahren hat gegenwärtig aufgehört. Kaum ist nur der Pilger mit dem letzten Vaterunser zu Ende, so lenkt er auch schon seine Schritte nach der Kirche, kniet vor dem Altar der heil. Anna nieder und verharrt durch lange Zeit im Gebete; der dienstthuende Priester bietet ihm, damit er sie mit seinen Lippen berühre, die Reliquien der Heiligen dar, und ein Meßner nimmt sein Almosen entgegen. Hierauf rutscht er auf den Knien um die Kirche herum und begiebt sich, ohne der angenommenen Körperhaltung zu entsagen, bis an die Scala sancta, wo während der Dauer des Ablaßfestes die imposantesten Feierlichkeiten stattfinden. Diese Scala sancta, auch Kalvarienberg genannt, ist ein architektonisches Juwel, von dem der Singchor in der Saint Etienne du Mont-Kirche zu Paris einen schwachen Begriff geben kann. Das Bauwerk ist mit trefflichen, von den geschicktesten französischen Bildhauern gemeißelten Steinbildern geschmückt, überaus zart gemeißelte Geländer zieren die beiden hinanführenden hohen Treppen. Die den Gipfel des Baues schmückende Marmorgruppe muß dem Schönsten beigezählt werden, was Frankreich in diesem Kunstfache besitzt. Wenn der Zug die Scala verlassen hat, begiebt sich der Pilger in das Innere des Klosters und bringt seine Andachtsübungen in dem sogenannten „Kreuzesgang“ (Chemin de la Croix) zum Abschluß. Die Gläubigen verlassen die Stadt nicht, ohne sich zum andern Male an den geweihten Brunnen begeben zu haben, von dessen Wassern sie ein kleines Quantum als Andenken an ihre Wallfahrt mit nach Hause nehmen.

Digitized by Google

In der Nähe des Gotteshauses haben, wie man sich denken kann, zahlreiche kleine Händler ihren Sitz aufgeschlagen, die Alles, so da vorüberziehen, Rosenkränze, Stapuliere, goldene, silberne, eisenbeinerne und andere Denkmünzen sowie, was wesentlich bretagnisch, Brillanten (brillants) und Busennadeln (épingletes) zum Kaufe anbieten. Die „Brillanten“ bestehen in einem Stückchen Spiegelglas, das, auf Pappe geklebt, mit durchbrochener und versilberter Drahtarbeit sowie blauen, rosenfarbenen und weißen schmalen Seidenbändchen verziert ist. Die Busennadeln sind eine Art von Drahtbroschen, deren Schmuck in farbigen Perlen und hellroten Wollköpfchen besteht. Die Landleute stecken die Brillanten an den Hut und die Nadeln an ihr Vorhemde. Die jungen Mädchen schmücken ihren Hals mit Rosenkränzen und Stapulieren und tragen die Brillanten und Nadeln an der Seite. Die jungen Burschen kaufen sich am liebsten auf der Wallfahrt zur heil. Anna ihre Zängelchen. Hier in wenigen Worten, was es damit für eine Bewandtniß hat. Der Bretagner, Raucher par excellence, zieht als solcher dem Seaferlati die Carotte vor, und zum Anzünden dieses Rauchtrautes bedient er sich entweder eines Braseros oder einer glühenden Kohle; zum Halten der Kohle dient aber ein eisernes Zängelchen, das in der Regel mit weißem oder gelbem Metalldraht, häufig auch mit Glasperlen verziert ist. In der Bretagne hat sich vom Vater auf den Sohn der Glaube vererbt, daß jeder, der täglich eine Pfeife Tabak rauchen kann, ohne daß diese ausgeht, sicher ist hienieden glücklich zu leben und dereinst in den Himmel zu kommen. Demnach meint der Raucher, indem er sich zum Anzünden eines geweihten Zängleins bedient, damit um so leichter sein Ziel zu erreichen, und deshalb vergißt er ja nicht, sich wenigstens ein Stück zu kaufen und dasselbe auf dem privilegirten Altar der heiligen Anna weihen zu lassen. Hat der Bretagner alle seine Einkäufe in Auray besorgt, so begiebt er sich an einen Ort, an welchem sich, der vorher getroffenen Verabredung gemäß, sämmtliche junge Burschen und Mädchen aus seinen Kirchspiel einzufinden haben, und Arm in Arm ziehen alle unter Absingung von geistlichen Liedern nach der Heimath zurück.

In der Nähe von Auray ist das an Druidensteinen so reiche Carnac; hier stehen ihrer 5—600, grob zugehauen, als Obelisken, mit der Spitze im Boden, in Reihen, die fenstrecht auf die Küste laufen. Seit fünfzig Jahren sind in dieser Gegend über 2000 solcher „Menhir“ zur Einfriedigung der Felder zerschlagen worden. Südlich davon bei Locmariaquer, welches unter den Römern stark befestigt war und noch Trümmer eines Cirkus, viel Scherben, Statuetten und dergleichen aufweist, liegen drei Tumuli, davon einer Mané-ar-Groach, d. h. Freenberg, heißt; ein anderer besteht nur aus Asche, Kohlen, verbrannten Knochen, angeblich den Resten der zahllosen Menschenopfer aus der Druidenzeit, jetzt zum Düngen der Felder benützt. Dort liegt auch, in drei Stücke zerbrochen, der größte Menhir, 25 m lang und über 200 000 kg wiegend. An den Steinen des Dolmen, „Cäsarstisch“ oder „Tisch der Kaufleute“ genannt, bemerkt man seltsame Zeichnungen; dieselben finden sich an einer langen bedeckten Gallerie, Menplatt, d. h. flache Steine geheißen, welche bei 20 m Länge 1,6 m hoch ist. Locmariaquer erhebt sich auf einer Halbinsel, und westlich davon ragt die weit bedeutendere Halbinsel Quibéron oder Keberoen traurig in die See hinaus. Es ist eine schmale aber 9 km lange öde Landzunge, deren Eingang vom Fort Penthièvre vertheidigt und die zur Fluthzeit durch das überströmende Meer in eine völlige Insel verwandelt wird. An ihrem äußersten Ende liegt das dem Sardellenfang obliegende Dörfchen, welches wie die Halbinsel und die Bai, welche jene umschließt, den Namen Quibéron führt. Von hier schweift das Auge hinüber nach dem blos 16 km entfernten Eilande Belle-Ile-en-mer, dem größten an der südbretagnischen Küste, 8760 ha groß, mit steilen Gestaden und Häfen; ausgezeichnete Pferdezucht, Weizen und Salz sind die Haupterzeugnisse der Bewohner, welche sich nebstbei dem Sardellen- und Thunfischfang widmen und am dichtesten in Le Palais, dem bedeutendsten Flecken der Insel, beisammenhausen. Die Bai vor Quibéron gewährt durch eine schmale Pforte in die tiefer ins Land eingeschnittene Bai von Morbihan, Cäsars Mare conclusum, ein lagunenreiches Binnenmeer, in dessen Hintergrund Vannes, das Chefilien des Departements, in 18 m Meereshöhe liegt. Sein Hafen ist nicht allzubedeutend, aber immerhin belebt. Das Innere der im Norden von trockenen Steppen, im Süden von weiten Sümpfen umgebenen Stadt, welche einst, als Hauptstadt der Veneter, die mächtigste, reichste und bevölkertste Stadt Armoricas war, heute aber kaum 20,000 Einwohner zählt, hat in seiner Bauart noch viel Mittelalterliches; eine Vorstadt, durch Mauern und Thürme davon getrennt, ist größer als die dunkle Stadt mit ihren krummen, winkeligen Straßen,

Digitized by Google

mit Schiefer bedeckten Häusern, deren Giebel nach der Straße zu stehen, und mit ihren Priestern und Nonnen, die hier in hohen Ehren gehalten werden. Das weiß auch die weibliche, dienende Klasse gar wohl. Wenn es einer Dienstmagd nicht mehr schmeckt, einer Herrschaft gehorchen zu müssen, so wird sie barmherzige Schwester oder sonst etwas Aehnliches, und wenn sie dann in ihrer Ordenstracht auf der Straße ihrem Herrn von gestern begegnet, darf sie sicher sein, daß derselbe vor ihr, d. h. vor ihrem Gewand den Hut abzieht, weil er sonst für einen Ketzer oder Gotteslängner gelten würde.

So groß nun auch der Einfluß der Geistlichkeit in der Bretagne ist, so hat es ihr doch noch nicht gelingen wollen, dem Aberglauben ein Ende zu machen, der gerade im Morbihan und in der Umgegend von Vannes tiefer denn irgendwo eingewurzelt scheint und einige ganz besondere Eigenthümlichkeiten aufweist. Der Einwohner des Morbihan ist ein getaufter Kelte, welcher seinen Ursprung weit deutlicher erkennen läßt als alle übrigen Bretonen. Nirgends ist der Kult der Elemente sowie der Genien der alten Druidenmythologie deutlicher unter einer leichten christlichen Verkleidung erhalten. Man trifft hier noch die hohlen Bäume, die Wunderbrunnen, die gallischen Spiele, die verehrten Steine. Unter den Tausenden alter Druidendenkmäler ist keines, vor welchem der Morbihanais sich nicht von Ehrfurcht ergriffen fühlte. Alle diese Steine decken wunderbare Schätze, alle besitzen irgend eine geheime Kraft, eine geheimnißvolle und allmächtige Göttlichkeit. Mißtrauische Ehemänner mögen zu den Schaukelsteinen (Koulers) von Pontivy gehen, und ist ihr Verdacht begründet, so bleibt der ungeheure Klotz, der auf der Spitze eines anderen stehend und das Gleichgewicht haltend, durch den Finger eines Kindes in Bewegung gesetzt werden kann, unbeweglich trotz aller Anstrengungen. Wer sein Leben liebt, gehe nicht zu spät am Peulvan von Royal vorbei, denn man könnte dem aufrechtstehenden Steine begegnen im Augenblicke, wo er zum Flusse trinken geht. Man mißtraue dem Kistvaen von Caro, denn dort hat man in der Osternacht die Feen beim Mondenschein ihren Reigen tanzen sehen. Man meide auch in der Nacht Hohlwege und schmale Stege. Auf letzteren zeigt sich mitunter ein schwarzer Bock, es ist aber der „Gabino", welcher den Wanderer, der ihn etwa verscheuchen will, in den Fluß stürzt. Zu Coat-Bian giebt es Barrows, welche man das Schloß der Poulpicans nennt. Diese gelten als die Gatten der Feen und als Erdgeister. Man trifft sie zu Elven, zu Neuillac und überall, wo es Druidendenkmäler giebt. Sie sind es, welche in den Waldungen Glöckchen ertönen lassen, um die jungen Hirten auf der Suche nach den verlaufenen Ziegen in die Irre zu führen; sie sind es, welche die zu spät von den „Pardons" heimkehrenden jungen Mädchen von rückwärts abfassen und auf den Nacken küssen. Oft, wenn man in den Winterabenden gedankenvoll am Feuer sitzt und dem Knistern der Flamme lauscht, erhebt sich draußen ein knarrendes Geräusch. Kinder und Uneingeweihte sagen: es ist die Brunnenwinde, welche sich im Winde dreht, oder der Flügel einer Windmühle, der auf seiner Achse knarrt; aber die erfahrenen Alten schütteln den Kopf und belehren uns, daß es die Poulpicans sind, welche sich rufen, um in der Runde um die Cromlech der Hügel zu laufen. Die Vorsichtigen gehen dann nicht aus, sondern sprechen fromm ein Gebet und begeben sich nicht zur Ruhe, ohne vor ihr Lager ein Gefäß mit Hirse zu stellen; denn wenn die Poulpicans kommen, so verschütten sie die Hirse und da ihre Natur sie zwingt, dieselbe Korn für Korn wieder aufzuheben, so werden sie durch diese Beschäftigung die ganze Nacht hingehalten. Bei Saint-Gildas werden die Sünder und solche, die sich wenig um ihr Seelenheil bekümmern, mitunter in der Nacht durch drei Schläge geweckt, welche von einer unsichtbaren Hand an ihrer Thüre herrühren. Dann erheben sie sich von einer übernatürlichen Macht getrieben, und gehen ans Ufer, wo sie lange schwarze Boote sehen, welche, obwohl anscheinend leer, doch bis zum Wellenspiegel im Wasser tauchen. Sobald sie diese Fahrzeuge betreten, entfaltet sich ein großes weißes Segel an der Mastspitze und das Boot verläßt das Ufer, wie fortgezogen von einer raschen Strömung. Man sügt dem hinzu, daß diese mit verdammten Seelen beladenen Boote sich nie mehr an der Küste zeigen und der Sünder verurtheilt ist, auf den Meereswogen bis zum Tage des Jüngsten Gerichtes umherzuirren.

Neben solchen offenkundigen Resten altheidnischer Anschauungen fehlt es auch nicht an solchen, welche das Christenthum umgestaltet und zum Theile sanktionirt hat. Fragt man z. B. den Bauer, welcher mit frommer Scheu an den Peulvan der Haide von Lanvaux vorübergeht, warum dieselben an ihrer Spitze eine Art hohlen Halsbandes tragen, so wird er antworten, es sei dies die Spur des Strickes, mit dem einst der Teufel daran

Digitized by Google

Vannes.

Digitized by Google

Digitized by Google

befeſtigt worden. Anderswo, wenn man ihm einen „Galgal“, d. h. Steinhaufen, beſonders Kieſelſteinhaufen ohne untermiſchte Erde zeigt, ſo verſichert er, daß keine Menſchenhand dieſe Steine berührt, ſondern daß die heilige Jungfrau ſie in ihrer Schürze herbeigebracht habe. Eine Waſſerfee (Marymorgan) bewohnt den Herzogsteich bei Vannes, kommt aber manchmal daraus hervor, um an der Sonne ihre grünen Haare zu flechten. Ein Soldat überraſchte ſie ſo eines Tages auf ihrem Felſenſitze; angezogen von ihrer Schönheit, näherte er ſich ihr, aber die Nixe umſchlang ihn mit ihren Armen und zog ihn in die Tiefe. Auch im Brunnen von Vannes hauſt eine ſolche Undine. Auf dem Eilande Arz im Morbihangolfe bemerkt man mitunter, nach Angabe der Eingebornen, große weiße Frauen, welche vom Feſtlande oder den Nachbarinſeln kommen, auf dem Meere gehen und ſich am Ufer niederlaſſen. Dort graben ſie, gebeugt und traurig, mit dem nackten Fuße in dem Sande und entblättern mit den Fingern die Rosmarinblumen, welche ſie auf der Düne gepflückt. Dieſe Weiber ſind nach auswärts verheirathete Töchter der Inſel, welche in der Sünde fern vom geliebten Heimathsboden geſtorben, dahin kommen, um von den Verwandten Fürbitte zu erflehen. Mitunter werden auch in den langen Winternächten und bei ſchwerem Wellengange die Weiber von Arz, deren Gatten in See ſind, plötzlich aufgeweckt. Sie vernehmen das monotone, dumpfe Geräuſch des Waſſers, welches tropfenweiſe zu Füßen ihres Bettes herabrieſelt; dann blicken ſie erſchreckt um ſich, und wenn das Geräuſch keine natürliche Urſache hat, wenn der Boden nicht naß iſt, dann wehe! denn das iſt das Anzeichen des Schiffbruchs, dann hat das Meer ſie zu Wittwen gemacht. Geht man zu Carnac um die Mitternachtsſtunde über den Friedhof, ſo ſind alle Gräber offen, die Kirche iſt beleuchtet und zweitauſend Skelette liegen darin auf den Knien, während der als Prieſter gekleidete Tod von der Kanzel herab predigt. Mehrere Landleute haben von ferne den Schimmer der Kerzen geſehen und die verworrene Stimme des Predigers vernommen. Auf der Ebene zwiſchen Auray und Pluvigner hat zu Zeiten der Streitigkeiten der Grafen von Blois und von Montfort ein blutiger Kampf ſtattgefunden und Reſte von Waffen und menſchlicher Gebeine ſind dort wiederholt zum Vorſcheine gekommen. Der Volksüberlieferung gemäß ruhen dort Hunderte von Kriegern unter dem Ginſter. Die Seelen jener, die hier den Tod gefunden im Zuſtande der Ungnade, ſind nun verurtheilt, bei ihren Leichnamen zu verbleiben, erheben ſich aber zu einer beſtimmten Stunde der Nacht und durchwandern das Schlachtfeld in ſeiner ganzen Ausdehnung; dies müſſen ſie thun bis zum jüngſten Tage, und dabei dürfen ſie niemals von der geraden Linie abweichen. Wehe dem nächtlichen Wanderer, dem ſie auf ihrem Wege begegnen; ſo wie ſie ihn berühren, fällt er von einer unbeſieglichen Gewalt getroffen zu Boden und ſtirbt, ehe der nächſte Abend hereinbricht. Der Glaube an die geſpenſtiſche Erſcheinung der „Nachtwäſcherinnen“ (Lavandières de nuit, im Keltiſchen Kannérez-noz) iſt über die ganze Bretagne verbreitet. Mit ihren Waſchbläuelen Leichentücher klopfend, harren ſie der Unbußfertigen, welche ſie auffordern, ihnen beim Auswinden der Tücher zu helfen. Läßt der Unbußfertige die Vorſicht außer Acht, nach derſelben Seite wie ſie hin zu drehen, ſo ſchürt ihm im ſelben Augenblick das Leichentuch die Hände zu, als wäre es ein Schraubſtock, und er ſtürzt nieder, zermalmt von den eiſernen Händen der Nachtwäſcherinnen. Zuweilen glaubt auch der Bretagner die unheimliche Erſcheinung des „Todeskarren“ zu ſehen. Er wird von ſechs ſchwarzen Pferden gezogen, die der „Ankou“, d. h. die Angſt, das Geſpenſt des Todes führt, eine eiſerne Peitſche ſchwingend. Endlich hat jedes Dorf, jeder Flecken in irgend einem alten Weibe ſeine Hexe mit einer ſchwarzen Katze, die das Vieh beſpricht, Diebſtähle ermittelt, die Diebe bannt, daß ſie nicht vom Fleck können u. dgl. Die ſchwarzen Katzen aber verſammeln ſich um Mitternacht des Vollmondes alle auf der großen Haide, wo ihnen der Teufel die Beſetzle für ihre Herrinnen, und was er ſonſt dieſen zu verkünden hat, mittheilt. In einem ordentlichen Hauſe wird natürlich aus dieſem Grunde keine ſchwarze Katze geduldet.

Die Küſte des Departements Morbihan iſt niedrig und beſteht auf eine weite Strecke hin aus Quadraten für die Salzinduſtrie und aus Salzwaſſerwieſen (prés salants), die das Meer zwei Mal des Tages überfluthet. Hier und noch mehr im Süden der Bretagne, im Departement der Niederloire (Loire inférieure) wird viel Salz bereitet; zwei Klaſſen Arbeiter beſchäftigt dieſe Induſtrie beſonders: die „Paludiers“ und die „Saulniers.“ Die erſteren haben ihren Namen von palus, Sumpf; ſie ziehen das Salz aus den Quadraten

Digitized by Google

(oeillets), in denen das Seewasser verdunstet und tragen es zum Salznier, dem Handelsmann. Letzterer lebt ziemlich bequem; der eigentliche Producent bleibt aber immer arm, seine Wohnung am Rande der Sümpfe ist eine Hütte aus Binsen und Lehm, das Fenster besteht aus geöltem Papier und als Bett dient der Seetang, den das Meer auswirft; Hafermus und Hirse sind die einzige Nahrung. Die Paludiers von Bourg de Bas und Taillé-Kermoison in der Niederloire heirathen nur unter einander; es giebt kein Beispiel, daß sie sich mit Bauern aus andern Dörfern verheirathet hätten. Der Pfarrer von Bourg de Bas gab ihnen ein rühmliches Zeugniß, als er auf der Kanzel die Worte sprach: „Setzt in meinem Dorfe eine Kugel in Bewegung, und gleichviel, wo sie liegen bleibt, sie bleibt vor der Thüre eines rechtschaffenen Mannes liegen." Wir befanden uns hier aber auch inmitten eines ganz anderen Menschenschlages. Schon bei Vannes, wo freilich noch alles Landvolk in der Umgegend und selbst das gemeine Volk in der Stadt bretonisch spricht, hört die eigentliche keltische Bretagne auf und das Aeußere der Menschen verändert sich. In der Niederloire vollends sind die Männer schlank hochgewachsen, ihr ganzer Typus ist schön; sie haben blaue Augen und blondes Haar, sprechen auch nicht mehr bretonisch.

Wie die Bevölkerung, so ist auch das Land selbst in der Niederloire, besonders im Süden des Stromes, verschieden. Die Bretagne verdient mit Recht das Beiwort „pittoresk", denn sie bietet in der That die seltsamsten Kontraste. Im Nordwest, im Finistère, kahle Klippen oder Meeresstrand, im Innern wüste Berge und Haiden, abwechselnd mit Wiesen und Aeckern; im Süden das fruchtbare Loirethal, einst die Grafschaft Nantes, jetzt das Departement der Niederloire, westlich an das weinreiche Anjou, südlich an die Vendée stoßend. Es ist ein Land mit reichen Anschwemmungen, Salzsümpfen, fetten Weiden und schönen Wäldern, reich an Steinkohlen und Eisen, das in mehreren Frisch- und Hohöfen bereitet wird, reich aber auch an Getreide und namentlich an Wein. Bewässert wird dasselbe hauptsächlich von der unteren Loire, rechts mit dem Erdre, von welchem der Kanal zum Jlac und zur Vilaine geht, die den Don aufnimmt. Links in die Loire mündet die Sèvre Nantaise. Jener Landstrich, welcher sonst das Land Retz genannt wird, umschließt den größten See Frankreichs, den See Grandlieu, in den mehrere Flüßchen gehen, während er selbst einen Abfluß nach der Loire besitzt. Dieses Gebiet ist die äußerste Nordgrenze des mittäglichen Frankreich. Die Vegetation ist üppiger als in Mitteldeutschland; Feigenbaum, Myrte, Lorbeer und der schöne Tulpenlorbeer oder die Magnolie gedeihen noch im Freien; auf der Grenze der Vendée, um Ballet, wächst ein schwerer, arg berauschender, weißer Wein, und die immergrüne Stechpalme nebst den gelbblühenden Binsen erhalten auch im Winter der Landschaft einen Schein von Leben. Dazu kommt das feuchte Klima; gewährt aber dasselbe das feine Gemüse — denn Blumenkohl, Salat u. dgl. stirbt hier nie aus —, so ist es doch wohl auch Ursache, daß das Obst, Pflaumen, Kirschen, Aepfel hier weniger kräftig und schmackhaft sind als selbst in Nordbeutschland, dessen geregelteres Klima ihm zuträglicher ist; die Erdbeeren selbst scheinen hier des Aromas zu ermangeln. Nur Eines gedeiht hier, erfreut sich aber auch vieler Pflege, das sind die Birnen, die man namentlich um Nantes an Spalieren und Zwergbäumen zieht, und nach Paris und London versendet; eine andere Delikatesse liefert das Land bei Paimbeuf, am linken Loireufer, in den Hammeln der vom Meerwasser gedüngten Wiesen. Einen ungemeinen Reiz gewährt der Landschaft der viele Epheu, der im üppigem Wuchse sich um Mauern und Felsen schlingt, als wolle er uns andeuten, daß wir das Land der Sagen betreten. Freilich erscheinen beim ersten Anblick die Färbung des Himmels und der Landschaft, das laue feuchte Klima, die dicke Luft und die oft von Wolken verdunkelte Sonne trübe, ein wenig grau, ein wenig eintönig. Indessen wohnt dieser ruhigen Natur ein stiller, milder Zauber inne, dessen Gewalt sich bald fühlbar macht. Das Auge giebt sich gefangen; bald folgt es mit Behagen den sich schlängelnden Windungen des Geländes, den durchsichtigen Schichten des leichten Nebels, der wie ein Schleier Alles umwebt, und den schillernden Wolken, die in Menge aus dem nahen Ocean am Himmel aufsteigen, bald ruht es mit Behagen auf dem üppigen Grün, das die von Feuchtigkeit gesättigte Erde bedeckt.

Das Altbretonische ist hier fast gänzlich von dem Französischen verdrängt, und hat sich nur hie und da in Trachten, Sitten und Charakter erhalten. Im Chefsitze des Departements, in der großen Handelsstadt Nantes (125,000 Einwohner) selbst sieht man eine wahre Musterkarte der höchst mannigfaltigen Weiberkopf-

Digitized by Google

Nantes.

Digitized by Google

bedeckungen, die bald kegelförmig hintenaus stehen wie ein Zuckerhut, bald wie ein Quadrat vom Nacken sich aufrichten, bald altgriechischen Helmen, bald modernen holländischen Mützen ähneln. Nantes ist die Stadt der Bretagne, wo es am besten und reinlichsten aussieht, zugleich eine der schönsten Städte Frankreichs. Auf dem rechten Ufer der Loire, aber 52 km von deren Mündung entfernt, ist Nantes vom Erdre, dessen Kanal Nantes und Brest verbindet, in zwei Theile getheilt; östlich ist das alte Nantes mit der schönen Kathedrale aus dem fünfzehnten Jahrhundert und dem mächtigen alten Schloß der Herzöge der Bretagne, 930 gebaut, wo Heinrich IV. das berühmte Edikt erließ; es steht am Ende der schönen St. Peter-Promenade an der Loire und ist von breiten Gräben umgeben, die in Gärten umgewandelt sind. Nantes gegenüber mündet die Sèvre in die Loire; also an drei Flüssen (kelt.: ann aonet) gelegen, hat es auch davon den Namen und schon früh Bedeutung als Handelsplatz. Nächst Marseille, Hâvre und Bordeaux ist es auch der wichtigste Hafen Frankreichs, in Betreff der Zölle der erste. Was die Stadt am meisten beunruhigt, ist der Zustand der Loire, welche ober- wie unterhalb viele Eiländchen hat und zu versanden droht; die Fluth steigt um 1,6 m, und es können daher nur Schiffe von 200 t in den Hafen einfahren, freilich ihrer 2—3000 im Jahr. Die größeren Fahrzeuge müssen aber bei Paimboeuf, 36 km westlich am linken Ufer des Stromes, liegen bleiben und löschen. Die Höhen um Nantes sind nicht zu bedeutend, um ein Panorama der wahrhaft glänzenden Stadt zu geben, der Blick jedoch über die grünen Inseln der Loire und auf die amphitheatralische schöne Campagne ringsum ist unvergleichlich. Die Stadt selbst besitzt schöne Quais, regelmäßige öffentliche Plätze und elegante Gebäude; sechzehn meist sehr schöne Brücken verbinden beide Ufer; von den vier Vorstädten können drei mit den schönsten Vierteln von Paris gleichgestellt werden. Alles Leben concentrirt sich, von der Promenade abgesehen, in der schönen Rue Crébillon, welche die zwei Hauptplätze der Neustadt verbindet und des Abends ein buntes, glänzendes Leben zeigt. Die Perle der Stadt ist aber die Passage Pomeraye, durch welche vom Parterre bis ins dritte Stockwerk eine Freitreppe führt, so daß sie im Innern zwei schöne Galerien umschließt; selbst Paris hat nichts Aehnliches; am Fastnachtsabend ist der Anblick seenhaft; an jenem Abende wimmelt auch die Promenade von Kavalkaden und Maskenschwärmen, mit denen sich kaum die Pariser Boulevards messen können. Sonst hat der Charakter der Nantesen, deren Französisch an Reinheit verloren und einen schleppenden, singenden Ton angenommen hat, im Allgemeinen nichts Entgegenkommendes. Zahlen, Zuckerpaillons, Kaffeesäcke u. dgl., d. h. rein merkantile Interessen, füllen die Seele aus und ertödten in den Meisten den feineren Geschmack. Um Maitressen dreht sich zunächst das gesellige Vergnügen der höheren Stände, schmutzig sind die öffentlichen Tanzlokale, die Kunst findet in wenigen Kreisen Pflege. Von den öffentlichen Festen sind es blos die im August stattfindenden Pferderennen, welche sich der Theilnahme der höheren Stände erfreuen. Alsdann sind vier Wochen lang Zelte auf einer Wiese an der Loire aufgeschlagen, und Bänkelsänger und Gaukler aller Art suchen die Massen zu belustigen; auch die „Foire" im December ist, wie in ganz Frankreich, nichts als ein Stelldichein von Seiltänzern, Kunstreitern u. s. w. Nantes eigenthümliche Volksfeste sind die sogenannten „Assemblées", eine Art Kirchweihe vor den Thoren, die ihren Namen meist von den Haupterfrischungen haben. Das Crispinsfest wird von den Schuhmachern mit Umzug und Ball gehalten. Das Volk feiert seine Hochzeiten in den Schänken der Vorstädte; es zieht dann paarweise durch die Stadt, einer oder zwei aufspielende Fiedler voran. In einem Dorfe vor der Stadt feiert man den ersten Mai, gewiß noch von heidnischer Zeit her; Kränze sind über die Straße gezogen und die Kinder bitten die Spaziergänger aus der Stadt um ein kleines Geschenk, indem sie Liedchen absingen. Das Hauptfest ist jedoch das Fronleichnamsfest, ein wahres Volksfest, wobei alle mögliche Pracht entfaltet wird, namentlich in der reichen Pfarre St. Nicolas, welche Kirche, in unserem Jahrhundert neu erbaut, ein schönes Werk der Architektur ist. Ueberhaupt hat Nantes mit der Bretagne noch einen großen Rest Frömmigkeit gemein; die Kinder bauen am Gründonnerstage auf der Straße kleine Ruhealtäre auf, die sie Paradies nennen, und für die sie die Vorübergehenden um einen Sou ansprechen. Dies ist ein Kinderfest, aber in den Alten nährt sich hie und da noch etwas Fanatismus. Eine protestantische Gemeinde besteht indeß in Nantes schon seit vielen Jahren. Zahlreich ist hier auch das Proletariat, welches in ziemlicher Armuth lebt; aber dies scheint dem eigentlichen bretonischen Arbeiter noch Gold, denn er arbeitet noch viel billiger als der Nantese, weil er viel weniger bedarf, und drückt so den Arbeitslohn herab.

Digitized by Google

Reizend sind die Umgebungen von Nantes, vor Allem das Thal des Erdre, eines langsam schleichenden, düsteren Flusses, dessen Ufer aber romantisch sind und im Sommer zu Spazierfahrten einladen. An seinem Ufer steht eine Stunde von der Stadt das Schloß Barbebleue, wo der Ritter Blaubart hauste, eine düstere Ruine über und über mit Epheu und wildem Wein überwachsen. Der Bach Chézine durchläuft ein hübsches Thal. Pittoresk sind auch die Ufer der Sèvre; in dem lieblichen Vertou, einem Fecken, feiert der Nantese seine Sommervilleggiatur. Aber von weither kommt man, um das entfernte Clisson zu sehen und sich der romantischen Stimmung hinzugeben, die der Ort erweckt. Man kommt auf der Straße dahin an dem Dorfflecken Le Pallet vorbei, dem Geburtsorte Abälards, und der Ortskirchhof steht auf dem Platze, wo einst das Schloß seines Vaters stand. Ihm, diesem Kämpen der Scholastik, und seiner Heloïse sind in dem Parke des

Schloß Clisson.

nahen Clisson die reizendsten Partien geweiht. Dieser Park, der wirklich an italienische Landschaften erinnert, wie auch das Städtchen ganz italienisch gebaut ist, gehört zu dem jetzt eine prächtige Ruine bildenden Schlosse, das Olivier I. im dreizehnten Jahrhunderte erbaute, der berühmte Connétable Clisson befestigte und später der Herzog Franz II. von Bretagne bewohnte. Höchst bemerkenswerth ist auch das etwa 8—10 km westlich von Nantes auf einer Loireinsel gelegene Etablissement Indret, eine der größten Maschinenbauanstalten Frankreichs, deren 2000 Arbeiter eine bedeutende Rolle in den dortigen politischen Bewegungen spielen. Von der Höhe des Ufers hat man ein herrliches Panorama über die Loire und das industriebelebte Thal, worin Eisen dampfen, Steamer ächzen, Maschinen hämmern, Fischerboote sich kreuzen und das Auge überall angezogen wird von reizenden Villen.

Mit Ausnahme einiger Volksgruppen, die sich an den Küsten niedergelassen haben, und sich um so reiner erhalten, als die ganze Bevölkerung dieselbe Beschäftigung treibt und Heirathen mit Fremden daselbst fast unbekannt sind, entbehrt der Volksstamm, welcher den Boden der alten Grafschaft Nantes bewohnt, eines

Digitized by Google

auffallenden originellen Charakters. In Folge von Einwanderung und Kriegen hat sie sich aus mancherlei Rassen zusammengesetzt, welche alle aus weit entfernten Punkten die Instinkte, Gewohnheiten, Tugenden und Laster ihrer ursprünglichen Typen mitgebracht haben. Das Ergebniß dieser verschiedenen Kräfte, der Bauerstamm der Grafschaft Nantes, birgt unter seinem schwerfälligen Aeußeren indeß mehr solide Eigenschaften des Herzens und mehr Schlauheit, als man ihm auf den ersten Blick zutrauen möchte. Halb schon von der modernen Civilisation und den Ideen ergriffen, die sie im Gefolge hat, halb noch widerspenstig gegen dieselben, der gehässigen Erinnerungen an die Revolution von 1793 wegen, ist namentlich der Bauer der Niederloire seinem alten Herkommen zugethan, ehrerbietig gegen die alten adeligen Familien, die bei ihm wohnen, thatsächlich und auch dem Aeußeren nach religiös, und zu gleicher Zeit gierig sich zu bereichern, wie ein moderner

Pornic.

Kapitalist, mißtrauisch wie ein angehender Socialist gegen Alles, was in der socialen Stufenleiter über ihm steht, ironisch und leichtfertig in seinen Reden wie ein Voltairianer. Er grüßt im Vorbeigehen den Herrn, der nach etwas aussieht, mit einem freundlichen und ehrerbietigen „guten Tag", aber unter seinem wohlwollenden Lächeln lauert eine schlaue mißtrauische Spötterei. Ebenso zieht er zuweilen das Wirthshaus der Messe vor und fällt dann, wenn er getrunken hat, über Pfarrer und Fromme und alle Heiligen beiderlei Geschlechts in seinen Reden gar übel her, aber die frommen oder schaurigen Sagen seiner Heimath finden an ihm immer einen treuen Gläubigen, und der abergläubische Schrecken, welcher die Einbildungskraft und die Erzählungen des Volkes beherrscht, regt seine rauhe Natur bis aufs Tiefste auf. In der Gegend um den See Grandlieu ist der Grundbesitz zum großen Theile noch in den Händen einzelner Grundherren, deren Pächter sich in drei Klassen theilen: fermiers, die den Zins in Geld zahlen, métayers, die ihn in Produkten abliefern und gemeiniglich die Ernte mit dem Herrn, von ihnen schlechthin notre maître angeredet, theilen, und endlich die bordiers, arme Häusler, die ihn an bestimmten Tagen abfronen; zwischen beiden Theilen besteht noch ein

Rest patriarchalischen Verhältnisses. Das Leben der Landleute ist ziemlich hart. Dabei fehlt es an jeglicher Vergnügung; selbst Tanzböden giebt es nicht. Das Fronleichnamsfest und das Fest des heiligen Ortspatrons sind die einzigen Tage öffentlichen Prunkes; die Kirche beherrscht das öffentliche Leben und monopolisirt selbst die Erholung der jungen Leute. Die männliche Jugend versammelt sich Sonntags als geschlossene Gesellschaft beim Pfarrer zu Kartenspiel, Musikeinübungen für die hohen Kirchenfeste u. s. w., die weibliche bei der Oberin der barmherzigen Schwestern.

Aus dieser Charakteristik treten die wenigen Küstenbewohner heraus, die oben erwähnt wurden. Einiger derselben, der Paludiers haben wir schon gedacht. Ein eigenthümliches, in sich abgeschlossenes Völkchen sitzt aber auch in dem ansehnlichen Flecken Batz — der Name bedeutet im Keltischen: Ueberfluthung — welcher

Saint-Nazaire.

auf wilder Felsklippe über das Meer hinausragt. Es zeichnet sich in jeder Hinsicht durch ein charakteristisches Gepräge aus. Die männliche Bevölkerung soll von Sachsen, normännischen Seeräubern, abstammen, die einst hier gelandet und sich niedergelassen haben. Ihr Kostüm ist höchst malerisch. Die Männer sind meist groß, schlank und blond, die Weiber frisch, hübsch und von überraschend weißer Hautfarbe, verbunden mit kräftigen Formen. Das Nämliche rühmt man auch von den Bewohnerinnen von Pornic, welches sich, wie Batz, auf 25 m hoher Klippe über dem Meere amphitheatralisch aufbaut. Wenig Bemerkenswerthes hat dagegen Saint-Nazaire aufzuweisen, welches an der Mündung der Loire gelegen, als Hafenplatz sehr bedeutend ist und sich zu einer Bevölkerung von 20,000 Köpfen aufgeschwungen hat. Von hier bestehen regelmäßige Packetbootverbindungen mit Spanien, Portugal, den Antillen und Mexiko. Ein zweiter Hafen, doppelt so groß als der erstere, ward neuerdings angelegt und ist zum Teile in den Fels eingesprengt.

Digitized by Google

Wir können von der Bretagne nicht scheiden, ohne einige ihrer Bräuche zu erwähnen, die im Vorhergehenden unbesprochen blieben. Zu den interessantesten gehören jene, welche Brautwerbung, Hochzeit, Taufe und Begräbniß betreffen. Die Brautwerbung geschieht in der keltischen Bretagne nie durch den Bräutigam oder dessen Vater selbst, sondern durch zwei Arme, gewöhnlich die zwei ältesten armen Männer, die man kennt. Man gestattet in der Bretagne einem Jeden, sich in einem Hause an dem Heerdfeuer eine Pfeife anzuzünden und sich an demselben zu wärmen oder dort auszuruhen. Wenn nun Jemand sich um die Hand eines Mädchens bewerben will, so schickt er zwei arme alte Männer (waswandelh) in das Haus der Braut. Diese treten dort ein und, nachdem sie um Erlaubniß gebeten, sich die Pfeife anzünden zu dürfen, setzen sie sich ruhig am Heerde nieder. Sie wählen zu diesem Behufe immer eine Zeit, wo es wahrscheinlich ist, daß sie den jeweiligen Hausherrn antreffen; ist er abwesend, so erwarten sie ruhig, ohne sich nach ihm zu erkundigen oder irgend etwas von dem Zweck ihres Besuches ahnen zu lassen, seine Rückkehr. Ist diese erfolgt, so unterhalten sie sich mit ihm Anfangs über gleichgültige Dinge; dann stehen sie Beide mit einem Male auf, nehmen ihre Hüte ab und verlangen den Hausherrn allein zu sprechen. Dieser entfernt sofort alle andern in der Küche Anwesenden und setzt sich mit bedecktem Haupte den Männern gegenüber, die mit dem Hute in der Hand vor ihm stehen bleiben und ihren Antrag vorbringen, wobei sie ganz genaue Auskunft geben über die Vermögensverhältnisse des Bewerbers, wie viel dieser sofort bei seiner Verheirathung, wie viel er später noch erhalten würde u. s. w. Der Hausherr antwortet hierauf kein Wort, sondern ruft das Mädchen und sagt ihr: sie solle den beiden Männern etwas zu essen geben. Diese setzt dann Brod, kaltes Fleisch und Cider — nie aber Butter — auf den Tisch, entfernt sich dann mit dem Hausvater, und nun versammelt sich die ganze Familie zum Familienrathe. Sind die Verhältnisse des Bewerbers schon bekannt, und kennt ihn das Mädchen, so erfolgt die Entscheidung sofort. Andernfalls bestellt der Hausvater die Freiwerber in acht bis vierzehn Tagen wieder. Diese entfernen sich dann sogleich, und es kann eine solche Bedenkzeit, ohne daß darin etwas Beleidigendes läge, drei bis vier Mal verlangt werden. Ist man dagegen einig, den Antrag zurückzuweisen, so geht das Mädchen allein in die Küche zurück und stellt mehrere Kloben Holz aufrecht um den Heerd herum, so daß das obere Ende nach dem Schornstein zu gerichtet ist, was als Weigerung gilt, einen unangenehmen Besuch zu empfangen. Sobald die Waswandelh dies sehen, entfernen sie sich, ohne ein Wort zu sagen. Nimmt aber das Mädchen den Antrag an, so kommt sie lachend in die Küche zurück, ladet die beiden Männer nochmals zum Essen ein, bereitet nun ein Gericht von geröstetem Speck und setzt Butter auf den Tisch. Je fetter der Speck, den sie wählt, je eifriger sie im Bedienen der Gäste ist, desto angenehmer ist der Antrag gewesen. Nun findet sich allmählich die ganze Familie mit dem ganzen Haushalt in der Küche ein und nimmt am Mahle Theil, mit Ausnahme des jungen Mädchens, die während des Essens bedient und sich bemüht, sich so thätig als nur irgend wie möglich zu zeigen. Von dem Antrage wird kein Wort gesprochen, auch der Name oder die Familie des Bewerbers während der Mahlzeit nie erwähnt. Nach beendigtem Mahle kehren die Waswandelh, denen Alles, was auf dem Tische unverzehrt geblieben, in einem Korbe mitgegeben wird, zu ihrem Absender zurück, verkündigen ihm das Ergebniß ihrer Mission, und je mehr sie die freundliche Aufnahme, die reichliche Bewirthung und namentlich den fetten Speck loben, desto mehr Ehre für den Bewerber.

Am folgenden Tage, sobald als möglich, begiebt sich der Bräutigam in Begleitung seines Vaters oder nächsten Angehörigen selbst zu der Auserkorenen. Dieselbe muß von ihm im Hauskleide und zwar arbeitend angetroffen werden, was natürlich immer geschieht, da man ziemlich genau die Zeit des Besuches weiß. Nach gegenseitigen Begrüßungen, wobei jedoch nicht die geringste Annäherung zwischen den Brautleuten wahrgenommen wird, welche im Gegentheil kaum mit einander sprechen, setzt man sich zu einer Mahlzeit nieder. Ungefähr um die Mitte derselben nimmt der Bräutigam sein Glas, füllt es bis zum Rande mit Cider, steht auf und trinkt es halb aus, dann reicht er dasselbe dem ihm gegenüber sitzenden jungen Mädchen. Diese muß sich, ohne die Annahme geradezu abzuschlagen, auf eine sprödethuende Weise weigern zu trinken, muß sich vielmehr von allen Tischgenossen erst dazu nöthigen lassen, und zuletzt das Glas auf die Gesundheit des Bewerbers, dessen Namen sie nennt, und der ganzen Gesellschaft bis auf den Grund leeren. Dann steht sie auf, wäscht das Glas und stellt es wieder vollgeschenkt vor den Begleiter des Bräutigams hin. Dieser erhebt sich von

Digitized by Google

seinem Sitze, nimmt den Hut ab und bittet nun den Vater der Braut, sich für seinen Sohn, beziehungsweise Verwandten, um die Hand des jungen Mädchens bewerben zu dürfen. Ist diese Erlaubniß ertheilt, so wendet er sich an die Braut, indem er ihr sagt, er habe von glaubwürdigen, ehrenwerthen Leuten gehört, daß sie ein arbeitsames Mädchen sei, die also wohl eine Wirthschaft in Ordnung halten würde, daß sein Sohn so viel Land, so viel Vieh, so viel Getreide und so viel baares Geld habe, und schließt mit der Frage, ob sie seine Frau werden wolle. Das Mädchen erwidert nun, daß sie darüber nicht zu entscheiden habe und daß er sich an ihren Vater wenden möge. Hierauf wiederholt der Vater des Bräutigams gegen den Vater der Braut seinen Antrag fast mit denselben Worten, worauf nun Beide vom Tische aufstehen und allein in eine benachbarte Stube gehen. Dort werden die näheren Verabredungen wegen Mitgift u. dgl. getroffen, und wenn nun beide zurückkehren, so giebt der Vater des jungen Mannes diesem ein rothes, seidenes Band, welches dieser dem Mädchen umbindet und sie nun als seine Braut umarmt und den Platz neben ihr einnimmt. Allmählich finden sich nun die näheren Bekannten der Familie der Braut ein, und erst am Abend trennt man sich, nachdem die Familien der Brautleute verabredet, sich am folgenden Tage in der Stadt zum Ankaufe der Brautkleider einzufinden. Von diesem Augenblicke an sehen die Brautleute sich im Hause der Braut bis zur Hochzeit nur noch einmal wieder, nämlich an dem Tage, wo der Bräutigam die Braut abholt, um die Hochzeitgäste einzuladen, was immer von den Brautleuten persönlich geschehen muß. Außer bei dieser Gelegenheit würde es als eine große Unschicklichkeit gelten, wenn der Bräutigam in dem Hause der Braut gesehen würde, ja sogar wenn er nicht in demselben Orte mit ihr wohnt, darf er daselbst nicht einmal eine Nacht zubringen. Ebensowenig kann ihn die Braut in seinem Wohnorte besuchen; man trifft sich vielmehr nur in auswärts gelegenen Gasthöfen.

An dem verabredeten Tage treffen sich die Brautleute mit ihren Familien und ihren Schneidern in der Stadt. Der Bräutigam wählt den Anzug der Braut, die Braut jenen des Bräutigams, dessen Vater Alles bezahlt. Eine stillschweigende Bedingung dabei ist, daß der Kaufmann für seine Waare einen höheren Preis als gewöhnlich verlangt, und dieses Mehr erhalten die beiden Schneider. Acht Tage vor der Hochzeit erfolgen die Einladungen, wobei die Brautleute von Haus zu Haus gehen. Die Einladung ist nie persönlich an einzelne Familienglieder gerichtet, sondern es wird das ganze Haus, einschließlich des Gesindes, eingeladen. Am Tage vor der Hochzeit treffen die Familien der Brautleute so wie diese noch einmal in der Stadt zusammen, um die letzten Einkäufe zu machen, nämlich für Braut und Bräutigam ein Paar blaue Strümpfe, ein Paar Schuhe mit großen silbernen Schnallen und für die Braut einen großen Strauß aus gemachten Blumen mit einem rothen seidenen Bande. Diesmal bezahlt der Vater der Braut.

Am Hochzeitstage finden sich in aller Frühe die Freundinnen der Braut, aber nur die unverheiratheten, im größten Putz im Hochzeitshause ein und setzen sich mit der Braut, die in ihrem ganz gewöhnlichen Hauskleide ist, um den Herd, woselbst die letztere mit irgend einer häuslichen Arbeit sich beschäftigt. Im ganzen Hause darf durchaus keine Vorbereitung zu irgend einer Festlichkeit wahrgenommen werden, Alles muß seinen gewöhnlichen Gang gehen; alle Anstalten zum Empfang der Gäste u. s. w. sind in der Scheune und im Hofe, in aufgeschlagenen Zelten getroffen. Ein eigens dazu gedungener Schlächter hat das Schlachten des Viehes besorgt und bleibt während der Hochzeitstage als Vorschneider, während seine Frau — er nicht — zu den Gästen gehört. Gegen zehn Uhr Morgens kommt der Bräutigam in Begleitung seiner sämmtlichen Freunde, tritt mit diesen in die Küche und fragt die immer noch beschäftigte Braut: ob sie bereit sei, ihm zu folgen? Diese entschuldigt sich, daß sie nicht zum Kirchgange angezogen sei, entfernt sich sodann mit zwei jungen Mädchen und kehrt im bräutlichen Schmucke zurück. Die Eltern der Brautleute sind bereits zur Kirche vorangegangen, ihnen folgen nun sämmtliche junge, unverheirathete Leute — die verheiratheten gehen nicht mit zur Kirche — das Brautpaar beichtet und nach der Beichte erfolgt die Trauung, wobei die Braut besonders Acht hat, daß beim Niederknien des Bräutigams Knie eine Ecke ihrer Schürze berührt, und er ihr den Trauring nicht weiter als bis an das zweite Glied des Fingers steckt, weil sie sonst eine Null im Hause würde. Nach der Trauung geht der Zug, der sich nun paarweise, die Neuvermählten an der Spitze, ordnet, nach dem Hochzeitshause zurück. Auf halbem Wege erwartet sie die Musik, nämlich zwei Oboen und ein Dudelsack, die alte bretonische Gesänge spielt. Führt der Weg am Schlosse des Grundherrn vorbei, so wird vor demselben

Digitized by Google

Halt gemacht und ein Tanz aufgeführt. Sämmtliche Tänzer und Tänzerinnen werden sodann vom Schloßherrn eingeladen einzutreten und ein Glas Wein zu trinken, ohne daß jedoch etwas zum Essen angeboten wird. Die Dame oder Tochter des Hauses beschenkt die Braut mit einem goldenen Kreuz, was sie ihr umhängt, die Söhne nehmen als Gäste an der Hochzeit Theil und, wenn sie die Brautleute recht hoch ehren wollen, in bretonischer Volkstracht.

Wenn nun der Hochzeitszug vor dem Dorfe oder, wenn die Kirche im Dorfe selbst ist, auf einem eigens bestimmten freien Platze anlangt, so wird dort Halt gemacht und abermals getanzt. Mitten auf dem Platze steht ein mit weißen Laken bedeckter und ringsum mit Moos eingefaßter Tisch, worauf eine Flasche Wein, zwei Gläser, zwei Teller mit Kuchen und ein leerer Teller stehen. Hinter dem Tische befindet sich eine alte, arme Frau, die von den Eltern der Braut dazu bestimmt ist, und diese bietet zuerst dem Brautpaar, dann jedem der anwesenden Gäste ein Glas Wein und ein Stück Kuchen an, welches diese annehmen und dafür ein Stück Geld in den leeren Teller legen. Keiner darf mehr geben als die Neuvermählten, deren Gabe als die erste die alte Frau offen neben den Teller legt. So wie eine Flasche geleert, oder ein Teller leer ist, wird diese durch eine andere, unter dem Tische versteckt gehaltene ersetzt; auf dem Tische darf nie mehr als eine Flasche stehen. Von hier begiebt man sich in das Hochzeitshaus, wo alle Anstalten zum Empfange der Gäste getroffen sind. Ringsumher sind verdeckte Gänge mit in die Erde gerammten Tischen und Bänken, an denen die Gäste Platz nehmen. Die Tafeln sind mit Fleisch, Brod und Cider fast überladen, weiter giebt es aber nichts auf denselben. Dagegen bietet die Mitte des Hofes geradezu den Anblick eines Jahrmarktes dar, denn dort befinden sich Buden mit Liqueuren, Wein, Zuckerwerk, Kuchen, Früchten, besonders auch Kaffeeschänken. Hier bezahlt jeder, was er genießt und die Verkäufer, welche die Erlaubniß dazu vom Brautwater erhalten haben, machen gewöhnlich gute Geschäfte. Auf einem erhöhten Platze sitzen die drei Musiker, in deren Lieder die Anwesenden, sowie Cider und Liqueure ihre Wirkung üben, laut einstimmen. Getanzt wird am ersten Tage nicht; man bleibt bis gegen neun Uhr bei Tische, worauf die Braut von zwei Freundinnen in das Brautgemach geführt, dort entkleidet und ins Bett gelegt wird. So wie dies geschehen, verlassen die beiden Brautjungfern das Schlafgemach, und nun wird von zwei Freunden der Bräutigam hineingeführt und von diesen ebenfalls ausgezogen und ins Bett gelegt. Unterdessen versuchen die jungen Leute draußen in das Brautgemach einzudringen, dessen Eingang von den beiden Vätern der Neuvermählten und deren nächsten Verwandten energisch vertheidigt wird. Ist der Bräutigam zu Bett gebracht, so wird die Thüre geöffnet und alle Gäste stürzen in das Gemach. Einer der jungen Männer fragt nun die Braut, was sie zu haben wünsche? und was sie auch verlangt, es muß ihr, wenn irgendwie möglich, gebracht werden. Der junge Mann, der zuerst das Geforderte bringt, kann sich dies als die größte Ehre anrechnen. Bis dahin bleibt die Gesellschaft unter Lachen und Scherzen im Brautgemach.

Am folgenden Morgen um neun Uhr finden sich die sämmtlichen Gäste in der Kirche ein, wo eine feierliche Messe für die Todten gelesen wird, weil es Unrecht wäre sich zu vergnügen, ohne auch der Todten zu gedenken. Von der Kirche geht es wieder in das Hochzeitshaus, und dieser Tag wird nun mit Tanzen, Essen und Trinken verbracht. Die Braut empfängt am Eingange des Hauses jeden Gast, der sie umarmt und ihr ein Hochzeitsgeschenk, Geld, in die Hand drückt. Man trennt sich vor Mitternacht und jeder kehrt in seine Heimath zurück. Für diejenigen aber, die des Guten zu viel gethan haben und deshalb ihren Weg schwerlich finden würden, sind eigens Lagerstellen bereitet, wo sie ihren Rausch ausschlafen. Am dritten Tage kommen nur noch die nächsten Verwandten der Brautleute wieder und gehen gemeinschaftlich in die Kirche, wo die junge Frau ihren Hochzeitsstrauß der Mutter Gottes opfert. Thut sie dies nicht, so kann sie nach dem Volksglauben sicher sein, daß sie entweder im ersten Jahre Wittwe oder von einem todten Kinde entbunden wird. Bei diesem Kirchgange finden sich auch die Eingeladenen ein, die wegen eines Trauerfalles behindert gewesen sind, an den lärmenden Freuden der Hochzeit theilzunehmen.

Die Hochzeiten der Armen werden natürlich in kleinerem Maßstabe, fast eben so begangen. Sie werden in Gasthöfen gefeiert, jeder der Gäste bezahlt, was er genießt, und bringt Lebensmittel als Hochzeitsgeschenke mit, die oft ausreichen, die Neuvermählten für Monate zu erhalten.

Digitized by Google

Ist eine Frau ihrer Entbindung nahe, so darf nie eine Person allein nach dem Arzte oder der Hebamme gehen, sondern wenigstens zwei, die während des ganzen Weges Gebete verlagen. Geht blos eine Person, so hat dies jedesmal den Tod der Mutter oder des Kindes zur Folge. Da nämlich das Kind im Augenblick der Geburt noch nicht getauft ist, so hat der Teufel volle Macht über dasselbe und kann nur durch fortwährendes Beten abgehalten werden. Da nun eine Person allein sehr leicht durch irgend etwas im Gebete unterbrochen werden kann, so gehen immer wenigstens zwei. Gleich bei der Geburt werden einige Tropfen bereit gehaltenen Weihwassers auf das Kind gesprengt, und dies hat bis zur Taufe schützende Kraft. Kinder, welche am Charfreitag geboren sind, oder vor vier Uhr Morgens die Nothtaufe erhalten, haben die Gabe, Geister und Gespenster zu sehen. Gleich nach der Geburt wird ein großer Eierkuchen gebacken, wozu nur das Gelbe der Eier genommen werden darf. Dieser wird mit Cognac begossen, und wenn jemand die Wöchnerin besucht, oder den Vater beglückwünscht, so wird dieser Kuchen durch in Cognac getauchtes Papier, welches auf denselben gelegt und angezündet wird, erwärmt und dem Besuchenden ein Stück davon gegeben. Unterbliebe dies, so würde das Kind siech und elend werden und vor seinem vierten Jahre sterben. Die Zahl der zu diesem Kuchen verwandten Eier muß eine ungerade sein, sonst wird das Kind viel Kummer und Noth im Leben haben. Dieses Gericht wird nur bei der Geburt eines Kindes, oder wenn jemand von einer langen Seereise zurückkehrt, bereitet, und es würde gewiß zum Unheile derjenigen ausschlagen, die es bei einer anderen Gelegenheit machen wollten.

Zur Taufe wird das Kind nach der Kirche des Dorfes getragen. Jedes Kirchspiel hat nämlich nur eine Kirche, entweder in einer zu demselben gehörenden Stadt oder im bedeutendsten Dorfe. Die einzelnen Höfe liegen oft stundenweit davon entfernt. In dieser Kirche werden alle geistlichen Amtshandlungen vorgenommen und auf dem Kirchhofe dieser Kirche alle Todten des Kirchspiels begraben. Außerdem hat dasselbe immer noch einige Kapellen, in denen die Gläubigen ihre Privatandacht verrichten. In diese Kirche also wird das Kind zur Taufe getragen, es dahin fahren würde seinen baldigen Tod nach sich ziehen, da nur Todte nach der Kirche gefahren werden dürfen. Die Pathen erwarten das Kind in der Kirche, das Kind selbst aber muß von dem Geistlichen hineingeholt werden und bis zu seiner Ankunft vor der Kirche warten. Wird es nicht auf diese Weise in die Kirche eingeführt, so wird es ein Geisterseher. Nachdem das Kind getauft ist und der Geistliche die Kirche verlassen hat, tritt der Träger des Kindes mit diesem an jene Säule heran, auf welcher der Schutzpatron der Kirche steht und klopft, das Kind auf dem Arme haltend, drei Mal an die Säule, zum Zeichen, daß nunmehr ein neues Mitglied in die Gemeinde getreten sei, welches hierdurch dem Patron besonders empfohlen werden soll. Von der Kirche begiebt sich der Vater mit den Taufpathen in das Dorfwirthshaus und giebt ihnen dort ein kleines Mahl.

Sobald die Wöchnerin das Haus verlassen kann, begiebt sie sich ebenfalls in die Kirche, in welche sie ebenfalls von dem Geistlichen eingeführt werden muß. Dann geht sie zum Altar und legt ein kleines Brod auf denselben. Dieses wird von dem Geistlichen gesegnet und nachher von den Eltern in kleine Stücke zerschnitten und jedem der Taufzeugen, den Verwandten und Freunden ein Stück davon gesandt. Ein Stück wird für das Kind selbst aufbewahrt, und das gilt für die beste Medicin, wenn dasselbe jemals unwohl ist.

Ist Jemand im Kirchspiel verstorben, so verkündet dies die Glocke der nächsten Kapelle. Hat der Verstorbene nie im Dorfe gewohnt, so wird der Todesfall im nächsten Hause angezeigt, dessen Bewohner die Kunde zu dem Nachbarhause bringen, und so geschieht die Mittheilung im ganzen Dorf von Haus zu Haus. Unmittelbar nach dem Tode beginnen im Sterbehause die Gebete, welche so lange dauern, als die Leiche darin anwesend ist. Im Sterbezimmer werden sofort Fenster und Thüren geöffnet, damit die Seele sich entfernen könne. Die Leiche wird dann gewaschen und nur mit einem Hemde bekleidet in ein großes Laken gewickelt, welches auch das Gesicht verhüllt. Dann wird über dem Sterbebette von weißen Tüchern eine Art Zelt errichtet, welches mit Gewinden von Kirschlorbeerblättern, je zwei und zwei in Kreuzesform zusammengestellt, verziert wird. Zuweilen näht man auch den Namen des Verstorbenen mit schwarzem Band auf die Tücher. Männliche Leichen werden rasirt und dafür 5—20 Franken bezahlt, weil das Messer sofort zerbrochen werden muß, denn wer nach dem Todten mit einem solchen Messer rasirt werden würde, wäre unbedenklich noch im

Digitized by Google

Laufe des Jahres dem Tode verfallen. Ist dies alles geschehen, so wird die Leiche wieder ins Bett gelegt, und die Bewohner des Kirchspiels erscheinen nun einzeln, oder mehrere zugleich, sagen im Todtenzimmer ihre Gebete und entfernen sich ohne mit Jemand im Hause gesprochen zu haben. In einem Nebenzimmer, oder in der Küche sind zwar Brot und Cider aufgestellt, doch nimmt nur selten Jemand etwas. Von den Bewohnern des Sterbehauses läßt sich Niemand sehen, auch wird, solange die Leiche im Hause ist, kein Feuer auf dem Heerde angezündet. Gegen Abend finden sich die Erwachsenen der Gemeinde, welche lesen können, ein, und lesen abwechselnd die ganze Nacht Gebete oder singen Psalmen. Um Mitternacht ist in der Küche für sie ein Mahl bereitet, ihrer Zwei bleiben aber stets bei dem Todten, damit die Gebete nicht unterbrochen werden. Kein Hausbewohner, sondern eine Magd oder eine Freundin des Hauses bedient die Gäste. Am Morgen entfernen sich diese nicht früher, als andere, welche nun mit den Gebeten beginnen, sich eingefunden haben. Gewöhnlich bleibt die Leiche achtundvierzig Stunden im Hause, dann wird sie nach dem Kirchhofe gebracht, und zwar von vier Männern getragen; nur bei jungen Mädchen, oder einem Kinde weiblichen Geschlechts wird der Sarg von vier Mädchen getragen, welche in den Städten weiß, auf dem Lande schwarz gekleidet sind. Vier andere junge Mädchen tragen die vier Zipfel des Leichentuches, eine fünfte geht vor dem Sarge her mit einer Krone blühender Blumen, im Winter von Moos, welche mit in das Grab gelegt wird. Die nächsten Verwandten, und wer die Leiche besonders ehren will, tragen große Wachskerzen, welche nach dem Begräbniß in der Kirche gelassen werden.

Ehe die Leiche aus dem Hause getragen wird, enthüllt man das Gesicht noch ein Mal, um zu sehen, ob der Todte auch die Augen und den Mund geschlossen und die Hände offen hat, weil er sonst noch Jemand aus dem Hause mitnimmt. Bei großer Entfernung wird die Leiche auf einem der landesüblichen zweirädrigen Wagen nach dem Kirchhofe gefahren. Der Wagen ist mit einem weißen und einem schwarzen, kreuzweise über einander gelegten Laken verdeckt, und wird von zwei Pferden gleicher Farbe gezogen. Nur die nächsten Verwandten sind im Sterbehause anwesend und folgen von dort dem Zuge. Sowie der Sarg aus dem Hause ist, fangen alle demselben Folgenden laut zu weinen und zu schluchzen an und brechen in laute Klagen aus, die so lange fortdauern, als die Leiche noch auf dem zum Sterbehause gehörigen Grund und Boden ist, oder, wenn sie in einem Dorfe, solange sie noch in diesem ist. Dann aber verstummen sie plötzlich, und nun darf auch kein lautes Weinen mehr gehört werden. Bei jedem Hause schließt sich wenigstens einer der Hausbewohner dem Zuge an, aber auch die auf dem Felde Arbeitenden gehen gewöhnlich eine Strecke weit, oft bis zum Kirchhofe, mit. Männer und Frauen haben Rosenkränze; die Männer gehen barfuß, und während der ganzen Zeit bis zur Ankunft auf dem Friedhof werden laute Gebete hergesagt.

Am Eingange des Friedhofes erwartet der Geistliche die Leiche, die dann aus dem Wagen genommen und eingesegnet wird. Darauf beginnen das Schluchzen und die Klagen von Neuem, und werden fortgesetzt, bis der letzte Trauergast den Kirchhof betreten hat. Nach der Einsegnung wird die Leiche in die Kirche getragen und in deren Mitte niedergesetzt, wo sie bleibt, bis die Todtenmesse gelesen ist. Nach dieser tritt der Geistliche an den Sarg, besprengt ihn mit Weihwasser und segnet die Leiche nochmals ein. Dann besprengt auch jeder der Anwesenden den Sarg mit Weihwasser aus einem großen Kübel zu dessen Füßen. Nun nehmen die Träger den Sarg auf, ehe sie aber mit demselben die Kirche verlassen, treten sie wieder an die Säule, worauf der Schutzpatron des Gotteshauses steht, und wie bei der Taufe, klopfen sie mit den Füßen des Sarges dreimal an die Säule, zum Zeichen, daß nun ein Mitglied der Gemeinde Abschied nimmt und sich dem Schutzpatron derselben nun noch besonders empfiehlt. Dann tragen sie den Sarg aus der Kirche, und zwar aus einer besonderen Thüre, denn eine Leiche darf weder durch dieselbe Thüre in die Kirche hinein — noch aus derselben herausgetragen werden, durch welche man zum Gottesdienste, zu Trauungen und Taufen schreitet. Nach dem Begräbniß kehrt das Trauergefolge sofort nach Hause zurück. Nur den nächsten Angehörigen wird im Gasthof von dem Aeltesten der Trauerfamilie ein Glas Wein vorgesetzt, welches stillschweigend getrunken wird, worauf auch diese sich entfernen.

Digitized by Google

Vendée und Poitou.

Zwischen der Bretagne und Anjou und Touraine im Norden, den Landschaften Marche und Limousin im Osten, dem Angoumois und der Saintonge im Süden breitet sich, westlich vom Ocean begrenzt, und etwa in der Größe der Herzogthümer Schleswig-Holstein das Poitou aus, dessen Nordwestwinkel nach einem in die Sèvre niortaise mündenden Flüßchen den Namen Vendée führt. Dieses Land der alten Pictones kam nach der Eroberung durch die Römer zu Aquitania secunda, wurde darauf von den Westgoten besetzt und im sechsten Jahrhundert von den Franken unter Chlodovech erobert. Vom Ende des siebenten bis in die Mitte des achten Jahrhunderts besaßen es Herzog Eudes von Aquitanien und dessen Nachfolger, dann vereinigte es Pipin im Jahre 768 mit seinen Besitzungen. Die Grafen, welche von den fränkischen Königen eingesetzt wurden, machten sich gegen Ende des neunten Jahrhunderts erblich und nahmen den Titel als Herzöge von Aquitanien an. Im Jahre 1137 kam Poitou durch Heirath an England und bis zum Jahre 1360 befand es sich in den Händen bald der Briten bald der Franzosen. Schon 1202 nahm es nämlich König Philipp II. August den Engländern wieder ab und belehnte damit zuerst Arthur, Herzog von Bretagne, verleibte aber schon 1206 den größten Theil Poitou's Frankreich ein; am 20. Mai 1259 wurde es förmlich an Frankreich abgetreten, aber ein Jahrhundert später kam es durch den Frieden von Bretigny am 8. Mai 1360 an England zurück, bei dem es jedoch blos zwölf Jahre verblieb, denn König Karl V. nahm es den Engländern 1372 wieder ab und gab es im November 1380 seinem Bruder Johann, Herzog von Berry, nach dessen Tode 1416 König Karl VI. es seinem Sohne Johann verlieh, welcher schon am 4. April 1417 ohne Erben starb. Seitdem ist das Poitou bei der Krone Frankreich geblieben.

Man unterschied das Nieder- oder Unter-Poitou, welches das Bocage vendéen, nämlich das Pays d'Herbauges, de Tiffauges und de Paillers, dann die Plaine (Pareds) und das südlichste und westliche Marais umfaßte, während das Ober-Poitou sich aus dem Niortais, der Gâtine, dem Thouarsais, der Marche poitevine, dem Loudunais, Mirabalais und Châtelleraudais zusammensetzte. Gegenwärtig entfallen auf Nieder-Poitou die zwei Departements der Vendée und der Deux Sèvres, auf Ober-Poitou das Departement der Vienne. Dem Vendée sind die Inseln Noirmoutier und Ile d'Yeu (Dieu) vorgelagert, auf welche wir rasch einen Blick werfen wollen.

Vor der Bucht von Bourgneuf gelegen, hat Noirmoutier eine Länge von 18, eine Breite von 2—6 km und wird vom Festlande durch die 4 km breite Meerenge Fromentine getrennt, welche während der Ebbezeit trocken liegt und als Passage für Fußgänger dient. Noirmoutier ist nämlich fortwährend durch Anschwemmungen in der Vergrößerung begriffen. Südlich von der Loiremündung gelegen, empfängt sie alles von diesem Strome mitgeführte Erdreich, das um den Granitkern des Eilands sich sammelt, und seit einem Jahrhundert einen Landzuwachs von 700 ha veranlaßt hat. Dadurch wächst eben die Insel immer mehr mit dem Lande zusammen. Der zur Ebbezeit trocken gelegte Weg ist unter dem Namen Passage du Gois bekannt und in der Mitte mit einer Bake versehen, auf welcher ein Häuschen bei plötzlich anschwellender Flut dem Wanderer Sicherheit gewährt. Noirmoutier und die benachbarten Inseln Bouin und d'Yeu waren im Alterthume als Insulae Namnetum oder Namnitum bekannt; der alte einheimische Name von Noirmoutier war Er, Erus, Eri, Eris, der keltischen Ursprungs sein dürfte. Der heutige Name stammt von dem Benediktinerkloster, welches der heilige Philibert im Jahre 830 auf der Insel gründete und Monasterium insulae Hero nannte, woraus

Digitized by Google

Hermoutier und verderbt Nermoutier entſtand. So heißt auch heute noch die Inſel bei den Eingebornen wie auf dem benachbarten Feſtlande; nur der Schriftgebrauch hat daraus ein Noirmoutier gemacht. Der Boden des Eilands, welches 4 m unter dem Meeresſpiegel liegt und durch Deiche gegen Ueberfluthungen geſchützt wird, gehört vier verſchiedenen geologiſchen Epochen an. Den Kern bilden Granite, Glimmerſchiefer und Gneis. Die ſekundären Formationen ſind durch Sandſteine, in denen ſich verkieſelte Verſteinerungen finden, und Quarzite vertreten. Die tertiären Meeresablagerungen, die man nur bei der tiefſten Ebbe beobachten kann, gehören der miocänen Periode an; daran ſchließen ſich die neueren Bildungen. Auch eine Mineralquelle mit alkaliſchem Eiſenwaſſer beſitzt die Inſel. Das Klima iſt ſehr mild; es friert ſelten, und die immergrünen Eichen, die Myrthen-, Lorbeer-, Feigen- und Granatbäume, ſowie viele andere ſüdliche Pflanzen kommen gut

Sables d'Olonne.

im Freien fort; aber der Weinſtock will nicht gedeihen. Auf den Dünen, den Feldern, in den Moräſten, kleinen Wäldern und an der Seeküſte kann man eine große Anzahl ſeltener und intereſſanter Pflanzen ſammeln. Manche Arten von Kruſtaceen ſind Noirmoutier eigen und die Nähe der Loire ſowie weitgedehnte Sandbänke in der Umgebung begünſtigen das Vorkommen von Fiſchen. Blindſchleiche und Natter, aber nicht die Viper, ſind auf der Inſel vertreten; Vögel und Säugethiere ſtimmen mit jenen des Feſtlandes überein, doch ſind 2000 Eſel, welche als Laſtthiere benutzt werden, beſonders zu erwähnen. Die Einwohner ſind ein armes und elendes Völkchen. Grund und Boden gehören einigen wenigen großen Herren, und von dieſen ſind die meiſten Eingebornen abhängig. Salz iſt ein Haupthandelsartikel und wird auch hier, wie in der Bretagne, in großen Maſſen durch Verdampfung am Strande gewonnen. Der Getreidebau, wenn auch nicht rationell betrieben, iſt doch ziemlich bedeutend; man exportirt Weizen und andere Brotfrüchte nach Bordeaux und Bayonne. Die Fabrikation von Kunſtdünger aus Seetang und pulveriſirten Muſchelſchalen wird ſchwunghaft betrieben, nicht minder die Gewinnung von Barns-Soda, durch Einäſchern des Tangs, man exportirt von derſelben jährlich

Digitized by Google

über eine Million Kilo. Nur wenige Boote fahren in die Bai von Bourgneuf auf den Sardinenfang, der in Frankreich in Durchschnittsjahren 200,000 Kisten liefert. Desto wichtiger ist für Noirmoutier die Austernfischerei und der Austernhandel, denn auf den Bänken der Insel kommen die kleinen grünen Austern vor, die von den Feinschmeckern außerordentlich geschätzt werden. Die Ausfuhr beträgt jährlich zwanzig Millionen Stück. Als eine der Plagen der Insel muß das Anwachsen und Vorrücken der Dünen im Westen bezeichnet werden, die mit einer Geschwindigkeit von 20 m im Jahre vorwärts marschieren und in ihrem Gange Alles überfanden. Man sucht ihrem Fortschreiten durch Anpflanzungen entgegenzuwirken. Der Flecken Noirmoutier, die Hauptstadt des Eilands, ist zugleich Kriegsplatz zweiter Klasse, und dies gilt auch von der bedeutend kleineren (22½ qkm) Ile d'Yeu, welche hauptsächlich von Fischern, namentlich Thunfischern bewohnt ist. Sie besitzt mehrere Batterien, vier Leuchtthürme, und viele sogenannte Druidendenkmäler nebst einem alten Schloß. Ihre Hauptorte sind Port-Breton und Lebourg.

Das diesen Eilanden gegenüberliegende Festland der Vendée besteht aus drei von einander wesentlich verschiedenen Gebieten: dem Marais oder Sumpflande, dem Bocage oder Waldlande und der Plaine oder Ebene. Das Marais umfaßt die ganze Meeresküste und wird in das westliche und das südliche Sumpfland getheilt. Auch hier hat das Land bedeutende Fortschritte ins Meer gemacht; einige zwanzig Hügel sind ehemals Inseln gewesen; von Luçon nach Aigrefeuille hatte man ehemals 6 km über das Meer zu setzen, und jetzt geht man zu Fuß hinüber. Allein im Gebiete der Sèvre Niortaise, die mit ihren Nebenflüssen, der im Unterlauf schiffbaren Vendée und dem Lay mit dem Yon den südlichen Theil des Landes bewässert, sind an 200 qkm vom Wasser verlassen und bilden überaus fruchtbare Aecker. Sonst ist das Marais theils sandig, theils mit ansehnlichen Morästen bedeckt, aber durch Kunst, nämlich durch die Anlage von Kanälen und großen Fleiß urbar und produktiv gemacht. Den von den Kanälen durchschnittenen Landstrich nennt man zwar „Klein-Holland", doch sind die Deiche der Kanäle oft durch die Sèvre bedroht, das Land ist ohne alles Trinkwasser und hat ungesunde Luft, welche aus den Sümpfen aufsteigt. Letztere liefern große Mengen Salz, der kultivirte Boden aber trefflichen Hanf, Getreide, ausgezeichnetes Gemüse, während die Waidegründe die größten Pferde, Ochsen und Hammel nähren. Aus dem Marais gehen die großen, „Chollet" genannten Ochsen nach Paris und die bis 7000 Franken theuren Maulthiere nach Spanien. Das ganze Sumpfland mit Ausnahme seiner Ränder, welche mit hohen Bäumen bewachsen sind, bietet überall nur einen höchst einförmigen Anblick dar. Das Auge verliert sich in einem Labyrinth von Wassergräben und wird der Monotonie der weiten Fläche sehr bald müde, auf welcher es oft nichts gewahrt, als den starren Blick der großen Ochsen von Sallertaine, die regungslos auf dem Abhange der Erdwälle liegen. Städte und Dörfer sind, wie in der ganzen Vendée überhaupt, nicht viele vorhanden. Die nennenswerthesten sind der alte Bischofssitz Luçon und Les Sables d'Olonne, eine etwa 10,000 Einwohner zählende und auf dem Meeressande in 6,2 m Höhe erbaute Stadt, welche außer ihrem befestigten Hafen und ihren breiten Straßen nichts Bemerkenswerthes bietet. Etwa 14 km südöstlich erheben sich am Fuße eines Hügels und inmitten weiter Sümpfe die imposanten Ruinen des alten Schlosses von Talmont, einstmals der Sitz einer kleinen Feudalherrschaft und Hafenplatz, während es jetzt ziemlich entfernt vom Meere liegt. Etwas mehr Abwechslung bietet der Distrikt von St. Jean-de-Mont im Norden. Jede Meierei ist von einer Baumgruppe umgeben, und am Sonntagmorgen kann man das eigenthümliche und höchst anmuthige Schauspiel genießen, eine Menge kleiner Kähne (ayoles) aus allen diesen Oasen hervorkommen und auf den regungslosen Wassern des Sumpflandes rasch nach dem Thurm des Kirchdorfs dahingleiten zu sehen; in diesen Kähnen sitzen die Weiber, welche die Messe hören wollen. Die jungen Burschen dagegen verschmähen das bequeme Fahren. Sie eilen quer durch die Sümpfe in gerader Linie dem Kirchthurm zu, indem sie mit Hülfe ihrer 3 m langen Springstöcke (ningles) über alle Gräben setzen, welche sie unterwegs antreffen und von denen einige mehr als 7 m breit sind.

Das unschöne Land ist merkwürdiger Weise von einer schönen Bevölkerung besiedelt. Den Bewohner des westlichen Sumpflandes (le Maraichin), den man nur zu oft mit dem Bewohner des südlichen Sumpflandes verwechselt hat, würde man leicht beim ersten Blick an seinem hohen Wuchs, an seinem ungezwungenen Wesen und an der Frische seiner Gesichtsfarbe erkennen, wenn ihn nicht schon sein runder, an einer Seite

Digitized by Google

aufgeſchlagener, mit hellfarbigen Schnüren gezierter Hut, ſeine Weſte von weißem Flanell, ſeine weiten Beinkleider und ſein grellbunter baumwollener Gürtel hinreichend von den Bewohnern des Waldlandes (Bocains, Bocageons) unterſchieden, welche die Märkte von St. Gilles, von Challans und Saint Gervais in Schaaren beſuchen. Die blonde Farbe ſeiner Haare, welche man beſonders nach der Inſel Bouin zu bemerkt, ſeine kurze und abgeſtoßene Redeweiſe und mehr noch die heimliche Feindſchaft, welche zwiſchen ihm und ſeinen Nachbarn im Waldlande herrſcht, obwohl er deren religiöſe Anſichten und politiſche Meinungen theilt, alle dieſe Zeichen deuten faſt mit Sicherheit darauf hin, daß wir zwei verſchiedene Volksſtämme von verſchiedenem Urſprung vor uns haben. Es ſcheint übrigens, daß der Geiſt der Nationalität der vernichtenden Wirkung der Jahrhunderte ebenſo Widerſtand leiſtet als die phyſiſchen Eigenſchaften, welche die Völkerſtämme von einander unterſcheiden,

Ruine des Schloſſes Talmont.

weil man trotz der ununterbrochenen Verbindungen, trotz der gemeinſamen Gefahren, Unglücksfälle und Triumphe zur Zeit des „großen Krieges“ noch Spuren von dem alten Haſſe findet, welcher einſt zwiſchen jenen beiden Stämmen geherrſcht haben muß. So pflegen die Bewohner des Marais unter ſich jene des Waldlandes les Dannions zu nennen, ein Ausdruck der Verachtung, welcher nach der Meinung einiger Gelehrten einen „verdammten Menſchen“ bezeichnet, und ein unglücklicher Dannion, welcher ſich in das Innere des Sumpflandes wagt, ſieht ſich mitunter von einer Kinderſchaar umringt, die ihn verfolgt und ſchreit: ah Dannion! Dannion saraillon! (welches letztere Wort „eingezwängt“, „eingeſchnürt“ bedeutet), da er engere Beinkleider trägt als die Sumpfbewohner. Der Maraichin, welcher ſich ſo ſtark gegen die Dannions abſchließt, behandelt diejenigen, welche den Rand des Sumpflandes bewohnen, faſt ebenſo, da er ſie kaum als Maraichins betrachtet, wogegen er wiederum von den Bewohnern des niedrigſten Theiles des Sumpflandes, der les bounes terres heißt, nicht als ebenbürtig betrachtet wird. Der Maraichin beſitzt mehr Freiheitsliebe, hat eine offenere Miene und freundlichere, traulichere Manieren als der Bocageon. Lebhaft, zum Zorn geneigt und ſchwer zu leiten, hält er mit

Digitized by Google

seinem Zutrauen gegen Fremde sehr zurück; aber seinen Freunden aus allen Klassen beweist er die größte Ergebenheit und nimmt sie mit der herzlichsten Gastfreundschaft auf. Die Häuser im Sumpflande, von denen sehr viele und besonders die der Taglöhner Lehmmauern und ein Rohrdach haben und unter dem Namen „Bourines“ bekannt sind, zeigen im Innern die größte Reinlichkeit und Sauberkeit. Selten vermag der Maraichin dem Besucher ein Glas Wein anzubieten, aber wer ihn recht glücklich machen will, der greife ohne Umstände in seinen Tabaksbeutel, setze sich neben seinem Feuer von Ochsenmist auf eine der Bänke von Lehm, welche auf beiden Seiten des Heerdes stehen, und rauche eine Pfeife mit ihm. Das Rauchen ist eine fast allgemeine Sitte im Lande und ein so dringendes Bedürfniß geworden, daß man sehr häufig sehen kann, wie Männer und mitunter sogar Knaben, wenn sie kaum die Kirche verlassen haben, ihre kleinen rothen Thonpfeifen aus dem Gürtel ziehen und zu rauchen beginnen, daß die Gruppen der Plaudernden bald in einer Dampfwolke verschwinden.

Die Frauen dieses Landstriches sind nicht weniger bemerkenswerth als die Männer. Ihre Haltung und Bewegung zeigen eine gewisse Ungezwungenheit, welche mitunter an Anmuth streift, obwohl es nicht die bescheidene, treuherzige Anmuth ist, welche sentimentale Gemüther fesselt. Ihr Gang ist rasch und keck, ihr Benehmen bedeutend freier als in den übrigen Theilen der Vendée. Wenn man an einem Sonntagabend vor einem der zahlreichen Wirthshäuser an der Grenze des Distrikts von Challans oder St. Jean de Monts vorübergeht, so erblickt man darin fast ebenso viele weiße Weiberhauben als runde Hüte. Ein junger Bursche (gas) begegnet einem jungen Mädchen aus seiner Bekanntschaft und schlägt ihr vor „einen Schluck mit ihr zu trinken.“ Nachdem das Mädchen der Form wegen sich etwas geziert hat, nimmt sie das Anerbieten gewöhnlich an, und Beide gehen zum Wirthshause, ohne die Blicke der Leute zu fürchten. Diese allgemein landesübliche Art von Galanterie ist eher unschicklich als gefährlich zu nennen, da Niemand zu beweisen vermag, daß die Sitten im Marais weniger rein sind als im Bocage. Die jungen Mädchen lieben den Tanz leidenschaftlich und verwenden die größte Sorgfalt auf ihren Anzug. Für ihren Teint sind sie außerordentlich besorgt, denn im Sommer gehen sie nie aus dem Hause, ohne ein Stück Papier an das Vordertheil ihrer Haube zu heften, welches sie wie ein Schirm vor den Sonnenstrahlen schützt. Eine junge Waldlandbewohnerin würde zwischen ihrer Tracht und jener der Sumpfländerinnen gewiß wesentliche Verschiedenheiten finden, namentlich in dem Faltenwurf des Tuches. Aber jene, welche in die feinen Nüancen der weiblichen Tracht nicht eingeweiht sind erblicken nur in dem Kopfputz einen wesentlichen Unterschied. Während die Mädchen von Challans ihre ungeheuren Haarwülste (hennins) am Hinterkopf tragen, befestigen die des Sumpflandes die ihrigen oben auf dem Kopfe und bedecken sich je nach der Jahreszeit mit einer Haube oder Kapuze (capot), deren unterer Theil bis auf die Schultern herunterfällt.

Durch die „Plaine“, das kalkige Gebiet zwischen Bocage und Marais, an der Südgrenze ein trauriger baumloser, dürrer und wenig bewässerter, sonst aber fruchtbarer Distrikt mit weiten Getreideflächen und Weingärten, gelangt man auf die mit Gehölz, Haidekraut und blühendem Ginster bewachsenen Hügel des „Waldlandes“ und steht dann auf dem Boden der wahren Vendée. Hier liegt die Departements-Hauptstadt, von welcher sich nicht viel sagen läßt, außer daß sie chamäleonartig ihren Namen wechselt, je nach dem in Frankreich herrschenden politischen Regime. Erst 1804 unter dem Kaiserreiche im langweiligen Schachbrettplane angelegt, führte sie zuerst den Namen Napoleon-Vendée, welcher nach der Restauration in Bourbon-Vendée umgewandelt wurde. Unter der jetzigen Republik heißt sie nach einem ehemals hier befindlichen Schlosse Roche-sur-Yon, unter welcher Benennung sie noch auf den wenigsten Karten verzeichnet. Ohne jegliche Wichtigkeit und Verbindung liegt sie anmuthig am Fuße eines im Flüßchen Yon sich badenden Hügels; ihren schönen breiten Hauptplatz ziert, wie unsere Abbildung zeigt, eine Reiterstatue des großen Korsen. Obwohl weniger bevölkert, erscheint Fontenay-le-Comte, südöstlich davon an der Grenze des Marais und im angenehmen Thale der Vendée gelegen, die einstige Residenz der Grafen von Poitiers, mit seinen weitläufigen Vorstädten, seinen Fabriken und Handel, endlich mit seinen über 100 m hohen Kirchthürmen als eine wichtige Stadt.

Das Bocage ist zum Theil mit Gehölz bedeckt, von zahlreichen Bächen und kleinen Flüssen bewässert, welche seine Urbarmachung befördern, zum Theil besteht es aus großen unfruchtbaren Haiden, enthält aber

Digitized by Google

La Roche-sur-Yon.

Digitized by Google

Digitized by Google

auch hie und da gute Nebenpflanzungen, namentlich im Norden herrliche Wiesen und fruchtbare, von mit hohen Hecken eingefaßten Feldern bedeckte Hügel, dazwischen kräftige Wäldchen, überschattete, tiefe Hohlwege, in den Dörfern eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung. Besonders aus dem Bocage ging in neuerer Zeit die katholische und royalistische Opposition der Vendée hervor. Gleich beim ersten Kreuzweg sieht man eine Menge kleiner hölzerner Kreuze, welche die Anverwandten und Freunde eines Verstorbenen in dem Augenblick dort in die Erde gesteckt haben, als der Leichenwagen mit der sterblichen Hülle vorüberfuhr. In diesem Gebrauche offenbart sich zwar ein frommer Sinn, aber wir argwohnen, daß derselbe seinen Ursprung theilweise im Aberglauben hat. Es ist bekannt, daß die Zauberer, Kobolde und Hexen nach dem Volksglauben ihre infernalischen Tänze an den Kreuzwegen um die Geisterstunde aufführen und daß man hier am meisten der Gefahr ausgesetzt

Fontenay.

ist, der schrecklichen „Chasse-Gallery“ (der wilden Jagd) zu begegnen, welche nächtlicher Weile aus den Lüften herniedersteigt, über die Hügel, die Haiden und Wälder brauft und in rasendem Laufe die Unvorsichtigen mit sich fortreißt, welche zu spät von den Abendgesellschaften um Allerheiligen nach Hause gehen. Demnach liegt die Vermuthung nahe, daß die Bocageons jene Kreuze deshalb mit so frommer Sorgfalt an den Kreuzwegen aufpflanzen, damit der Todte gefahrlos und in Frieden an letzteren vorüberziehe. Mit Gewißheit läßt sich indeß in dieser Beziehung nichts behaupten, da die Bauern ihre abergläubischen Meinungen einem „Herrn“ ungern mittheilen. Richtet man z. B. geradewegs die Frage an sie: „Glaubt Ihr an Zauberer?“ so werden sie stets antworten: „Dam“, i ne sais ja si ol y eu a; mais ol est terjou bé bé sûr, qu'ol y a de mouvé monde.“ (Ich weiß wahrlich nicht, ob es deren giebt, aber es ist sehr glaublich, daß es böse Menschen giebt.)

Was die Vendée von anderen Gegenden unterscheidet, ist die begeisterungsvolle Fröhlichkeit ihrer Nationaltänze und vor Allem die liebliche und wehmüthige Melodie der alten Lieder des Poitou. Ist es doch allbekannt, daß die Hofleute Ludwigs XI. aus dieser Provinz die Tänzer und Tänzerinnen kommen ließen,

Digitized by Google

welche den sorgenvollen, finstern Monarchen aufheitern sollten. In dieser Hinsicht ist die Vendée noch nicht ganz ausgeartet; es giebt Rund- oder Tischgesänge, „Weglieder“, um die Langeweile auf der Reise zu verscheuchen, einen Ochsentreibergesang, welcher in einer Reihenfolge von außerordentlich lange ausgehaltenen Tönen besteht und den trägen Schritt des Ochsengespannes begleitet: es giebt Lieder für jeden Geschmack und für alle Umstände des Lebens. Fast alle diese verzerrten Lieder haben eine wehmüthige, klagende Weise, welche so überaus gut zu dem melancholischen Anblick der großen Wälder paßt. Wenn aber die Melodien der Lieder fast immer anmuthig sind, so sind die Worte dagegen selten poetisch; sehr häufig werden diese letzteren während des Tanzes improvisirt. Dies geschieht unter andern bei dem „Küchentanz“, welcher noch bei den Hochzeiten in der Nieder-Vendée üblich ist und auf folgende Weise ausgeführt wird. Außer dem symbolischen, ringsum mit blumenbehängten Dornzweigen besteckten Kuchen, welcher vor der Neuvermählten steht, setzt man andere weniger prächtige in bestimmten Zwischenräumen auf die Tische der Hochzeitsgäste; allein, ehe diese die Kuchen anschneiden dürfen, müssen sie dieselben erobern. Auf ein gegebenes Zeichen erhebt sich ein junger Bursche, bemächtigt sich des zunächst stehenden Kuchens, hält ihn so hoch als möglich empor und eilt tanzend nach der Mitte des Speisesaales. Ihm folgen sogleich drei oder vier andere junge Burschen, welche Teller und Gabeln tragen, die sie nach dem Takte gegen einander schlagen, und tanzen singend um den ersteren herum, indem sie sich bemühen, mit den Zinken ihrer Gabeln einige Stückchen von dem Kuchen zu erhaschen, welchen jener ihnen zu entziehen sucht. Dieser Kampf endet mit einem tapferen Zechen, wobei der Kuchen zerschnitten und unter die Hochzeitsgäste vertheilt wird. Aber trotz Wein, Tanz und Gesang würde ein Fest in der Vendée ohne Pulverdampf und Pulvergeruch nur unvollkommen sein. Die Leidenschaft zu schießen und zu knallen, berauscht die Leute mit einer tollen Lustigkeit. Wenn mitunter ein Tanz träger dahinschleicht, wenn die Finger der Geiger und die Bläser erlahmen, — werfet eine Petarde in die ermüdete Menge oder brennt eine Pistole ab — und augenblicklich wird Alles lebendig! Ein wahrhaft betäubendes Freudengeschrei, ein unaufhörliches Gejauchze und Sprünge, wovon die Erde erzittert, folgen dem Knall. Glücklich derjenige, der sich eine schlechte Pistole hat verschaffen können! Er ist der König jedes Festes und der Spender der Freude. Man schmeichelt ihm, man liebkost ihn und Jedermann drängt sich zu ihm, um die hohe Gunst zu erlangen, etwas Pulver verpuffen zu dürfen. Wenn die Wichtigkeit und Bedeutung des Festes eine solche Würze nicht zulassen, so beschränkt man sich auf Freudenfeuer, z. B. am Johannistage oder wenn der Diöcesanbischof seine Runde macht. Wenn die Wege bei dieser Gelegenheit „glücklicher Weise“ für Pferdegespanne zu schlecht sind, so streiten sich alle Hofbesitzer des Kirchspiels um die Ehre, wer die Ochsen für den Wagen des Prälaten stellen soll. Die auf der Haide knieende fromme Menge, die lange Reihe der mit Bändern und Blumen geschmückten Ochsen, welche sich bald auf den Abhängen der Hügel dahinschlängelt und bald in den schattigen Hohlwegen des Bocage verschwindet, all dieser ländliche Pomp inmitten einer Landschaft voll von ursprünglicher Frische macht einen äußerst wohlthätigen Eindruck auf das Herz und erfreut es wie eine reine und liebliche Harmonie. Obgleich wir noch Manches aus dem Gebiete der Sitten und Gebräuche mittheilen könnten, so giebt es in der Vendée doch etwas, was Alles beherrscht, eine Poesie, welche jede andere Poesie getödtet hat: die Erinnerung an den „großen Krieg.“ Welcher Partei man auch angehören möge, es ist unmöglich, sich der Macht dieser Erinnerungen zu entziehen, welche Herz und Phantasie ergreifen und dem Zauber der Erzählungen widerstehen, welche uns in ihrer naiven und kräftigen Sprache in die Periode des großen Vendéekriegs (1793—1796) einweihen, wo nach ihrem derben Ausdrucke „der Teufel herrenlos herumlief.“

Im Osten der Vendée breitet sich das noch zum Theile dem Nieder-Poitou angehörige Departement der beiden Sèvres aus, in seiner Nordhälfte bewässert von dem zur Loire gehenden Thouet mit dem Argenton, südlicher aber von der Sèvre Niortaise, sogenannt zum Unterschiede von der bei Nantes in die Loire mündenden Sèvre Nantaise. Die Sèvre Niortaise ist ein selbständiger Strom, welcher in der Bucht von Aiguillon gegenüber der Insel Ré in den Ocean sich ergießt. Diagonal durch das ganze Departement zieht die ziemlich hohe Hügelreihe, die Gâtine, deren großes Plateau rauhe Granitfelsen bilden, mit Buschwerk und schönen Wäldern

Digitized by Google

Niort.

Digitized by Google

bedeckt, nach allen Richtungen von zahlreichen Thälern durchfurcht. Auch fruchtbare Ebenen, reiche Weinberge und Wiesen, daneben freilich auch zahlreiche Sümpfe, fischreiche Teiche und verschiedene unbebaute Strecken sind vorhanden. Im Allgemeinen indeß giebt es Wein und Getreide im Ueberfluß, und Hausthiere aller Art, besonders ausgezeichnete Rinder und Schafe, weiden auf den Wiesen. Hier, namentlich im Arrondissement Melle, zieht man die sicheren Maulthiere (mulets d'Auvergne und provençaux genannt)- selbst für die Alpen und Pyrenäen, besonders für das südliche und mittlere Frankreich, wo sie die Frachtwagen ziehen; der Verkauf derselben bringt jährlich Millionen von Franken ins Land. Fette Ochsen liefert man nach Paris, zu mästende nach der Normandie. Die Industrie des Landes weist Eisengruben, Frisch- und Hohöfen, ferner Fabriken grober Wollen- und Baumwollenstoffe auf. Bemerkenswerth ist der wenig beneidenswerthe Reichthum dieses Gebietes an Vipern, die es sonst nach Venedig schickte.

Saint-Maixent.

Die Städte des im Großen und Ganzen reich gesegneten Landes bieten wenig Anlaß zu eingehender Schilderung. Die bedeutendste darunter ist zweifellos das Chefsieu Niort mit 22,000 Einwohnern, welches sich zugleich durch seine hübsche Lage am Abhange zweier Hügel auszeichnet, deren Fuß von der Sèvre Niortaise bespült wird. Die Umgebungen sind geradezu reizend. Niort ist uralt und kommt schon in der Römerzeit als Nyrax, Novirogus vor. Durch Neubauten ist die alte Stadt, welche stolz ist auf ihre gothische Kathedrale, sehr verbessert worden und jetzt einer der angenehmsten Plätze in Poitou. Ein Donjon, das wichtigste Ueberbleibsel des alten Schlosses, welches Richard Löwenherz erbaut haben soll, ist das sichtbarste Wahrzeichen der Vergangenheit in Niort, welches sich in unseren Tagen hauptsächlich der Industrie in die Arme geworfen hat. Man erzeugt hier Handschuhe, Oele, Essig, grobe Baumwollenstoffe, Felle, Schuhwerk, Leim und Leinöl, aber auch die ganz vortrefflichen, berühmten Angelika-Konfitüren, wie denn Angelika, Artischocken und Zwiebel, letztere jährlich auf 100 ha gezogen werden. Folgen wir der Sèvre Niortaise stromaufwärts, so gelangen wir nach

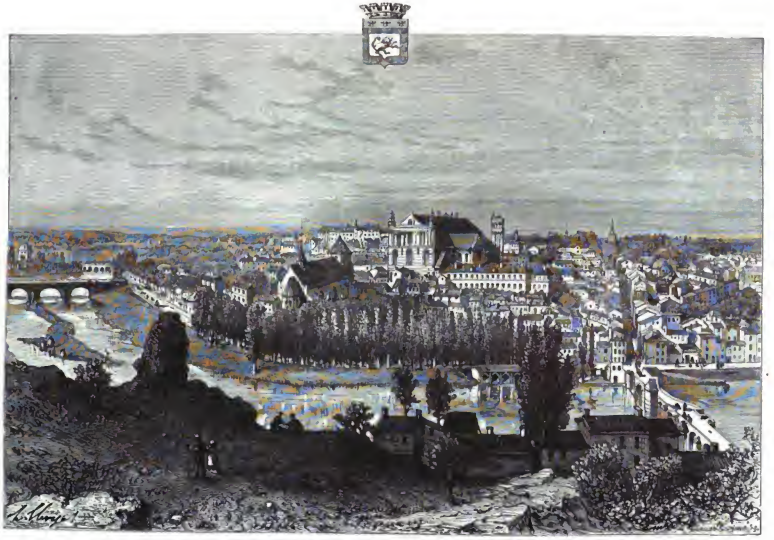
dem von Niort 22 km entfernten Saint Maixent, einer gleichfalls ſchön gelegenen Stadt mit reichem Grundbeſitz und anſehnlicher Induſtrie. Eine ſchöne Brücke überſpannt hier den Fluß, der jedoch in dieſer Gegend aufgehört hat, ſchiffbar zu ſein. Am 16. Mai 1880 hat man auf dem Exercierplatze von Saint Maixent, welches der Sitz einer Unterofficiersſchule iſt, dem wackeren Vertheidiger von Belfort im deutſch-franzöſiſchen Kriege, Oberſt Denfert-Rochereau, ein von ſeinem Landsmanne Bonjault geſchaffenes Denkmal errichtet, von welchem wir eine Abbildung dem geneigten Leſer vor Augen führen. An ſonſtigen Plätzen verdient höchſtens noch Parthenay am Thouet Erwähnung, welches inmitten einer von Bergen und

Statue von Denfert-Rochereau in Saint-Maixent.

Wäldern durchſchnittenen Gegend gelagert und von einem Höhenrücken in eine obere und untere Stadt geſchieden wird. Auch hier ſtoßen wir auf die Ruinen eines alten, von Wällen und Gräben umgebenen Schloſſes, welches einſtmals einen feſten Waffenplatz bildete.

Weit bedeutender iſt Poitiers, das Chefſieu des Departements der Vienne, welches aus dem ehemaligen Ober-Poitou herausgeſchnitten iſt. Schon die Lage iſt eine höchſt charakteriſtiſche. Man denke ſich ein Plateau von Jurakalk, meiſt ſchroff in einer Höhe von 30—50 m in das Thal herabfallend, in langer birnenförmiger Geſtalt von Südweſt nach Nordnordweſt geſtreckt. Zwei Thäler ſchließen es ein, die bei dem ſüdlichen Beginn nur durch eine ſchmale, höchſtens 500 m breite Landzunge getrennt ſind, wo wahrſcheinlich ſeit keltoromiſcher Zeit mit Kunſt ein tiefer Einſchnitt in den Fels gemacht iſt und ſtarke Mauerwerke aufgeführt ſind. Das öſtliche Thal wird von dem Fluſſe Clain durchſtrömt, der in bedeutendem Bogen nach

Digitized by Google



Poitiers.

Digitized by Google

Oſten und dann wieder nach Weſten wendet, von vier Brücken überſpannt und durch vier große Wehre gehemmt, die ihn zur Vertheilung ſeines Waſſers an kleine, einen Wieſengrund berieſelnde Kanäle zwingen. Das weſtöſtliche Thal wendet ſich in ziemlich gleichbleibender Richtung von Südweſt nach Nordoſt; vielfach getheilt durchfließt der kleine Boivre den breiten, feuchten Grund und vereinigt ſich endlich mit mehrfachen Mündungen nördlich mit dem Clain. Nur an zwei Punkten führt eine Straße über den Boivre, am obern und untern Ende. Die jenſeitigen Ufer beider Thäler ſind wohl angebaut oder mit Gebüſch und friſchem

Parthenay.

Graswuchs beſetzt auf dem ſteilen Abhang, an dem jene einzelnen ſo bezeichnenden Kalkfelſen ſenkrecht in die Höhe treten. Zwiſchen ihnen ziehen ſich im Thale des Clain in der Tiefe hin und auf der Höhe verſchiedene Vorſtädte, welche die Geſammtbevölkerung Poitiers dermalen auf etwa 37,000 Köpfe ſchwellen. Das Plateau ſelbſt, welches die Stadt trägt, hat eine ſehr bedeutende Ausdehnung, über 2300 m Länge und an der breiteſten Stelle 1000 m, kann alſo unter anderthalb bis zwei Stunden nicht umſchritten werden. Noch umkränzen faſt überall Mauern mit Thürmen die ſteile Anhöhe, welche an manchen Punkten aus der Tiefe des Thales emporgebaut ſind. Das Innere der Stadt iſt durchaus nicht eben, ſondern nach gewiſſen Höhepunkten wie dem Hauptcentrum, der Place Notre Dame und Didier emporſteigend. Beſonders nach der Seite des Clainthales ſenkt ſich das Terrain mehr allmählich, und ſo bauen ſich hier maleriſch die kirchlichen Anlagen, wie

Digitized by Google

La Ste. Radegonde oder die Kathedrale St. Pierre oder an einer andern Stelle die großen Gebäude der einstigen Abtei Montierneuf über einander. Zwar durchschneiden Straßen ziemlich nach allen Richtungen das Plateau, aber sie umschließen große Gärten und selbst Feldercomplexe. Aehnlich wie in Rom wandelt man oft weite Strecken zwischen Gartenmauern dahin, wo alle Spur des städtischen Verkehrs aufgehört hat, und sieht sich dann auf ein Mal wieder in der Nähe einer kirchlichen Anlage in enge, sehr oft ärmliche Straßen versetzt, deren Häusergruppen eine Menge schwer zugänglicher Höfe enthalten.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auf diesem Plateau bereits der feste städtische Haltepunkt des keltischen, selbständigen, in seiner Klientel sich befindenden Stammes der Pictones, oder wie sie seit dem vierten Jahrhundert durchgängig heißen, der Pictavi, sich befand. Sein alter Name war Lemonum. Sehen wir die Pictonen bereits in den ersten Jahren der cäsarischen Verwaltung ihre Schiffe den Römern zur Verfügung gegen die Küstenvölker der Bretagne und Normandie stellen, so entziehen sie sich allerdings nicht dem allgemeinen Aufruhr des Arvergnaten Vercingetorix zur Vertheidigung der gallischen Freiheit, ohne jedoch in dem Kampfe besonders hervorzutreten. Das keltische Lemonum, bald zur Civitas Pictonum oder einfach Pictavi geworden, fügte sich bald in seiner äußeren Erscheinung der allmächtigen römischen Kultur, und auf dem Boden von Poitiers sind römische Inschriften und Denkmäler, allerdings nicht in großer Anzahl, gefunden worden. In neuester Zeit, 1882, wurden in der Nähe auch sehr interessante gallische Denkmäler aufgedeckt. Die aufgefundenen Trümmer bedecken eine Bodenfläche von über 10 ha und rühren von einem Tempel, einem Theater, einer Herberge und einer Badeanstalt her. Die Vorderseite des Tempels ist 76 m breit und weist eine große und zwei kleine Thüren auf, zu denen vier Stufen hinaufführen. Ein Säulengang, der zum größten Theile zerstört ist, bildete die Vorhalle des Tempels, in dessen Mitte sich der Altar des Kriegsgottes erhob. Unter diesem befindet sich eine Rinne, durch die das Blut der Opfer abfloß. Das unterirdische Gewölbe ist noch gut erhalten, von einem reinigenden Luftstrome durchzogen, mit Topfscherben, Münzen, Waffen und Geräthen aller Art angefüllt. Unter letzteren erwähnen wir kleine Sicheln, deren die gallischen Priester sich bedienten, um die heilige Mistel in den Wäldern zu schneiden. Die Nonnen dienten übrigens nicht nur zur Ableitung des Opferblutes, sondern auch des Wassers der Thermen, welche 114 m lang und 32 m breit sind und neunzehn kleine Badezellen enthalten. Die Herberge dehnt sich über 3 ha aus und umfaßt Hunderte von Stuben, die sämmtlich durch einen noch vorhandenen Centralofen geheizt wurden. Das Schauspielhaus bietet eine Vorderseite von 84 m, die Bühne ist rund und sowohl für Circusübungen als für theatralische Vorstellungen eingerichtet und wenigstens 5000 Zuschauer konnten darin Platz finden. Die vier Gebäude gehörten keineswegs einer Stadt an, sondern standen vereinzelt da und bildeten den Versammlungsort der Pictonen. Aus einem Abschnitte von Cäsars Kommentaren und einer Stelle der Historien des Tacitus wußte man bereits, daß die Gallier zu bestimmten Epochen des Jahres große Versammlungen zu halten pflegten; aber man war über die Wichtigkeit und den wahren Charakter derselben im Dunkeln geblieben und mochte glauben, daß die Führer allein sich versammelten, um ihre Angelegenheiten durchzuberathen. Jetzt aber kann man nicht mehr bezweifeln, daß Jedermann an diesen Versammlungen theilnehmen durfte; die Größe der Herberge, der Umfang des Tempels und des Theaters legen davon Zeugniß ab. Wie es scheint, hat sich die Sitte solcher Generalversammlungen in jener Gegend erhalten. Die Gemeinde Sanzay, auf deren Grund und Boden die Trümmer sich ausdehnen, grenzt an das Dorf Herbort, dessen Name von dem keltischen „Herber“ (Versammlung) herrühren soll. Die gallischen Denkmäler von Sanzay sind übrigens nicht keltischen, sondern römischen Ursprungs und wahrscheinlich von dem Kaiser Antonin, der im Jahre 121 auf seiner Reise nach Spanien Aquitanien berührte, erbaut worden. Ueber die Zerstörung der Monumente von Sanzay ist nichts Bestimmtes bekannt; doch weiß man, daß sie der Völkerwanderung widerstanden und erst nach dem Einfall der Saracenen aus Spanien vom Erdboden verschwanden. Damals wurden sie in Brand gesteckt und unbewohnbar gemacht, die Bevölkerung zog sich davon zurück und im Laufe der Jahrzehnte wurden sie mit Schutt und dürrem Laub so verdeckt, daß hundert Jahre später das Auge hier kaum noch irgend Etwas zu unterscheiden vermochte. Seitdem ging die Pflugschar unzähliger Generationen darüber hinweg und dem Zufall einer Schienenlegung war es vorbehalten, diese Ueberreste vergangener Tage wieder ans Licht zu fördern.

Digitized by Google

Der Clain, an dem Poitiers erbaut iſt, mündet in die Vienne, einen ſehr anſehnlichen Zufluß der Loire, welche das nach ihm benannte Departement von Süd nach Nord der ganzen Länge nach durchzieht und die Creuſe mit dem Gartempe, ſowie den Clain mit der Auzance und Bonne aufnimmt. Chauvigny und Châtellerault ſind die wichtigſten Plätze an dieſem Gewäſſer. Erſteres iſt bemerkenswerth durch die ſehr anſehnlichen und impoſanten Trümmer eines uralten Schloſſes, welches ſchon im Jahre 507 durch König Chlodovech belagert, ſpäter aber häufig die Reſidenz der Biſchöfe von Poitiers wurde. Ein ſolches altes Schloß finden wir auch in Châtellerault, einem durch ſeine Meſſer- und Waffenerzeugung bekannten, ziemlich beträchtlichen Orte von 18,000 Einwohnern, wo die Vienne in 55 m Meereshöhe anfängt ſchiffbar zu werden. Eine prächtige Brücke aus Steinquadern verbindet die ziemlich ſchlecht gebaute Stadt mit einer Vorſtadt, und

Chauvigny.

an ihr erhebt ſich das hübſche, von vier Thürmen flankirte Schloß, unter welchem die Straße hindurchzieht und welches zugleich als Stadtthor und Brückenkopf dient. Ein drittes, einſt ſehr ſtattliches Schloß, genannt la Bâtie, deſſen Reſte jetzt gleichfalls die Stelle eines Stadtthores vertreten, beſitzt das von Weinbergen umgebene, ganz im Norden des Departements, öſtlich von der Dive gelegene Städtchen Loudun, welches einſt glanzvollere Tage geſehen hat. Jetzt werden dort Spitzen und Poſamentierarbeiten verfertigt; auch giebt es hier ein bedeutendes Maulefelgeſtüt.

Vom Vienne-Departement im Allgemeinen läßt ſich ſagen, daß es aus weiten Ebenen beſteht und blos im Süden hügelig iſt; die Mitte nimmt ein Plateau ein, mit Tiefebenen und kleinen Thälern im Oſten. Obwohl ſtellenweiſe unfruchtbar, bringt es doch zur Genüge Getreide und Wein hervor, welch letzterer zum Theil in Branntwein verwandelt wird. Der Bauer iſt hier in Ober-Poitou von mittlerer Statur, aber ebenmäßig gebaut, hat dicken Kopf und Hals, gelblich bleichen Teint, ſchwarzes Haar, kleine aber ausdrucksvolle Augen; ſein Gang iſt ſchwerfällig und linkiſch; dem Charakter nach iſt er nach Edouard Ourliac's Schilderung

gallig, schweigsam und melancholisch, rachsüchtig, abergläubisch, hartnäckig, mißtrauisch und ungemein bedächtig, aber auch unbegrenzt vertrauensvoll, wenn er sich einmal hingegeben, die Güte selbst, von lebhafter Einbildungskraft, strengster Treue in seinen Verpflichtungen, großmüthig, stoisch, voll Anhänglichkeit an seinen Boden, seine Sitte und seinen Glauben, in der Leidenschaft der heroischsten Gefühle fähig. Der „Poitevin“ spricht ein verdorbtes Französisch, welches mit lateinischen und englischen Wörtern vermischt ist. Er redet wenig und drückt sich selten in positiver Weise aus. Frägt man ihn ob es kalt sei, so antwortet er, es sei nicht warm; ob jenes Mädchen schön sei, — nun sie läßt nicht gleichgültig. In seiner Redeweise liebt er eine gefällige Boshaftigkeit, einen schelmischen Ernst, eine geheuchelte Naivetät, die er dem Fremden gegenüber häufig mißbraucht. Dies heißt la gouaille. Die Schloßherren selbst entgingen ihr in früheren Zeiten nicht, wußten sie aber mit

Châtellerault.

guter Laune zu ertragen. Am Sonntage versammelt sich die ganze Gemeinde gewissenhaft in der Kirche: die Männer sitzen im Chor, die Weiber, in ihren „capots“ verhüllt, knien im Schiffe; überall herrscht Stille, andächtige Sammlung. Alle Gebräuche des Poitou, bis zu den Unterhaltungen, sind stets mit religiösen Praktiken oder abergläubischen, jedoch fast stets unschuldigen und ehrwürdigen Vorstellungen durchtränkt. Oft bieten sich zwei Gemeinden einen Wettkampf an: man spannt irgendwo ein Seil, an dem zwei Athleten beiderseits ziehen, bis der Eine den Andern fortzieht; der Einsatz ist meist ein Fäßchen Wein, welches man nach dem Siege gemeinschaftlich vertilgt. Das üblichste Spiel ist das Ballspiel. Schlachtet eine Familie ihr Schwein, so ist dies der Anlaß zu einem kleinen Feste, Rilles genannt. Der ganze Tag geht in Essen, Trinken und Tanzen auf; zu Ende des Nachtmahls besteigt irgend ein Spaßvogel einen Tisch und erzählt eine Geschichte, oder hält eine meist scherzhafte Rede, die er in seiner Jugend gelernt. Die Ernte ist eine glückliche Zeit für den Landmann in Poitou. Man kommt schon beim Tagesgrauen auf den Ruf des Dudelsacks zusammen, die Arbeit beginnt unter Lärm, Gelächter und Gesang, welche erst das Mittagsbrot unterbricht. Nach der Mahlzeit

Digitized by Google

ſtreckt man ſich zu einem Mittagsſchläfchen hin. Zum Schluſſe der Ernte umſtehen die Schnitter die letzte Garbe und geben ſich anſcheinend die größte Mühe ſie fortzubringen, aber die Garbe, ſagen ſie, hält feſt. Sie holen alſo den Herrn, und ſobald er erſcheint, giebt ſie auf den erſten Verſuch nach. Der Herr ſpendet dann Jedem eine gewiſſe Menge Korn, die man verkauft und für deren Erlös man eine Gans und Wein eintauſcht, welche fröhlich in einem Gelage verzehrt werden, wo der Herr den Vorſitz führt.

Die religiöſen Feſte kennzeichnen ſich durch andere Gebräuche, an welchen gewiſſe Vorurtheile haften. Zu Lichtmeß verſpeiſt man Krausteig in den Familien im Glauben, daß dann das Getreide nicht brandig werde. Am St. Johannisabend ſchleppt Jeder ſein Holzbündel herbei und der Aelteſte oder Angeſehenſte der Gemeinde zündet den Holzſtoß an; ſehr häufig feiert man das Feſt, indem man ein mit einem getheerten Stroh-

Thor von London.

reif umgebenes Rad auf den Wegen hinrollt: ein Bild der Sonne im Solſtitium, deren Strahlen die Früchte zeitigen. Wenn die Flamme aus dem Stoße emporſchlägt, fällt man auf die Kniee und bittet zu Gott, daß er die Ernte ſegnen möge. Die Brände, welche man am Johannisfeuer anzündet, ſind wohlriechende Kräuter oder mit Bändern geſchmückte Nußbaumzweige, welche man aufbewahrt, um die Aſche in das Getränk des kranken Viehs zu miſchen, welches dadurch geheilt wird. Jede Bäuerin weiht in dem Johannisfeuer außerdem den Stengel einer Königskerze (Verbaseum), welcher unter den Pfühl gelegt wird, um vor allen Zaubereien zu bewahren. Die zu Aſche gebrannte Kohle eines Brandes vom Johannisfeuer ſchützt das Getreide vor Mehlthau. Wer einige Stückchen deſſelben unter einen Stein legt, findet am andern Morgen unfehlbar ein Haar des heil. Johannes darunter. Die jungen Burſchen umtanzen das Feuer und ſpringen durch daſſelbe unter dem Lachen der Anweſenden. Zu Weihnachten iſt es Sitte, ein großes Holzſcheit auf den Heerd zu legen, welches man feierlich mit einigen Tropfen Waſſer beſprengt und völlig zu verkohlen hindert, weil es über die ganzen drei Feſttage andauern ſoll. Vor dem flammenden Holzſcheit kniet man nieder und ſagt alle Gebete

Digitized by Google

her, die man auswendig weiß. Die Bauern meinen, daß die Temperatur der drei Monate März, April und Mai von jenen drei Weihnachtstagen abhänge. Iſt's zu Lichtmeß klar, ſo iſt der Winter gar.

In Poitou herrſcht noch große Sittenreinheit. Dieſe Provinz liefert faſt gar kein Kontingent für die Proſtitutionsliſten der Pariſer Polizei. Ein entehrtes Mädchen iſt im Lande unmöglich; die Heirathen kommen dort in rührender Unſchuld zu Stande meiſt auf den Bällen, den ſogenannten assemblées. Die aufkeimenden Gefühle bekunden ſich in einer Spindel, welche das Mädchen fallen läßt; der Burſche, der ſie am raſcheſten aufhebt, iſt der anerkannte Liebhaber. Die gewöhnlichſte und zarteſte Art den Hof zu machen beſteht darin, die Mädchen zu kneifen, ihnen die Schürze loszubinden, die Arme zu verdrehen u. dgl., worauf die Holden galant mit den derbſten Püffen antworten. Sind die Eltern einig, ſo ladet man alle Verwandten und Freunde der beiden Familien ein, was zumeiſt eine ſo zahlreiche Geſellſchaft ergiebt, daß die geräumigſte Scheune ſie kaum zu faſſen vermag. Die Hochzeit ſelbſt wird einen oder zwei Monate nach der Verlobung gefeiert. Am Tage der Ceremonie rufen die Töne des Dudelſacks (vere) früh am Morgen alle Gäſte nach dem Hauſe der Braut. Dieſe bekleidet man mit einer Mütze, von welcher lange Franſen auf die Schultern fallen, mit einem Immortellenkranz, in welchen jedes Mädchen eine Stecknadel ſteckt, in der Hoffnung, daß ſie im Laufe des Jahres unter die Haube kommen werde, und endlich mit einem Gürtel aus Silberband, welchen der Gemahl allein zu löſen berechtigt iſt.

In dem Augenblick, wo man ſich nach der Kirche begeben will, reicht die Braut Jedem ein Stückchen Band, welches ihr Strumpfband vorſtellen ſoll, und welches die Männer in das Knopfloch binden; dies nennt man „die Leute der Hochzeitsgeſellſchaft zeichnen.“ Hierbei vergißt man nicht, in jeden Schuh der Braut ein Geldſtück gleiten zu laſſen, um den ſchädlichen Einwirkungen der Zauberer vorzubeugen. Wenn Alles bereit iſt, wandert der Zug zur Kirche: zwei junge Mädchen tragen hinter der Braut, die eine einen mit Blumen, Obſt und Bändern geſchmückten weißen Dorn, die andere Spindel und Wocken; ihr Gevatter bringt in die Kirche einen ungeheuren Kuchen, welchen der Prieſter weiht und den die Braut beim Deſſert des Hochzeitsſchmauſes den Gäſten kredenzt. Ehe der Geiſtliche die bindenden Worte ſpricht, ſegnet er nebſt dem Trauring dreizehn Silbermünzen, welche der Gatte ſeiner Frau ſchenkt. Wenn dieſe Herrin im Hauſe ſein will, muß ſie auch in Poitou Sorge tragen, daß der Trauring nicht über das zweite Glied des Ringfingers herabſinke. Unter den Klängen von Fiedeln und Pfeifen begiebt man ſich dann nach dem Orte des Feſtbanketts, wo die Braut die „Offerte“ empfängt, d. h. kleine Geſchenke an Geld oder Hausgeräth. Wenn man die Speiſen aufgetragen hat, erſcheinen zwei junge Mädchen, denen der Dorfſpielmann voranſchreitet, und präſentiren ihr ein Stück Kuchen und einen Strauß, wobei ſie eine Art Klagelied mit tief moraliſchem und melancholiſchen Sinn ſingen, das mit folgendem naiven Kouplet endigt:

Die kleine Nachtigall
Die ſingt im grünen Wald.
Wenn ſie Junge hat gebeckt,
Aendert ſie den Ton gar bald.

Auf die Sängerinnen folgen die „Momous“ oder Spaßmacher, Burſche, welche der Braut ein in einem Körbchen verborgenes Geſchenk bringen, gewöhnlich eine Taube oder ſonſt einen hübſchen Vogel, der an Bändern befeſtigt iſt. Zum Danke ladet man die Momous zu Gaſte. Der Gemahl bedient die Gäſte und ſetzt ſich erſt beim Deſſert zu Tiſch. Nach dem Nachtmahle und der wohlbekannten Strumpfbanderemonie beginnen die Tänze. Unterdeſſen ziehen ſich die jungen Ehegatten zurück und verſtecken ſich in irgend einem entlegenen Hauſe; aber man forſcht ſie in Bälde aus und bringt ihnen Zwiebelſuppe nebſt einem Teller mit Aſche. Dies giebt Anlaß zu tauſenderlei ſchlechten Scherzen, worauf die Neuvermählten zur Geſellſchaft zurückkehren. Am Tage nach der Hochzeit müſſen ſich die beiden Ehegatten der ſeltſamen Ceremonie des „Beſchlagens“ unterziehen. Der Hufſchmied des Dorfes erſcheint in baumwollener Mütze, Hammer und Zange in der Hand, und ſtellt ſich, als ob er einige Nägel in ihre Schuhe ſchlüge, gleichſam um ihnen zu ſagen, daß es auf dem Wege des ehelichen Lebens manche ſchlüpfrige Stelle gebe, wo man ſein achtſam ſein müſſe, um nicht zu fallen. Nach dem Mittagsmahle ergreift jeder Gaſt irgend ein Hausgeräth und ſo zieht man unter dem

Digitized by Google

Gejöhle der Kinder in Proceſſion durch das Dorf. Dies iſt die Hochzeitsproceſſion; die Neuvermählte macht ihre Beſuche und richtet ſich gewiſſermaßen in ihrer neuen Stellung ein. Die Hochzeit dauert ſo lange, als es Wein zu trinken giebt. Wer das letzte Fäßchen leert, befeſtigt das Fäßchen an ſeinem Hut; dies iſt das Zeichen des Aufbruchs. Jeder zieht ſich zurück und die Hochzeit iſt zu Ende, zur großen Erleichterung der jungen Ehegatten.

In den langen Winterabenden verſammeln ſich die Weiber bei anbrechender Dämmerung in einer Scheune, welche von einer auf gemeinſame Koſten unterhaltenen Lampe erleuchtet wird. Dort hocken ſie auf ihren Ferſen im Kreiſe, ſpinnen ihren Rocken, und die unterrichtetſte unter ihnen erzählt grauſige Geſchichten von Geſpenſtern und Zauberern. Der Werwolf iſt feſt eingewurzelt im Volksglauben und man kennt ſehr wohl die Verbrechen, welche dieſe Verwandlung nach ſich ziehen. Abends gehen dann die Burſche in Verkleidung von einer „veillée“ zur andern und erſchrecken die alten Weiber, die ihnen begegnen; andere wieder verbringen den ganzen Abend zu Füßen ihrer Liebſten, welche ſie zur Beluſtigung der ganzen Geſellſchaft unabläſſig necken. Wenn die Lampe ermattet, nehmen die Burſche die Mädchen an der Hand und tanzen eine „Friſée“ oder Gavotte des Poitou, wozu eine beliebige gerade Anzahl Paare erforderlich iſt. Zwei Mädchen ſingen abwechſelnd und ſtellen das Orcheſter vor. Die Melodien ſind aus Alters her von Geſchlecht zu Geſchlecht überkommen, es werden keine neuen erfunden. Die „Veillée“ iſt zu Ende, wenn die Lampe erliſcht.

Digitized by Google

Marche und Limousin.

Wandert man das Thal der Vienne hinauf, so gelangt man in ein Land von wesentlich verschiedenem Charakter, als Poitou ihn aufweist. Das Quellgebiet der Vienne liegt an der Grenze der beiden Landschaften Marche und Limousin, die sich südlich vom Poitou ausbreiten und nichts Anderes sind als nach Westen weit vorgeschobene Terrassen des von den Vulkanen der Auvergne durchbrochenenen Hochlandes. Aber nicht blos die Vienne, sondern alle Flüsse, welche Poitou sowie das südlich darangrenzende Angoumois bewässern, entspringen in der großen Gneis- und Graniterhebung des Limousin, aber sie brechen dann durch die in weitem Bogen umziehenden Jurakalk- und Kreideformation nach drei Richtungen durch. Nach Süden sind es die Nebenflüsse der Dordogne, wie Dronne, l'Isle, Vezère, die Dordogne selbst, welche alle dem Stromgebiete der Garonne sich zuwenden. Direkt nach Westen in das Meer ergießen sich nur Charente und die Sèvre Niortaise, aber auch die erste muß sich durch die Parallelthäler des Jurakalkes in nordöstlicher, dann in südlicher Richtung den Weg nach Westen mit Mühe bahnen. Endlich am zahlreichsten sind die nach Norden fließenden Gewässer, alle dem Loirebecken anheimfallend; während sie bei ihrem Ursprunge meist westlich gewendet sind, weisen die Thäler des Jura ihnen dann eine ganz nördliche Richtung an, und erst in der Tertiärschicht gewinnen sie ihre westliche wieder, ja es scheint zuletzt, als ob sie der Loire parallel, nur wenige Kilometer von ihr entfernt, dem Meere zuströmen wollten: so die Vienne mit ihren Nebenflüssen, dem Clain, der Creuse, Gartempe, ferner der Indre und der Cher.

In Hinsicht der Bodenplastik ist die Marche, welche sich nördlich vom Limousin nach der Auvergne und dem Bourbonnais hin erstreckt, und aus deren oberem Theile das jetzige Departement der Creuse gebildet wurde, während der Rest hauptsächlich dem Departement der oberen Vienne zufiel, durchaus ein Hügel- und Bergland, welches von den nördlichen, niedrigen Ausläufern der Montagne du Limousin durchzogen wird. Die wenigsten derselben erreichen eine mittlere Höhe von 300 m, aber ihre Gipfel sind mit traurigen Haiden, die Abhänge nur zum Theile mit schönen Kastanienwäldern bedeckt. Zwischen all dem düsteren, ernsten und wilden Lande findet man indeß auch manche lachende Scenerie. Im Allgemeinen ist jedoch der Boden im Süden steinig und steil, im Norden und Westen etwas fruchtbarer, und das Creuse-Departement gehört zweifellos zu den ärmsten von ganz Frankreich. Das bergige Land bringt keinen Wein und nur wenig Getreide hervor, denn der Winter ist hier lang und rauh, das Klima feucht, kühl und veränderlich. Roggen, Hafer, Buchweizen, Obst, Nüsse und Kastanien machen die Haupterzeugnisse der Marche aus, deren Boden allerdings Stein- und Braunkohlen, Gips und Quadersteine in sich birgt, während die früher sehr umfangreichen Waldungen in neuerer Zeit sehr gelichtet sind und kaum noch einen Flächenraum von 350 qkm bedecken. Von ziemlicher Bedeutung ist die Rindvieh-, Schaf-, Schweine- und Pferdezucht, daher sich der Handel fast ganz auf den Ausfuhrhandel mit Schlachtvieh, dann mit Teppichen beschränkt, in deren Erzeugung die Creuse einen begründeten Ruf genießt. Sonst ist jedoch die Industrie wenig bedeutend; man spinnt zwar Wolle und Baumwolle, fabricirt Papier, Glas und Porzellan und gerbt Felle, alle diese Erwerbszweige reichen aber nicht hin zur Ernährung der im Allgemeinen kräftigen und fleißigen Bevölkerung, welche ein grobes Patois spricht. Fast ein Zehntel davon wandert alljährlich in die anderen Departements Frankreichs aus, um dort während neun Monaten als Arbeiter, zumeist als Steinsetzer, Maurer, Zimmerleute, Steinschneider, Dachdecker, Zimmermaler, Schneider, Hanf- und Wollkämmer ihren Unterhalt zu suchen. Nur wenige bleiben indeß dauernd in der Fremde, fast alle kehren

Digitized by Google

in die Heimath zurück, um das Erworbene zum Ankaufe eines kleinen Grundbesitzes oder zu gewerblichen Anlagen zu verwenden.

Neben diesem anerkennenswerthen Zuge von vernünftiger Sparsamkeit und Heimathsliebe, welche übrigens dem Franzosen im Allgemeinen eigen ist, darf nicht verschwiegen werden, daß die Marche zu den ununterrichtetsten Landstrichen Frankreichs gehört. Namentlich das Creuse-Departement ist eines jener, wo es mit dem Volksunterricht am schlechtesten bestellt ist. Freilich ist dies ein wunder Punkt, nicht blos für diese Gegend, sondern für den größten Teil der ländlichen Bevölkerung in der französischen Republik. Einsichtsvolle Patrioten haben längst den Finger auf die Wunde gelegt und machen aus der die östlichen Nachbargebiete weit übertreffenden Unwissenheit des Westens und Südens in Frankreich kein Hehl. So sagt der einsichtsvolle Graf Gobineau,

Aubusson.

einer der tüchtigsten französischen Gelehrten: „Die allerwichtigste und so leicht zu erlernende Elementarkenntniß, Lesen und Schreiben, ist ein Geheimniß für die weit überwiegende Mehrzahl unserer ländlichen Bevölkerung. Der französische Bauer kann durchgängig weder lesen noch schreiben, und *er legt auch gar keinen Werth darauf, Beides zu erlernen*, weil er den Nutzen davon nicht begreift und keine Anwendung dafür weiß. Wer die Provinz kennt, muß beobachtet haben, daß die Eltern nur mit dem größten Widerwillen ihre Kinder in die Schule gehen lassen und daß sie die Zeit, welche auf das Lernen verwandt wird, für völlig verloren erachten. Sie benutzen jeden Vorwand, um Knaben oder Mädchen den Lehrstunden zu entziehen. Sobald der junge Mensch einmal die Schulbank verlassen, hat er nichts Eiligeres mehr zu thun, als das Gelernte möglichst rasch wieder zu vergessen. Ja, gerade daraus macht er sich eine Art von Ehrenpunkt, und die verabschiedeten Soldaten, welche in den Regimentsschulen etwa Unterricht genossen, wollen es in manchen Theilen Frankreichs nicht einmal merken lassen, daß sie Lesen und Schreiben gelernt haben." Noch mehr: sie geben sich alle Mühe, das Französische wieder zu vergessen und reden nur ihr Patois. In dieser Gleichgültigkeit gegen das Höhere

Digitized by Google

liegt, wie Graf Gobineau wohl mit Recht betont, ein unüberwindliches, inneres Widerſtreben gegen unſere Civiliſation, für welche das franzöſiſche Volk wenig Geſchmack hat, weshalb es ihr auch fern geblieben iſt. Biſchöfe und Pfarrer haben noch heute, wie vor hundert, fünfhundert, fünfzehnhundert Jahren gegen erblich überkommene Wahnvorſtellungen und Vorurtheile anzukämpfen, wovon in dieſem Buche ſchon zahlreiche Beiſpiele angeführt werden konnten, und dieſe ſind um ſo gefährlicher, als ſie faſt nie offen hervorgetreten oder eingeſtanden werden. Deshalb kann man ſie nicht anpacken und beſiegen. Jeder umſichtige Dorfpfarrer weiß, mit welcher liſtigen Verſchlagenheit ſelbſt der andächtige Bauer Manches in ſich verſteckt hält, mit dem er nie herausgeht. Spricht man ihm davon, ſo leugnet er, läßt ſich auf eine Erörterung nicht ein und bleibt bei ſeinem Wahn. Zu ſeinem Geiſtlichen hat er volles Vertrauen — nur nicht in Bezug auf das, was man als ſeine geheime

Bourganeuf.

Religion bezeichnen könnte. Deshalb iſt in beinahe allen Provinzen der Bauer ſo ſchweigſam und verſchloſſen gegen den von ihm ſogenannten „Bourgeois“, und deshalb iſt die Scheidelinie zwiſchen ihm und dem gebildeten Gutsbeſitzer, auch ſolchem, den er im Uebrigen ganz gerne hat, nicht zu überſchreiten. Dieſe Bemerkungen Gobineaus ſind allerdings ſchon vor dreißig Jahren (1856) niedergeſchrieben worden, und es muß rückhaltlos anerkannt werden, daß ſeither ſowohl vom Kaiſerreiche als von der Republik zur Hebung des Volksunterrichtes ſehr Beträchtliches geleiſtet wurde; ja, man darf ſagen, das Volksſchulweſen iſt gegenwärtig in lebhaftem Aufſchwunge; im Jahre 1877 zählte man 71,547 Volksſchulen mit 4,716,935 Schülern, für Lehrerbildung gleichzeitig 78 Lehrer- und 17 Lehrerinnenſeminare, dazu wächſt die Zahl dieſer Anſtalten von Jahr zu Jahr. Immerhin bleibt Gobineaus Charakteriſtik der franzöſiſchen Landbevölkerung und ihres Verhaltens in geiſtiger Beziehung wohl noch für lange Zeit zutreffend.

Daß in einem ſo armen Lande wie die Marche kein Boden für die Entwickelung großer Bevölkerungsmittelpunkte gegeben iſt, bedarf kaum der Erwähnung. Die Städte ſind alle klein und den wenigſten kommt

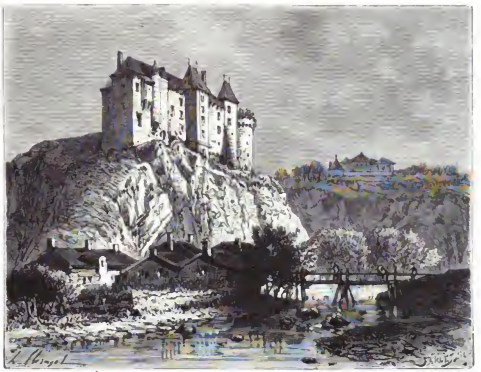
Digitized by Google

Guéret.

Digitized by Google

Digitized by Google

eine beſondere Bedeutung zu. Das Chefſlieu des Creuſe-Departements, Guéret, das alte Varactum oder Garactum, entſtand im achten Jahrhundert um die 720 von Chlothar gegründete Abtei und ward ſpäter Hauptort der Haute-Marche; heute zählt es kaum 7000 Einwohner, welche nur ſehr wenig Induſtrie treiben und hauptſächlich vom Handel mit Steinkohlen, Holz, Vieh, Butter und renommirten Früchten leben. Guéret beſitzt gar kein hiſtoriſches Denkmal, wäre aber immerhin eine recht hübſche kleine Stadt, wenn ihre Straßen beſſer angelegt wären; es fehlt nicht an öffentlichen Plätzen und Spaziergängen, auch nicht an Fontänen, welche in reichlicher Menge treffliches Waſſer ſpenden. Der größte Vorzug der Stadt iſt wohl ihre anmuthige Lage am Fuße des Naupuy in 445 m Meereshöhe. Faſt ebenſo bevölkert wie Guéret iſt das Städtchen Aubuſſon an der Creuſe, welches man wohl mit Recht als den hauptſächlichſten Induſtrieplatz der Marche betrachten darf.



Schloß Bouſſac.

Durch die ſammtartigen Teppiche, welche dort gewebt werden, hat ſich Aubuſſon einen nicht nur auf Frankreich beſchränkten, ſondern geradezu europäiſchen Ruf gemacht. Außerdem erzeugt man grobes Tuch und Decken. Aubuſſon liegt ungemein maleriſch in einer tiefen, engen Granitſchlucht, auf deren Grunde die Creuſe ſich durch pittoreske Felſengen hindurchwindet. Ungleich unbedeutender ſind die beiden Städte Bourganeuf und Bouſſac. Erſtere liegt auf einer Hochebene über dem Thale des Thaurion und beſitzt nebſt zwei alten Kirchen, Reſte eines Kaſtells, ehemals Sitz eines Malteſergroßpriorats. Ihre 3000 Einwohner treiben Kohlenbergbau, Porzellan-, Papier- und Hutfabrikation. Bouſſac hingegen an der kleinen Creuſe, auf einem ſteilen, faſt unzugänglichen Felſenhügel in 350 m Seehöhe erbaut, iſt von bethürmten Mauern umgeben und mit einem alten Schloſſe ausgeſtattet. Trotz ſeines romantiſchen Ausſehens iſt Bouſſac ein höchſt trauriger Aufenthalt und zugleich von allen Bezirkshauptorten Frankreichs der kleinſte, denn er zählte 1881 blos 1137 Einwohner.

Die Landſchaft Marche hat ihren Namen daher, weil ſie die Grenze, die Mark zwiſchen Poitou und Berry bildete; den Namen Marche Limouſine erhielt ſie ſpäter, als ſie von der Mitte des zehnten Jahrhunderts

Digitized by Google

ein Theil von Limouſin wurde. Der erſte bekannte Graf der Marche war ein gewiſſer Boſo I., Graf von Limoges und Charroux, welchem Herzog Wilhelm III. von Aquitanien die Grafſchaft als eine ſelbſtändige um 950 v. Chr. verliehen hatte. Schon 1091 ging die Marche an die weibliche Linie Boſo's über und durch dieſe an den engliſchen Grafen von Lancaſter, Roger II. von Montgomery und ſeine Nachkommen, denen indeſſen die Grafen von Luſignan lange den Beſitz ſtreitig machten, ja ſelbſt den größten Theil der Grafſchaft abnahmen, bis endlich Mathilde von Angoulême, Urenkelin Rogers II., ſich entſchloß, Hugo IX. von Luſignan zu heirathen. Dadurch vereinigte ſie im Jahre 1199 wieder die ganze Grafſchaft Marche, auch den ſeit 1177 im Beſitze der Engländer geweſenen Theil, in ihrer Hand. Ihr Sohn, Hugo X., erbte durch ſeine Gemahlin die Grafſchaft Angoulême, ſo daß die Marche, da noch Angoumois und Saintonge dazu kamen, ſich von den Quellen der

Uſſel.

Creuſe bis zur Mündung der Charente und den Aunis-Inſeln erſtreckte. Unter Hugo XI. (1249—1260) kam noch die Geſellſchaft Penthièvre hinzu. Sein Enkel Hugo XIII. verpfändete indeſſen 1301 den ganzen Beſitz an König Philipp den Schönen von Frankreich und dieſer zog 1303 die Grafſchaften Marche und Angoulême für ſich ein, indem er ſich 1308 mit Hugo's Erben verglich. König Philipp V. erhob die Marche zur Pairie und gab ſie ſeinem Bruder Karl als Apanage, doch vertauſchte ſie dieſer 1327 gegen die Grafſchaft Clermont an Ludwig I., Herzog von Bourbon. Als deſſen Mannsſtamm 1438 erloſch, kam die Marche mit der Erbtochter Eleonora an Bernhard von Armagnac und Pardiac, deren Sohn Jacob jedoch die Herrſchaft wegen einer Verſchwörung gegen Ludwig XI. im Jahre 1477 verlor. Die Grafſchaft gelangte nun an Peter, aus dem Hauſe Bourbon-Beaujeu, 1505 durch deſſen Erbtochter Suſanne an Karl II. von Bourbon, Grafen von Montpenſier, und als dieſer von König Franz I. geächtet wurde, zog die Krone im Jahre 1525 die Herrſchaft ein, um ſie 1531 mit den übrigen Kronländern zu vereinigen.

Digitized by Google

Tulle.

Digitized by Google

Das eigentliche Limouſin, deſſen Geſchichte mit jener der Marche verflochten iſt, übertrifft dieſe noch durch die Ungunſt ſeiner natürlichen Verhältniſſe. Wie die Marche bildet es eine der Vorterraſſen des Auvergner Gebirgsſtockes und zwar die bedeutendſte von allen. Sie iſt ein hohes, kaltes, regenreiches Land mit wirklichem Gebirgscharakter. Im Weſten des Puy de Dôme geht nämlich nach Südweſten ein im Mittel 1000 m hoher, an den Abhängen nackter, zum Theil unfruchtbarer Höhenzug, der ſich um die Quellen der Creuſe, Vienne und Vezère zum Plateau de Millevaches (der Tauſend Kühe) ausdehnt. Letzteres zieht von ſeinem höchſten Punkte, dem Beſſon (984 m), dem Puy de Meymac (978 m) und dem 954 m hohen Puy d'Odouze zum 950 m hohen Mont Jargeau, an der Quelle der Briance. Dieſes größtentheils wüſte und unfruchtbare Plateau ſcheidet das Ober-Limouſin oder Ligoure von dem Unter-Limouſin,

Brive.

welches das Turennais, Brivois und Saintrie umfaßt. Von letzterem Punkte aus ſtreichen die Berge des Limouſin (Montagnes du Limousin), in demſelben Charakter und allmählich niedriger werdend, nach Weſten. Sie erreichen die Südweſtgrenze der Provinz in dem kleinen Plateau von Chalus, an der Quelle der Dronne und Tardoire. Die langen Bergzüge gehen meiſt vom Puy d'Odouze aus; die Höhen ſind runde Granitkuppen, mit Kaſtanienwäldern und Wieſen bedeckt. Zwiſchen dieſen Bergzügen liegen 250 bis 400 m hohe Hochflächen und liebliche Thäler, die zum Theile gut angebaut, theils aber auch öde und unfruchtbar, oder doch nur nach langen Zwiſchenräumen zur Hafenkultur geeignet ſind. Das Land im Oſten der Corrèze, welche dem den Südoſten des Limouſin einnehmenden Departement den Namen giebt, iſt das gebirgigſte, ohne gute Straßen, ohne ſchiffbare Gewäſſer; es wird einfach la Montagne genannt, nimmt etwa zwei Drittel jenes Departements ein und beſteht hauptſächlich aus unfruchtbaren Haiden. Ihm entquellen zahlreiche Nebengewäſſer der Dordogne, wie Douſtre, Luzège und der Diège, zwiſchen welchem und der Sarzonne und in einer Meereshöhe von 640 m zwiſchen dürren Hügeln das gewerbthätige Städtchen Uſſel, angeblich das antike

Digitized by Google

Uxellodunum und ehemals die Hauptſtadt des Herzogthums Ventadour, ſich erhebt, welches Wollkämmereien und Färbereien, ferner Fabrikation von Holzſchuhen und Leder, endlich in der Nähe nicht unwichtige Granitbrüche beſitzt. Die Corrèze, die auf dem ſüdlichen Theile des Plateaus von Millevaches ihren Urſprung nimmt, mündet aber in die anſehnlichere Vézère und geſellt alſo nur indirekt ihre Waſſer jenen der Dordogne zu. In ihrem tiefen, engen und pittoresken Thale liegt das Chefſtien des Departements, die häßliche Stadt Tulle, mit ihren ſteilen Straßen, die ſich an die Felſen anlehnen; ſie kommt erſt in der fränkiſchen Zeit unter dem Namen Tutela vor und ihre Kathedrale ſtammt aus dem neunten Jahrhundert. In der Nähe liegen die ſogenannten Ruinen von Tintignac, römiſche Alterthümer, darunter die Reſte eines Theaters. Tulle zählt gegenwärtig über 16,000 Einwohner und beſitzt eine große Waffenfabrik, nebſt Manufakturen in Eiſenwaaren,

Schloß Pompadour.

Spitzen (Blisse de Tulle), Papier, Spielkarten, Liqueuren und Deſtillationen, Chocolade und Conſerven, Färbereien und Gerbereien, halbwollenen Zeugen und Wachslichtern. Auch treibt man lebhaften Handel mit Pferden und Nußöl. Die Corrèze weiter ſtromabwärts liegt das gleichfalls ſehr induſtrielle Brive-la-Gaillarde mit 14,000 Einwohnern, in 117 m Seehöhe zwiſchen Wieſen und Weinbergen. Es iſt das alte Briva Curretia und beſitzt ſieben Kirchen, darunter die aus dem zwölften Jahrhundert ſtammende Kirche St. Martin. Gleichfalls im Bergiande und 42 km nordweſtlich von Brive liegt Arnac-Pompadour mit dem berühmten Schloſſe eines einſt glorreichen alten Geſchlechtes, deſſen erloſchenen Namen Ludwig XV. beſudelte, indem er ſeine berüchtigte Maitreſſe Jeanne Antoinette Poiſſon zur Marquiſe von Pompadour erhob und ihr deren Schloß überwies, das ſie jedoch niemals bezog. Seit mehr denn einem Jahrhundert beſteht hier eines der hervorragendſten Geſtüte des Landes, in welchem treffliche limouſiniſche Pferde, ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Ausdauer, gezogen werden; doch ſcheint man in den letzten Jahren weniger Sorgfalt auf die Zucht derſelben zu verwenden, und will man ſchon eine Entartung dieſer vorzüglichen Raſſe

Digitized by Google

Limoges.

Digitized by Google

Digitized by Google

bemerken. Auch die berühmten Familien der Turenne und der Noailles haben ihre Stammſitze in dieſem Theile Frankreichs.

Der ſüdweſtliche Theil des Departements der Corrèze, vom Volke das Niederland (Pays-bas) genannt, iſt ſtärker bevölkert, weniger bergig und fruchtbarer als die nordöſtliche Montagne, denn er beſitzt wichtige Waiden und viele Nußbäume, liefert Tauſende von Rindern nach Paris, gepökeltes Schweinefleiſch nach Bordeaux und Nußöl nach anderen Provinzen. Dennoch reicht der Ertrag des Bodens auch hier kaum aus, die Bewohner kärglich zu ernähren, was überhaupt nur mit Hülfe der Kaſtanien geſchieht. Auch in dem weniger rauhen Departement der Oberen Vienne (Haute Vienne), dem ehemaligen Ober-Limouſin mit ſeinem feuchten und veränderlichen Klima iſt der Boden nur in den niederen Gegenden fruchtbar, im Allgemeinen wenig

Schloß Chalußet.

ergiebig und hauptſächlich für Kaſtanien, die in Wäldern mehr als 400 qkm bedecken und als Volksnahrung dienen, weniger für Wein und Getreide geeignet. 220 qkm ſind mit Eichenwäldern bedeckt. Das Departement iſt größtentheils gebirgig von mehreren Ausläufern des Gebirges der Auvergne, als deren höchſte Punkte Mont Jargeau im Südoſt und der Pic de Sauvagnac im Nordoſten zu nennen ſind, durchzogen und hat im Allgemeinen üppige ſchöne Wieſen, welche zahlreiche geſchätzte Pferde ernähren, jedoch auch ſehr viele Teiche. Dagegen iſt das von der Vienne mit der Briance bewäſſerte Gebirgsland reich an Metallen und nutzbaren Steinarten, namentlich an Kaolin, das in zahlreichen Porzellanfabriken verarbeitet wird. Porzellaninduſtrie bildet auch den wichtigſten Induſtriezweig, von dem die Hälfte der Stadtbewohner lebt. Von Wichtigkeit iſt ferner die Eiſeninduſtrie, die Papierfabrikation, dann die Erzeugung von Flanell, Droguets, ordinärem Tuch, Handſchuhen und Holzſchuhen, Gerberei und Seilerei. Trotz der vorhandenen zahlreichen Erwerbsquellen wandert die arbeitſame Bevölkerung auch hier nach allen Theilen Frankreichs aus. Das ganze Limouſin iſt eben einförmig, halbwild und Alles in Allem eines der ärmſten Gebiete in Frankreich. Die Bauernwohnungen, namentlich im Corrèze-Departement,

Digitized by Google

ſind ſcheußliche Hütten und zugleich Ställe. Fleiſch iſt den Bewohnern faſt unbekannt, und ſie trinken nur Waſſer, nähren ſich nur von ſchwarzem Brot, Buchweizen, Kartoffeln und Kaſtanien. Dabei iſt der limouſiniſche Bauer hart und ausdauernd bei der Arbeit, ſparſam, ein Feind ſelbſt des beſcheidenſten Luxus.

Unter den Städten der Haute-Vienne nimmt Limoges unbedingt die erſte Stelle ein. Es iſt eine uralte Stadt, das Lemorienum Cäſars, an das noch zahlreiche in Limoges vorhandene römiſche Alterthümer erinnern. Im achten Jahrhundert kam es an die Weſtgothen, ſpäter an die Franken und gehörte faſt immer zu Neuſtrien. In der karolingiſchen Ländertheilung kam Limoges an Frankreich, und Ludwig d'Outremer gab es an Wilhelm von Aquitanien. Durch Eleonore kam die Stadt an England, und um ihren Beſitz kämpften dann wiederholt die Engländer und Franzoſen, bis endlich König Johann ſie für immer mit der Krone Frank-

Schloß Rochechouart

reich vereinigte. Die alten Vicomtes von Limoges, von denen ein Gerald bereits im zehnten Jahrhundert genannt wird, ſtarben ſchon 1226 mit Aymar II. aus. Limoges, welches dermalen über 63,000 Einwohner zählt, iſt am rechten Ufer der mit herrlichen künſtlichen Wieſen und hübſchen Hügeln eingefaßten Vienne, über welche drei Brücken führen, amphitheatraliſch gebaut und hat wie Tulle krumme, ſehr ſteile Straßen, dafür aber ſehr gute Luft und iſt reinlich gehalten: daher die Friſche und Kräftigkeit der Bewohner. Im höchſten Theile der Stadt finden wir ſchöne Promenaden und öffentliche Plätze, wovon einer die Stelle eines römiſchen Amphitheaters einnimmt. Limoges beſitzt mehrere alte Kirchen, darunter die impoſante gothiſche Stephans-Kathedrale aus Granit, die, obwohl im dreizehnten Jahrhundert begonnen, noch immer unvollendet iſt, dann die alte St. Martinskirche und St. Martial mit ſehr hohem Thurme. Der erzbiſchöfliche Palaſt iſt einer der ſchönſten in Frankreich. Limoges iſt auch eine der induſtrielliſten Städte der Republik. Ihre Porzellanfabriken beſchäftigen einſchließlich der Porzellanmalerei-Werkſtätten 4000 Arbeiter; die vom vierzehnten bis achtzehnten Jahrhundert hier blühende Fabrikation der unter dem Namen Emaux de Limoges oder „Limoſinen" bekannten

Digitized by Google

Emaillearbeiten hat jedoch in neuerer Zeit gänzlich aufgehört. In Menge fabricirt man dagegen wollene und halbwollene Stoffe, Handſchuhe, Leder und Holzſchuhe. Auch der Bücherdruck iſt bedeutend. Bedeutender Handel wird mit Brotfrüchten, Wein, Spirituoſen, dann prächtigen Ochſen und Pferden getrieben. Im Südoſten von Limoges, 16 km davon entfernt, liegen die ſchönen Ruinen des Schloſſes Chalusſet, welche einen beträchtlichen Flächenraum einnehmen. An dem Flüßchen Graine und 42 km weſtlich von Limoges erhebt ſich auf ſteilem Fels in 242 m Meereshöhe und nahe dem Walde der Vienne das Städtchen Rochechouart mit einem alten Schloſſe, dem Stammſitz des uralten, in der franzöſiſchen Geſchichte berühmten Geſchlechtes gleichen Namens. Das Schloß, ein viereckiger Bau mit maſſiven, gewaltigen Eckthürmen, iſt eines der wohlerhaltenſten des Limouſin. In der Umgebung ſind zahlreiche Eiſenwerke vorhanden. Endlich ſei

Bellac.

noch des Städtchens Bellac, ganz im Norden des Departements gedacht, welches ebenfalls auf ſteilem Hügel am Vinçon liegt; ſeine 4000 Einwohner treiben Weinbau, Schafwoll- und andere Induſtrie und Handel. In der Nähe zieht ein ſchönes Druidendenkmal die Schritte der Beſucher an.

Digitized by Google

Angoumois, Aunis und Saintonge.

Zwischen dem Limousin im Osten und der atlantischen Küste im Westen liegen die beiden Departements der Charente und der Charente inférieure, deren ersteres größtentheils die ehemalige Landschaft Angoumois, nämlich die Terres chaudes, Terres froides und Klein-Angoumois umfaßt, während das andere, westlichere aus den alten Gebieten von Aunis und der Saintonge besteht. Man unterschied eine Ober- und Unter-Saintonge und rechnete zur ersteren das Boeage saintongeois, Champagnie und einen Theil der Double, zur letzteren aber das Pays-Bas, Bronageais, Klein-Flandern und Marais. Diese Saintonge kam mit dem Herzogthum Guienne im Jahre 1152 durch Eleonore an England und wurde erst unter Karl V. wieder mit Frankreich vereinigt. Das Angoumois war aber in alten Zeiten eine Grafschaft, die 1307 mit der Krone vereinigt wurde. Im Jahre 1515 erhob sie Franz I. zum Herzogthume zu Gunsten seiner Mutter und Ludwig XIV. machte aus derselben die Apanage des Herzogs von Berry, der 1714 starb. Von dieser Zeit an behielten die Prinzen der älteren bourbonischen Linie, nach der Hauptstadt des Landes, den Titel eines Herzogs von Angoulême.

Im Allgemeinen finden sich überall in diesen Landschaften, ohne große Unterbrechung, weite und fruchtbare Ebenen, grün und beschattet, von friedlichen Flüssen durchzogen, an denen sich Weinhügel hindehnen. Die fruchtbarsten Gegenden sind die Thäler der Charente, der Nizonne und der Tronne. Der Hauptfluß bleibt natürlich die Charente, welche die beiden nach ihr benannten Departements bewässert. Sie entquillt den Limousinbergen im Departement der Ober Vienne und fällt nach einem außerordentlich gewundenen Laufe von 355 km in die Meerenge Pertuis d'Antioche des Busens von Gascogne, gegenüber den Inseln Madame und Oléron. Durch ihre Ueberschwemmungen befruchtet die Charente ihre Uferlandschaften und nimmt im Angoumois die Tardouère, den Bandiat, Taponnat und Touvre auf, welche sehr charakteristische Eigenthümlichkeiten aufweisen. Sie haben nämlich in ihrem Bette so viele Höhlungen, daß sie in denselben einen großen Theil ihres Wassers verlieren, die Tardouère z. B. die Hälfte. Der Bandiat kann sich nur in der Regenzeit mit der Charente vereinigen und der Taponnat verliert sich gar nach einem Laufe von ein paar Stunden ganz in Abgründen. Auch der Touvre kommt aus Höhlen in steiler Felswand, kann aber von seiner Quelle an Schiffe tragen. Wir befinden uns hier eben in einem ausgezeichneten Kalkgebiete, für welches solche Höhlenformationen bekanntlich charakteristisch sind. Nur im Norden streichen als Fortsetzung der Limousinberge hohe granitische Hügel, den südlichen Theil des Landes zwischen Loire und Garonne oder Dordogne nehmen weniger ansehnliche jurassische und Kreidehöhlen ein. Die Natur des Gesteins, des Jurakalkes, hat auch, wo der von Tours nach Bordeaux in ziemlich gerader Linie führende Schienenstrang die Wasserscheide durchbrechen muß, die Anlage ganz gewaltiger Tunnels erfordert, die dem Reisenden auf einmal die Kontinuität seiner Ansicht der Gegend unterbrechen. Wer von Poitiers kommt, hat einen fortwährenden Wechsel von Höhlen und Tiefen durchzumachen. Die einzige Stadt von einiger Bedeutung, welche die Eisenbahn von Poitiers nach Angoulême berührt, ist Ruffec am Lien, einem Bache, der etwas unterhalb in die Charente mündet. Das Städtchen, welches ungemein viel Gewerbsfleiß entwickelt, ist im Allgemeinen gut gebaut und schön gelegen, hat aber als einzige Merkwürdigkeit eine Kirche aus dem zwölften Jahrhundert mit bemerkenswerther romanischer Façade aufzuweisen, wovon wir eine Abbildung mittheilen. Zwischen zwei Armen des Lien liegt auf einer Insel das alte Schloß der ehemaligen Marquis, denn Ruffec war nächst La Rochefoucauld die bedeutendste Herrschaft

Digitized by Google

des Angoumois. Das eben genannte La Rochefoucauld liegt abseits von der Eisenbahn an der Tardoueère und ist die Wiege des hochberühmten Geschlechtes gleichen Namens. Noch sieht das imposante mittelalterliche Schloß, von vier runden Eckthürmen flankirt, welche ein noch massiverer und dem Anscheine nach viel älterer Donjon überragt. Zwei Kirchen aus dem elften und dreizehnten Jahrhunderte, dann eine alte Brücke sind die weiteren Merkwürdigkeiten des Ortes, welcher blos aus einer Straße längs des Flußufers besteht.

Nehmen wir in Ruffec unsere Eisenbahnfahrt in südlicher Richtung wieder auf, so treten wir bald in einen ansehnlichen Tunnel und endlich stellt sich ein isolirter Berg, von Häusern, die auf gewaltigen Untermauern ruhen, terrassenweis besetzt, bekrönt von einem thürmereichen Schloß, aber auch mit freundlichen Weingärten und besonders Platanenalleen geschmückt, unserem weiteren Wege entgegen. Es ist Angoulême, in

Die Kirche von Ruffec.

spätromanischer Zeit allerdings als Iculisma oder Engolisma genannt, aber von Ausonius als ein einsamer, abgesonderter Ort geschildert, der jedoch eines literarischen Lebens nicht entbehrt, im Mittelalter ein angesehener Bischofssitz, von Grafen aus dem Hause Taillefer, dann der Lusignan beherrscht, jetzt aber das Chefliew des Charente-Departements, und durch seine Töpferei, seine Eisenarbeiten, vor Allem aber durch seine großen Papierfabriken industriell nicht unbedeutend. Der Reisende, welcher nicht länger sich hier aufhält, bekommt aber von der eigentlichen Stadt nur jene malerische Außenseite zu sehen. Zwar durchschneidet die Eisenbahn die Stadt, aber im Innern eines Berges. Ein Tunnel versetzt uns rasch von der gewerbereichen Vorstadt Houmeau, am Nordabhang im weiten Thale der Charente, nach der entgegengesetzten Seite der Stadt. Freilich verliert der Reisende dabei nichts, denn Angoulême, welches 31,000 Einwohner zählt, ist, das neue Viertel ausgenommen, schlecht und unregelmäßig gebaut. An Sehenswürdigkeiten besitzt es blos ein altes Schloß mit mehreren Thürmen, das zu einem neuen Rathhause umgebaut ist, und eine romanische Kathedrale aus dem zwölften Jahrhundert. Nur 7 km von Angoulême erreicht die Bahn das der Papierindustrie ergebene Oertchen

Digitized by Google

La Couronne-le-Palud, wobei die Reſte einer prächtigen Auguſtinerabtei zu bewundern ſind. Sie ſtammen aus der Zeit König Childeberts und gelten wohl für das herrlichſte Bauwerk in Angoumois. Bald ſind wir wieder von höheren Bergen umgeben, und jäher klimmt der Schienenweg zur bedeutenden Höhe hinan, welche das Gebiet der Charente und Dordogne trennt, nach Süden. Die Gegend nimmt immer mehr den Charakter einer Berglandſchaft an. Felſige Höhen umſchließen uns und ſo brauſt der Zug in den gewaltigen Tunnel von Livernan hinein, welcher der Länge nach den Tunnel der Cote-d'Or und bei Marſeille übertrifft. Jenſeits deſſelben ſind im Thale des Tude, durch welches wir uns in jenes des Dronne und der l'Isle hinabſenken.

Obwohl die Flußthäler reiche Weiden haben, machen doch die Kalkplateaus und Sandebenen das Charente-Departement großentheils zu einem ſehr trockenen. Nur ein Drittel der Fläche iſt Ackerland mit

Schloß La Rochefoucauld.

Getreide-, namentlich Weizenbau, deſſen Ernte indeß den Bedarf der Bevölkerung überſteigt. Den Charakter der Gegend beſtimmen nebſt unbebauten Ebenen und Kaſtanienwäldern die weiten, theils natürlichen, theils künſtlichen Wieſen, auf denen jährlich mehr als 30,000 Stück Rinder gemäſtet werden, dann aber die mit Wein bedeckten, vielfach auch mit Laubholz bewaldeten, ſchroffen Höhen, die faſt iſolirt vorſpringenden, kahlen Felſen. Freundliche Dörfer haben wir hier nicht zu ſuchen, aber jene kleinen Flecken, die „Bourgs“, mit den aus Stein roh aufgeführten Wohnungen, faſt ohne Fenſter und jeglichen freundlichen Schmuck, in enge Straßen gedrängt, umgeben von Obſtbäumen, die aber der ſüdlichen Ueppigkeit ganz entbehren, wie ſie in gleicher Breite an der Rhône und Saône den Süden laut verkünden. Um ſo bezeichnender iſt der Reichthum an den jene iſolirten Felſen allein einnehmenden oder eine kleine Stadt beherrſchenden Schlöſſern. Hier in der That tritt Einem das Bild der altfranzöſiſchen Seigneurs in jenen maſſenhaften, mit Ringmauern umgebenen, vom Donjon, dem dicken Feudalthurm, überragten Gebäuden, jenen von niedrigen Thürmen flankirten Thoren lebendig entgegen. Man begreift vollkommen, wie jene Schlöſſer, welche den Namen Fels (la Roche) erhielten, wie

Digitized by Google

Angoulême.

Digitized by Google

Digitized by Google

La Roche Chalais, La Roche Marenil, La Roche Foucauld, La Roche Chouart, La Roche Chaudry, La Roche Beaucourt, La Roche sur Yon, La Roche de Maine, La Roche Posay, La Rochefort u. a. auf kleiner Strecke ſich drängen; wie andere mit dem beſcheidenen Namen la motte (Hügel) ſich begnügen, wie endlich es der la tour auch nicht wenige auf derſelben Stelle giebt. Wenige derſelben ſind noch oder ſeit der Reſtauration wieder in den Händen ihrer alten Herren, aber ihre neuen Beſitzer haben oft raſch die Tradition, die an dieſen Mauern haftet, ſich zu eigen gemacht oder ihre eigene, an einer andern Stelle unterbrochene hier fortſetzt. Die drückenden Verhältniſſe der Landbevölkerung zu dieſen Herrenſitzen ſind längſt geſchwunden, aber noch lebt an vielen Punkten im Volke dort eine tiefgewurzelte Pietät und Ehrfurcht gegen jene reichen Beſitzer, in deren Weſen die ganze, die Umgebung beherrſchende Feinheit und Ueberlegenheit ariſtokratiſcher Bildung ſich erhalten

Die Ruinen der Abtei de la Couronne.

hat. Und es iſt merkwürdig, wie der heutige Franzoſe, der in jungen Jahren ſein Vermögen in raſtloſer Thätigkeit ſich erringt, doch immer von einem ſolchen Landbeſitz mit den äußeren, wohl erhaltenen Zeichen der Feudalzeit als dem Ziele ſeiner Wünſche träumt. Allerdings entſtehen wohl ſo bald keine Turenne, keine Taillebourg, keine La-Rochefoucauld, keine Mortemarts aus dem Pariſer oder Bordelaiſer Epicier.

Dies iſt nun freilich auch nicht nöthig. In unſeren Tagen iſt es unendlich wichtiger, daß die Beſitzer jener Schlöſſer der agrikulturellen und induſtriellen Hebung des Landes ihr Augenmerk widmen, und in dieſer Hinſicht darf ſich das Charente-Departement nicht beklagen. Daſſelbe hat in den letzten Jahren nach verſchiedenen Richtungen einen erheblichen Aufſchwung genommen. Sorgſam und energiſch beutet man aus, was der Boden bietet, Eiſen und Bauſtein, den Reichthum an Nüſſen und Trüffeln, welch letzteren wir an einer ſpäteren Stelle eine eingehendere Betrachtung widmen werden. Faſt ein Sechſtel des Departements iſt mit Rebenpflanzungen bedeckt, deren Ertrag ſich in guten Jahren auf zwei Mill. Hectoliter und mehr beläuft, wovon ein großer Theil in Branntwein umgewandelt wird. Liegt doch hier an der Charente das Städtchen Cognac,

Digitized by Google

weit weniger berühmt als Geburtsort Franz I., denn durch die Niederlage der ausgezeichneten Franzbranntweine, welche in der Umgegend destillirt werden. In Cognac selbst wird freilich am wenigsten von dem seinen Namen führenden Produkte erzeugt. Es existiren dort nur wenige Brennereien, während das Departement Charente deren eine große Anzahl besitzt, deren Produkte meistens durch die Vermittelung der Zwischenhändler in Cognac in den Verkehr gelangen, so daß dieser Ort in der That den Centralpunkt des Cognachandels bildet. Je nach der Herkunft des Cognacs unterscheidet man vier Qualitäten. Der edelste Cognac führt den Namen Fine Champagne, und zwar, weil er als Liqueurzusatz für die feinsten Champagnersorten Verwendung findet; den zweiten Rang nimmt die Marke Petite Champagne ein. Der Produktionsbezirk dieser ausgezeichnetsten Sorten ist auf einen sehr geringen Flächenraum beschränkt. In die dritte Klasse gehören die Borderies oder Fins Bois, zu deutsch: Feinholz. Diese Bezeichnung führen sie aus dem Grunde, weil die Destillate gern einem längeren Lager im Fasse vom vorzüglichsten Holze behufs eines harmonischen Ausbaues unterzogen werden. Die vierte Stufe endlich nehmen die Zweitholzsorten ein, wozu schon Lagerfässer geringerer Qualität verwendet werden. Dieses sind die vier Klassen jenes geistigen Getränkes, welche allein auf den Namen Cognac Anspruch erheben dürfen. Das eigentliche Produktionsgebiet derselben ist ein sehr kleines und die Frage sehr berechtigt, ob es möglich ist, auf einem so kleinen Flächenraume, wie ihn das Arrondissement von Cognac bietet, jene ungeheure Menge von Cognac zu erzeugen, die der Konsum der Welt nun einmal erfordert. Diese Frage beantwortet die Statistik mit einem erdrückenden Nein. Dazu kommt noch, daß die verheerenden Wirkungen der Reblaus, welche dem gesammten Weinbau Frankreichs so ungeheuren Schaden zufügt, auch für die Cognacfabrikation der Charente verhängnißvoll geworden sind. Die obere Charente hatte vor dem Erscheinen der Reblaus 117.205 ha ertragsfähiger Weinberge; hiervon sind gänzlich verwüstet: 16.696 ha; der Verwüstung nahe 39.178 ha, zusammen 54.869 ha. Also fast die Hälfte des früheren Bestandes ist als ertragsunfähig anzusehen. Ein ähnliches Bild zeigt die Charente inférieure. In dieser sind von 168.945 ha verwüstet 31.351 ha, der Verwüstung nahe 50.135 ha, zusammen 81.588 ha. Es ist nun Thatsache, daß trotz dieser Verheerungen und der durch dieselben verminderten Ertragsfähigkeit der Weinberge dieselbe Massenausfuhr von Cognac aus Frankreich stattfindet, wie in den glänzendsten Jahren vor den Phylopera-Verwüstungen. Dies ist nicht allein dadurch ermöglicht, daß auch die aus den Weinrückständen der Trestern gewonnenen Destillate, welchen man meist durch Färbung mit gebranntem Zucker das Aussehen bester echter Marken und alter Jahrgänge zu geben pflegt, als Primaqualitäten in den Handel gebracht werden, sondern daß man sogar künstliche Fabrikate, deren Bestandtheile mit dem Produkte des Weinstocks der Charente auch nicht die mindeste Verwandtschaft haben, unter echter Flagge segeln läßt. Wie der amerikanische Konsul zu La Rochelle seiner Regierung kürzlich meldete, hat die Herstellung von unverfälschtem Cognac aus Weißwein in Folge des Mißrathens der Weinernte so gut wie aufgehört und wird der große Theil des als Cognac verkauften Artikels aus Sprit erzeugt.

Wie durch das Angoumois, so ging auch durch Aunis und Saintonge stets der Weg bei den Invasionen, und immer war hier der Schauplatz der Kriege zwischen dem Norden und Süden des Landes. Hier wurden die blutigen Kämpfe zwischen den Engländern und Franzosen, und zwischen den katholischen und reformirten Einwohnern entschieden. Heute noch giebt es hier zahlreiche Kalvinisten unter den Bewohnern, welche wie das Land den Uebergang von den nördlichen zu den südlichen Franzosen bilden. Die ehemalige kleine Landschaft Aunis, in welcher ein guter Rothwein gebaut wird, im Norden von der Sèvre Niortaise begrenzt, nimmt den nördlichen Theil des Departements der Unteren Charente (Charente inférieure) ein und hat zum Mittelpunkte das schon im zehnten Jahrhundert gegründete, gegenwärtig Chefsitz des Departements, La Rochelle, welchem sein sicherer, bequemer, von Vauban befestigter Hafen dauernde Bedeutung gewährleistet. Im Vertrage von Bretigny wurde die Stadt den Engländern abgetreten, welche sich daselbst festsetzten, später ward sie von Karl V. wieder zurückerobert. Während der bürgerlichen und religiösen Wirren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts war La Rochelle der Mittelpunkt der hugenottischen Opposition. Im Jahre

Digitized by Google

La Rochelle.

Digitized by Google

1572 wurde sie acht Monate lang vergeblich vom Herzog von Anjou belagert; ein andermal ergab sie sich am 29. October 1628 erst nach dreizehnmonatlicher Belagerung dem Könige Ludwig XIII. Gegenwärtig ist La Rochelle ein Kriegsplatz erster Klasse. Die Stadt hat trotz vieler moderner Neubauten ihr alterthümliches Aussehen bewahrt; in mehreren Straßen erstrecken sich Hallen längs den Häusern, und viele interessante Gebäude datiren noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert und der Renaissancezeit. Prächtig ist der Schloßplatz, die Place d'Armes, einer der schönsten Plätze in Frankreich. Börse und Rathhaus, letzteres festungsartig und in gothischem Styl, sind ansehnlich, das Arsenal berühmt. Als Promenaden dienen die mit Ulmen bepflanzten Wälle, und außerhalb der Festung das Marsfeld sowie der „Mail", ein weiter Grasplatz von 600 m Länge. Seit 1827 bestehen auch höchst elegante Seebäder. La Rochelle ist aber nicht blos ein starker Kriegshafen, sondern auch ein lebhafter Handelsplatz für Branntwein, Wein, Salz, Austern, Fische, Cerealien, Bauholz und Steinkohlen. Die Leute von La Rochelle betreiben den Fischfang auf den Neufundlandbänken, zu Hause aber widmen sie sich industriellen Beschäftigungen, erzeugen Glas, Fayence, Steinkohlenbriquettes, renommirte Faßbinderwaaren, raffiniren Zucker, spinnen Hanf, Flachs und Lein, gießen Eisen und Kupfer, beschäftigen sich mit Schiffsbau und Schiffsausrüstung, präpariren Sardinen und dergleichen. Von der Stadt aus gewahrt man die nahe, blos durch den Pertuis Breton von der Vendée getrennte Insel Ré oder Rhé. Vor Riffen und Befestigungen umgeben, mit zahlreichen sicheren Häfen versehen, ist Ré 30 km lang und von 17,000 Menschen bewohnt, die meist vom Fischfange und der Zucht der Meeresthiere leben. Gegenüber, im Süden von La Rochelle, liegt die kleine, blos 129 ha große, ebenfalls von Fischern bewohnte Insel Aix, welche im Jahre 1400 noch mit dem Festlande verbunden war. Sie besitzt ein Fort nebst einem Leuchtthurm und die Schiffe warten dort gerne den günstigen Wind ab.

Die an Aunis südlich anschließende Landschaft Saintonge zwischen der Gironde im Süden und der Charente im Norden, welche rechts die Boutonne, links die Seugne aufnimmt, hat als Hauptstadt das ehemalige Mediolanum Santonum, heute Saintes, an der Charente, eine alte, schmutzige, unregelmäßig und finster gebaute Stadt von etwa 16,000 Einwohnern mit zahlreichen römischen Alterthümern. Noch sieht man dort die Reste eines hyllopisch gebauten Triumphbogens, die Ruinen eines Amphitheaters, fast so groß wie das von Nimes, eines Cirkus, Aquädukts u. s. w. Bemerkenswerth ist auch der schöne gothische Thurm der angeblich von Karl d. Gr. erbauten Peterskirche. Die Saintonge ist das Paradies Frankreichs, eines seiner reichsten Ackerbaudistrikte. Das liebliche Ländchen mit seiner zahlreichen, arbeitsamen Bevölkerung, mit seinen reichen fruchtbaren Thälern, lachenden Fluren und süßen Wohlgerüchen trägt den Namen la fleur de la France. Es giebt nichts Herrlicheres als diese sanftgewellte Gegend, über welche die Natur die ganze Fülle ihrer Reize in Berg und Thal, Wald und Bach, Blumen und Blüthen ausgegossen hat, und der Anbau ihrer fleißigen Bewohner, welche das Ganze in einen großen Garten umgeschaffen haben, erhöht die kunstlosen und doch so künstlerisch schönen Reize der Natur. Man baut Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf und Flachs, viel, aber nicht sehr geschätzten Wein und ganz vorzügliches Obst, bei welchem sich schon die Einflüsse eines milderen Himmels geltend machen. Da die Obstzucht einen sehr ansehnlichen Zweig der Landwirthschaft nicht blos in der Saintonge, sondern in den meisten Theilen Frankreichs bildet, so sei es verstattet, hier einen kurzen Gesammtüberblick der auf diesem Gebiete in Frankreich erzielten Leistungen einzuschalten.

Wohl in keinem Lande Europas steht der Obstbau durchweg auf so hoher Stufe als in Frankreich. Aber auch in keinem Lande wird dieser wichtigen Kultur größere Aufmerksamkeit zugewandt. Wie emsig ist man bemüht, nicht blos den Boden für Obstbaumanlagen, sondern auch die Wände der Wohn- und Wirthschaftsgebäude für Spalierobst zu verwerthen. Einen lieblichen Anblick gewähren diese die Wände der Häuser und sonstigen Gebäude einfassenden, wohlgepflegten und im Sommer mit vielen schönen Früchten behangenen Spaliere. Nirgends ist das Interesse für Formobstbäume so rege und ihre Kultur so beliebt als in Frankreich. Der rationelle Schnitt dieser Obstbäume ist weit verbreitet, so daß die Gartenbesitzer gemeiniglich auch selber im Stande sind, denselben auszuführen. Freilich kommt den Franzosen ihr Klima, das ausgezeichnet für den Obstbau und durchgehends milder ist als in Deutschland, zu Hülfe. Der Frühling stellt sich dort eher als bei uns ein. Freilich vor schädlichen Nachtfrösten werden auch sie nicht verschont. Aber mit welcher

Digitized by Google

Energie ſucht der emſige franzöſiſche Baumzüchter der Stärke des Klimas zu begegnen. Am leichteſten und einfachſten geſchieht es bei Spalieren. Man bringt etwa 30 cm über der Spitze der Spalierbäume 60 cm lange hölzerne Zapfen an, die etwa 1,5 m auseinander ſtehen. An dieſen befeſtigt man Leinwandlaken, die man, um ſie recht dauerhaft zu machen, in warmes Leinöl getaucht hat, und ſie in einem Winkel von etwa 45 Grad am Boden ſo befeſtigt, daß man bequem darunter noch gehen kann. So hat Licht und Luft zu den Bäumen Zutritt. Unter dieſem ſchirmenden Dache bleiben die Bäume, bis die Blütheperiode vorüber iſt.

Die Kirche Saint-Pierre in Saintes.

Desgleichen wählt man für Zwergobſt Schutzwehren. So weiß die Energie des franzöſiſchen Baumzüchters die ſchädlichen Wirkungen der auch bei ihnen ſtattfindenden Nachtfröſte zu beſiegen.

Kein Wunder, wenn in Frankreich, begünſtigt von mildem Klima, fruchtbarem Boden und rieſigem Fleiße der Bewohner, viel ſchönes Obſt gebaut wird. Ein ungemein lebhafter Handel wird im Innern Frankreichs mit friſchem Obſte getrieben. Die in den nördlichen Provinzen wachſenden Aepfel werden nach dem Süden geführt, wo namentlich Marſeille der Hauptort iſt. Von hier wird viel Obſt nach dem Orient verſchifft. Die Früchte der ſüdlichen Provinzen dagegen, beſonders der Provence und von Rouſſillon an dem Fuße der Pyrenäen, gehen wieder nach Norden, wo Paris und Lille die Hauptſtapelplätze ſind. Nach amtlichen

Digitized by Google

Mittheilungen soll Frankreich an Steinobst jährlich durchschnittlich für 17 Millionen Mark, an Kernobst für 52 Millionen, an anderem Obste für 6 Millionen Mark produciren.

Berühmt sind die Pfirsichkulturen zu Montreuil bei Paris. Ueber 400 Gärtner widmen sich hier der Zucht dieser werthvollen und edeln Frucht an Spalieren und fast tausend Morgen Landes werden dazu verwendet. Höchst lohnend und einträglich ist der Handel mit Pfirsichen. Aber auch mit welcher Sorgfalt wird von den Züchtern verfahren. Wie vorsichtig werden die zum Versenden bestimmten Früchte gepflückt. Schon vor der vollen Reife und zwar am Morgen früh und am Abend werden sie abgenommen. Die in ein Zimmer gebrachten Früchte werden sorgfältig abgebürstet, um sie ihres Flaums, ohne den sie versandt werden müssen, zu entledigen. Die das Bürsten besorgenden Leute verhüllen vorsichtig Mund und Hals mit einem Tuche, da die abfliegenden Flaumen Jucken und Brennen, sogar Entzündung hervorrufen. Dann werden die abgebürsteten Früchte in einem gut ventilirten Zimmer abgekühlt und darauf vorsichtig in Körbe oder Kisten verpackt. Unten auf den Boden der letzteren hat man zunächst eine Schicht gut gereinigten Mooses und darüber eine Lage Weinbeerblätter gelegt. Die Früchte liegen mit der Samenseite nach oben. Auf jede Schicht Pfirsiche kommt wieder eine Lage Rebenblätter. Die Durchschnittsernte soll sich auf 15 Millionen Stück belaufen und einen Werth von 8—900,000 Mark repräsentiren.

Großartig ist auch die Erdbeerzucht bei Paris, im mittleren Frankreich und vorzüglich bei den Städten Orleans und Angers an der Loire. Von der Größe dieser Anlagen hat man bei uns meistens keine Vorstellung. Hauptbedingung für diese Kulturen, die man fraisières nennt, ist guter und ebener Boden, so wie die Möglichkeit, denselben zu bewässern. Mit musterhaftem Fleiße werden dieselben bewirthschaftet. Mittelst des Pfluges werden die Beete alljährlich gelockert. Alle fünf bis sechs Jahre werden die Stöcke durch neue ersetzt. Ganze Beete sind mit Glasglocken für die Sämlinge bedeckt. In Orleans hat man in der Vorstadt St. Marceau Dutzende von Morgen mit Erdbeer-Plantagen bedeckt. Hier stellen sich die Händler ein, um die Früchte an Ort und Stelle einzukaufen und von hier zu versichicken. Man pflückt die Früchte des Morgens, nachdem der Thau abgetrocknet ist und vor dem Eintritt größerer Hitze. Wo die Erdbeerkulturen sehr umfassend sind, pflückt man die Früchte am Vorabend vor der Versendung und läßt sie des Nachts an einem kühlen, bedeckten Orte stehen.

Aus den Katharinen- und Agener Pflaumen werden die berühmten Prünellen durch Dörren hergestellt. Hunderte von Frauen sind Monate lang dabei beschäftigt, die Früchte auszulesen und zu dörren. In der Erntezeit wird Tag und Nacht gearbeitet. Viele Küfer und Fabriken haben zu thun, um Kisten und Fässer zur Versendung herzustellen. Mit welcher Umständlichkeit und Sorgfalt wird das Dörren betrieben. Eine Sortirmaschine theilt die Früchte in drei Sorten. Diese werden auf Hürden so lange der Sonne ausgesetzt, bis die Haut anfängt, einzuschrumpfen. Dann werden sie in einen mäßig heißen Backofen geschoben. Die Prünellen dürfen sich nicht so schnell schließen und ihre Oberfläche nicht verkrusten. Nachdem sie zwölf Stunden in diesem Ofen gewesen sind, werden sie herausgenommen, erkältet mit Alaunwasser benetzt und dann zum zweiten und endlich zum dritten Male in den immer mehr erhitzten Ofen eingeschlossen. Nun machen sie noch ein Bad in heißem Zuckerwasser durch und werden dann sorgfältig verpackt. Aber so umständlich und peinlich sorgfältig bei diesem Dörren verfahren wird, auf der letzten Pariser Weltausstellung hat es sich gezeigt, daß der kalifornische sogenannte Alden-Dörrapparat vorzüglichere Produkte liefert. Die Anlagen zur Zucht der zu Prünellen verwendeten Pflaumen haben sich seit zehn Jahren schon verdoppelt und die Produkte gehen in alle Erdtheile. Der Preis berechnet sich nach der Größe und Güte der Früchte. Früchte erster Qualität, von denen 50 Stück auf ein Kilo gehen, heißen Kaiserzwetschgen und kosten 5 Mark das Kilo. Im Jahre 1878 wurde die Sorte, von der 160 Früchte auf ein Kilo gehen, zu 80 Mark pro Centner und die geringere Sorte, von der 240 Stück auf ein Kilo gehen, etwa zur Hälfte dieses Preises verkauft.

Besonders wichtig ist in Frankreich auch die Obstwein-Bereitung. Im Jahre 1881 betrieben 75 Departements Traubenwein- und 55 Cider-Bereitung. Von ersteren wurden 34 Millionen Hektoliter, von letzteren 17 Millionen Hektoliter bereitet. Da die Durchschnittsernte von 1871 bis 1880 sich für die Ciderbereitung

Digitized by Google

nur auf 10 Millionen Hektoliter stellte, so ist zu ersehen, daß sich dieselbe bedeutend gehoben hat. So ist denn die Obstzucht, der Obsthandel und die Obstindustrie in Frankreich überaus bedeutend und mancher Hausbesitzer deckt blos durch den Ertrag seiner Wandspaliere den Betrag seiner Steuern.

Kehren wir nach dieser Abschweifung nach der Saintonge zurück, so stehen in grellem Widerspruch mit den geschilderten Paradiesesländschaften die öden Küstenflächen im Norden und Süden der Gironde, d. h. des Mündungstrichters der Garonne, welcher eine weite Strecke des Departements der unteren Charente umsäumt. Es sind schmale Ebenen, ohne Ortschaften und Kultur, nur Sand, so weit das Auge reicht, durchbrochen von magerem Heideland, von wüsten Mooren und Brüchen. Man hat schon lange versucht, diese Moräste auszutrocknen, bisher aber ohne Erfolg. Viele Kanäle leiten die träge fließenden, trüben Gewässer der Sümpfe ins Meer, dennoch haben diese nicht aufgehört, allem Anbau unüberwindliche Hindernisse entgegenzusetzen. Wenn aber die Sonne hier ihre heißen Strahlen herabsendet, dann entwickeln sich pestartige Miasmen aus diesen fürchterlichen Sümpfen. Die künstlich angelegten Kanäle trocknen aus, das Brackwasser der Moräste, eine Mischung von süßem und salzigem, beginnt zu gähren, und Tausende von Fischen finden ihren Tod darin. Mitten in diesem Morraste liegt am rechten Ufer der Charente das freundliche Rochefort-sur-Mer, dessen erst in neuerer Zeit erfolgte Anlage unermeßliche Kosten verursacht hat. Rochefort ist nämlich eine Festung ersten Ranges, eine der fünf Flottenstationen Frankreichs und einer der größten Kriegshäfen der Republik. 2 km lang und tief genug, um die größten Schiffe während der Ebbe zu bergen. Große Werfte, Magazine, Bassins zum Repariren, eine 380 m lange Seilerei sind hier angebracht. Auch giebt es in Rochefort ein Arsenal mit 10,000 Arbeitern, eine Kanonengießerei und ein Marinehospital, welches, obwohl schon 1788 erbaut, doch an Pracht jenem von Plymouth nicht nachsteht und 500 eiserne Bettstellen zählt. Stadt und Hafen werden von zahlreichen Forts vertheidigt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und hat gerade und breite Straßen, die mit Bäumen bepflanzt sind. Im Mittelpunkte derselben liegt die Place d'Armes oder Place Colbert, gleichfalls mit Ulmenalleen besetzt und mit einer monumentalen Fontäne geschmückt. Vom August bis Oktober ist der Aufenthalt in Rochefort ungesund, denn rings ist die „Felsenweste" von jenen gefährlichen Niederungen umgeben, welche sie, wie ein verderbenspriihender Drache ein Zauberschloß, hüten.

Dennoch haben die Moräste ihren Nutzen. In Esnandes, 7 km von La Rochelle entfernt, an der Bai von Aiguillon, hat man weite Morastflächen in fruchtbare Industriefelder umgewandelt, welche Behäbigkeit und Wohlstand schaffen — durch systematische Muschelzüchterei. Man kultivirt dort die in Frankreich vielgegessene Miesmuschel (la moule). Der Hafen von Esnandes hat eine sehr große Aehnlichkeit mit allen andern Fischerdörfern und die Fischerleute mit allem andern Fischervolk. So wie man in den Ort eintritt, fühlt man, daß er den gewöhnlichen alten und fischartigen Geruch hat, und sieht man, wie allerwärts die kleinen Buben in Beinkleidern, die für ihren raschen Wuchs um vieles zu kurz sind. Ist man eine kurze Strecke die eine Straße des Dorfes hinabgelangt, so bemerkt man überall rechts und links die unveränderlichen Muschelhaufen, die alten abgenutzten Fischkörbe und die verschiedenen anderen Insignien des Handelsverkehrs der Leute. Die Fischerhärden (bouchots) oder vielmehr das Depot der Bouchotiers ist etwa 400 m vom Dorfe entfernt. Die Züchtereiarbeit in Aiguillon wird sehr systematisch betrieben; sie besteht darin, daß an starken Pfosten ein Netz mit dem aufgefangenen Laich der edbaren Muschel über dem Schlamme aufgespannt wird. Die Muscheln wachsen sehr rasch und haben, wenn reif, einen viel feineren Geschmack, als die schlammgewachsenen Bivalven, von denen der Laich geschwommen hat. Die Züchterei umfaßt einen Bodenraum von 8 qkm und die Sorgfalt des Züchters geht dahin, daß die Muscheln das ganze Jahr genießbar bleiben. In den Monaten zwischen Juli und Januar geht aber die große Ernte vor sich und wird das Hauptgeschäft gemacht. Aus dem trüben Wasser der Moräste wird aber auch Salz gewonnen, denn die heiße Sonnenglut im Sommer befördert die Krystallisation der darin enthaltenen Salztheile, und dieses so gewonnene Salz ist ein vortreffliches, besonders von den Engländern gesuchtes. Wo aber die Glut nicht hinreicht, sämmtliches Wasser zu verdunsten, da werden, wie in der Gegend der reichen und gutgebauten, aber in schrecklicher Luft

Digitized by Google

gelegenen Handelsſtadt Marennes, nördlich von der Mündung des Seudre oder Xeudre, welcher mit der Gironde ziemlich parallel fließt, noch mehr in dem Marennes gegenüberliegenden La Tremblade, die an dem davor liegenden Eilande Oléron, der beträchtlichſten der Aunisinſeln, gefiſchten Auſtern in den kleinen Lachen aufbewahrt, wodurch ſie einen außerordentlichen Wohlgeſchmack erhalten, weshalb ſie, die Auſtern von Marennes, ſchon bei den Römern berühmt, auch heute noch von Feinſchmeckern in Paris und Bordeaux allen anderen vorgezogen werden. Eigenthümlich iſt die grüne Farbe, welche die Auſtern dort annehmen und die ihren Sitz im Mantel, den Kiemen, dem Darm und der Leber hat, indeſſen auf den Geſchmack keinen Einfluß ausübt, obwohl die grünen Auſtern beſonders geſchätzt ſind. Die Auſtern finden ſich ſehr zahlreich an den franzöſiſchen Küſten, und wiederholt bot ſich ſchon in dieſem Buche Gelegenheit ihrer zu erwähnen, ſowohl im Aermelkanal

Das Marine-Hospital in Rochefort.

als auch im Atlantiſchen Ocean. Paris hat aber einen ungeheuren Schlund und ſtarke Magenſäfte. Nicht weniger als 75 Millionen Auſtern verſchwinden dort jährlich auf Nimmerwiederſehen. Aber alle guten Dinge haben ein Ende, und die Auſternbänke an den Küſten Frankreichs waren um das Jahr 1858 ſo erſchöpft, daß, wenn die Kunſt nicht nachhalf, die Auſtern bald zu den Dingen gehören mußten, von denen die Großeltern ihren Enkeln erzählen würden. Man wußte längſt, daß das Züchten der Auſtern mit dem Schleppnetz die Bänke zerſtöre, aber man hatte nicht Verſtändigeres erſonnen. Da fiel nun in dieſe trüben Zeiten ein Lichtſtrahl, als ein Wundermann, Herr Coſte, verſprach, nicht blos Auſtern zu mäſten, was man längſt gekonnt hatte, ſondern auch Auſtern zu züchten, was bisher nur die Anwohner am See Fuſaro bei Neapel, dort aber ſchon ſeit undenklichen Zeiten, gekannt hatten, denn die Auſtern des Lucriner Sees, wie er damals hieß, waren ſchon bei den Römern geſchätzt und berühmt. Zur nämlichen Zeit, im März 1858, begründete ein alter Soldat, Namens Boeuf, die künſtliche Auſternzucht auf der Inſel Ré durch Anlegung eines kleinen Auſterngartens.

Die Auſter iſt weder Vater noch Mutter, ſondern Vater und Mutter, ein Ehepaar im Singular.

Digitized by Google

welches alljährlich 1—2 Millionen junger Wesen auf die Welt setzt. Würden nicht von jeder Million 999,999 zu Grunde gehen, so müßte schon längst der Ocean in eine Austernwelt verwandelt worden sein. Die junge Auster findet aber viele Feinschmecker im Salzwasser: Weichthiere, Krebse und Polypen, ja die Mondbohrmuschel und eine andere Schnecke bohren durch das Kalkgehäuse hindurch und schlürfen mittelst einer Röhre den Fleischsaft der Auster aus. Außerdem giebt es noch ein Thier, welches die französischen Küstenbewohner „Maërle" nennen, ein Ausdruck, welchen jedoch das Wörterbuch der Akademie nicht kennt. Doch muß nach der Beschreibung das Geschöpf ein Mollusk sein, welches sich außerordentlich rasch verbreitet und die mächtigsten Austernbänke verheert. Was alle diese Austernliebhaber von den 999,999 Stück in der Million übrig lassen, vertilgt der Homo sapiens des Linné. Die aufgezählten Mörder der jungen Austernbrut richten im Grunde aber nur wenig Schaden an im Vergleich mit dem Hauptzerstörer des Austernlaiches, mit dem Schlamme, welcher die jungen Geschöpfe erstickt. Vor diesem Untergang kann der menschliche Fleiß sie retten durch die künstliche Zucht. Es versteht sich von selbst, daß nur in den Watten, d. h. dem Küstensaume, der von der Flut bedeckt wird, zur Ebbezeit aber entblößt liegt, Austern gezüchtet werden können, und der Triumph besteht darin, die Austern zu zwingen, auf solchen Plätzen zu wachsen, welche die Natur zu keinem solchen Zwecke bestimmt hatte. Die französische Regierung legte nun unter Herrn Coste's Leitung in den Buchten von Saint-Brieuc in der nördlichen Bretagne und von Arcachon im Gironde-Departement Austernzüchtereien an, ertheilte auch an vielen anderen Orten Concessionen zu solchen. Von diesen Unternehmungen sind viele geschieitert, andere dagegen, namentlich auf der Insel Ré, zu einer riesenhaften Industrie gediehen. Die dort angelegten, über 60 qkm großen Austernparks können jährlich 300 Millionen Austern liefern. So weit das Auge reicht, liegt längs der Vorderküste der Insel eine lange Reihe von Austernbänken; Austern in allen Stufen des Wachsthums enthaltend, von der Größe eines kleinen Samenkorns bis zum reifen, für den folgenden Wintermarkt bereiten Thiere.

Was nun die Austernzucht betrifft, so muß man genau wie bei der Viehzucht die Erzeugung von Jungvieh und von Mastvieh unterscheiden. Das Verfahren der „Stallfütterung" ist bei den Austern längst schon angewendet worden. Was wir als Ostender Austern verzehren, sind keineswegs belgische Muscheln, sondern sie kommen aus England und erhalten nur als Pensionäre in den Ostender Erziehungsanstalten ihre höhere Ausbildung. Man nennt diese Anstalten Parks, in Marennes und auf Ré aber „Claires". Diese Parks und Claires sind sehr primitiv; man schafft sie, indem man die Steine am Küstenrande sammelt, und sind diese alle aufgebraucht, so verschafft man sich die weiter benöthigten durch Sprengen der anstoßenden Klippen. Die erste Bedingung für das Wachsthum des Thieres ist, daß es einen Haltplatz hat. Bretter mit aufgehobelten Spähnen, die unter Wasser an Pfosten befestigt werden, Apparate aus Dachziegeln und noch einfachere Faschinen oder Reisbüschel, die an einem Stein festgebunden oder versenkt werden, genügen vollständig, um den Laich aufzufangen und ihm einen Haltplatz zu bieten. Dort läßt man die jungen Austern sitzen, bis sie die Größe eines Frankenstücks erreicht haben, worauf sie einem Fütterungspark abgeliefert werden. Diese einzelnen Teiche sind 2—3000 qm groß, das Wasser steht in ihnen 30—50 cm hoch. Man bringt die besonders an den Küsten der Bretagne gesichteten jungen Austern im Herbst in die Claires, in welchen sie die größte Vollkommenheit nicht vor drei bis vier Jahren erreichen. In den Mastteichen auf Ré, wo sie auf Mergelboden ruhen, ist ihr Wachsthum jedoch ein so ungemein rasches, daß sie zur vollen Reife nicht über dreißig Monate brauchen. Man bilde sich jedoch nicht ein, daß die Austern dort sich selbst überlassen werden können. Sie wollen vielmehr gegen allzugroße Kälte wie gegen allzugroße Hitze geschützt werden, vor allen Dingen aber darf der Boden nicht verschlammen. Zeitweise müssen daher die Austern aus einer Claire in die andere wandern, damit man ihren „Stall" in der Zwischenzeit ausputzen kann. Sie verlangen überhaupt eine unablässige Pflege, wie sie ihnen von den Bauern auf Ré zu Theil wird. Die ganze Austernindustrie wird dort gleichwohl auf die einfachste Weise betrieben. Die Männer, Weiber und Kinder, denen die Parks gehören, verrichten alle Arbeit, die ganz verschieden ist von der englischen Betriebsart in Whitstable, indem weder Boote noch Schleppnetze für die Bearbeitung der Bänke erforderlich sind, weil sie, bei niederem Wasser zugänglich, mit der Hand bearbeitet werden können. Wenn die Bänke zugänglich werden, gewährt es ein wahres

Digitized by Google

Vergnügen, alle Welt thätig zu ſehen — Mann und Weib und Kinder, ſelbſt die jüngſten, helfen, ordnen die Bänke, drehen die ſteinernen Laichaufnehmer um, vertheilen die Brut, wo ſie zu dicht angehäuft iſt, oder verſetzen Auſtern aus den Parke, in welchen ſie gewachſen, in die Mergel-Claires, in denen ſie für den Markt gemäſtet werden. Die meiſten Perſonen, die einen Auſterngrund erhalten haben, betreiben auch irgend eine andere Beſchäftigung auf dem Lande, was ſie leicht thun können, da ſie auf jedem Auſterngrund nicht mehr als eine oder zwei Stunden täglich zu arbeiten brauchen. Der Gewinn, den dieſe kleinen Züchtereien abwerfen, iſt dennoch überraſchend. Im Jahre 1880 verkaufte man in Frankreich 195 Millionen Auſtern aus 4260 Zuchtparken. Auch die Inſel Oléron, ſüdlich von Ré und vom Pertuis d'Antioche, nördlich vom gefährlichen Pertuis de Maumuſſon, beſitzt ſolche, obgleich ſie hauptſächlich durch ihre Wein- und Salzproduktion wichtig

Royan.

iſt. Die Inſel, welche nebſt mehreren Flecken drei Städte und eine Geſammtbevölkerung von 18,500 meiſt reformierten Einwohnern beſitzt, iſt 30 km lang und 4—10 km breit. Im Allgemeinen haben die Auſternzüchtereien in Frankreich wie auch anderwärts doch nicht den auf ſie geſetzten Hoffnungen ſo völlig entſprochen, und gar manche Parke ſind wieder aufgegeben worden. Auch in Arcachon fürchtet man neuerdings die Concurrenz der allerdings nicht ſo feinen portugieſiſchen Auſter, welche ſich an der Mündung der Gironde von ſelbſt angeſiedelt hat und ſchon 1880 in Anzahl von 40 Millionen ausgeführt wurde.

Die breite Mündung der Gironde iſt eine der bedenklichſten Meeresſtellen, am gefahrvollſten die Küſte bei dem kleinen Städtchen Royan am rechten Ufer des Stromes. Hier toſt die Brandung täglich ſchonungslos an das Land, von dem ſie alljährlich ein Stück abnagt. Der Südweſtwind führt oft Wolken Sandes in die Straßen von Royan hinauf und ſchleudert ſie gegen die Mauern und Thüren der Häuſer, bisweilen mit ſolcher Gewalt, daß ſie einſtürzen. Zwiſchen den zahlreichen größeren und kleineren Sandbänken, die hier zerſtreut umher liegen, toben wilde Meeresſtrudel, deren mächtige kreisförmige Bewegung die Schiffe, welche

Digitized by Google

in die Gironde einlaufen, in die äußerſte Gefahr bringt. Am verderblichſten iſt der Strudel von Mannuſſon. Weithin vernehmbar iſt das Gebrüll der Wogen, welche hier, von unſichtbaren Mächten getrieben, bald ſich zu Bergen aufthürmen, von deren Spitzen der Schaum weit umherſpritzt, bald ſich zu Thälern vertiefen, die Alles, was in ihren Bereich kommt, in ihren keſſelförmigen Schlund hinunterwirbeln, zertrümmern und verſchlingen. Je toller der Wind ſauſt, deſto heftiger tobt die Brandung, aber niemals, auch beim leiſeſten Windhauche nicht, ruht ſie gänzlich. Eine Zufluchtsſtätte für Schiffe, die hier vom Sturm überholt werden, findet ſich nirgends. Der Hafen von Royan iſt zu klein und in zu großer Nähe der Klippen, als daß größere Fahrzeuge dort einen geſicherten Ankerplatz finden könnten. Auch zeugen an dieſer Stelle die über den Wellen hervorragenden Maſtſpitzen verſunkener Schiffe nur zu deutlich von der reichen Beute, welche das Meer zu machen weiß.

Digitized by Google

Süd-Frankreich.

Die Franzosen in Nord und Süd.

Von den vorangehenden drei großen Abschnitten dieses Buches haben wir den Norden, Osten und Westen Frankreichs kennen gelernt und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß weniger vielleicht in der Physiognomie des Landes als, figürlich gesprochen, in jener der Bewohner weit tiefere Unterschiede zwischen den einzelnen Provinzen vorhanden sind, als der Nichtfranzose auf den ersten Augenschein hin anzunehmen geneigt sein möchte. Wiederholt wurde daher auch auf die verschiedene ethnische Zusammensetzung des französischen Volkes hingewiesen. Indem wir uns nunmehr den südlichen Gebieten der Republik zuwenden — fast hätten wir gesagt des Reiches, denn mehr denn irgend ein anderer Staat macht Frankreich den Eindruck eines abgerundeten einheitlichen Reiches — begegnen wir einer neuen Spielart von Menschen, welche in mannigfacher Hinsicht in noch schneidenderem Gegensatz zu den übrigen steht, als jede andere, und daher zu eingehender Erörterung auffordert. Zugleich ist aber hier auch der passendste Ort, einen zusammenfassenden Gesammtblick auf das Franzosenthum im Großen und Ganzen mit seinen geschichtlichen und nationalen Eigenthümlichkeiten zu werfen. Der detaillirten Schilderung des mittäglichen Frankreichs seien daher die nachstehenden Betrachtungen vorangesendet.

Das an verschiedenen Stellen dieses Buches über die Ethnologie Frankreichs Bemerkte rekapitulirend, finden wir germanische Blamen im Norden, Bretonen oder Bereyards in der Bretagne, keltisch-germanische Mischlinge in der Mitte des Landes, Basken an den westlichen Pyrenäen, Provençalen im Süden, also fünf keineswegs homogene Völkergruppen. In den bisher betrachteten Landestheilen hatten wir es fast ausschließlich mit den drei erstgenannten dieser Stämme zu thun. Basken und Provençalen werden uns in den dem Süden gewidmeten Abschnitten näher beschäftigen. Was aber schon hier betont werden muß, ist daß in Frankreich nicht blos verschiedene Völker, sondern auch *zwei ganz verschiedene Rassen* nebeneinander vorhanden sind. Paul Broca hat schon nachgewiesen, daß die eine derselben sich nördlich von der Seine ausbreitet, die andere südlich der Loire wohnt, während die zwischenliegenden Landschaften von einer gemischten Bevölkerung besiedelt sind. Die Südrasse ist von verhältnißmäßig kleiner Statur, hat dunkle Augen und Haare nebst rundem Kopf; sie bewohnt drei Fünftel der Bodenfläche und beläuft sich auf nahezu 19 Millionen Menschen. Die Rasse des Nordens, hochgewachsen, mit lichten Augen, blonden Haaren und länglichem Kopfe, beziffert sich nur auf 9 Millionen und hat etwa ein Viertheil des Landes inne. Wir wissen schon, daß diese Nordfranzosen ursprünglich Kelten waren, die sich mit eindringenden germanischen Stämmen vermischten. Wenngleich das reine Keltenthum, wie wir sahen, nur in sehr beschränkten Distrikten, in der Nieder-Bretagne, sich erhalten hat, so haben doch unläugbar diese keltischen Ahnen dem Nordfranzosen der Gegenwart einen sehr ansehnlichen Theil keltischen Wesens als Erbe hinterlassen, während in somatischer Hinsicht der germanische Typus der Blamen im Nordosten, der skandinavischen Normannen in der Normandie, der Sachsen an verschiedenen Küstenpunkten den Sieg davontrug. Ist es doch eine auch anderwärts häufig wiederkehrende Eigenthümlichkeit der Germanen, nach vielen Jahrhunderten noch leiblich unterscheidbar zu sein von ihrer stammfremden Umgebung, in welcher sie sonst in Gemüth, Charakter und Sinnesart völlig aufgegangen sind. Konnte eine solche Verschmelzung sogar zwischen Germanen und Berbern in Nordafrika Platz greifen, wo heute noch rothhaarige, lichtäugige

Digitized by Google

Kabylen die einstige Ansässenheit von Germanen, der Vandalen, auf afrikanischer Erde verrathen, um wie viel mehr erst zwischen Germanen und Kelten, welche, wenn auch verschiedene, doch immerhin Glieder einer und derselben Rasse, der arischen, waren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kelten der ältere Stock der französischen Arier waren; aber sie hatten bei ihrer Ankunft auf dem Boden Frankreichs eine bereits dort angesiedelte, noch ältere Bevölkerung vorgefunden, welche der verdiente Ethnologe Roget de Belloguet Ligurer (von Ligeris, Loire) nennen zu dürfen glaubt. Doch liegt wenig an dem Namen. Durchschlagend und entscheidend bleibt die Existenz einer vor- und nichtarischen Rasse, welche ursprünglich die große Mehrheit der Bevölkerung in Frankreich ausmachte und auf welche zweifelsohne die starke Beimischung dunkelfarbiger Elemente der im Besten ansässigen Bevölkerung zu beziehen ist. Diese Elemente, in denen die blonde arische Rasse der keltischen Eroberer so verändert erscheint sind aller Wahrscheinlichkeit nach keltisirte Ligurer und bilden den Uebergang zu dem Volke Südfrankreichs, wo die nichtarischen Bestandtheile auch jetzt noch in gewissem Sinne überwiegen. Inmitten dieser Uebergangsbevölkerung, zu der wir beispielsweise auch die Leute der Saintonge rechneten, stößt man auf einzelne Gruppen, in denen der vorarische Typus selbst heute noch lebendig ist. So z. B. sind die Leute am Puy de Dôme nach den Mittheilungen des Dr. A. Roujon sehr dunkelfarbig, brachykephal oder mesokephal. Das Gesicht ist groß, viereckig, platt, die Nase groß und aufgeworfen, die Zähne prognath, die Haut braun, beinahe niemals rosig; die Haare schwarz oder kastanienbraun, die Augen gewöhnlich braun. Außerordentlich stark ist die Behaarung bei vielen Frauen entwickelt; Bart und Schnurrbart sind so stark, daß dieselben sich mehrere Male in der Woche rasiren müssen. Der Schnurrbart zeigt sich schon mit zwölf oder vierzehn Jahren. Die Leute sind plump, mittelgroß und haben unter sich viel Kropfige, Verwachsene und Kretins. Sie sind wenig intelligent, dem Fortschritte abhold, von abstoßender Unsauberkeit. Wie die Eskimo lassen sie in ihren Wohnungen sich alle möglichen organischen Abfälle anhäufen; sie machen sich nichts aus Ungeziefer und man sieht sogar, daß Männer wie Frauen, wenn kein Wasser da ist, Harn in ihre Hände lassen, um sich zu waschen. Was Bäder sind, wissen sie nicht; der Schmutz setzt sich bei ihnen auf Armen und Beinen in dicken Krusten an. Diese Bevölkerung verschwindet übrigens im arischen Typus durch Vermischung mit diesem. Im Mittelalter war sie noch zahlreich; in hundert Jahren werden wohl nur noch geringe Spuren von ihr da sein. In den Gebirgsschluchten und den hochgelegenen Weilern ist sie noch am zahlreichsten. Spuren derselben finden sich in ganz Frankreich. Im Süden von Frankreich, wo in der geschichtlichen Urzeit die iberischen Stämme der Aquitanier ansässig waren, nimmt das vorarische Volksthum an Intensität entschieden zu, aber auch dort ist basselbe nur ausnahmsweise unvermischt, so daß es auf Uebertreibung beruht, zu sagen, drei Fünftheile von Frankreich seien noch in der Gegenwart von einer vorarischen Rasse besetzt. Sogar die Basken, sprachlich zweifelsohne ein unverfälschter, vorarischer Rest, sind, wie wir seiner Zeit zeigen werden, ethnisch eine schon gemischte Rasse. Ihr Name ist abzuleiten von den Vascones, einem iberischen Volke, welches gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in die Landschaft zwischen Pyrenäen und Adour einrückte. Ursprünglich im heutigen Guipuscoa und Navarra sitzend, wichen sie dem westgothischen Andrange. Im Jahre 581 griffen die Vasconen weiter aus nach Norden, drangen über den Adour, warfen die Franken und ließen sich von Dietrich II. das Land zwischen Pyrenäen und Adour abtreten, das nun Vasconia, Baskenland hieß. Der Name Vasconia, fortlebend in Gascogne, hat sein eigenes Schicksal gehabt; er dehnte sich weit über sein ursprüngliches Gebiet aus und wurde dem ganzen Lande zwischen Garonne und Pyrenäen gegeben. Der hier herrschende romanische Dialekt empfing den Namen des gascognischen, während die etymologisch gleiche Bezeichnung „baskisch“ an dem Striche zwischen Adour und Pyrenäen haften blieb.

Wie man sieht, kamen diese Basken nach Frankreich erst in nachrömischer Zeit. Sie blieben also von der Romanisirung unberührt, welche bekanntlich sich fast über das ganze übrige Frankreich erstreckte. Bei den Kelten im Norden wie bei den Ligurern im Süden wich das nationale Idiom verhältnißmäßig rasch dem Romanischen. Aquitanien, wie man ursprünglich das südwestliche Gallien nannte, hatte zwar Iberer, also Nichtarier, zu ältesten Bewohnern, unter denen sich jedoch später auch keltische Stämme niederließen, und erscheint in römischer Zeit als vollständig romanisirt. Selbst später, als das Land unter fränkische Herrschaft

Digitized by Google

gerieth, blieb die Bevölkerung romanisch. Das Land der Ligurer, die noch in historischer Zeit von der Rhônemündung dem Meere entlang bis nach Genua saßen, dereinst gewiß aber sich tief ins Innere Galliens erstreckten, kam gar von allen zuerst mit den Römern in Berührung, welche es als Gallia Narbonensis zur römischen Provinz erhoben. Gerade dort ging die Romanisirung am frühesten vor sich. So ward denn der Grundcharakter des Volkes in fast ganz Gallien ein keltisch-römischer, und dieser konnte seither auch nicht wieder verwischt worden. Die sprachlichen Modifikationen, welche durch später beigesellte fremde Elemente herbeigeführt wurden, waren ungemein gering. Gerade in dem nichtarischen Ligurerthum ging nach seiner Romanisirung ans dem nach der Provincia romana verpflanzten Volkskatein ein eigener Zweig des romanischen Sprachstammes, das Provençalische, hervor und wurde im Mittelalter innerhalb einer Linie gesprochen, die Périgord, Limousin, Auvergne, Dauphiné, Genf, Lausanne und wohl auch Wallis, Valencia, die Balearen und Katalonien umschließt, aber nicht überall bis an die Pyrenäen reicht. Die französischen Hauptmundarten bildeten sich auch aus ohne Rücksicht auf die alten Völkergrenzen, denn weder die Grenzen der Gallia belgica noch celtica sind heute in der Grenze zwischen Nord- und Südfranzösisch wiederzufinden. Diese beiden Hauptmundarten Langue d'oc und Langue d'oil werden seit alter Zeit in Frankreich unterschieden, das durch ihre Grenzlinie in zwei Hälften zerfällt, ähnlich wie Deutschland in das ober- und niederdeutsche Sprachgebiet, aber nur annähernd fallen dieselben in ihren Hauptzügen mit den Begrenzungen zusammen, welche man den beiden Hauptgruppen der Bevölkerung, der arischen und ligurischen, anweist. Die beiden Namen Langue d'oc und Langue d'oil verdanken ihre Entstehung dem in den beiden Landstrichen üblichen Ausdrucke der Bejahung: oc, vom lateinischen hoc; oil (jetzt oui) vom lateinischen hoc illud. Langue d'oc, das Südfranzösische, ist auch als Provençalisch, Troubadoursprache, Occitanisch u. s. w. bekannt; es sank in ähnlicher Weise zur bloßen Mundart herab, wie in Deutschland das Niederdeutsche. Denn als das staatliche Uebergewicht des nördlichen Frankreichs im Anfange der neueren Zeit begründet wurde, trat auch naturgemäß das Uebergewicht der nordfranzösischen Mundarten ein, aus denen sich die Gesammtsprache herausbildete, die nun schlechthin „französisch" genannt wurde. Was nun die bisherige Begrenzung dieser beiden Mundarten anbetrifft, so verläuft dieselbe nach den von Ch. de Tourtoulon und O. Bringuier gewonnenen Resultaten in ihrem westlichen Theile folgendermaßen: Le Verdou an der Pointe de Grave (Girondemündung) bleibt der Oilsprache; von hier ab bildet bis Blaye die Gironde die Grenze, während Bourg-sur-Gironde an der Dordognemündung zur Ocsprache gehört. In südöstlicher Richtung geht die Sprachgrenze auf die Mündung der Isle in die Dordogne, so daß Fronsac und Libourne beim Oc bleiben. In einem Bogen Lussac berührend, geht sie nach Nordnordost auf St. Aulaye an der Dronne, nördlich auf Angoulême zu, wendet sich bei Mansle an der Charente nach Nordwest und überschreitet südlich von l'Isle Jourdain die Vienne. Nun geht sie in fast östlicher Richtung durch den äußersten südöstlichen Theil des Vienne-Departements und den südlichen Theil des Indre-Departements, so daß St. Benoit der Ocsprache bleibt. Bei Eguzon überschreitet sie die Creuse und wendet sich direkt auf Aigurande. Südlich von der eben bezeichneten Sprachgrenze liegt noch eine zur nördlichen, Oil-Mundart gehörige kleine Sprachinsel südöstlich von Bordeaux, die sogenannte Gavacherie, welche sich zwischen den Arrondissements von Libourne, Réole und Marmande, an den Ufern des Dropt, eines rechten Nebenflusses der Garonne, hinstreckt. Hauptort der Gavacherie ist Montségur. Dieser Landstrich wurde im sechzehnten Jahrhundert unter Henri d'Albret mit Einwanderern aus Poitou, Angumois und der Saintonge besetzt, da er 1523—1525 durch die Pest fast völlig menschenleer geworden war. Diese historische Nachricht bestätigt die Tradition und die Sprache, denn in Taillecavat, einem Orte der Gavacherie, sagt man z. B. j'avions vu, j'avions fait. Uebrigens mischt sich bereits der gascognische Dialekt hier dem saintongischen bei, und es ist ein Gemisch der Oil- und Ocsprache entstanden, das le Maro heißt. Darnach bezeichnet man die Einwohner der Gavacherie auch als „Marotins".

Geht nun aus dem Gesagten zur Genüge hervor, daß von Alters in Frankreich eine ausgiebige Romanisirung stattgefunden hat, welche die ethnischen Unterschiede vielfach nivellirte, so läßt sich doch andererseits nicht in Abrede stellen, daß gerade so wie im Norden das keltische Wesen auf die späteren Franzosen sich fortgepflanzt hat, auch im Süden das nichtarische Element, heiße man es nun Ligurerthum oder anders, sich

Digitized by Google

in den dermaligen Landeskindern noch deutlich bemerkbar macht. Frankreich hat trotz seiner scheinbaren Uniformität, welche zum Theile auch ein Ergebniß seiner straffen Centralisation ist, doch niemals eine wirkliche nationale Einheit besessen. Zweifellos bleibt auch, daß zu allen Zeiten ein Gegensatz zwischen Kelten und Ligurern bestanden hat. Auch dann, wenn er unter gewissen Verhältnissen zu erlöschen schien, schlummerte er nur und trat bald darauf mit erneuerter Schärfe hervor. Bekannt ist, wie hartnäckig die Südprovinzen sich gegen eine Einverleibung in Nordfrankreich gewehrt haben. Der Krieg gegen die Albigenser ist nur ein Akt in dem langen und großen Drama. Mehr als einmal hat ein mächtiger Dynast den Plan verfolgt, das Languedoc zu einem unabhängigen Königreiche zu erheben. Dahin trachtete z. B. auch Bischof Bernhard de Saisset im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; er wußte wohl, daß die Bevölkerung des Südens günstig für seine Pläne gestimmt war, und diese Südländer haben allezeit die französische Sprache als eine Familie betrachtet, welche die Niederlage der romanischen, durch die Dichtung der Troubadours verherrlichten Sprache besiegelte. Unterdrückt in ihrem Aufschwung und ihrer Entwickelung blieb sie eine bloße Masse von Dialekten, ins Volk verbannt, die Sprache des Ackerbauers, des Handwerkers, des Taglöhners, und doch hat sie sich selbst in dieser gedrückten Stellung nicht minder ihre Ueberlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert bewahrt. Jeder Dialekt hat seinen Dichter gehabt, in der Provence war es Nic. Saboly mit seinen naiven weitverbreiteten Noëls provençaux, in Languedoc im siebzehnten Jahrhundert Goudouli, der auf den Tod Heinrichs IV. Verse machte, denen Malherbe nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hatte. Im achtzehnten Jahrhundert trat in Bearn Despourrins auf, der zierliche und pikante Pyrenäendichter. Diese Sprache mit ihrer Vergangenheit und der Armuth ihrer ersten Entwickelung hat, obwohl sie in ihrer Blüthe als literarisches Idiom unterging, einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt. Sie hat etwas von ihrem Glanze den neueren Poesien mitgetheilt, und noch im sechzehnten Jahrhundert hat Montaigne in seine vielfarbige kräftige Prosa manche ihrer kräftigsten Ausdrücke aufgenommen, obgleich sie damals schon nur die Sprache des unteren Volkes war. Es wäre auch ein Irrthum, zu glauben, daß eine Verschmelzung des Südens mit dem übrigen Frankreich alsbald Platz griff. Im Gegentheil: zur Zeit des Pyrenäenvertrags, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, war das Französische noch für alle Klassen des Roussillon eine fremde Sprache, und erst am Ende des Jahrhunderts brachte es die Macht Ludwigs XIV. dahin, daß es in bürgerlichen Akten und von den Priestern in der Predigt gebraucht wurde. Es ist nur wenig über hundert Jahre her, daß die Akademiker von Marseille gestanden, sie dächten provençalisch. Auch auf politischem Gebiete, obgleich mit Frankreich verbunden, betrachteten sich die Provençalen immerfort als unabhängig, so daß Ludwig XIV., um sie gänzlich unter seine Herrschaft zu bengen, eine Stadt um die andere einnehmen mußte. Dennoch gelang es ihm keineswegs, den Unabhängigkeitssinn der Provençalen völlig zu unterdrücken. Sie behielten ihre Sprache und ihre Sitten bei, und fuhren in ihrer Verachtung gegen die „Francimands“ fort, wie sie die Bewohner des nördlichen Frankreichs zu nennen pflegten. Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, also ungefähr dreihundert Jahre seit ihrer Vereinigung mit Frankreich verflossen waren, betrachteten sich die Einwohner jener Provinz noch immer nicht für abhängig vom französischen Reich. Allerdings war das Französische die einzige officielle Sprache, die einzige, die bei der Rechtsprechung, in Verwaltungssachen und bei notariellen Akten in Anwendung kommen durfte. Außerdem wurde sie aber sozusagen gar nicht gebraucht und auf dem Lande war sie nachgerade unbekannt. So sehr ist es wahr, daß die Sprache eines Volkes, welches lange Zeit frei und unabhängig gewesen, von allen Werken der Menschen dasjenige ist, das sich am längsten erhält. Man weiß ferner, wie feindselig der Süden Frankreichs sich immer gegenüber dem Norden, besonders während der Revolution, dann unter der ersten Republik und hauptsächlich unmittelbar nach dem Sturze Napoleons I. verhielt. Seit jener Zeit scheint jedoch im Allgemeinen die Abneigung der Provençalen gegen die Nordfranzosen etwas abgenommen zu haben.

Die provençalische Literatur schien aber völlig im Todesschlaf versunken zu sein, nachdem sie bekanntlich im Mittelalter eine hohe Blüthe erreicht hatte. Mit hohem materiellen Wohlstand verbanden die Provençalen einen reich entwickelten Kunstsinn, der sich besonders auf dichterischem Gebiet geltend machte. Gegen Ende des Mittelalters gerieth jedoch ihre Literatur in Verfall, hauptsächlich in Folge der Albigenserkriege, welche

Digitized by Google

lange Zeit hindurch den Süden Frankreichs verwüſtenden und entvölkernden. Erſt in unſeren Tagen, ſeit 1847, iſt dieſelbe zu neuem Leben erwacht. Eine ganze Schaar von Dichtern trat wieder ans Tageslicht: J. Roumanille, Theodore Aubanel, Glaup, Jaquon, Jasmin, Joſeph Miſtral, welche 1854 den ſogenannten „Felibrige“ oder Verein der „Felibres“ (Dichter) zu dem Zwecke gründeten: dem Süden Frankreichs ſeine Sprache und ſeine Sitten zu erhalten, ſowie deſſen nationale Würde und ſeine Stellung auf dem Gebiete der Kunſt zu behaupten. Die Felibre-Bewegung beſchränkt ſich übrigens nicht ausſchließlich auf das literariſche Gebiet. Die Jung-Provençalen bieten Alles auf, um den Gebrauch ihrer Sprache zu fördern, deren Rechte zu vertheidigen und ihren nationalen Charakter zu wahren. Bereits wiederholt haben ſie petitionirt, daß das Provençaliſche in der Volks- und Mittelſchule eingeführt, ſowie in das Programm der Bacheliersprüfung aufgenommen werde. Kurzum, ſie wollen ſich das Franzöſiſche nicht länger aufdrängen laſſen. Dabei behaupten die Felibres gute Franzoſen zu ſein und auch bleiben zu wollen; doch wünſchen ſie ſich dem Sprachzwange zu entziehen, welchen Paris ihnen auferlegt. Darum fordern ſie die Decentraliſation, einige unter ihnen wohl gar die bloße Föderativverbindung mit dem nördlichen Theile Frankreichs. Sie wollen dem Süden ſeinen eigenthümlichen Charakter bewahren, und dies zunächſt mit Hilfe der Sprache, denn, mag ein Volk noch ſo tief in den Banden der Sklaverei ſchmachten, ſo lange es ſeine eigene Sprache beſitzt, meint Miſtral, hat es auch den Schlüſſel in Händen, um ſich aus ſeinen Ketten zu befreien:

So tèn sa lengo, ten la clau
Que di cadens lou deliéro.

Wiederaufrichtung der provençaliſchen Nationalität iſt die Loſung, welche auch in Oberitalien, hauptſächlich aber in Spanien zahlreiche Anhänger zählt. Miſtrals Gedicht „La Coumtesso“ (die Gräfin) wird von den Catalanen ſogar als eine Art von Marſeillaiſe betrachtet und geſungen; dieſe Ode gilt als eine Art von Kriegsruf gegen die „Soráires“, die Nordfranzoſen. Blos als Sprachprobe ſetzen wir im Originaltexte die erſte Strophe dieſes Gedichtes her:

Sabe, iéu, uno Coumtesso
Qu' es d'on sang imperian
En béuta coume en autesso
Cren degun, ni lieuen ni aut;
E pamens uno tristesso
De sis iue nèblo l'aiau.
Ah! se me sabien enténdre!
Ah! se me voulien segui!

Daß die im Vorſtehenden geſchilderte Zuſammenſetzung der franzöſiſchen Nation nicht ohne tiefen Einfluß auf die Geſchichte wie auf den Charakter des ganzen Volkes bleiben konnte, bedarf wohl keines näheren Hinweiſes. Die Geſchichte hat ihre unerbittlichen Geſetze, ſo gut wie die Natur. Was uns im Einzelnen als Ergebniß der Laune und des Zufalls erſcheinen mag, fügt ſich bei der Betrachtung großer weltgeſchichtlicher Entwickelungen oft als eine nothwendige Folge früherer Vorgänge in die Reihe der Begebenheiten ein. Ueber Eintönigkeit ihrer Geſchichte können ſich die Franzoſen nicht beklagen, denn ſie bietet eine fortlaufende Reihe überraſchender Ereigniſſe, unerwarteter Begebenheiten. In Frankreichs Geſchichte treten die individuellen menſchlichen Leidenſchaften mächtiger und unverhüllter zu Tage, als in der eines andern Landes. Darum hat franzöſiſche Geſchichte ſtets den größten Reiz auf die Phantaſie der Unbetheiligten ausgeübt. Die Franzoſen haben im Laufe ihrer Geſchichte mehr denn einmal ihre Staatseinrichtungen völlig über den Haufen geworfen und ihre eigenen Fundamentalgeſetze radikal verneint. Sie werfen ſich allemal und nach kurzen Zwiſchenträumen gleichſam ſelber über Bord. Dies entſpricht aber dem ethniſchen Naturell der Franzoſen. Sie greifen alles Neue mit Leidenſchaft auf, laſſen es aber ſofort wieder fallen, um es wiederum mit Neuem zu vertauſchen. In buntem Wechſel ſahen ſie Krieg und Revolution, Königthum und Republik, Kaiſerthum und Anarchie, gleich den gaukelnden Bildern einer Zauberlaterne, auf einander folgen. Dabei ſind die

Digitized by Google

Franzosen allemal von einem Extrem in das andere übergesprungen. Sie hatten das Feudalwesen glänzend ausgebildet, das Mönchswesen weitgreifend gestaltet, an den Kreuzzügen den lebhaftesten Antheil genommen. Aber es ist das Frankreich Ludwig Capet's gewesen, welches die härtesten Schläge gegen den Feudalismus führte und alle politische Macht des Adels brach. Ludwig XIV. und Kardinal Richelieu führten den absolutistischen Polizeistaat ein. In dem Lande des heiligen Ludwig war es König Franz I., welcher mit dem türkischen Sultan ein Bündniß gegen christliche Staaten schloß. Frankreich hatte den heiligen Bernhard und warf doch zuerst das Mönchswesen nieder. Der monarchisch-absolutistische Polizeistaat wurde von der ersten Revolution hinweggefegt und durch eine „Republik“ ersetzt, welche Freiheit und Gleichheit verkündete, aber nichts Anderes war als ein demokratischer Absolutismus. Diesem folgte der soldatische Absolutismus des ersten Napoleon, dann der Scheinkonstitutionalismus unter den Königen der beiden bourbonischen Linien, die ephemere zweite Republik, das zweite Kaiserreich und endlich nach Bürgerkrieg und der Anarchie der Kommune eine dritte Republik, die sich einstweilen blos deshalb erhält, weil man nichts Besseres an die Stelle zu setzen weiß und sie von einem mächtigen Nachbar begünstigt wird. Seit nun bald einem Jahrhundert sind die Franzosen nicht aus dem Fieber herausgekommen. Auf Gluthhitze folgt Eisekälte, Alles ist und bleibt aber provisorisch. Dabei scheint es fast wie ein Gesetz, daß in Frankreich immer das Gegentheil von dem eintritt, was die Mehrzahl, wenigstens scheinbar, erstrebt. Gleich als ob das Geschick von Zeit zu Zeit über ihr Treiben ungeduldig würde, packt es die Franzosen mit eiserner Hand und schüttelt sie zu wilder Leidenschaft durcheinander. Dann bricht unter entsetzlichen Zuckungen der Bürgerkrieg bei ihnen aus, und es genügt dem Sieger nicht, die Gegenpartei unterliegen und seinem Willen gehorsam zu sehen, er duldet sie überhaupt nicht mehr im Lande, sondern nöthigt sie, den vaterländischen Boden zu verlassen.

Die Franzosen sind nicht, gleich den Völkern des germanischen Stammes, zum Wandern geneigt; ihnen genügt das beschränkte Thal der Heimath, und selbst der Aernste zieht es vor, in den engen Verhältnissen seines Dorfes weiter zu dulden, als sich in andern unbekannten Ländern ein Feld größerer Thätigkeit zu suchen. Die Sehnsucht Faust's, ferne Länder zu sehen, ist ein Charakterzug des germanischen Stammes, der von diesem Trieb geführt, sich über die ganze Erde verbreitet hat. Der Franzose wüßte mit dem Zaubermantel, wie ihn Faust sich wünscht, nichts anzufangen, und wäre wohl geneigt, ihn gegen eine Königskrone zu vertauschen. Aber die Weltgeschichte verlangt Bewegung der Völker und nicht Absonderung, und ihre Gesetze müssen zur Geltung kommen. So sind es denn in Frankreich die Revolutionen und Bürgerkriege, welche, wenn auch auf traurigem Umweg, jenes geschichtliche Gebot zu erfüllen bestimmt sind. Trotzdem aber jene inneren Kämpfe meist die Resultate des finstersten Fanatismus, des gewaltthätigsten Despotismus waren, haben sie doch nur dazu beigetragen, geläuterte Ideen in Europa zu verbreiten, und eine Zeit freierer, würdigeren Völkerlebens in der Welt heraufzuführen.

Kein Volk kennt, wie das französische, in seiner Geschichte solche Ausbrüche des Hasses, solche Sprünge in seiner Entwickelung, solche Reactionen. Auch England hat seine Revolution gehabt, und Deutschland unter den Schrecken des dreißigjährigen Krieges und anderer brudermörderischen Kämpfe gelitten. Allein in dem Leben der beiden Völker waren dies nur Krisen einer harten Krankheit, die endlich glücklich überstanden wurde. Die vielen Kriege Deutscher gegen Deutsche konnten allerdings das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den einzelnen Stämmen zerstören, aber den einzelnen Stämmen nicht jeden inneren Halt rauben. Anders jedoch stellt es sich in Frankreich, wo eine fortschreitende Schwächung des Volkscharakters unverkennbar ist. Freilich wird der besonnene Beurtheiler sich hüten müssen, diese Schwächung zu hoch anzuschlagen. In Deutschland war es lange Zeit Mode geworden und ist es zum Theile noch, für das Germanenthum die Rolle des auserwählten Volkes zu beanspruchen und auf die Franzosen als auf Menschen geringerer Gesittung, Bildung und Moral herabzublicken. Was französisch, galt schon eben deshalb für inferior. Kaum mehr den alten Kulturverdiensten, den Lebensäußerungen des französischen Geistes wollte man gerecht werden. Die Gothik, dieses echteste Kind Frankreichs, galt widerspruchslos für „altdeutsche Kunst“, und daß Frankreich überhaupt kaum etwas mehr als „Mode und Eleganz“ hervorbringen könne, wurde in gewissen Lagern als ganz ausgemacht angesehen. Gar deutlich sah man im Auge des Nachbarn den Splitter und lachte weidlich ob der Prätension,

Digitized by Google

mit der er „an der Spitze der Civilisation“ zu marschiren wähnte, während man ganz unbefangen seinen eigenen Balken zur Schau trug und von der „Ueberlegenheit deutscher Bildung“ als von etwas Selbstverständlichem redete. Wer aber lange unter dem französischen Volke gelebt, wird wohl gerne zugeben, daß auch die Franzosen ihre Tugenden haben, wenngleich nicht diejenigen, welche dem deutschen Gefühle zusagen, noch auch alle die, welche sie sich gerne selber anzudichten pflegten in den Tagen ihres Glanzes. Er wird zugeben müssen, daß sie im Grunde

ni cet excès d'honneur, ni cette indignité

verdienen. Vor Allem aber hüten wir uns, den sittlichen Verfall der Franzosen zu sehr zu betonen, weil ein geistiger Stillstand und ein politischer Schwächezustand sich gerade jetzt bedenklich bei ihnen kundgeben. Weder sittlich, noch materiell, ja selbst weder politisch noch geistig kann die Rede sein von einer Gesunkenheit der französischen Nation, wie etwa die Deutschlands im Jahre 1648. Ueberhaupt von einem sittlichen Verfall der Nation zu reden, die in den letzten drei Jahrhunderten schon drei Mal — während des Religionskrieges, unter der Regentschaft, und während des Directoriums — weit tiefer „verfallen“ war, als sie es jetzt ist, beweist nur, daß man die Geschichte nicht kennt oder sie vergißt. Eine Nation kann bei einem solchen Verfall noch gar munter und fröhlich gedeihen.

Wie der jedes anderen Volkes weist auch der französische Nationalcharakter dunkle Schatten auf. Wenn aber gesagt wird, daß die Franzosen platterdings über sich selbst nicht ins Klare kommen wollen, daß auch die bitterste Erfahrung sie keine Selbsterkenntniß lehre, sie keine Einkehr in sich selbst halten, an den langgehegten Irrthümern festkleben und keinen ihrer Fehler ablegen, so vergißt man uns das Volk zu zeigen, welches solches je gethan hätte. Niemals aber hat es in Frankreich an Stimmen und einsichtsvollen Denkern gefehlt, welche dem Volke den Spiegel seiner Fehler gezeigt. Von Niemandem sind den Franzosen schärfere Wahrheiten gesagt worden, als von ihren eigenen Landsleuten: „Von der französischen Nation, welche schon so große Dinge vollbracht hat, aber dabei noch nicht mündig geworden ist, kann man Alles erwarten. Lebhafte Vorurtheile, eine oberflächliche Erziehung, die mehr durch eine civilisirte Korruption, als durch wahre Civilisation geleitet wird, romanhafte Legende an Stelle des Geschichtsunterrichtes, Moden an Stelle der Gewohnheiten, Eitelkeit an Stelle des Stolzes, eine sprichwörtliche Albernheit, welche schon vor neunzehn Jahrhunderten dem Glücke Cäsars ebenso günstig war als der Muth seiner Legionen, eine Leichtfertigkeit, welche an das Kindische grenzt, der Geschmack an Schaustellungen und Manifestationsbegeisterung an Stelle des öffentlichen Geistes, die Bewunderung der Gewalt, der Kultus der Kühnheit an Stelle der Achtung vor dem Gesetz, — das ist in Kürze das Bild des französischen Volkes“, wie es kein Fremder, sondern ein französisches Provinzialblatt, der Courrier de la Champagne 1873 entwarf. Das Journal des Débats klagte bitter: „Unsere Erbsünde ist die Lüge.“ Aber schon lange vor unseren Tagen urtheilten Franzosen ungemein hart über ihre Landsleute. Voltaire hat sie bekanntlich „als halb Tiger, halb Affen“ bezeichnet. Proudhon's Meinung über ihren Werth war nur gering, er erklärte sie gut für Kanonenfutter; de Tocqueville äußerte: „Manche einzelne Franzosen haben als Individuen gesunden Menschenverstand, die Franzosen als Volk und als Bürger genommen, haben ihn nicht.“ Timon-Cormenin schrieb: „Frankreich ist ein Land, das wesentlich durch die Einbildungskraft beherrscht wird; diese schlägt überall vor und beherrscht die Geister. Die Nation ist unbesonnen und leichtfertig, will immer etwas Neues um die Hand haben, Dinge treiben, die starken Eindruck machen und blenden.“ Montesquieu, Ségur und insbesondere Dumesnil tadelten bitter jene maßlos gesteigerte Eigenliebe, die Eitelkeit, welche schon Diodor Siculus bei den alten Kelten betont hatte. Und in neuerer Zeit bekannte der berühmte Volkswirth Michel Chevalier: „Wer nicht unserer Eitelkeit schmeichelt und sie häschelt, gilt in unseren Augen für einen schlechten Menschen, für einen Feind des Gemeinwesens.“ Können die Ruhmredigkeit, die Selbstüberschätzung, der Mangel an Wahrheitsliebe und der Größenwahnsinn, welche man den Franzosen vorzuwerfen pflegt, herber gegeißelt werden, als von den vorstehenden französischen Stimmen selbst?

Uns ein kühles Urtheil bewahrend, wollen wir indeß nicht verkennen, daß eine tiefe Kluft, welche beide Völker trennt, dem Deutschen eine gerechte Beurtheilung der Franzosen ungemein erschwert. Diese Kluft

Digitized by Google

liegt darin: der Franzose ist eitel, der Deutsche hochmüthig. Der Deutsche strebt und arbeitet aus Pflichtgefühl, der Sache wegen; den Franzosen spornt die Aussicht auf Erfolg, der freilich nicht blos in Frankreich entscheidet. Der Deutsche ist im Großen und Ganzen immer Idealist; in Frankreich hat der Rationalismus alle Lebensgebiete durchdrungen. Der Franzose ist ein geborener Jurist. Ein Unglück für das Land ist nur, daß das Ansehen des Richter- und Advokatenstandes ihm auch eine so große Rolle im politischen Leben verschafft und dadurch juridischen Ideen viel zu viel Raum im Staatswesen gegeben ist. Denn die Erfahrung lehrt, daß es für ein Land kein Segen ist, wenn die Advokaten in ungebührlicher Menge als Politiker das große Wort in Volksvertretung und Regierung führen. Bei der rationalistischen Anlage der Franzosen ist es aber kaum anders möglich. Nicht das Gute und Schöne an sich, sondern das Nützliche herrscht. Deshalb geht auch Alles im Parteiwesen auf. Für einen vorurtheilslosen Denker, einen unabhängigen Humoristen, einen nicht im System verrannten Mann, einen Schriftsteller, dem Alles auf die Wahrheit ankommt, ist in Frankreich kein Platz. Das Zweckmäßige und der schöne Schein sind die Ideale der französischen Gesellschaft. Der schöne Schein gilt überall: in Politik und Religion, wie im Unterrichtswesen und geselligen Verkehr. In letzterem haben die Franzosen wohlthuenden, äußeren Schliff, gefällige Umgangsformen, und ihre Sprache eignet sich trefflich für Phrasen und Komplimente, die hübsch klingen, ohne viel zu bedeuten; sie sind wie blanke Scheidemünze. So hat sich eine reizende Nationaleigenthümlichkeit entwickelt: anmuthige Liebenswürdigkeit. Die Franzosen legen vielleicht größeren Werth auf die äußere Form als auf den inneren Kern, jedenfalls fügen sie zu diesem unbedingt auch die erstere. Sie bemühen sich artig, höflich und zuvorkommend zu sein, was natürlich besticht und für sie einnimmt. So sind sie die Leute des „guten" Gesellschaftstones, den deutsche Federn dadurch zu bemäkeln suchen, daß sie ihn als den „leichten" bezeichnen. Man macht sich angenehm, indem man sich zugleich selber hübsch bespiegelt. Die ganze französische Gesellschaft ist im Grunde eine gegenseitige Eitelkeits-Versicherungsanstalt. Man streichelt, um wieder gestreichelt zu werden; doch geschieht's nie plump, nie ohne Geschmack. Der gute Ton ist den Franzosen als dramatisches Talent angeboren, und deshalb wird bei ihnen auch die Komödie auf der Bühne trefflich gespielt. Darin wird kein anderes Volk, wenigstens kein germanisches, sie jemals erreichen, und es ist thöricht, ihnen auch nur nachahmen zu wollen. In glatter Zierlichkeit sind sie Meister, und selbst wo auf der Bühne die Schlüpfrigkeit an die Zote streift, wissen sie das mit einer gewissen élégance und mit einer Art von esprit zu thun. Sie machen manchen ihrer Fehler durch Witz verzeihlich, und Witz ist ihnen nicht abzusprechen. Der allzeit fertige und sprudelnde französische Witz, der seine ewige elektische und gallische und athenische Leichtigkeit bewahrt hat, behält seine Kraft und Klarheit und schießt heute noch Blitze. Ueber die Mehrzahl der Lebensaugenblicke leichter hinwegzukommen, hat der Gebildete auch in Deutschland oft kein tauglicheres Hilfsmittel als die Produktion des fröhlichen, stolzen und eitlen Frankreichs mit seinen in anderem Sinne — eitlen Hoffnungen. Gerade die nationale Selbstüberhebung brachte in die schöne Literatur Frankreichs eine sprudelnde Fülle von Freude am Dasein, und weil dieser Dünkel nicht wie bei verschiedenen uns bekannten Nationalitäten nur vom Kredit lebt, von Wechselbriefen, die einer imaginären Zukunft zur Acceptation vorgelegt werden, sondern am Erbe einer an Leistungen für die Welt thatsächlich überreichen Vergangenheit, so hatten die Uebertreibungen des Lebensmuthes und der Eigenliebe auch Styl und Form, woran selbst ein ernsthafter Mann, der ihren trügerischen Inhalt durchschaute, ein edles Vergnügen zu finden vermochte.

Daß in einer Gesellschaft wie die französische die Frauen mehr denn anderwärts herrschen, ist natürlich und auch allbekannt. Nur sieht man häufig die Französin in ganz falschem Lichte. Man hält sie für ein putzsüchtiges, verschwenderisches, leichtsinniges Geschöpf, das Romane liest und lebt. Nichts ist aber irriger. Wohl herrscht die Französin im Salon, in den Bureaus der Ministerien, in der Familie, ja im Handel, wie früher am Hofe, aber sie *verdient* in der That zu regieren, wie sie es in Wirklichkeit thut; denn sie ist sittlich und geistig dem Manne überlegen: die Ordnung, die Sparsamkeit, der Familiensinn, welche der Nation überhaupt angehören, sind bei ihr naturgemäß ausgeprägter, als beim Manne. Kalt, berechnend, praktisch, ist sie zugleich weniger gewissenhaft, sieht den Vortheil der Familie mit sicchererem und schnellerem Blick, weiß ihn energischer zu verfolgen. Es giebt keine trefflicheren Haushälterinnen als die Französinnen, die, ohne mit der

Digitized by Google

Haushalterei auf deutsche Weise zu prahlen, den Hausstand mit umsichtiger und fester Hand zu leiten wissen. An Keckheit und Dreistigkeit im Auftreten wird's einer Französin nie fehlen; ehrgeizig im höchsten Grade, leidenschaftlich unter einem Anflug von Nüchternheit, gewandt in ihrem Betragen, charakterfest und willensstark, leitet sie den Mann wie den Bruder oder den Sohn, bringt ihn vorwärts, ebnet ihm die Wege, thut für ihn die Schritte, welche nothwendig, aber peinlich zu thun sind; kurz, sie erobert ihm seinen Platz in der Welt und hilft ihm, ihn behaupten. Ebenso falsche Meinungen sind über das französische Familienleben im Umlaufe. In Paris allerdings sind Mann und Frau oft „tolerant" und erlauben sich Alles, wenn nur der Schein gerettet wird. Wahr ist auch, daß sehr viele Ehen in Frankreich nur ein äußeres Kontraktsverhältniß sind grundfalsch hingegen, daß die Franzosen das Familienleben gar nicht kennen. Vielmehr ist die Liebe zur Häuslichkeit das Herrschende in ganz Frankreich; in der Provinz ist die Heirath, das häusliche Leben, die Respektabilität immer die herrschende Mode geblieben und man findet schwerlich außer dem Hause einen Ersatz für das Glück, dem man sich weigert, einen Platz am eigenen Heerde zu gewähren. Die Achtung vor der Familie giebt sich auch in dem schönen Gebrauche kund, daß am ersten Tage des neuen Jahres sich alle Familienglieder um die Mutter versammeln und an ihrem Tische speisen. Da anerkannter Maßen überall die höheren Stände es sind, welche sich durch das Familienleben am wenigsten fesseln lassen, so spricht schon der Hinweis auf die Thatsache, daß die große Anzahl der Franzosen dem Bauernstande angehört, für einen ausgeprägten Häuslichkeits- und Familiensinn. Nach Alfred Bonnards Schätzung giebt es in Frankreich 19½ Millionen Ackerbauer, 9½ Millionen arbeiten in Werkstätten und Fabriken; 4½ Millionen leben von Handel, Verkehr, Bankwesen u. s. w. 1½ Millionen beschäftigen sich mit Wissenschaften, Publicistik, Kunst und Kunstgewerbe, und rund 2,400,000 Personen sind Rentner und Pensionirte. Diese Zahlen beruhen zwar augenscheinlich nur auf oberflächlichen Schätzungen, geben aber doch einen ungefähren Begriff von der Vertheilung der Franzosen nach Berufsarten.

Digitized by Google

Das Herzogthum Guyenne.

Den größten Theil des Garonnebeckens nimmt das Herzogthum Guyenne oder Guienne ein, der Kern des alten Aquitanien, das von den Pyrenäen bis zur Loire reichte. Ursprünglich, als Aquitanien im Jahre 57 v. Chr. durch Cäsars Legaten Crassus den Römern unterworfen wurde, umfaßte dasselbe allerdings blos den vorwiegend von Iberern bewohnten südwestlichen Theil Galliens, die spätere Gascogne. Bei der neuen Provinzeintheilung unter Octavian im Jahre 37 v. Chr. wurde aber Aquitanien nach Norden und Osten bis zur Loire erweitert und umfaßte also auch keltische Stämme, welchen die Garonne als Südgrenze diente. In der Völkerwanderung ließen sich die germanischen Westgothen unter Athaulf in Aquitanien nieder und stifteten unter dessen Nachfolger Wallia ein Reich mit der Hauptstadt Toulouse. Doch blieb auch unter germanischer Herrschaft die Bevölkerung, was sie früher gewesen: romanisirte Iberer und Kelten. Von den Gothen aber stammen höchst wahrscheinlich die „Cagots“ in den Pyrenäen ab, eine mit dem Fluche ihrer Nachbarn beladene Pariakaste, die wir später noch genauer kennen lernen werden. Durch die Schlacht bei Vaillon 507 ward mit ganz Südgallien auch Aquitanien ein Theil des fränkischen Reiches. Unter den Merowingern bildete es ein nur dem Namen nach von dem Frankenreiche abhängiges Herzogthum. Seit 720 machten dann die Araber wiederholt Einfälle in Aquitanien. Herzog Eudes suchte endlich vor diesen Schutz bei Karl Martell, welcher auch durch seinen Sieg bei Poitiers im Jahre 732 das Land vor dem Islam rettete. Nach blutigen Kämpfen zwischen den Karolingern und den Herzögen Hunold und Waifar, die auch unter dem Frankenkönige fortdauerten, ward Aquitanien 771 durch Karl den Großen zu einer Provinz des fränkischen Reiches gemacht und von Grafen regiert, bis es der Kaiser zum Königreiche erhob und seinem Sohne Ludwig dem Frommen verlieh, wodurch jedoch in der Verwaltung des Landes oder in dessen Stellung zum Reiche nichts verändert wurde. Im Jahre 814 übergab Ludwig Aquitanien nebst der spanischen Mark zur Verwaltung seinem Sohne Pipin, welcher 817, als Ludwig sein Reich theilte, zum Könige von Aquitanien ernannt wurde. In dem berühmten Vertrage von Verdun, 843, wurde Aquitanien zwar zu Karl des Kahlen Antheil geschlagen, das Land blieb aber der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Kronprätendenten. Die meisten erklärten sich für Pipin II., den Sohn des genannten Pipin, und Karl sah sich 845 genöthigt, demselben die Herrschaft über Aquitanien, mit Ausnahme von Poitou, Saintonge und Angoumois, zu überlassen. Nach mannigfachem Thronwechsel ward Aquitanien, als Ludwig der Stammler den westfränkischen Thron bestieg, 877 mit Frankreich zwar vereinigt, jedoch von Neuem an einen Vasallen Rainulf, Grafen von Poitiers, mit dem Herzogstitel verliehen. Derselbe nahm später den Königstitel an. Aquitanien umfaßte unter seinem Nachfolger Wilhelm Werghaupt (Tête d'étoupes) um 950 die Grafschaften Gascogne, Armagnac, Fézenvac, Périgord, Poitou, Angouleme und La Marche, während das Gebiet der oberen Garonne 929 an den Grafen Raimund Pons von Toulouse verliehen worden war. Die Rivalität der beiden Häuser Poitou und Toulouse zerrütteten das Land und schwächten seine politische Macht und Selbständigkeit. In diesen Zeiten verschwand der Name Aquitanien und blieb nur dem Besitze der Familie Poitou in der verderbten Form Guyenne, nach welcher sich die Herzoge des Landes nannten. Sie residirten meist in der von den alten keltischen Biturigern gegründeten Stadt Bordeaux und hatten sich, obgleich Großbeamte der Krone, doch von dieser fast unabhängig gemacht. Als sich 987 Hugo Capet des französischen Thrones bemächtigte, erkannte ihn Herzog Wilhelm IV. nicht an, schloß aber 989 doch Frieden mit ihm. Wilhelm VIII., der schon vorher im Besitze eines Theiles von Guyenne

Digitized by Google

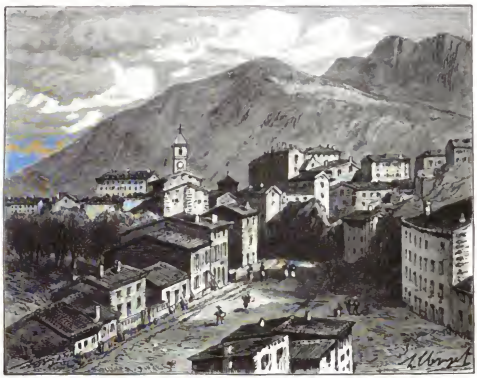
und des Herzogthums Gascogne gewesen, eroberte Saintes und Saumur und starb 1086. Sein Sohn Wilhelm IX. nannte sich wieder Herzog von Aquitanien und Graf von Poitiers. Wilhelm X., sein Sohn und Nachfolger, unterstützte 1136 den Grafen Gottfried Plantagenet bei dessen Einfall in die Normandie; ihm beerbte seine Tochter Eleonore, an den König Ludwig VII. von Frankreich vermählt. Als sich aber dieser wegen ihres ausschweifenden Lebens von ihr scheiden ließ, heirathete sie den Herzog Heinrich von der Normandie aus dem Hause Plantagenet, welcher 1154 König von England wurde, wodurch Guyenne an England kam. Nur vorübergehend, 1296—1303, gehörte Guyenne den Franzosen, welche das Land erobert hatten. Definitiv setzten sie sich erst 1451, also nach fast dreihundertjähriger Trennung, in den Besitz des Landes, welches 1472 endgültig mit Frankreich vereinigt wurde.

Die eigentliche Guyenne, welche heute sechs Departements umfaßt (Gironde, Lot-et-Garonne, Tarn-et-Garonne, Aveyron, Lot, Dordogne), reichte von der Mündung der Cère in die Dordogne bis Nérac an der Baise im Süden und von der Mündung der Gironde bis Millau. Man theilte sie in die meist aus Plateaus und Gebirgen bestehende Ober-Guyenne und die mit Ebenen und Steppen ausgefüllte Unter-Guyenne. Jede derselben zerfiel wieder in eine große Anzahl verschiedener Landschaften, die wir im Nachfolgenden kennen lernen werden. Zunächst wenden wir uns dem Rouergue zu, welches den größten Theil des Aveyron-Departements ausfüllt. Es zerfällt in Ober-Marche (Vabrais und Larzac) und Unter-Marche (Aubrac), geologisch in Causses und Segalas. Mit dem westlich angrenzenden Quercy im jetzigen Lot-Departement bildet es die übereinander aufsteigenden Plateaus der Ober-Guyenne. Unter diesen gehören zu den bedeutendsten die oben erwähnten Causses, die sich nach Norden und Nordosten bis zu den Sevennen und dem Cantal hindehnen. Der Westen und die Mitte sind hier niedrig, ein fruchtbares Hügelland; der Osten aber ist eines der gebirgigsten, rauhesten und unfruchtbarsten Länder Frankreichs, das im langen Winter, wenn der Schnee es bedeckt, fast jeglicher Communikation entbehrt. Die zwischen dem Chefflieu Rodez und Millau 1880 vollendete Eisenbahnlinie von Figeac nach der Mittelmeerküste hat in dieser Beziehung einem tiefgefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Das gebirgige Rouergue speciell ist einer der höchsten Theile Frankreichs. Zwischen den Auvergnegebirgen und den Sevennen gelegen, dacht sich das Land nach Südwesten gegen die Garonne hin, welcher der Tarn mit Dourdou und Rance, der Aveyron mit Viaur und Lot mit Tenyère zufließen, ab und erreicht im Osten, im vulkanischen Aubrageberge (1471 m), seine höchsten Erhebungen. Im Süden erhebt sich das Kalkplateau Larzac (850—921 m); das Centrum zwischen den Thälern des Tarn und Aveyron nimmt das kahle, granitische Lévezougebirge (1116 m) ein. Diese zum Sevennensystem gehörigen Gebirgszüge sind reich an merkwürdigen Bildungen, wie Höhlen, Stalaktitengrotten und das brennende Steinkohlenlager bei Fontaynes. Große Wälder von Eichen, Buchen und Nadelholz bedecken ihre Abhänge, und der Schnee bleibt auf ihnen sechs Monate liegen. In diesen Hochebenen und Gebirgen ist das Klima rauh und kalt, besonders im Norden; im Westen aber, wo sich die Flußthäler ausbreiten, mild und angenehm. Dennoch baut man selbst in diesen begünstigteren Strichen keinen Weizen, sondern anderes Getreide, Roggen, Hafer, Gerste, dann auch Hanf, Rüben, Kartoffeln und Hülsenfrüchte. Wohl ein Drittel des ganzen, wenig ergiebigen Bodens ist unangebaut, dennoch reicht die Ernte für die Bewohner aus. Auf den kiesigen Bergen des Nordens wachsen Kastanien und dieser Baum trägt dort so reichlich, daß seine Früchte hie und da das Brod ersetzen. Der Weinstock liefert mit wenig Ausnahmen nur ein mittelmäßiges Getränk, das größtentheils zur Branntweinbrennerei verwendet wird. In den Eichenwäldern finden sich Trüffeln in Menge und groß ist der Reichthum des Landes an Wiesen und Weiden, daher es sich ganz vorzüglich zur Viehzucht eignet, die auch in der That in Mauthieren, Pferden, Rindern, Schweinen, Ziegen und hauptsächlich in Schafen stark entwickelt ist. Man zählt an 800,000 Stück Schafe, welche jährlich 1—2 Millionen kg Wolle liefern und aus deren Milch mit Ziegenmilch vermischt man den berühmten Roquefortkäse darstellt.

Wer bei einem Besuche des südlichen Frankreichs das malerische Felsennest Capdenac, das Uxellodunum der Römer, verläßt und auf der Zweigbahn nach Rodez fährt, der kommt bald in ein mit Waldbergen umsäumtes rauhes Thal, auf dessen Wiesen er viele Ziegen- und Schafheerden grasen sieht. Hier liegt das Dorf Roquefort auf dem Kalkplateau von Larzac, einer Gegend, die vorzugsweise zur Schafzucht geeignet ist.

Digitized by Google

In dem Boden, dem Jurakalk angehörend, finden ſich geräumige Höhlen oder Grotten, welche die Eigenthümlichkeit beſitzen, daß ſie durch Luftſtröme auf einer niedrigen Temperatur erhalten werden: 6—8° C. während der größten Sommerhitze, bei welcher der Thermometer außerhalb 26—28° zeigt. Einige Landwirthe aus Roquefort bewahrten ihren Käſe in dieſen natürlichen Felſenkellern auf und bemerkten ſehr bald, daß das Produkt eine höhere Qualität angenommen hatte, wenn es hinlängliche Zeit der Einwirkung des Kellers ausgeſetzt war. Auf dieſe Weiſe entſtand eine Induſtrie, welche jährlich viele Tauſende von Kilogramm an Käſe producirt. Unter dem Einfluſſe der kalten Luftſtröme, welche dieſe Keller durchziehen, lockern ſich die weißen Maſſen des friſchen Käſes nach kurzer Zeit, welchen nunmehr ein gelblicher Schimmer überzieht. Er rührt von dem Penicillium glaucum her, einem Schimmelpilz, der ſich üppig auf dem Caſein entwickelt und die



Roquefort.

Umwandlung des Caſeins in eine Fettſubſtanz bewirkt, welche die Urſache des von den Feinſchmeckern ſo ſehr geſchätzten Geſchmackes des Roqueforkäſes iſt. Die Erzeugung des Fettes iſt leicht zu conſtatiren. Behandelt man das Caſein mit einem Gemiſch von Alkohol und Aether, ſo laſſen ſich nur zwei Procent eines Fettes extrahiren, welches ſich von der Butter nicht unterſcheidet. Behandelt man auf gleiche Weiſe Käſe, der zwei Monate in dem Käſekeller verweilt hat, ſo erhält man 30—40 Procent einer Fettſubſtanz, die von der Butter verſchieden iſt, obgleich ſie die nämlichen Beſtandtheile enthält. Es iſt alſo wohl nicht zweifelhaft, daß die Umwandlung das Ergebniß der Vegetation der genannten Schimmelpflanze iſt, welche die Oberfläche des Käſes überkleidet. Ehe man den Käſe der Einwirkung der Mykodermen überläßt, wird das Caſein, welches der Landwirth dem Kellerbeſitzer bringt und das, wie geſagt, höchſtens zwei Procent Butter enthält, ſcharf geſalzen. Eine Abtheilung des Kellers iſt für dieſe Arbeit beſtimmt. Nach dem Salzen wird der Käſe in Laibe von 2—2½ kg Gewicht gebracht und dann in den kühlſten Theilen des Kellers auf Geſtelle gelegt, ſo daß ſie einander nicht berühren. Nach kurzer Zeit bedecken ſie ſich mit Schimmel, welcher in Geſtalt einer weißen

Digitized by Google

Vegetation an den prächtigſten Schwanenflaum erinnert. Nach einigen Tagen hat die Mykoderme alle Phaſen ihres Lebens durchlaufen, was man daran erkennt, daß an den Enden der zweigähnlichen Phaſen ſchwarze Poren zum Vorſcheine kommen. Nun entfernt man ſie mit Hülfe von Schabmeſſern, um die Entwickelung neuer Keime zu befördern, welche die alte Pflanze erſetzen und ſo die Arbeit weiterführen, die eine einzige Vegetation nicht vollenden konnte. Es bildet ſich nunmehr über der Maſſe eine graugrüne Schimmeldecke, welche wieder mit den Schabeiſen entfernt und nach kurzer Zeit durch eine neue hellgrün-roſafarbene erſetzt wird, deren Flaumgebilde man zu einiger Höhe anwachſen läßt. Auf ſolche Weiſe erneuert man in Zeit von etwa zwei Monaten ſechs- oder ſiebenmal die Oberfläche der Käſe, welche gerade durch dieſe mehrfachen aufeinander folgenden Generationen der Schimmelpflanze die Eigenſchaften erhalten, um derentwillen ſie ſo geſchätzt ſind.

Saint-Affrique.

Dann nähert ſich der Käſe ſeiner Vollendung. Aus dem Caſein ziehen ſechs oder ſieben Generationen der Schimmelpflanze die zu ihrer Entwickelung nöthigen Nährſtoffe. In dem Grade aber, als das Caſein eine Metamorphoſe erleidet, wird es zur Ernährung des Schimmels immer untauglicher, und die ſpäter zum Vorſchein kommenden Generationen ſind überaus dürftig. Wenn nach ungefähr zweimonatlichem Verweilen im Keller der Käſe nicht mehr zur Ernährung des Penicillium geeignet iſt, bringt man ihn in den kälteſten Kellerraum und ſetzt ihn den ſchärfſten Zugwinden aus. Dort wird er aufs Neue ſeiner Schimmeldecke beraubt und wiederum ſcharf geſalzen. Bald erſcheinen zwei neue Schimmelpilze: der eine davon, eine Aseophora, iſt weiß und bildet ſeidenglänzende Fäden, während der andere hie und da in Geſtalt orangerother Näpfchen auftritt und als Zeichen der höchſten Würde, zu der er nun herangereift iſt, den Käſe mit einem köſtlichen Purpurgewand bekleidet. Das Erſcheinen dieſer beiden Kryptogamen lehrt den Fabrikanten, daß das Caſein den gewünſchten Grad der Umwandlung erlitten hat und der Käſe „reif“ iſt. Derſelbe wird, nachdem man die Schimmelbildung lange Zeit nicht geſtört hat, wieder abgeſchabt und nunmehr verſandt. Aus den voran-

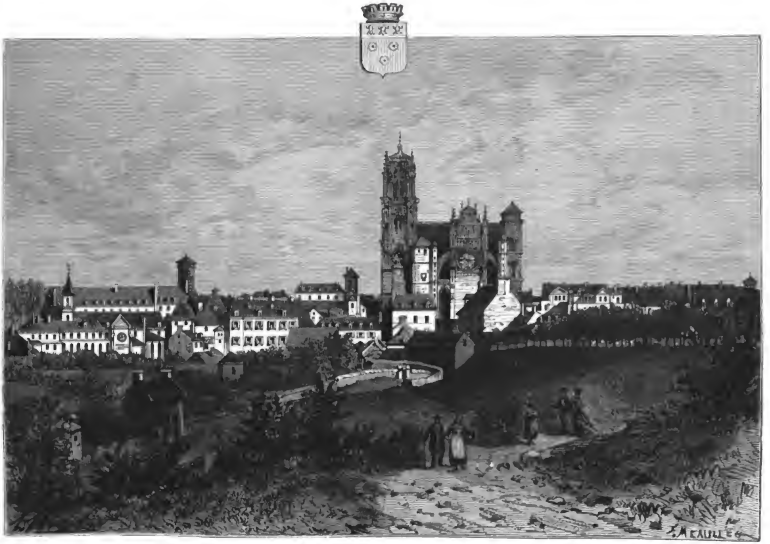
Digitized by Google

gegangenen Proceduren erklärt es ſich leicht, daß bei den verſchiedenen äußeren Pilzbildungen das Innere vom Schimmel nicht unberührt bleiben konnte und daß ſeine dendritiſche Adernetze dasſelbe durchzogen, die Käſemaſſe zerſetzten und zu kleinen blaugrauen Klümpchen umgeſtalteten. Diejenigen Theile, welche von dieſem Netzgeflecht nicht berührt wurden, nehmen eine grünlichblaue Uebergangsfarbe an. Die beſten Keller zum Reifen der Käſe ſind natürlich diejenigen, in welchen das Penicillium am ſchnellſten wuchert, und die feinſten dieſer Käſe haben ihre Ausbildung in der Delmatgrotte bei Roquefort erhalten. Sie bilden die geſuchteſten Artikel auf den

Die Kathedrale von Rodez.

berühmten großen Käſemärkten zu Millau, einem Orte in den Sevennen am Fuße des Larzacplateaus, und von St. Affrique, einem zwiſchen Gärten, Wieſen und Weinbergen gelegenen Städtchen mit krummen Straßen und gothiſchen Häuſern. Die mächtigen Cylinder, in die der Käſe geformt, bilden den Glanzpunkt des Nachtiſches einer feinen Tafel. Man macht einen etwa einen Zoll tiefen ringförmigen Einſchnitt in die kreisrunde Oberfläche des Cylinders, hebt das gelöſte Stück, wie man einen Stein aus dem Pflaſter mit einem Brecheiſen lockert, und genießt alsdann aus dem Innern die kleinen losbröckelnden Stückchen, deren wunderbar feiner Duft und pikant belebender Wohlgeſchmack einen Jeden, der das unbeſchreiblich verführeriſche Aroma auf den Lippen ſpürt, vergeſſen läßt, daß idealer Moder nach wonnevoller Verderbniß und fadenpitziger Schimmel ihm einen Genuß zu verſchaffen wußten, um den ihn die Unſterblichen des Olymp beneiden könnten.

Digitized by Google



Nobey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aber nicht nur die Käsefabrikation ſteht in hoher Blüthe, ſondern die Induſtrie im Allgemeinen hat ſich in den letzten Jahrzehnten im ſonſt ſo armen Aveyron-Departement bedeutend gehoben. Die reichen Mineralſchätze des Landes, welche namentlich in den Bergen zwiſchen Aveyron und Lot an Alaunſchiefer, Steinkohlen, Anthracit, Eiſen, Blei, Kupfer, Zink und verſchiedenen Steinarten vorhanden ſind, werden allerdings noch nicht genügend ausgebeutet. Nur Decazeville, eine ſeit 1830 beſtehende Gründung des Herzogs von Decaze, im Nordweſten des Departements, hat einen anſehnlichen Kohlenbau. Daneben ſtehen in erſter Linie Eiſen- und Stahlguß- und Walzwerke, Kupfer- und Zinkhütten. Andere lebhaft betriebene Erwerbszweige ſind Leinen- und Schafwollweberei, Wirkerei, Gerberei, Seidenſpinnerei, Glas- und Papierfabrikation. In Wolldecken, Serges und Trikotwaaren arbeitet insbeſondere das Chefſtien Rodez, das alte Segodunum, eine

Rocamadour.

kleine, unebene, ſchmutzige Stadt am Aveyron mit 15,000 Einwohnern, engen Straßen und vielen Holzhäuſern. Die einzige Merkwürdigkeit von Rodez iſt ſeine Kathedrale mit dem 80 m hohen Glockenthurm, zugleich einem der ſchönſten gothiſchen Bauwerke in Südfrankreich. Wir theilen eine Abbildung dieſer Kirche mit.

Die Landſchaft Quercy, von dem Lot mit dem Selé und der Dordogne bewäſſert, bildet den größten Theil des heutigen Lot-Departements. Die Gebirge ſind mäßig hoch, aber ausgedehnt, zerſchnitten, der Primitivformation angehörig und an den Puy de Cantal ſich anſchließend; den größeren Theil des Landes machen aber die bis 450 m hohen Kalkplateaux der Mitte aus. Die Thäler, bis zu 200 m hoch, ſind fruchtbar und man gewinnt dort Getreide, Hanf, Tabak und Obſt mehr als man braucht, an den Hügeln Wein bis zu drei Fünftel des Bedarfes. In den Bergen iſt die Eiſenbereitung nicht unbedeutend. Das Klima iſt im Allgemeinen geſund und angenehm. Die Hauptbeſchäftigung der Bewohner in dieſem Theile der Ober-Guyenne bilden wie im Rouergue Ackerbau und Vieh-, namentlich Schafzucht. Dagegen iſt die Induſtrie weniger bedeutend.

Digitized by Google

Von den Städten des Quercy iſt wenig zu berichten; ſie ſind von nur geringer Bedeutung. Cahors, das Chefſitz des Lot-Departements und ehemalige Hauptſtadt des Quercy, hat ſteile, krumme Straßen in der Oberſtadt, während die Unterſtadt regelmäßig gebaut iſt. Cahors liegt auf einer vom Lot gebildeten Halbinſel, hat vier Brücken, eine ſchöne romaniſche Kathedrale, in der Nähe Reſte von römiſchen Bädern und die Trümmer eines antiken Amphitheaters. Seine 15,000 Einwohner treiben hauptſächlich Handel mit Korn, Trüffeln, Nüſſen und Nußöl, Prünellen, insbeſondere aber mit Wein. Die Cahorsweine, die beſten Sorten der Pontacweine, ſind von dunkelrother Farbe, in der Jugend von vieler Lieblichkeit, die ſie ſpäter verlieren, wofür ſie aber bei ſorgfältiger Behandlung für den Magen ſehr wohlthätige Eigenſchaften annehmen. Den erſten Rang nimmt der Negomme ein, von funkelnder dunkler Farbe, hoher Geiſtigkeit, viel Arom und von

Figeac.

concentrirter Süßigkeit, welche ſich gewöhnlich bis ins ſpäte Alter erhält. Unter den ſonſtigen Städten des Departements ſeien blos der impoſant auf hoher Felsklippe am Alzou gelegene Wallfahrtsort Rocamadour, dann die Stadt Figeac erwähnt. Erſterer verwahrt in der Kirche einer berühmten Abtei einen mächtigen Degen, welcher jener Rolands Durandal ſein ſoll. Figeac am Selle war urſprünglich eine im Jahre 755 von Pipin gegründete Benediktinerabtei und beſitzt noch zwei ſchöne gothiſche Kirchen. Der Ort hat Kattunfabriken und treibt Wein- und Viehhandel.

Den Glanzpunkt des Quercy bilden, wie im nördlich benachbarten Limouſin, ſeine vielen mittelalterlichen Schlöſſer. Dicht bei Cahors, nur 8 km nordweſtlich, erhebt ſich bei dem gleichnamigen Dorfe das Schloß Mercuès, welches in ein hohes Alterthum zurückreicht und auf der Stelle eines ehemaligen Merkurtempels erbaut worden ſein ſoll. Die Nordgrenze des Quercy aber bewacht Caſtelnau, die großartige Burgruine, welche die Gipfel jener Gegend krönt. Ueber einem unabſehbaren Thale, durch welches die Dordogne majeſtätiſch zwiſchen Blumenwieſen und von der Sonne vergoldeten Saaten rollt, denke man ſich auf hoher

Digitized by Google

Cahors.

Digitized by Google

Digitized by Google

Felsenzinne zwischen Himmel und Erde ein Schloß so groß wie eine ganze Stadt, von rothen Steinen gebaut, mit ungeheuren Thürmen, welche ihre düsteren, von der Zeit ausgezackten Umrisse in die Luft erheben. Mauern, aus welchen dicke Eichen sprossen, Schwärme von Raben und Raubgevögel durch die Lüfte kreisend, Todesschweigen über der Landschaft schwebend: das ist Castelnau. Es zeigt sich besser erhalten als alle anderen Besten. Nicht nur das Zimmerwerk und Dach stehen noch, sondern auch im Innern die Schnitzereien, die Fußböden, Vergoldungen, Malereien sogar, Alles befindet sich an seinem Platze. Die ausgedehnten Höfe sind mit Schlingpflanzen, Nesseln, Hollunder, wilder Minze überwuchert, und diese trübe Vegetation verbreitet einen scharfen Geruch, der sich dem Wanderer aufdrängt und ihn wehmüthig stimmt. Obschon der Grundbau des Schlosses in das elfte Jahrhundert zurückreicht, findet man fast nirgends das Gepräge dieser Zeit. Alles verräth jene unbestimmten Tage Ludwigs XIII., wo die Architektur zugleich die gewaltigen Verhältnisse des Mittelalters verloren und die zarte Kunst der Renaissance vergessen hatte. Die Stände von Quercy versammelten sich im fünfzehnten Jahrhundert zu Castelnau. Es gehörte der Familie Caylus, deren Abkömmlinge sich Clermont-Lodève nannten. Nachmals erbten es die Herzöge von Luynes, welche es in den Vierziger Jahren um einige Tausend Franken verkauften.

Aehnlich wie hier, trifft man auch sonst, namentlich in der Nachbarschaft von Flüssen und großen Waldungen noch Schlösser mit der ganzen feudalen Architektur aus der Zeit Franz I. und Heinrich IV. Allein es ist am Ende ermüdend, in denselben Thronsäle ohne Thron, Rüstungen ohne Ritter, Hellebarden ohne Schweizer zu sehen. Manchmal ersetzt die Papiertapete die Wandbehänge aus kordouanischem Leder, angestrichener Gyps die Holzschnitzerei, und der Bürgerliche, der es den Adeligen nachthun will, zeigt seinen Ohrzipfel. Uebrigens ziehen es die Insassen meistens vor, nur einen einzigen Schloßflügel zu bewohnen; die alten unbequemen Lehnstühle sind durch bequeme Divane ersetzt und moderne Bibelots machen die alten Räume heimlich. Zumeist glaubt auch natürlich der Bürger, welcher ein solches Schloß kauft, er müsse in die Haut seiner alten Bewohner schlüpfen und entscheidet sich entweder für die Nachahmung des Mittelalters, der Renaissance oder des Directoriums. Uebrigens haben sich in vielen Gegenden Frankreichs die kleinen Landjunker ziemlich so erhalten, wie sie vor dem großen 4. August waren. Sie besitzen nicht mehr, wie R. Belloc, der Kenner des mittleren Frankreichs, im Scherze sagt, das ausschließliche Recht, Tauben zu züchten, was gewiß sehr ehrenvoll war, aber sie besitzen neben der öffentlichen Achtung eine gute Unterkunft für ihren Nachwuchs. Es ist dies zumeist ein Gebäude halb Meierhof, halb Burg. Unter dem Anstrich aus neuerer Zeit erscheinen die feinen Skulpturen des sechzehnten Jahrhunderts. Der Taubenschlag ist noch da und beherrscht den Hühnerhof, wo der Landjunker seine Pächter empfängt. Derselbe reitet, wie in vergangenen Zeiten, auf seinem Klepper zu Markte. Er führt ein ganz erträgliches Leben, bei seinem einfachen Haushalt und dem Vertrauen, das zwischen ihm und seinen Nachbarn herrscht. In dieser und jener kleinen, vom Weltverkehr abgelegenen Stadt leben freilich zahlreiche Junker, die sich nicht der Landwirthschaft ergeben wollen. Dieselben bewahren bei ihrer Armuth das empfindliche Ehrgefühl von Edelleuten. Man findet allerdings auch gelegentlich einen Abkömmling von Kreuzfahrern als Postboten oder als Gutsverwalter eines Bürgerlichen. Eine adelige Dame, die von einer kleinen Rente lebt, sagt, von Millionären sprechend: „Das sind Leute, die für uns nicht existiren, sie haben ihr ganzes Leben lang gearbeitet.“ Ihr Müßiggang führt natürlich manche von jenen Lastern herbei, für welche die Gesellschaft ehedem so nachsichtig war, und man flüstert sich gern kleine Skandale ins Ohr. Vielleicht wird Mancher staunen, von französischen „Junkern“ sprechen zu hören. Hat denn nicht die große Revolution mit den Adelsvorrechten aufgeräumt, und rühmt sich nicht Frankreich der vollen Gleichheit aller seiner Bürger? Nun, was in den Gesetzen steht, ist noch immer nicht ebenso in den Gewohnheiten und Anschauungen festgewurzelt, und der Franzose ist, was Standesunterschiede anbetrifft, ohne Frage conservativer als der Deutsche. Ein Diener, der aus einem Banquierhause in ein gräfliches übergetreten, sagt wohl, über den Grund des Wechsels befragt: „Du lieber Gott, ich werde jetzt schlechter bezahlt, aber ich brauche doch nicht mehr meines Gleichen zu bedienen.“

Man hat geglaubt die Junker ausrotten zu können, indem man durch die Theilung der Erbschaften den Boden Frankreichs ins Unendliche zerstückelte. Aber Frankreich zählt heute kaum weniger große Landbesitze,

Digitized by Google

als irgend ein anderer Staat Europas. Die Männer der Revolution, die Schüler J. J. Rousseau's, hatten eben nicht bedacht, wie großartig der bewegliche Reichthum sich entwickeln werde und daß derselbe eines Tages sich dem Grundbesitze zuwenden könne, der dem Eigenthümer große Jagdgebiete und herrliche Waldungen verschafft. Mit Recht bemerkt Belloc, daß die Junker, bei ein bischen Geist, durch die revolutionären Erbgesetze nicht belästigt werden. Ehedem sagte wohl ein Herzog zu seiner Schwiegertochter, die einen dritten Erben zur Welt gebracht: „Das ist sehr schön, aber wenn Sie mir noch einen schenken, so werden wir verkaufen müssen.“ Er dachte eben nicht an die Heirathen, die während der letzten drei Generationen sein Wappen vergoldet haben. Der letzte Herzog hat die Tochter eines reichen Gewerbetreibenden geheirathet. Er überläßt seinem jüngeren Bruder das väterliche Gut, das ihm nicht mehr genügt und kauft für baares Geld einen

Das Schloß Mercués.

früheren Königssitz. Hier tritt nun an die Stelle der langjährigen Stille der Lärm der Wagen, Jäger und Hunde. Der Glanz der Livréen, die Eleganz der Wagen übertrifft die alte Zeit. Sammt und Seide rauschen von Neuem über die alten Steintreppen. Elegante Nachen wecken das schlafende Wasser der Teiche auf. Hundert Pächter hängen vom Schloß ab, und wenn ein förmliches Abhängigkeitsverhältniß nicht besteht, so besteht doch der Zwang des Interesses. Ist der Schloßherr nur menschenfreundlich, zahlt er reichliche Entschädigung für Jagdschaden, drückt er ein Auge wegen der Wilddieberei zu, so wird man ihn, wenn er es wünscht, in die Kammer oder in den Senat schicken. So wird er durch seine Wähler vielleicht mächtiger als ehedem durch seine Geburtsrechte.

Wenn man früher heirathete, um die Schulden zu zahlen, die man beim Spiel, oder am Hofe gemacht, so heirathet man heute, um sein Haus aufrecht zu erhalten. Die Demokratie hat hierin nichts geändert. Der Preis der Adelsnamen ist nicht gesunken, sondern eher gestiegen. Die Amerikaner gehen am eifrigsten darauf aus. Ein Herzog, Graf, Marquis u. s. f. darf in Frankreich nur wählen. Die Tochter eines jeden Gewerbe-

Digitized by Google

treibenden, ob hübſch, oder häßlich, gehört ihnen. Es verhält ſich mit einem Adelsnamen, wie mit dem Closvougeot oder Laffitte, der nur in einem beſtimmten Boden erzeugt wird: es liegt hier ein angebornes Monopol vor, das ſeinen Liebhaberpreis hat. Jene Heirathen entſprechen übrigens einer ſocialen Nothwendigkeit. Sie bilden für die Junker die Befreiung von einem ſehr harten Geſetze, das ihnen verbietet, den Erſtgebornen zu bevorzugen, und ſie zeugen von der Gemeinſamkeit des Niveaus zwiſchen einem ſelten ganz unvermiſchten Blut und der hohen Bourgeoiſie, die dieſer Elite weder an Bildung, noch an Manieren nachſteht. Iſt es doch häufig ſchwer, zwiſchen einer improviſirten Herzogin und einer großen Dame von echteſtem Adel zu unterſcheiden.

* * *

Das Schloß von Jumilhac-le-Grand.

Schlöſſer wie Caſtelnau und Mercuès, welche uns zu vorſtehenden Betrachtungen veranlaßten, ſind auch in der Unter-Guyenne keine Seltenheit. Wir führen dem Leſer jene von Jumilhac-le-Grand und von Bourdeilles vor, welche an den ſüdlichen Ausläufern der Montagnes du Limouſin ſich erheben. Erſteres, deſſen Architektur an jene des Schloſſes von Chenonceaux erinnert, war lange Zeit Eigenthum der Familie Roche Chouart und liegt an der Isle im Departement der Dordogne, zu deſſen ſchönſten Bauwerken es zweifelsohne zählt; das andere erhebt ſich an der Dronne unfern vom Städtchen Brantôme und war der Stammſitz des Pierre de Bourdeilles, Seigneur de Brantôme, der ſich durch ſeine Memoiren einen dauernden Namen in der franzöſiſchen Literatur geſchaffen hat. Die Bourdeilles waren einer der vier großen Barone des Périgord, einer Landſchaft, welche heute den größten Theil des Dordogne-Departements bildet und in das Ober-Périgord mit der Double und Unter-Périgord mit dem Sarladais zerfiel. Das Périgord, ſo genannt nach den keltiſchen Petrocorii, den älteſten Einwohnern des Landes, ward unter Auguſtus von den Römern erobert und mit Aquitanien verbunden; ſpäter kam es an die Gothen, dann an die Franken, und die

Digitized by Google

Karolinger ließen es durch Grafen verwalten. Einer derſelben wurde der Stammvater der jetzigen Fürſten von Talleyrand-Périgord. Erſt Heinrich IV. aber vereinigte es mit der Krone. Das Périgord iſt ein von engen Schluchten zerſchnittenes Land, mit Kuppen beſetzt, die zu den letzten Ausläufern der Berge von Limouſin gehören; nach allen Richtungen ziehen Hügelketten, das Isle- und Dordognethal ausgenommen, von den Fluthen häufiger Unwetter zerriſſen. Zwiſchen den Kuppen liegen weite Plateaus mit Ginſter, Buſchwerk und Kaſtanienwäldern, deren Früchte als Nahrung dienen. Der Boden iſt nur wenig produktiv; oft zeigt ſich der nackte Kalkfels; auch Sümpfe und Weiden ſind ausgedehnt, fruchtbare Stellen aber eigentlich nur Oaſen. Dennoch überſteigt die Weinernte den Bedarf; denn mehr als die Hälfte derſelben geht in den Handel oder wird in Branntwein verwandelt. Sehr berühmt iſt der treffliche Weißwein von Bergerac, einem hübſchen,

Schloß Bourdeilles.

freundlichen Städtchen von 12,000 Einwohnern, in einer fruchtbaren Ebene am rechten Ufer der Dordogne, welches am Ausgange des Mittelalters ein wichtiger Handelsplatz war, aber ſeit der Aufhebung des Edikts von Nantes ſehr herabgekommen iſt. Jetzt treibt es ſtarken Handel mit ſeinem Wein und den zahlreichen Trüffeln des Landes. Ein großer Theil der Arbeiter iſt in den umliegenden Eiſenhütten und Papierfabriken beſchäftigt. Die Mineralſchätze des Périgord ſind nicht unbedeutend; man gewinnt Eiſen, auch Steinkohle und Mangan. Großen Ruf genießen auch die Trefflichkeit der Schweine, die Fülle der rothen Rebhühner, die ſchönen Hechte, die Liqueure, feinen Droguen und in allererſter Linie die Trüffeln von Périgord.

Zu den geſuchteſten Leckerbiſſen unſerer Feinſchmecker gehören die Trüffeln, eine Familie unterirdiſch wachſender fleiſchiger Pilze, welche zwar einen ſehr bedeutenden Handelsartikel bilden, aber nur wild vorkommen und ſeither allen Bemühungen, ſie wie die Champignons, durch künſtliche Zucht zu gewinnen, energiſch widerſtrebt haben. Die Gattung der Trüffeln iſt ſehr artenreich und hat einen großen Verbreitungsbezirk, denn dieſer erſtreckt ſich von der heißen Zone bis nach Deutſchland, jedoch ſind die deutſchen Trüffeln nur

Digitized by Google

klein und nicht sehr würzig. Je weiter gen Süden sie wachsen, desto größer und schmackhafter sind sie. Diese unterirdischen Pilze, welche fast alle der Gattung Tuber angehören, wachsen beinahe ausschließlich auf kalkhaltigem Boden, wo Eichenbäume stehen oder gestanden haben, oder auf etwas humusreichen Sanddünen, wo man eigens Eicheln aussäet, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß, wenn die Eicheln zur Buschform sich entwickelt haben, darunter Trüffeln gedeihen, so daß es beinahe erscheinen möchte, als ob die Sporen dieser Pilze schon im Boden liegen und sich nur da entwickeln, wo die den Eichenwurzeln innewohnende Gerbsäure vorkommt. Spanien, Italien, Sardinien und das südwestliche und mittlere Frankreich sind besonders ergiebig an schönen und guten Trüffeln. Einige Departements liefern bis zu 100,000 kg. und der Trüffelbau nimmt von Jahr zu Jahr in Frankreich größere Verhältnisse an. Eichenpflanzungen werden angelegt und in den

Bergerac.

gelockerten Boden junge unreife Knollen gebracht und wieder bedeckt. Das ist Alles, was der Mensch zu thun braucht, wenn nur sonst die entsprechenden klimatischen und Bodenverhältnisse vorhanden sind. Die Trüffel verholzt in heißem Klima und verlangt gemäßigte Temperatur, sie gedeiht bis ziemlich hoch in den Alpen und reift erst im Winter durch den ersten Frost. Magerer kalkhaltiger Boden mit etwas Eisengehalt ist da vorherschend, wo die besten Trüffeln gedeihen. Unter Eichbäumen von acht bis zehn Jahren findet man gewöhnlich die besten. Aber auch unter Wachholdersträuchern sind sie oft von besonders pikantem Aroma. Sie lieben lockeren Boden. Wir begegneten der Trüffel schon im Aveyron- und im Lot-Departement, und werden sie noch ferner finden, wie z. B. im Departement der Niederalpen. Die besten und geschätztesten kommen aber aus Périgord, wo sich eine Menge Landleute mit dem Aufsuchen derselben abgeben. Sie haben ihre eigenen, sorgsam gehegten gehaltenen Merkmale für das örtliche Vorkommen derselben. Wer diese nicht kennt, kann die 8 bis 10 cm unter dem Boden liegenden Trüffeln auch durch abgerichtete Hunde oder Schweine aufstöbern lassen, welche dieselben alsbald durch den Geruch erkennen. Die Dressur der jungen Hunde zum Trüffelsuchen geschieht in

Digitized by Google

folgender Weise: dieselben werden zuerst nur mit Milch, worin Trüffelstückchen gekocht sind, gefüttert. Dann gewöhnt man sie erst in der Stube, später im Freien, eine Trüffel aufzuspüren, die man irgendwo gut verborgen, gewöhnlich in eine kleine runde, mit einem durchgehenden Loch versehene Dose eingeschlossen hat, und belohnt sie jedesmal, wenn sie die Trüffel gefunden haben. Sind sie dressirt und suchen auch im Walde eifrig nach Trüffel, so können sie das gewöhnliche Futter der Haushunde erhalten. Besitzt man erst einmal einen alten, gut dressirten Hund, so lernen die Jungen unter seiner Anleitung leicht. Es ist sehr unterhaltend, zu sehen, wie ein Trüffelhund eifrig suchend den Boden beschnuppert; er schlägt bei jedem Hunde an, dann eilt der Trüffelsucher herbei, gräbt die Trüffeln aus und belohnt den Hund. Aber, wie bereits erwähnt, auch die Schweine werden beim Trüffelsuchen verwendet. Dieselben gehen aus angeborener Gefräßigkeit den Trüffeln nach und erleichtern den Suchern noch das Geschäft dadurch, indem sie das Graben mit ihrem Rüssel selbst besorgen. Dann muß man aber schnell bei der Hand sein, sonst fressen sie die Beute selber. Sobald das Schwein ein Trüffellager entdeckt hat und nach demselben wühlt, wird der Trüffelsucher aufmerksam; wenn dann die Trüffel zum Vorschein kommen, rafft er sie eilends mit der einen Hand auf, wirft mit der anderen dem Schweine eine Hand voll Mais oder Johannisbrotschoten zu, um es zu entschädigen, und steckt die gefundenen Trüffeln in den Sack oder die Ledertasche, welche er zu diesem Behufe mitnimmt. Diese Trüffeljagd dauert vom November bis Februar; während dieser Zeit begeht der Jäger die Trüffelplätze wöchentlich ein- oder zwei Mal und bringt seine Ausbeute sogleich auf den nächsten Markt. Die noch unreifen Trüffeln, welche noch nicht einmal die Größe einer Pistolenkugel haben, werden wieder in den Boden getreten, um weiter zu wachsen, denn um marktgut zu sein, muß die Trüffel mindestens 2 cm Durchmesser oder die Größe einer Wallnuß sammt Schale haben. Erst dann besitzen sie das beliebte Aroma, welches den Hauptreiz der Trüffel für den Feinschmecker ausmacht, sich aber sehr schnell verflüchtigt, weshalb sich die Trüffeln auch nur schwer längere Zeit aufbewahren lassen. Die Trüffel theilt mit den übrigen eßbaren Schwämmen die große Nahrhaftigkeit; man genießt sie entweder für sich allein, gleich Kartoffeln gebraten oder in Rothwein gekocht mit Butter. Ferner verwendet man sie zu Pasteten, deren Hauptbestandtheil sie bilden, oder giebt sie als Zusatz zu Fleischspeisen, Salat, Brühen und Suppen.

Der Handel mit Trüffeln datirt seit 1770 und ist beständig im Steigen. Im Jahre 1868 wurden für 888,000 Mark Trüffeln aus Frankreich ausgeführt, 1871 schon trotz des Krieges für 1,280,000, 1875 für gegen sechs Millionen, 1877 für fast elf Millionen Mark. Die ganze Trüffelernte Frankreichs mag jetzt zwischen 16—20 Millionen Mark betragen. Ein Haupthandelsplatz dafür, ganz besonders aber auch für Trüffelpasteten, ist das Chefliu des Dordogne-Departements, Périgueux, das alte Vesunna und Geburtsort Talleyrands. Die in schönem Thale an der Isle gelegene Stadt besteht aus zwei Theilen: der ältere, die „Cité“ genannt, war mit Festungswerken aus dem fünften Jahrhundert umgeben, von denen noch Ueberreste vorhanden sind, und liegt gesondert; sie ist wüst, aber auch der andere Theil hat schwarze, enge, krumme Straßen, darin aber viele schöne alte Häuser im Stil der Renaissance und ein paar bemerkenswerthe Kirchen. Die mit fünf Kuppeln geschmückte Kathedrale stammt aus dem zehnten Jahrhundert und ist nach demselben Plane wie die Markuskirche in Venedig erbaut. Seit 1858 sind in Périgueux und Umgebung auch zahlreiche römische Alterthümer entdeckt worden, so die Ruinen von Wasserleitungen, Bädern und eines Amphitheaters. Ein rundes Gebäude von 27 m Höhe und 66 m Umfang, ohne Thüren und Fenster, mit unterirdischem Zugange, vom Volk Tour de Vesone genannt, gilt für den Rest eines antiken Venustempels.

Das Périgord ist aber auch reich an Resten, die in eine weit ältere Periode zurückreichen als die heidnische Römerzeit. Das Thal der Dordogne namentlich ist reich an Höhlenfunden wie keine andere Gegend; hier gehen auf engem Raume theils natürliche, theils durch Menschenhand erweiterte und wohnlich gemachte Höhlen in das von steilwandigen Thälern durchschnittene Kalkgebirge. Diese Höhlen und Felsdächer im Périgord befinden sich an den Abhängen der Thäler der Dordogne und Vezère in verschiedenen Höhen und sind voll von Ueberresten, die ihre ehemaligen vorgeschichtlichen Bewohner hinterlassen haben, Gegenständen, welche uns ein ebenso anschauliches Bild von dem Menschenleben dieser Zeit gewähren, wie die verschütteten Städte Herculanum und Pompeji von den Sitten und Gebräuchen der Italiker im ersten Jahrthundert unserer Zeitrechnung.

Digitized by Google

Périgueux.

Digitized by Google

Digitized by Google

Namen wie Les Eyzies, Laugerie, La Madeleine, Le Moustier ſind aus dieſer Region jedem Anthropologen wohl bekannt. Der Boden, auf dem dort einſt die Menſchen hauſten, beſteht aus zerbrochenen Knochen von erlegten Jagdthieren, untermiſcht mit rohen Geräthen, Waffen aus Knochen und unpolirtem Stein, ſowie Kohlen und verbrannten Steinen, welche die Lage der Feuerſtätten andeuten. Reſte vom Höhlenbär, der Höhlenhyäne, vom Höhlenlöwen und dem Mammut ſind hier ſelten, aber um ſo häufiger dafür die Pferde und Renthierreſte, weshalb man dieſe Höhlen des Périgord ſo recht als der Renthierzeit angehörig betrachtet.

Während die drei bisher gemuſterten Departements Aveyron, Lot und Dordogne alle von mehr oder minder anſehnlichen Nebenflüſſen der Garonne bewäſſert werden, iſt es dieſer Hauptſtrom des ſüdweſtlichen

Saint-Antonin.

Frankreichs ſelbſt, welcher in den drei anderen Departements der Guyenne die Hauptader bildet. Die Garonne, Garumna oder Varumna der Römer, entſpringt in den Pyrenäen, aber auf ſpaniſchem Gebiete auf dem Plan de Coucou im Arranthale, tritt aber ſchon nach einem Laufe von nur 48 km bei St. Béat und in 538 m Meereshöhe nach Frankreich ein. Die Geſammtlänge ihres Laufes beträgt 605 km; dabei fließt ſie erſt nördlich bis Montrejeau, dann bei Toulouſe nordöſtlich, von da ab aber behält ſie durch die Departements Tarn- und-Garonne, Lot-und-Garonne und Gironde ihre nordöſtliche Hauptrichtung. Nach ihrer Vereinigung mit der Dordogne nimmt ſie den Namen Gironde an und bildet einen 95 km langen Mündungsbuſen. Die Garonne führt in geringer Menge Goldſand bei ſich, wird ſchon bei Cazères im Departement der oberen Garonne für kleinere Fahrzeuge, und nach ihrer Vereinigung mit der Dordogne für Seeſchiffe ſchiffbar. Von Toulouſe an breitet ſich eine weite, fruchtbare Ebene aus bis Montauban und Moiſſac. Ueberall ſieht man gut bebaute Felder, von lebendigen Hecken und Quittenbüſchen umgebene Grundſtücke, auf welchen Weizen weit über den Bedarf gewonnen wird. Vielfach erblickt man ſorgfältig angepflanzten weißen Maulbeerbaum, die Grundlage einer

Digitized by Google

ausgedehnten Seidenwürmerzucht. Der galliſche Hahn iſt in Tauſenden ſeiner Brüder vertreten. Nirgends ſieht man auf Straßen und Eiſenbahnen ſo viele Käfige angefüllt mit Hühnern beiſammen, die alle aus den gänſe- und hühnerreichen Gegenden der oberen Garonne und weiterhin des höheren Languedoc ihrem Tode in dem volkreichen Bordeaux entgegengeführt werden. Der Gegengabe des Tieflandes am Meere begegnet man in den großen Heerden wohlgenährter Hämmel. Durch dieſes fruchtbare, auch weinreiche Land wälzt der breite Tarn ſeine Waſſer der Garonne zu. An ihm liegen die beiden ſchon genannten Städte Montauban und Moiſſac,

Die Kathedrale von Montauban.

erſtere das Cheflieu des Tarn- und Garonne-Departements; an ſeinem Nebenfluſſe dem Aveyron, den dort eine fünfbogige Brücke überſpannt, das merkwürdige und intereſſante Städtchen St. Antonin, der Geburtsort des berühmten Malthéſer-Großmeiſters Jean de Valette und des Troubadours Raymond Jourdain, bekannt durch ſein Liebesverhältniß mit der ſchönen Adelaide de Penne. In St.-Antonin, das etwa 5000 Einwohner zählt, ſieht man viele alte Häuſer aus dem dreizehnten Jahrhundert, darunter mehrere von wahrhaft monumentalem Ausſehen. Ganz beſonders merkwürdig wegen ſeiner originellen Verzierungen iſt aber das aus dem zwölften Jahrhundert ſtammende und geſchickt reſtaurirte Rathhaus, welches man gemeiniglich das Petit-Monument nennt. Die Stadt liefert heute Leder, Strohhüte, Serges, Genèvre, Safran und treibt großen Handel mit Wildpret, Pflaumen und einem geſchätzten Wein, welcher auf ihrem Gebiete wächſt. Auch um Montauban, das in einer

Montauban.

Digitized by Google

Digitized by Google

weiten, ausgedehnten Ebene von 6 km Breite und 20 km Länge liegt, wird viel Wein gebaut. Montauban wurde im Jahre 1144 vom Grafen Raymund von St. Gilles bei der Abtei St. Théodard angelegt. Ihren Namen hat die Stadt nach der Menge von Weidenbäumen, welche das Volk alba, jetzt aubes nennt, daher Mons albanus. Viel älter als die Stadt selbst ist ihre in Gestalt eines griechischen Kreuzes erbaute und allerdings erst 1739 vollendete Kathedrale, denn es war schon früher ein Kloster, Mons aureolus, hier vorhanden. Die eigentliche Stadt ist klein, ihre Vorstädte aber sind ziemlich ausgedehnt. Montauban zählt mit denselben an 30,000 Einwohner, und kann mit seinen Ziegelhäusern und stattlichen öffentlichen Gebäuden auf die Bezeichnung „schön" Anspruch erheben. Von der Hauptpromenade gewahrt man bei klarem Himmel die schneeigen Zinnen der Pyrenäen. Montaubans Geschicke waren bewegt genug. Obwohl seit 1317 Sitz eines Bisthums,

Stadtthor von Moissac.

nahmen doch die Einwohner 1572 die Reformation an, machten Montauban zu einer Republik und befestigten sehr bedeutend ihre Stadt, welche bald eines der stärksten Bollwerke der Hugenotten wurde. Seit 1621 wurde sie lange vergebens von Ludwig XIII. belagert, unterwarf sich aber endlich 1629, worauf Kardinal Richelieu ihre Werke schleifen ließ. Auch unter Ludwig XIV. hatten die Einwohner Montaubans nach dem Widerrufe des Edittes von Nantes ihrer Konfession wegen viel zu leiden. Dann kam die französische Revolution mit ihren Ausschreitungen. Die Stadt, welche vor derselben schon 30,000 Einwohner hatte, sank auf 22,000 herab, und unglücklicher Weise hat ihre Erhebung zum Chefsitz des Departements nur wenig beigetragen, sie und ihre etwas darniederliegende Industrie zu heben. Dieselbe umfaßt Woll- und Baumwollgespinnste, seidenes Beuteltuch, Seidenstoffe, Porzellan, Mehl, Leder, Kessel und chemische Produkte. Offenbar thut die große Nähe der volkreichen Stadt Toulouse Montauban Eintrag. Doch haben sich in neuerer Zeit die Verhältnisse gebessert, seitdem ein Seitenkanal es in direktere Verbindung mit der Garonne bringt und besonders seitdem es durch die Eisenbahnen Anschluß an die wichtigsten Handels- und Industrieplätze Frankreichs besitzt. Jetzt unterhält

Digitized by Google

Montauban großen Verkehr mit Bordeaux und ist ein Entrepôt des Südhandels. Ganz die entgegengesetzte geschichtliche Rolle spielte das nahe, gleichfalls am schiffbaren Tarn gelegene Moissac, einst durch seine Abtei hochberühmt, welche ihren weltlichen Abt im Grafen von Toulouse sah und zu Zeiten von 500 Mönchen bevölkert war. Dieser Ort ist den neuen Lehren sowohl der Albigenser als der Hugenotten stets feindlich gesinnt und der katholischen Sache treu geblieben. Auch Moissac entstand als Stadt nach der Abtei und um diese herum. Wie jene war sie von Mauern umgeben und befestigt in der Gestalt eines römischen Castrum. Von den Thoren, welche durch diese Wälle Einlaß gestatten, bilden wir eines nebenstehend ab.

Moissac, welches großen Mehlhandel treibt und auch Töpfereien, Gießereien, Mühlen und Oelpressen besitzt, ist nur wenig entfernt von der Einmündung in die Garonne, welche bald darauf in das Nachbar-

Villeneuve-sur-Lot.

departement des Lot und Garonne tritt. Den Osten desselben bedecken unwirthbare Steppen, im Norden versucht man die Kultur, aber die Hälfte des Bodens ist undaubar. In den fruchtbaren Thälern der großen Flüsse dagegen gewinnt man reichlich Korn und köstliches Obst, besonders Pflaumen, die unter dem Namen Prunes d'ente sehr viel über das Meer gehen. Das Centrum dieses Zwetschkenhandels ist die gewerbreiche Stadt Villeneuve-sur-Lot, auf beiden Seiten des Flusses gelegen. Eine Brücke aus dem dreizehnten Jahrhundert verbindet den nördlichen, größeren Stadttheil mit der Vorstadt St. Etienne am südlichen Ufer. Diese alte Brücke führt den Namen Pont-Neuf und zeichnet sich aus durch ihren kühnen Bogen von 36 m Spannung bei 18 m Höhe. Villeneuve ist eine der Städte des Departements, wo die meisten Geschäfte gemacht werden. Man handelt dort auf den sehr belebten Märkten nicht blos in Papier, Leder und Vieh, sondern auch in Eisen, welches im Departement vorkommt, und in Wein. Letzterer, für welchen man den Boden in manchen Gegenden pflügt und den man ohne Pfahl läßt, ergiebt ein starkes, dunkles, dauerhaftes Getränk. Der treffliche Hanf wird sehr hoch und der hier im Großen gebaute Tabak ist der beste in ganz Frankreich. Vielleicht ist

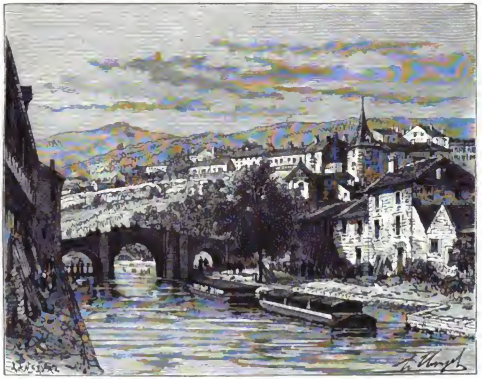
Digitized by Google

Agen.

Digitized by Google

Digitized by Google

es bei diesem Anlasse verstattet anzumerken, daß Frankreich einen ganz kolossalen Tabakverbrauch aufzuweisen hat, doch wird natürlich der Bedarf nur zum geringsten Theile durch das einheimische Produkt gedeckt. Im Jahre 1882 stieg der Tabakverbrauch auf die fabelhafte Ziffer von 363½ Millionen Franken. Diese Summe vertheilte sich auf die verschiedenen Tabakproben folgendermaßen: Havanacigarren 2,500,000 Franken, in Frankreich verfertigte Cigarren 58,000,000 Franken, Cigarretten 16,000,000, Schnupftabak 68,000,000, Rauchtabak 160,000,000 und Kautabak 9,000,000 Franken. Hiezu kommen noch 50,000,000 Franken für Tabak zu herabgesetzten Preisen; es ist dies der Tabak, der den Soldaten in den Grenzdistrikten zu billigen Preisen geliefert oder verkauft wird, um den Schmuggel zu verhindern. Was in diesen Ziffern sofort auffällt, ist das starke Uebergewicht des Rauchtabaks über die Cigarre. Das Landvolk in Frankreich und vielfach der kleine



Nérac.

Bürgersmann der Städte ist der gewohnten Pfeife treu geblieben; die modernere Cigarre hat diese noch wenig zu verdrängen vermocht. Immerhin ist der Consum an Cigarren, namentlich an solchen französischen Fabrikats, ein sehr ansehnlicher. Die Fabrication der Cigarren ist meist Frauen anvertraut. Was den Kautabak anbelangt, so wird er fast ausschließlich von dem seemännischen Theile der Bevölkerung verbraucht. Das Rauchen von Cigarretten in der Damenwelt, wie es anderwärts selbst in höheren Kreisen eingerissen, gehört in Frankreich nicht zum guten Tone und ist fast lediglich auf die Halbwelt in den großen Städten beschränkt.

Das Klima des Lot- und Garonne-Departements wäre ein geradezu herrliches zu nennen, würden nicht Dürre und Regen oft zu lange dauern. Zuweilen tritt im Frühlinge der sogenannte Brouillard ein und wenn auf ihn schnell Hitze folgt, so ist die Hoffnung der schönsten Ernten gänzlich zerstört. Glücklicher Weise sind diese Fälle nicht gar zu häufig und gestatten den Garonneanwohnern, sich des Reichthums ihres gesegneten Landes zu erfreuen. In das Stromthal drängen sich naturgemäß auch die meisten Städte zusammen; unter jenen, welche abseits liegen, verdient besonders Nérac Erwähnung, welches berühmte Gänseleberpasteten

Digitized by Google

fabricirt. Ausländische Feinschmecker verzehren sie oft unter der Etikette „Straßburger Erzeugnisse.“ Auch Schiffszwieback wird in Nérac producirt, welches indeß weniger dadurch denn als ehemalige Residenz der Könige von Navarra allgemeines Interesse beanspruchte. Ein gothisches Schloß erzählt noch von jenen Tagen. Die hübsche Stadt liegt in 59 m Meereshöhe an einem linken Nebenflusse der Garonne, an der Baise, dort wo sie schiffbar wird, und eine Steinbrücke verbindet Groß- und Klein-Nérac. Unter den Städten des Garonnethales nimmt natürlich das Chestien Agen mit 18,800 Einwohnern die erste Stelle ein. In fruchtbarer und reizender Umgebung gebettet, ist es eine der ältesten Städte Frankreichs, hat daher enge Straßen und schlechte Häuser, aber einen ziemlich guten Flußhafen. Seine Sehenswürdigkeiten bestehen in der Kathedrale, in einer Brücke von elf Bogen über die Garonne und einer schönen Hängebrücke mit einer Spannung von 170 m. Promenaden und Umgebungen der einen blühenden Handel mit Toulouse und Bordeaux treibenden Stadt sind herrlich. Vom Strome aus sieht man nur wenig von Agenmum, der alten Hauptstadt der Nitiobriger, dem Geburtsort der größten Philologen des sechzehnten Jahrhunderts, Joseph Scaliger, Lacépède's und Borty de Saint-Vincent's, sowie des dichtenden, weithin in Südfrankreich berühmten Barbiers Jasmin; aber die reich bewachsenen Uferhügel und Terrassen der sogenannten Hermitage machen den freundlichsten Eindruck, dazu die stattlichen Brücken über den Fluß selbst und der Aquäduct, welcher den Canal du Midi oder vielmehr seine bei dem ungeregelten Laufe der Garonne zwischen Toulouse und Agen nöthig gewordenen Fortsetzung auf die andere Seite führt. Dieser Seitenkanal der Garonne geht über die Aquäductbrücke mit 23 Bogen durch die Stadt und vermittelst einer Passerelle von 170 m über den Strom.

Es giebt kein zweites Land in Europa, welches ein seit Jahrhunderten planmäßig angelegtes und so reich entwickeltes System von künstlichen Wasserstraßen besitzt wie eben Frankreich. Seine zahlreichen Kanäle sind theils solche, welche verschiedene Stromgebiete unter einander verbinden, theils Seitenkanäle (Canal latéral) innerhalb eines und desselben Beckens. Auf diesen Kanälen wird etwa die doppelte Summe von Waaren fortgeschafft, als auf den natürlichen Wasserwegen. Nach einer unlängst von der Verwaltung veröffentlichten Statistik der Wasserstraßen für Schiffahrt und Flößerei in Frankreich beträgt die Gesammtlänge der Flüsse $11{,}506_{50}$ km, wovon $2{,}960_{70}$ km der Flößerei und 8545 km der Schiffahrt zufallen. Die Länge der Kanäle aber beträgt $4{,}758_{10}$ km. So erreicht die Totalentwickelung der Wasserwege in Frankreich die Höhe von $16{,}264_{60}$ km, nur gerechnet die für Flößerei oder Schiffahrt geeigneten. Diese Länge vertheilt sich auf die einzelnen Stromgebiete in folgender Weise:

	Flüsse	Kanäle
Gebiet der Nordsee	9,436,6 km	914,4 km
Seinegebiet	2,219,8 „	1,396,8 „
Loiregebiet	2,709,4 „	1,264,4 „
Garonnegebiet	3,046,7 „	334,3 „
Rhônegebiet	2,588,9 „	848,8 „

Im Becken der Garonne ist nun der oben genannte Canal du Midi, auch von Languedoc oder Canal des deux Mers genannt, der bedeutendste. Er ward schon im Jahre 1668 beendet und ist 240 km lang. Einen Ausläufer der von den Ostpyrenäen sich abzweigenden Corbières-Berge, die Wasserscheide, übersteigt er im 189 m hohen Col de Naurouse und hat von da zum Mittelmeere 26 Schleusen bei 63 m Gefälle, zum Atlantischen Ocean dagegen 73 Schleusen bei 189 m Gefälle. Er ist aber nur 1 m tief, an der Oberfläche 20 m, am Grunde 10 m breit und wird von mehr als 100 Wegbrücken, 55 Passerellen überschritten, läuft auch durch Tunnels, z. B. den von Malpas, 170 m lang, und endet am Mittelmeere im Etang de Thau, beim Hafen von Onglous, während er im Westen bei St. Macaire in die schiffbare Garonne mündet. Den heutigen Anforderungen der Schiffahrt genügt dieser Kanal längst nicht mehr und man war deshalb in neuerer Zeit auf einen Ersatz des nunmehr nutzlosen Canal du Midi bedacht. Man faßte daher den kühnen Plan, die Landenge zwischen Bordeaux und dem nächsten Punkte am Mittelmeere durch eine neue, großartige Kanalanlage zu durchstechen. Die Ausgangspunkte würden Bordeaux und La Nouvelle nahe bei dem überaus günstig gelegenen Narbonne sein. Der sehr lobenswerthe Plan bietet indeß auch große Schwierigkeiten. Allerdings ersparen die nach dem östlichen Mittelmeere bestimmten Schiffe Nordeuropas die Umschiffung Spaniens; sie

Digitized by Google

hätten aber an Kanalgebühren 5 Franken pro Tonne zu entrichten und nicht weniger denn 61 Schleusen zu passiren. Eine Hauptschwierigkeit beim Bau des Kanals liegt in der zu überwindenden Höhe von 152 m, welche eben die zahlreichen Schleusen nöthig macht. Sehr bedenklich und gefahrvoll ist ferner die Ueberbrückung oder vollständige Unterbrechung tiefer Thäler durch Dämme, welche jedenfalls wegen des ungeheuren Wasserdruckes eine außergewöhnliche Festigkeit besitzen müßten. Die Kosten des etwa 450 km langen Kanales schätzt man auf $1^1/_2$ Milliarden Franken, die Bruttoeinnahme aus dem Kanalverkehre hingegen auf nahezu 65 Millionen jährlich, wovon nur 39 aus den Abgaben der den Kanal passirenden Fahrzeuge. Den Rest sollen die Anwohner der neuen Wasserstraße in Gestalt von Gebühren für die Ablassung von Wasserkraft und für die Bewässerung ihrer Ländereien herbeischaffen. Der Kanal soll 8,50 m tief und im Wasserspiegel 55 m breit werden, und

Die Kirche von Moirag.

wäre also gleichsam als eine Fortsetzung des Suezkanals zu betrachten, insofern, als die größten Seeschiffe denselben benützen könnten. Aber auch den größten Kriegsschiffen würde er den Durchgang gestatten und damit auch eine unleugbare militärische Bedeutung gewinnen, indem dadurch die Vereinigung der Ocean- mit der Mittelmeer-Flotte erleichtert würde. Nach dieser Richtung leistet übrigens schon jetzt das vorhandene Kanalsystem dem Lande treffliche Dienste, indem es dessen Seemacht erheblich verstärkt. Für die jetzt so wichtigen Torpedoboote sind die französischen Kanäle fast alle passirbar, und 1885 gelangte ein solches in der That von Havre aus vermittelst der Seine und der Frankreich durchziehenden Kanäle nach der Rhône bis zu deren Mündungen ins Mittelländische Meer. Während in Paris das Schauspiel zahllose Schaaren von Neugierigen anlockte, empfand England das Ereigniß als das wichtigste und bedrohlichste für die englische Suprematie zur See, das sich seit langer Zeit vollzogen habe. In der That erscheint die Seemacht Frankreichs im Hinblick auf das furchtbarste Kriegsmaterial der Gegenwart verdoppelt, seitdem sich gezeigt hat, daß ein Torpedoboot im Verlaufe von vierzehn Tagen aus der Seinemündung, und zwar mitten durch Frankreich hindurch, unbehelligt

Digitized by Google

durch die Gefahren einer Seefahrt, wie von den Kanonen von Gibraltar ins Mittelländiſche Meer gelangen kann. Was nun das ſchon beſtehende Kanalſyſtem für die kleinen Torpedoboote leiſtet, das würde der projektirte Kanal durch Südfrankreich in noch kürzerer Zeit auch den Panzerkoloſſen ermöglichen; die nautiſche Revolution wäre vollendet.

Wir haben uns lange aufgehalten bei den Kanälen Frankreichs und ihrer Bedeutung; es iſt Zeit, daß wir an die Ufer des Canal du Midi und der Garonne zurückkehren, die wir in Agen verlaſſen haben. In Agen ſelbſt wollen wir nicht weiter verweilen, 10 km ſüdlich davon feſſelt aber die Kirche des Oertchens Moirax unſere Aufmerkſamkeit; ſie iſt der Reſt einer alten, aus dem elften Jahrhundert ſtammenden Benediktinerabtei und zählt zu den hiſtoriſchen Denkmälern Frankreichs. Ihr Gewölbe iſt romaniſch, das Innere dreiſchiffig, Portal und Kapitäler ſind mit Skulpturen geſchmückt. Die Landſchaft, worin Moirax und

Bazas.

Agen liegen, hieß früher das Agenais, erſtreckt ſich zu beiden Seiten der mittleren Garonne, und ihre Grenzen fielen mit dem alten Bisthume Agen zuſammen. Als jedoch 1317 das Bisthum Condom geſtiftet wurde, beſchränkte man das Agenais auf das Garonneufer; ſo klein nun heute die Localität iſt, ſo herrſchen auf ihr doch mehrere Dialekte, wie eben das Südfranzöſiſche (Languedoc) überhaupt außerordentlich zerſplittert iſt. Die Mundart der Stadt Agen, in welcher wir uralte Volksmärchen beſitzen, einem Glauben angehörend, der ſchon lange erloſchen iſt, hat einen unverkennbaren ſtarken ſpaniſchen Beigeſchmack, und um ſie zu kennzeichnen, geben wir hier eine Probe zugleich mit der reinfranzöſiſchen Verſion:

Lou rei de Franço partisquèt per son gran bouitage, e oèit annados francos se passéron sans que tournésse. Sa fenno attendèt enquèro un mes; après partisquèt au recerc de soun marit. Al cat de tres jours, troubèt uno pèl d'ase sur soun camì e la metèt sur soun col.

Le roi de France partit pour son grand voyage et huit années franches se passèrent sans qu'il revint. Sa femme attendit encore un mois; puis elle partit à la recherche de son mari. Au bout de trois jours, elle trouva une peau d'âne sur son chemin et la mit sur son cou.

Digitized by Google

Die Garonne hat bei Agen noch einen ſtarken Fall; Sandbänke, meiſt grünbewachſene, treten aus ihr hervor; trotz ihrer Breite ſind luſtige Hängebrücken, dieſer Stolz der franzöſiſchen Ströme, über ſie geſpannt. Man hat durch weiteingreifende Faſchinen ihr vielfach Land abgewonnen. Die Ufer unmittelbar ſind faſt durchgängig mit hohen Bäumen und Gebüſch von Weiden, Erlen und Pappeln beſetzt. Die linke Seite, zum größeren Theile flach, erſcheint wenig belebt durch Ortſchaften und nimmt zwar zahlreiche, aber wenig bedeutende Nebenflüſſe auf, wie die Gélise und Avance im Lot- und Garonne-, die Beuve im Gironde-Departement auf. An letzterer liegt das alte, ſchlecht gebaute Städtchen Bazas, welches indeß eine ſchöne gothiſche Kathedrale aus dem dreizehnten Jahrhundert mit ſehr bemerkenswerther Façade beſitzt. Auf dem rechten Garonneufer treten grüne Hügelketten von Zeit zu Zeit nahe an den Strom, ja ſie fallen dann in ſchroffe Felſen herab.

Das Schloß von Montesquieu bei La Brède.

Dies iſt der Punkt, wo parallel einer ſolchen Kette ein Nebenfluß, z. B. der bedeutende Lot, ſich in die Garonne ergießt, wo Städte wie Aiguillon, das reizend gelegene, mehr als halb proteſtantiſche Tonneins, das alte, ziemlich gut gebaute Marmande und das gewerbreiche La Réole, letzteres ſchon im Gironde-Departement gelegen, ſich ſteil über den Strom aufbauen. Keine derſelben vor Langon macht aber einen ſtattlichen blühenden Eindruck; ſie ſind meiſt in Terraſſen als enge, dunkle Häuſergruppen, oft mit den freundlichſten, rebenumwachſenen Veranden einfachſter Art dem Felſen angefügt, hohe Mauern und Thurmreſte alter Befeſtigungen ragen hie und da hoch über ſie empor oder ſchützten ſie einſt unten gegen die Flußſeite. Bei Langon, mitten in den Weinpflanzungen an den Gravehügeln und links an der Garonne gelegen, welche von nun an bis zu ihrem Ausfluſſe entſchieden nordweſtliche Richtung einhält, treten wir in den Bereich der den Fluß anſchwellenden Meeresfluth und erkennen in den von da an zahlreichen, ſich gegenüberliegenden Ortſchaften, einzelnen ſchönen, auf der Hügelkette prangenden Schlöſſern, und dem reichen Weinbau die Nähe der Hauptſtadt des ſüdweſtlichen Frankreich. Die Gegend nimmt einen offeneren, freundlicheren Charakter an, die Hügel von St. Macaire,

Digitized by Google

Cadillac, Rions, Langoiran, die Umgebung von Sauterne sind beredte Zeugnisse der berühmten Weinkultur des Bordelaiser Landes; auf den Höhen glänzen stattliche Schlösser, wie das von Cadillac, welches der Herzog von Epernon erbaute, wie das von Benange, von la Brède auf der anderen Seite, welch letzteres in schönem gothischen Stile erbaut mit englischem Garten das Besitzthum des berühmten Montesquieu war und unter diesem Namen das Pilgerziel der Künstler und Literaturfreunde geworden ist. Endlich tritt die steile Hügelreihe weiter vom rechten Ufer zurück, und im weiten Halbkreisbogen dehnt sich die Häusermasse von Bordeaux an dem prachtvollen Strome hin, welcher hier in einer gewaltigen Biegung zugleich fast feeartig sich ausbreitet.

Bordeaux, das römische Burdigala (vom keltischen bur und wal, d. h. gallische Festung), lange Zeit der Wohnort der Herzöge von Aquitanien und der Geburtsort vieler berühmter Männer, wie Montaigne, Montesquieu, Dupaty, Defèze, Lainé u. A., hatte wie alle Städte des südwestlichen Frankreichs von den Einfällen der Normannen, Mauren und Westgothen viel zu leiden. Erst, als mit des letzten Herzogs von Aquitanien, Wilhelms IX. Erbtochter Eleonore das Land an Heinrich von Anjou und so 1154 an England kam, begann sich Bordeaux zu heben. Die Altstadt, durch die Römer verschönert, brannte mehrere Male ab. Wieder erbaut im Mittelalter, hat sie sich nach und nach so verändert, daß sie jetzt die Bewunderung aller Fremden erregt. Einst Hauptsitz der Girondisten, ward sie von den Schreckensmännern verheert und durch die bekannte, von Napoleon I. angeordnete Continentalsperre so zu Grunde gerichtet, daß ihre Bewohner die Bourbonen freudig und von allen Städten zuerst willkommen hießen, weßhalb König Ludwig XVIII. dem Sohne des Herzogs von Berry, dem späteren Grafen von Chambord, den Titel eines Herzogs von Bordeaux beilegte. Jetzt beträgt die Bevölkerungszahl der prächtigen Stadt 218,000 Köpfe. Aus der römischen Glanzzeit von Bordeaux ist als das einzige größere Monument das sogenannte Palais Gallien erhalten, das Fragment eines Amphitheaters, dessen Cavea etwa 1500 Menschen fassen mochte.

Die Hauptlebensader der Stadt ist nicht der auf dem rechten Ufer der Garonne liegende Bahnhof, sondern der weite, halbmondförmige Hafen, daher Port de la Lune genannt, der mit seinen breiten, langgestreckten, von schönen Häusern begrenzten Quais zu den schönsten derartigen Anlagen in Europa gehört. An diesem prächtigen, über hundert Schritte breiten und über eine Stunde langen Quai legen Schiffe aller Nationen an, um Weinladungen in Empfang zu nehmen, und so athmet man hier den angenehmen Wohlgeruch des Rothweines, während in anderen Häfen gewöhnlich der fatalste Thran- und Fischgeruch die Sinne beleidigt. Vom Pont de Pierre bis zum Faubourg des Chartrons reichend, finden in diesem Hafen gegen 1200 Schiffe von 2000—2500 t mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit Raum. Dem beständig wachsenden Verkehre genügt aber dieser Raum längst nicht mehr, und so ist denn am unteren Ende der Stadt, im Quartier Bacalan, noch ein 1879 vollendetes, 10 ha großes Bassin angelegt worden, das auch bei Ebbe $6^1/_2$ m Tiefe hat. Den Kern von Bordeaux bildet die mittelalterliche Altstadt mit engen, krummen, finsteren Gassen in der Nähe des gewaltigen Platzes des quinconces, welcher die Statuen von Montaigne und Montesquieu, sowie eine prächtige, kunstvolle Garbe trägt und auf den Quai Ludwigs XVIII. mündet, aber höher als dieser gelegen ist und durch ein eisernes Gitter nach der Seite des Quai hin begrenzt wird. Auf diesem Platze, der am 22. Januar 1818 feierlich mit Bäumen bepflanzt wurde, stand früher das Trompetenschloß, eine im Jahre 1677 nach Vauban'schem System erbaute Citadelle. Schon hier ragen uns inmitten der Platanengänge die Maste der Schiffe entgegen und den ganzen Tag ist der Platz ohne Unterlaß mit Spaziergängern bevölkert, die unter seinen schattigen Anlagen lustwandeln, von wo sie in den nahen Jardin public, 1858 zu einem großen englischen Park erweitert, gelangen können. Drei breite Treppen führen vom Quinconcen-Platz auf den Quai hinab, welcher am eigentlichen Knie der Strombiegung noch mit einem Vorbau versehen ist, so daß man den vollen Ueberblick über die ganze Stadtlänge und weit darüber hinaus genießen kann. In der That, bei warmer Beleuchtung eine der großartigsten und freundlichsten Stadtansichten, erinnernd zugleich an Dresden, Hamburg und Köln. Wie weich und doch so mannigfaltig sind die Linien jenes Hügelzuges am jenseitigen Ufer, von demselben sicher fast eine Stunde entfernt! Reich sind sie mit weißen Landhäusern besetzt, bedeckt mit frischem Weinlaub, das durch dunklere Massen von Cypressenwäldchen unterbrochen wird. Uns mehr zur Linken drängen sie mit weißglänzenden Felsen sich hart an die Garonne mit ihren trüben, schmutzig gelben Fluthen heran und schließen in trefflichster

Digitized by Google

Bordeaux.

Digitized by Google

Weise die weite Perspektive dem schönen Quartiere des Chartrons, dem Sitze des Handels, entlang. Rechts nach Süden verliert sich der Blick über die Stadt hinaus in eine weite Fläche. Ja, Ausonius hatte Recht, wenn er „die ragenden Villen auf dem Uferhang, den weingrünen Hügeln, den lieblichen Strom", gern das einschmeichelnde Bild seiner schmucken Burdigala in der Ferne wiederfand, wenn er sich ausmalte, „wie das Weinland die gelbliche Garonne mit Farben schmückt, von dem höchsten Gipfel des Berghanges bis an den Flußrand den grünen Lyäus streckend." Die Cypressen jener Hügel bildeten einst den Stolz des Bordelaiser's; noch in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts durfte kein Schiff mit seiner Weinladung die Stadt verlassen, ehe es gegen eine bestimmte Abgabe den Cypressenzweig von der Stadtobrigkeit sich gelöst. Uns zur Linken drängen sich in ununterbrochener Reihenfolge moderne hohe Privathäuser mit den großen Waarenlagern im Erdgeschoß und den in tiefen Höfen oft vervielfachten Räumen, jenen „Chaix", die den reichsten Schatz des Landes, den Bordeauxwein, in Hunderten von Fässern bergen. Die reichsten Kaufleute wohnen in diesem Viertel, den Chartrons, darunter viele Deutsche, die auch eine deutsch-protestantische Kirche in der Stadt besitzen. Weiterhin gegen Bacalan werden die Häuser kleiner, Schenkbuden aller Art drängen sich, und die kleinen Gewerbe, die dem Matrosen seine Bedürfnisse bieten. Unter Bäumen sammeln sich die Gruppen der Hafenarbeiter und Seeleute beim Spiel und dem auch hier vielgetrunkenen Bier. Hie und da ragen die Schlote und Mauermassen großer Gebäude hervor, Zuckerraffinerien und Destillationen. Ein ganz anderer Anblick bietet sich zur Rechten. Dort drängt sich an den Strom das eigentlich städtische Leben in seiner Jahrhunderte alten Gestaltung. In unserer Nähe zuerst ein paar große moderne Gasthöfe, dann das große Halbrund, das von der Douane und der Börse umschlossen wird, einer Anlage aus der Zeit Ludwig XV., mit reicher Verschwendung äußerer Architektur und kleinen Kuppeln. Ein mittelalterliches Stadtthor mit zwei den Mittelbau flankirenden Rundthürmen tritt weiter zurück, während dann auf der ansteigenden Höhe der Place de Bourgogne ein modern klassischer Triumphbogen breit sich aufstellt. Er steht vor und in einer Linie mit der gewaltigen, herrlichen Steinbrücke, welche hier, an seiner engsten Stelle den 480 m breiten Strom überspannt. Sie selbst ist 486,68 m lang, 15,86 m breit und ruht auf 17 Bogen, die auf dem beweglichen Grundsande in 6—10 m Tiefe bei zweimal täglich wiederkehrender Fluth (von 3,9—5,8 m Höhe) aufgeführt sind. An ihrem Ende wird die Brücke mit dorischen Hallen als die Wegzoll- und Wachthäuser abgeschlossen. Ueber sie hinaus heben sich noch die dunklen, schwarzen, niedrigen Gebäude der Schiffswerften und großen Werkstätten vom Flusse und dem Firmamente ab, und hinter ihnen ragen die Massen der mittelalterlichen Abteikirche Ste. Croix und St. Michel hervor. Erstere ist ein Werk des fünften Jahrhunderts. Von den Sarazenen sammt der dazu gehörigen Benediktinerabtei niedergerissen, ließ Karl der Große sie wieder aufbauen; von den Normannen abermals geplündert, wurde sie im Anfange des elften Jahrhunderts neu erbaut. Die Michelskirche ist das schönste, 1160 im gothischen Style aufgeführte Gebäude des Gironde-Departements. Ihr Glockenthurm, am 8. September 1860 vom Blitze zerschlagen, zählte vor diesem Ereigniß zu den größten Frankreichs, und die unter dem Thurme befindliche Gruft hat die Eigenschaft, die daselbst seit mehreren Jahrhunderten aufbewahrten Leichname unversehrt zu erhalten.

Wem es in Bordeaux blos um den gewöhnlichen Reisegenuß, um das Treiben der Gegenwart, um den Anblick schöner, moderner Bauten, eleganter Kaffeehäuser und Läden, besuchter Spaziergänge zu thun ist, dem kann man nur rathen, außer dem Hafen die Umgebung jener Place des quinconces mit ihren strahlenförmigen Ausläufern, den Platz vor dem Theater, alles was den Namen Tourny trägt, Alleenplatz, Cours, vor Allem die breite, marktähnliche Straße Chapeau Rouge, deren Name offenbar den Kardinalshut des unmittelbar dabei in einem Platz gefeierten Richelieu gilt, fleißig zu besuchen. Auf den gewaltig langen, die Stadt mit zwei fast rechtwinklig sich treffenden Armen umschließenden Cours mag er auch nicht zu weit über Place Dauphin hinausgehen, sonst wird er bald in einsamere, weniger elegante Gegenden kommen. Innerhalb jenes Bereiches findet er aber auch alle seine Wünsche reichlich erfüllt. Die Börse, die jetzige Präfektur, die Bank, das Museum, endlich das imposante Theater bilden hier die hervorragendsten Gebäude. Sie sind alle in Einem Style gebaut, in jenem dem Rococco gegenüber viel einfacheren, strenger an das Klassische sich haltenden Styl vom Ende des vorigen Jahrhunderts, der aber zugleich möglich viel Fenster zwischen die Pilaster,

Digitized by Google

hinter die Säulenhallen drängt, Attiken aufſetzt, große Treppenhäuſer baut, oft aber hinter ihnen kleine Gemächer öffnet. Das Theater, welches 1871 der Nationalverſammlung als Berathungslokal diente und in ſtrengerem antikiſirenden Style erbaut iſt, imponirt allerdings durch ſeine Maſſe und iſt im Innern mit Concertſälen, Hallen, Cafés, ſowie einer Menge Wohnungen auf das Reichſte ausgeſtattet. Es ward im Jahre 1774 begonnen und mit einem Aufwand von 2,300,000 Franken von Seite der Stadt 1780 vollendet. Bordeaux hat an 50 katholiſche und 3 proteſtantiſche Kirchen. Architektoniſch beſonders ausgezeichnet iſt darunter jene von St. Seurin aus der Zeit, als das Chriſtenthum ſich zu verbreiten begann, dann die im elften bis vierzehnten Jahrhundert erbaute gothiſche Metropolitankirche oder Kathedrale St. André, einſchiffig und auffallend breit, mit einem reich mit Statuen geſchmückten, von zwei eleganten, 50 m hohen Thürmen flankirten Portale

Das Theater in Bordeaux.

und ſchönem Chor. Sie beſitzt werthvolle Malereien von den größten Meiſtern. Unweit der Kathedrale ſteht ein vereinzelter Glockenthurm, la Tour de Peyberland, in welchem lange Zeit Bleikugeln gemacht wurden. Er ward 1492 erbaut, ſeine Spitze aber 1793 zerſtört. Jetzt befindet er ſich wieder in ſeinem urſprünglichen Zuſtande und trägt eine Glocke von 11,250 kg Gewicht. Impoſant erhebt er ſich als ſchlanke viereckige Maſſe, auf welche ein achteckiger, von Strebebogen gehaltener Oberthurm aufgeſetzt iſt. Ueber dem maſſenhaften Untertheil gliedert ſich in drei Etagen die reichſte Fenſterarchitektur immer leichter und üppiger, die Mauer in Maßwerk faſt auflöſend. Von ſeinen Zinnen genießt man einen prachtvollen Rundblick. Unmittelbar zu unſeren Füßen liegt die Stadt, weit durchzogen von dem grünen Bande der Alleen. Dann aber folgen wir dem breiten Waſſerlaufe der Garonne an die äußerſte nördliche Grenze; die Dordogne ſtrömt dort vor unſeren Augen mit ihr zuſammen, ſchroffe Abhänge fallen zu dem Strom herab, an denen Blaye und Pauillac liegen, deutlich hebt nach Nordoſt das Hügelland vor der Dordogne von den Höhenzügen ſich ab, die weit über ſie hinaus ihr Flußgebiet von dem der Charente ſcheiden. Weſtlich der unteren Garonne überſchaut man einen bedeutenden

Digitized by Google

Theil des Landes Médoc, jene weinbedeckten Flächen, in deren Mitte die weltberühmten Namen Macau, Margaux, Médoc in kleinen Flecken und Dörfern ſich wiederfinden. Der ganze weſtliche Horizont iſt durch die langſam ſteigende Fläche des fruchtbaren Landes eingenommen, welche in den Haiden und Pinienwäldern ihre Grenze findet.

Die Kathedrale von Bordeaux.

Bordeaux iſt in induſtrieller Hinſicht eine der wichtigſten Städte Frankreichs. Es hat Hochöfen für Eiſen, Stahlmanufacturen, Woll- und Baumwollſpinnereien, Zuckerraffinerien, Korkſchneidereien, Salpeterſiedereien, Eiſen-, Metall- und Schriftgießereien, Buchdruckereien, berühmte Liqueurfabriken, Fabriken von Maſchinen, Fayence, Glas, Pergament, Handſchuhen u. ſ. w. Seine Größe und ſeinen Reichthum verdankt aber Bordeaux ſeinem Handel, welcher, durch die örtlichen Verhältniſſe ſehr begünſtigt, ſich über die ganze Welt erſtreckt und Bordeaux zum dritten Handelshafen Frankreichs emporgehoben hat. Bordeaux iſt ſo entſchieden der Mittelpunkt des See- und Handelsverkehrs im ſüdweſtlichen Frankreich, daß alle benachbarten Punkte, wie z. B. Blaye und Teſte gleichſam nur Vorpoſten ſind, ausgeſtellt um vorläufig das dem Haupthafen Beſtimmte feſtzuhalten oder hinauszugeleiten. Es bekundet in dieſer ſeiner 100 km oberhalb der Flußmündung zurückgezogenen, gegen den

Andrang der Meeresgewalt und des ersten Seeangriffs geschützten Lage, welche aber selbst noch in Fluth und Ebbe sowie der seeartigen Erweiterung des Stromes den unmittelbaren Seeverkehr begünstigt, durchaus seine uralte Bestimmung als Seehandelsplatz, und daß es bereits von den Römern als eigentliches Emporion an der Garonne in der Hand eines wichtigen keltischen Stammes, der Bituriges Vivisci, vorgefunden ward, wissen wir ja ausdrücklich. In der Gegenwart ist Bordeaux ganz vorzugsweise der Mittelpunkt des Weinhandels, in dem es die erste Stelle in Frankreich einnimmt und der sich schon seit dem dreizehnten Jahrhundert, namentlich in England stetig entwickelte. Lange, bevor man die Stadt erreicht, sieht man die Spuren des großartigen Verkehres, der den Weinexport zum Hauptgegenstand hat, das regste Leben entfaltet sich aber in den zum Bahnhof führenden Straßen und im Hafen. Frankreich ist das Welt-Wein-Land. Nicht blos der Masse seiner Produktion nach, welche allerdings von keinem anderen erreicht wird, sondern auch hinsichtlich der ausnehmenden Güte seiner Weine. Mag der deutsche Patriotismus sich wehren, wie er will, das Factum kann er nicht wegstreiten: Frankreich erzeugt bessere, es erzeugt mehr gute Weine, als Deutschland. Ueber den Geschmack ist freilich nicht zu streiten; allein daß die Bordeauxweine in der ganzen Welt Nehmer und Trinker finden, die edlen Rheinweine aber nicht, das entscheidet jedenfalls. So schrieb Wilhelm von Hamm, der große Weinverständige, in seinem klassischen „Weinbuch". Wir hatten im Verlaufe unserer Darstellung schon wiederholt Veranlassung, des französischen Weinbaues zu gedenken, namentlich in der Champagne und in Burgund; hier im Bordelais treten wir in das dritte große Weingebiet Frankreichs ein, welches Land nicht blos die größte Produktion, sondern auch den bedeutendsten Export an Wein unter allen Ländern der Erde besitzt; es dankt letzteren vorzugsweise seinen beiden Weltweinen, dem Champagner und dem Bordeaux, welchen erfolgreiche Konkurrenz zu bieten anderswo trotz aller Anstrengungen bisher nicht gelungen ist. Auch an Mannigfaltigkeit der Weine kann sich kein anderes Land mit Frankreich vergleichen. Dabei durchlaufen die Bodenarten, auf welchen Wein wächst, alle Formationen, vom Moore der Sologne, dem angeschwemmten Sand der „Landes" bis zu der Kreide der Champagne und dem Basalt der Auvergne, von dem Jurakalk der Côte d'or bis zu der granitischen Terrasse des Morvan. Wachsen doch im Girondedepartement auf beiden Seiten des Stromes die Reben brüderlich nebeneinander auf Thonmergel der tertiären Bildung, auf Diluvialsand und in den Sümpfen des Schwemmlandes, und bringen — was das Merkwürdigste ist — in allen drei Formationen ausgezeichnete, berühmte, allerdings im Geschmack von einander abweichende Produkte. Die Strecke von Bordeaux bis zur Mündung des Stromes ins Meer ist kurz — sie ist das eigentliche Médoc — daher zählen sich auch die Lagen oberhalb der Stadt Bordeaux an der Garonne, Dordogne und im Innern des Departements zu den nach ihr genannten Weinen. Im eigentlichen Médoc, der Landspitze zwischen dem linken Ufer der Gironde und dem Golf von Gascogne, unterscheidet man nun nach dem Standorte drei Arten der Gewächse, von „Côtes" (Hügeln), „Palus" (humoser Lehmboden der Flußniederungen), „Graves" (Kies, Gerölle, Sand), doch fügt man oft noch hinzu: „Terres fortes" (Niederungen ohne Sand) und Entre deux mers, zwischen Garonne und Dordogne, und bringt jede Art wieder in Unterabtheilungen, in „Crüs" (Gewächs oder Lage von bestimmter Grenze), und zwar in fünf; was nicht zu diesen gehört, ist „unklassifizirter Wein" und heißt Bon Bourgeois, mit den Abstufungen supérieur, bon und ordinaire; darauf folgen die Paysans (Kutscher), die Gewächse der kleinsten Besitzer; was noch geringer ist, heißt Petit vin. Vor den ersten Crus stehen die Grands crüs und die Crüs supérieurs. Der letzteren hat das Bordelais vier: Chateau Lafitte, Chateau Margaux, Chateau Latour und Haut Brion. Schon als Seconds crüs und billiger gelten: Mouton, Rauzan, Lösville, Vivens-Durfort, Gruau-Larose Lascombe, Branne, Pichon-Longueville, Ducru-Beaucaillou, Cos-Destournel, Montrose. Die Bordeauxweine zeichnen sich aus durch ein hervortretendes, höchst angenehmes Bouquet, viel Mark — kein anderer Wein kann sich in dieser Eigenschaft mit ihnen vergleichen — Stärke und Geistreichthum ohne Vehemenz und eine leichte milde Herbigkeit, die nur ihnen eigenthümlich ist. Sie stärken den Magen ohne den Kopf einzunehmen, und können in größerer Menge getrunken werden, ohne üble Folgen zu hinterlassen. Die Erziehung der Reben ist in einzelnen Theilen Frankreichs unübertrefflich, namentlich überall da, wo Weltweine gebaut werden. Aber nicht an allen Orten ist es so; im Allgemeinen herrscht noch große Liederlichkeit in dieser Hinsicht, und selbst die Weinkultur der Gironde, bei aller Wichtigkeit derselben für das Land, läßt doch noch in nicht wenigen

Digitized by Google

Bezirken sehr viel zu wünschen. Es kommen alle Arten von Schnitten und Erziehung vor, am verbreitetsten ist der Kopfschnitt in Bordeaux, der Bogenschnitt in Burgund und der Champagne, die Rahmenerziehung im mittleren und südlichen Frankreich. Die Weinlese, welche im Ganzen mit dem deutschen Verfahren übereinstimmt, ist für das gesammte französische Volk ein Fest, dem es sich mit einer Lebhaftigkeit hingiebt, von der sich der kältere Nordländer keinen Begriff macht, und welche wächst, je weiter man nach Süden vorauschreitet. Monatelange Sorgen und Kosten und Arbeit hat man geduldig ertragen; jede einzelne Pflanze ist, früh und spät, auf das Liebevollste gepflegt worden; die Ernte ist reichlich, die Frucht sieht vielversprechend aus; allein da so viele Zufälle dem guten Zustande schaden können, so hört man nur in Jahren, wo Sonnenschein die Erde wie eine Fluth überdeckte, ein allgemeines Jubeln nach allen Seiten hin. Es muß Regen genug geben, um die Frucht zu schwellen, aber doch nicht so viel, um ihren Wohlgeschmack zu beeinträchtigen. Dies ist nicht Alles: am meisten fürchtet man den Hagel. Oft geschieht es, daß auf Stunden weit die Weinberge durch Hagelstürme niedergeschmettert werden, — ein Umstand, dem die zahlreichen französischen Gesellschaften zur „Versicherung gegen den Hagel“ ihr Dasein verdanken. Bald reifen die Trauben ungleich, bald verdirbt sich die Schote der Frucht, und nur selten wirkt zum Besten des Weines Alles zusammen, wie in dem Kometenjahre 1858. Doch selbst dann ist der Wein nicht überall von gleicher Güte: oft genügt schon eine Entfernung von nur wenigen Metern, um einen großen Unterschied in der Qualität der Frucht einer und derselben Species hervorzubringen. Eine geringe Schwankung in der Tiefe des Bodens oder ein vermehrter Grad von Senkung auf seiner Oberfläche wirkt wesentlich auf den Wein ein.

Alle diese Gefahren treten indeß in den Hintergrund gegenüber den Verheerungen, welche ein Schmarotzerinsekt in den französischen Weinbergen anrichtet. Es gehört zu den Blattläusen, schmarotzt an den Wurzeln des Rebstocks und ist nicht größer als der Punkt am Ende dieses Satzes. Diese Wurzel- oder Rebläus vermehrt sich in unglaublich kurzer Zeit millionenweise und wurde zuerst 1863 in der Provence bemerkt, sicher nachgewiesen aber erst 1866 an den Rebenwurzeln bei Arles. Die Weinblätter begannen dort schon im Juni und Juli zu vergilben; die Ranken hörten auf zu wachsen, das Laub war im August abgefallen und die Trauben erreichten ihre Reife nicht. Nun starben auch die Schößlinge ab und gegen Ende des Jahres war der ganze Stock so gut wie vernichtet; nur wenige zeigten frische Triebe im kommenden Jahre; 1867 stellten sich dieselben Erscheinungen ein, und jetzt fand man, daß die Wurzeln mit eigenthümlichen Knötchen bedeckt waren und wie verbrannt aussahen. Die Ursache dieser Krankheit entdeckte am 15. Juli 1868 zuerst Professor Planchon zu Montpellier in dem mikroskopischen Thierchen, das man Phylloxera vastatrix nannte. Heute ist die Phylloxera eines der am besten bekannten Wesen der Schöpfung; man braucht ihre Beschreibung nicht mehr zu machen. Wie wohl unterrichtet man aber auch in Betreff dieses Feindes ist, so haben alle Hilfsmittel der Wissenschaft nicht vermocht, ihn zu vernichten. Die Fortschritte der Phylloxera waren anfänglich langsam und im Verborgenen, man glaubte, es sei ein locales Uebel, dessen man bald Herr werden werde; erst gegen die Jahre 1872—73 gewahrte man die ganze Schwere der unterirdischen Invasion, welche die Weinberge hinraffte. Da hatte die französische Regierung eine Eingebung, die unfehlbar schien: die Kammern votirten alsbald eine Nationalbelohnung von 300,000 Fr. für denjenigen, der ein taugliches Mittel finden würde, um Frankreich von dem Insekt zu befreien; trotzdem hat dieses Versprechen, nichts hervorgebracht was der Rede werth wäre; Hunderte, Tausende und Zehntausende von Mitteln strömten zwar herzu, scheinbare und ingeniöse, die Mehrzahl lächerlich, aber alle diese Mittel wurden beim Versuch ihres Unvermögens überwiesen. Während die Regierung so einen Appell an die Fruchtbarkeit der Erfinder machte, appellirte sie zu gleicher Zeit auch an die Wissenschaft. Sie setzte eine große Phylloxera-Commission ein, in welcher Alles Platz fand, was nur immer in Frankreich an als hervorragend bekannten Doctoren, durch frühere Entdeckungen bekannten großen Chemikern, bei der Ausstellung preisgekrönten Landwirthen existirt. Dieser ehrwürdige Areopag wurde mit mannichfachen Attributen ausgerüstet, man überließ ihm weitgehende Machtvollkommenheiten zu Anordnungen; man vertraute ihm die Sorge darüber an in den Processen und Methoden, welche die Weinbauer anwandten, um sich gegen die Plage zu vertheidigen, das Unkraut von dem wahren Korn zu unterscheiden. Aber trotz des Preises von 300,000 Fr. und trotz der officiellen Commission hat die Phylloxera ihren unterirdischen Weg fortgesetzt, wobei sie Flüsse durchkreuzte und Berge überschritt.

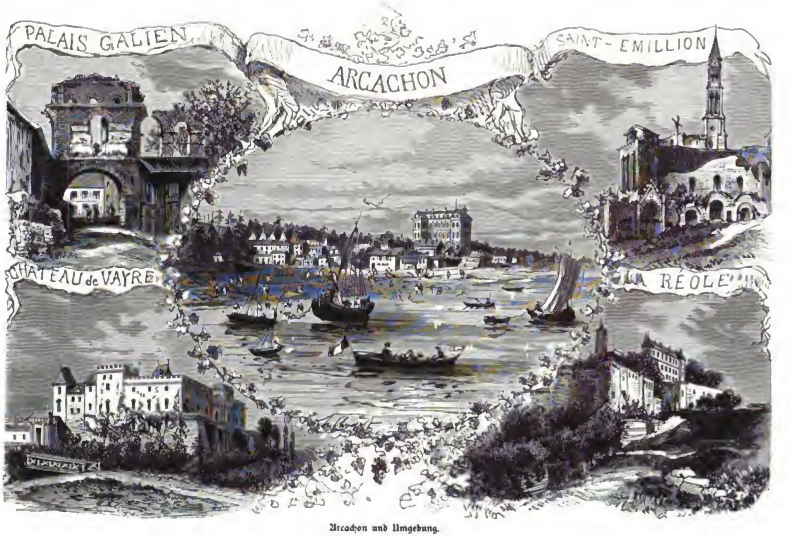
Digitized by Google

Weder die Rhône noch die Cevennen haben sie aufgehalten, man findet sie durch die Winde auf Hunderte von Kilometern von den als inficirt bekannten Orten fortgetragen. Im Jahr 1877 waren 28 Departements angesteckt; Ende 1878 zählte man deren 39; 1879 kamen wieder zwei neue Departements, Ariège und Tarn, auf die Liste. „Alle großen Weinberge Frankreichs," sagte im Senat Gaston Bazille, „sind entweder schon inficirt oder sehr ernstlich bedroht, mit Ausnahme der Champagne." Nach den statistischen Aufstellungen des Generaldirectors im französischen Ackerbauministerium waren im Jahr 1877 in Frankreich schon 288,000 ha Weinberg vollständig zerstört; 1878 zählte man 373,000, also 85,000 ha mehr, und das war ungefähr das Fünftel der Gesammtfläche der französischen Weinberge. Außer diesen absolut verwüsteten Strecken waren 250,000 ha mehr oder weniger von der Krankheit ergriffen, im Ganzen also mehr als 600,000 ha dem Verderben verfallen, denn die Zerstörung durch die Phylloxera ist eine vollständige, die Pflanze ist todt für immer, und die französische Rebe, die man an ihre Stelle setzt, verfällt nach Verlauf von zwei oder drei Jahren demselben Schicksal. Am schlimmsten wurden folgende Departements von dem Uebel betroffen: Var, Vaucluse, Hérault, Gar, Drôme, die beiden Charente und ein Theil der Gironde, wo nur noch traurige und zweifelhafte Ueberreste des einstmaligen Wohlstandes geblieben sind. Savoyen, Côte-d'or, Loiret, Deux-Sèvres, Vienne, Aude, Ost-Pyrenäen, Ariège, Tarn und noch viele andere Departements sahen sich von demselben Schicksal bedroht. Glücklicher Weise zeigt sich in den jüngsten Jahren, den officiellen statistischen Berichten zufolge, eine ganz deutliche Abnahme des fürchterlichen Uebels. Die Oberfläche der durch die Phylloxera zerstörten Weingärten betrug 1881 noch 113,000 ha, im Jahre 1882 nur 91,000 ha und sank 1883 auf nur 64,500 ha herab. Die Anzahl der Hektare der inficirten Weingärten, die aber bislang noch der gänzlichen Vernichtung widerstanden hatten, veränderte sich von 1882—1883 nicht; sie betrug 642,363 ha. Bis dahin hatte sie alljährlich eine Zunahme aufzuweisen gehabt.

Während nun die officielle Commission sich vergeblich abplagte, gelangten bescheidene Weinbauer zu ernstlichen Resultaten. Ein einfacher Ackerbauer nämlich, Namens Faucon, entdeckte daß ein vollständiges und mindestens vierzig Tage andauerndes Unterwasserſetzen, wobei aber der Boden nicht zu durchdringlich sein darf, die Phylloxera vernichtet, indem sie dadurch der ihr zur Existenz nöthigen Luft beraubt wird. Zum Unterwasserſetzen braucht man aber viel Wasser, und außerdem muß der Boden nicht zu durchdringlich sein, welche zwei Bedingungen nur ausnahmsweise zusammentreffen; immerhin ist von dieser Seite Rettung für einen Theil der Weinberge, wenn auch den allerkleinsten, zu erwarten. Zu gleicher Zeit wurde von anderen Privatleuten, von Rebenbauern in dem Departement Hérault, die Entdeckung gemacht, daß amerikanische Reben, welche seinerzeit die Reblaus nach Frankreich importirt, den Bissen des Insekts widerstanden. Seit etwa fünfzehn Jahren haben nun die Weinbauer im Hérault, und mit ihnen die Ackerbauschule in Montpellier, Versuche über die Widerstandsfähigkeit der amerikanischen Pflanzen gemacht, und diese Versuche scheinen zu einer tristigen Schlußfolgerung geeignet. Verschiedene Reben, als „Jacquez," „Taylors," „Cordifolia" ꝛc., gedeihen trotz der Reblaus, haben eine reiche Vegetation und geben auch ziemlich reichlich Trauben. Die einen sind zur directen Production geeignet, die anderen dienen als Pfropfreiser. Die Weinbauer im südlichen Frankreich, welche die üppige Vegetation der amerikanischen Reben mit der vollständigen Zerstörung der französischen an demselben Ort vergleichen können, sehen der Mehrzahl nach die amerikanischen Reben als einziges Mittel an, den Weinbau wieder in die Höhe zu bringen. Wenn aber bisher das Pflanzen amerikanischer Reben im südlichen Frankreich nicht in großem Maße stattgefunden, so sind daran zunächst die Verfügungen vieler Präfekten schuld, die willkürlich deren freien Verkehr verbieten; ferner ist man noch nicht definitiv über die Vorzüge der verschiedenen Sorten dieser Reben und die Anpassungsfähigkeit jeder einzelnen für den verschiedenen Boden schlüssig geworden, und endlich sind die amerikanischen Reben sehr theuer, wenn auch ihre Preise jetzt heruntergehen. Unter diesen Umständen konnte man nur schwache Versuche machen. Es ist aber trotzdem im südlichen Frankreich und namentlich im Departement Hérault, schon eine ziemlich bedeutende Fläche mit amerikanischen Pflanzen besetzt, von denen viele schon vor fünfzehn Jahren gepflanzt worden sind.

Trotz dieser traurigen Lage des Weinbaues in Frankreich und im Gironde-Departement insbesondere, ist der Weinexport aus Bordeaux doch nicht allzusehr zurückgegangen. Dies liegt an mehreren Ursachen, und

Digitized by Google



Arcachon und Umgebung.

Digitized by Google

Digitized by Google

zwar vor Allem daran, daß vielfach neue Weinberge in Gegenden angelegt wurden, wo früher keine waren, im Thale der Garonne, an den Ufern der Loire und in mehreren Departements Mittelfrankreichs. Weiter kommt dabei die sehr starke Einfuhr von italienischen und spanischen Weinen in Betracht. Die findigen Franzosen bezogen sofort, als die eigene Produktion nicht mehr ausreichte, große Mengen jener Weine zu sehr niedrigen Preisen, und verwendeten sie zum Verschneiden, oder brachten sie hergerichtet als Bordeauxweine in den Handel. Besonders von dem blühenden Hafen von Giarre-Riposto am Fuße des Aetna zwischen Catania und Taormina wird der billige und kräftige Rothwein in Mengen nach Bordeaux verschifft und dort sehr geschickt verarbeitet. Aber auch Spanien muß vor den Riß treten: einer amtlichen Angabe des spanischen Regierungsanzeigers zu Folge wurden in dem ersten Semester von 1881 allein nach Frankreich 3,140,547 hl spanischen Weines im Werthe von 131,902,947 Franken eingeführt. Im Jahre 1883 kamen allein fast 100 Millionen Flaschen Wein nur aus Spanien nach Bordeaux, um dort zu Bordeauxweinen verarbeitet zu werden. Diese, sowie die italienischen und ungarischen Weine werden in genügender Menge mit Wasser vermischt, mit chemischen Substanzen, da ja Bouquet erforderlich ist, wohlriechend gemacht und dann mit großen Anpreisungen als Sève de Médoc, als Bouquet Médocain u. s. w. verkauft. Nach dem Berichte der Handelskammer von Bordeaux für 1882—1883 belief sich der Gesammtwerth der Einfuhren:

1863 auf	. . . . .	552,000 Franken;
1879 „	. . . . .	532,425,564 „
1880 „	. . . . .	381,901,105 „
1881 „	. . . . .	362,770,914 „

Der Gesammtwerth der Exporte betrug in denselben Jahren beziehungsweise: 258,272,000 Franken; 328,312,327; 348,698,165 und 362,192,069 Franken, letzteres die höchste Summe, die erreicht wurde. Ein weiterer Grund, der den Konsumenten die Ausdehnung des Phyllorera-Uebels verschleierte, liegt in der mehr und mehr um sich greifenden Fabrikation künstlicher Weine, namentlich solcher, die aus trockenen Trauben, wie sie aus Griechenland und Kleinasien kommen, hergestellt werden. Einigen zu Folge wären diese Kunstweine bisweilen mit höchst gefährlichen Säften versetzt.

Rasch sind wir aus der Mitte des Landes in die Nähe der See gerückt; zwar sind es noch 105 km bis zu dem Leuchtthurm der Ile de Cordouan, dem festesten und ältesten an jener Küste, dessen Bau 26 Jahre, von 1584—1610, in Anspruch nahm und welcher jetzt den Schiffern als der letzte Punkt der Küste weithin leuchtet; aber schon bei dem nahen Bec d'Ambès, nur wenig unterhalb Bordeaux, tritt die Dordogne zur Garonne, welche nunmehr den Namen Gironde annimmt und bei Blaye sich zu einem Meerbusen ausdehnt, wo die größten Dreimaster ihre volle Ladung erhalten. Der Landstrich, richtiger die nach Süden hin sich verbreiternde Landzunge zwischen Garonne und Dordogne, an deren Spitze das Dörfchen Ambès liegt, trägt den Namen Entre deux Mers und wird von dem Schienenwege durchschnitten, welcher von Bordeaux nach Angoulême führt. Die Bahn erreicht die Dordogne dort, wo die Isle in sie einmündet, und dort liegt auch das gewerb- und handeltreibende Städtchen Libourne mit einem Flußhafen, der Schiffe von 300 t aufnehmen kann. Eine Hängebrücke überspannt hier die Isle, während eine neunbogige Brücke aus Stein und Ziegelwerk die Dordogneufer verbindet. Weiter abwärts, am rechten Ufer der Dordogne, stoßen wir auf das höchst malerisch gelegene Dorf Cubzac und dort führt eine der schönsten aller Hängebrücken, 28 m hoch, unter welcher die Seeschiffe hinwegsegeln, über den Fluß, sowie zu dem nahen Orte St. André de Cubzac, welchen eine Kirche aus dem zwölften Jahrhundert ziert. An die Ruine eines Schlosses am Wege dahin knüpft das Volk den Namen Montalban und den der vier Haimonskinder. Unmittelbar am nahen Bec d'Ambès beginnt die Gironde mit Inseln sich zu füllen, die sich bis in die Höhe von Pauillac hinziehen. Der untere Theil der Gironde aber ist vom hydrologischen Gesichtspunkt eher ein Arm des Meeres, als die Mündung eines Flusses. Noch in großer Entfernung von Royan sind die Gewässer des Aestuariums sehr seltig; 9 km östlich von diesem Orte giebt es in dem schlammigen Bette bei Mechers, das früher vom Meere bedeckt war, Salzwerke, welche jährlich 40 t vortrefflichen Salzes liefern. Auf den Sandbänken desselben Playes wurden 1860 Austernbänke

Digitized by Google

angelegt, in welchen Millionen jener Bivalven ſich niederließen und vorzüglich gediehen. Oeſtlich von Mechers und Talmont nimmt die Tiefe des Aeſtuariums beträchtlich ab. Sein Bett iſt keineswegs ſehr ausgedehnt, von Sandbänken verſperrt und geſtattet nicht ſo vielem Flußwaſſer Zutritt; das Waſſer des Stromes wird allmählich weniger ſalzig und endlich ganz ſüß. Gleichzeitig nimmt der ſchwebend gehaltene Schlamm zu und giebt der ganzen Oberfläche der Gironde das Ausſehen eines unermeßlichen Thonlagers. Die Garonne iſt ein normaler Fluß, d. h. ſie greift in dem größeren Theil ihres Laufes in das rechte Ufer ein und verläßt das linke. Die Gironde ihres Theils iſt gerade ebenſo regelmäßig. Auf dem öſtlichen Ufer endigen ſämmtliche Bergketten in ſteilen Abhängen, welche der Strom durch unaufhörliches Unterhöhlen ihres Fußes zum Zurückweichen zwingt. Von allen dieſen Vorgebirgen der unteren Gironde iſt das von Mechers, unmittelbar Bernon

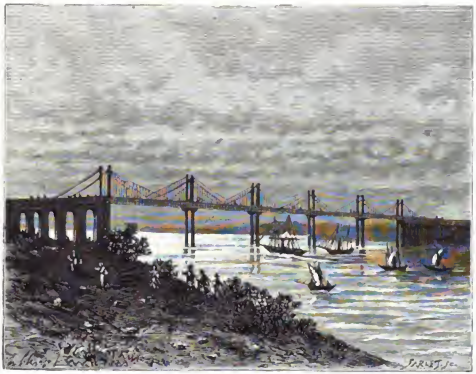
Libourne.

gegenüber, das merkwürdigſte. Die dortigen Klippen beſtehen aus ungleich zerreiblichen Schichten, aber von nahezu gleichförmiger Dichtigkeit. Infolge der Wirkung der Stürme ſind die Schichten der Felſen in verſchiedenen Entfernungen zernagt worden und haben ſich Arkadenreihen gebildet, welche dem Ausſehen nach den Säulen kyklopiſcher Mauern gleichen.

Dem Eingriffe in das öſtliche Ufer entſpricht die Ablagerung auf allen niedrigen Theilen des gegenüber liegenden Geſtades. Ausgedehnte Sümpfe, welche dereinſt das Bett des Stromes bildeten und die das Waſſer allmählich verlaſſen hat, dringen bis weit in das Innere der im Norden mit der Pointe de Grave endenden Halbinſel von Bas-Médoc. Bis an die Spitze derſelben, zu Reede von le Verdon, führt von Bordeaux aus eine Eiſenbahn, welche die weinberühmten Orte Macau, Cantenac, Margaux, Cuſſac, St. Julien, Pauillac und St. Eſtéphe theils berührt, theils ſtreift. Ganz im Norden erreicht ſie die mittelalterliche Kirche und das auf den Sandbänken von Cordouan erbaute Bäderdorf Vieux Soläc, welche in der ſchönen Jahreszeit eine große Menge Beſucher anziehen. Die Kirche iſt im Grunde des Thales, in welchem ſie ſteht, vollſtändig von Fichten

Digitized by Google

umgeben und die bilden durch ihr düsteres Nadelwerk einen schönen Gegensatz zu den weißen Mauern, die mit einer Lage Sand bedeckt gewesen sind. Weiter nach Westen, an der atlantischen Seite, steht ein kleiner bewaldeter Dünenrücken, dessen Gipfel aber nicht hoch genug sind, um den in Passe de Grave ankernden Schiffen die Aussicht zu entziehen. Die eigentliche Grave-Halbinsel liegt der Salzmarsch von Mechers gegenüber, ist eine ausgedehnte dreieckige Dünenmasse von beträchtlicher Oberfläche und steht durch eine schmale Landenge mit den „Landes“ der Gascogne in Verbindung. Vom Meere aus gesehen, haben die Dünen, die sich malerisch um einen großen konischen Hügel von mehr denn 30 m Höhe gruppiren, das Aussehen eines steilen Vorgebirges, so daß man sie für die Außenposten eines Gebirgslandes zu halten versucht wäre. Ein schöner Fichtenwald bedeckt den Grund und trägt durch seine dunkelgrüne Färbung dazu bei, das Ganze düster und feierlich



Hängebrücke bei Saint-André-de-Cubzac.

erscheinen zu lassen. Durch die Anpflanzungen von Fichten, deren werthvolle Erzeugnisse den Wohlstand der Gegend sehr erhöhen, gelang es auch, den beweglichen Sandbänken der Dünen Festigkeit zu verschaffen. Unter den Bäumen keimte mächtiges Gestrüpp aus, das man zum Futter für das Vieh benützen kann, und zugleich wurden die Thäler von den Sümpfen entwässert, welche sie sechs Monate des Jahres bedeckten, so daß der Gesundheitszustand des Bezirkes sich sehr verbesserte.

Nur eine Entfernung von etwa 50 km trennt in westlicher Richtung Bordeaux von dieser atlantischen Küste; keine höhere Bergreihe hindert hier die frische, belebende Luftströmung, die über das Weltmeer streicht. Nur die breiten Sanddünen, die etwas höheren Sandflächen (les Sablons) mit ihren dichten Pinienwäldern, die einsamen Strecken der „Landes de Buch“ und von Médoc halten die Sturmwellen von dem fruchtbaren schwarzen Tieflande, welches als la Grave an der Garonne hinzieht. Nur die weinreichen Hügel von Médoc, Haut Brion, St. Estèphe und Grave trennen die Garonne von der Steppenlandschaft der „Landes“, die wir im nächsten Abschnitte genauer kennen lernen werden. Dort wollen wir die „Landes von Bordeaux“ im

Digitized by Google

Zusammenhange mit den „Landes der Gascogne“ schildern, der Einheitlichkeit des Bildes wegen. Hier gedenken wir blos der Thatsache, daß der Ocean sich in das bewegliche, veränderliche Sandland, worin menschliche Anlagen kaum gemacht, oft spurlos wieder verschwinden, in vielfachen sogenannten „Etangs“ (Teichen, Lagunen) tief eingewühlt hat. Teiche bilden so hinter den äußersten Dünen eine zweite Wasserlinie; sie ziehen den geringen Wassergehalt jenes Sandlandes an sich und zerfasern sich selbst oft in eine Masse schmaler, stehender, die Landzunge der Médoc weit durchziehender Wasserrinnen. Solche Etangs sind jene von Hourtin oder Carcans, von Lacanau und von Bateurtot. Der bedeutendste aber, in den der einzige Fluß des Landes, der Leyre, sich ergießt, das verlandete Bassin von Arcachon, ist allerdings von menschlicher Hand an seinem Verbindungskanal mit dem Meere geregelt, und die kleine Tete de Buch oder kurzweg La Teste, die Spitze der alten Bai, ist zu einem nicht ganz unbedeutenden Hafen seit jenen Kunstanlagen emporgestiegen. Teste de Buch, das Testa Bojorum der Römer, ist sehr alt und historisch bedeutend, denn es war in den Zeiten der Gallier eine der zwölf Städte von Novempopulania, und im Mittelalter spielten die zu den großen Kronvasallen gehörigen Herren des Ortes, die Captals oder Chaptals von Buch genannt, eine wichtige Rolle in der Geschichte von Aquitanien, besonders unter der Herrschaft der Engländer, bis die Revolution den Herrenrechten der Captals ein Ende machte. Diese schöne Landschaft Buch am Südende des Bassins von Arcachon, mit dem wegen seiner zahlreichen Quellen, Ackerfelder und Obsthaine das Paradies des Landes genannten reizenden Leyrethales, unterbricht die „Landes“ von Bordeaux, und die Küsten-„Landes“; eine Eisenbahn verbindet sie mit Bordeaux, und das Vergnügen der Seebäder kann im Sommer in einem Nachmittag von da aus leicht genossen werden. Die Bai von Arcachon ist an sich ein schöner Hafen von etwa 32 km Umfang, in der Form eines Dreieckes und überall geschützt, mit zwei engen Eingängen: Passe du Nord und Passe du Sud. In der Mitte desselben liegt die „Vogelinsel“, welche bei niedrigstem Ebbestand ungefähr eine halbe Stunde Umfang hat; sie nimmt fortwährend an Größe zu und eine Sandbank, die sich von ihr zum Ufer hinzieht, strebt sie damit zu verbinden und so den nördlichen Eingang zu verschließen. Ihren Namen hat sie von den großen Mengen wilder Enten erhalten, welche dort, wie überhaupt in den flachen Uferstümpfen des Bassins von Arcachon, in dunklen Winternächten in Netzen gefangen werden. Die Fluth bedeckt bei Arcachon einen unermeßlichen Flächenraum: wenn sie hoch ist, kann man die grüne Farbe des Wassers kaum unterscheiden von den Sandhügeln und der unsicheren Linie ihrer sumpfigen Küsten; ist sie niedrig, so sind die in Krümmungen sich hinziehenden Wasserläufe, mit ihren zahlreichen Verästelungen, den Saugstrahlen einer riesenhaften Medusa zu vergleichen. Das feste Gestade ist von dieser mehr oder weniger flüssigen Masse durch Schlammfelder getrennt, die mit rothen Weiden bedeckt sind. Die „Tremblayers“ oder zitternden Grasgründe, welche die Linien früherer Buchten bezeichnen, Savannen mit Gruppen von Bäumen da und dort, in Krümmungen sich schlängelnde Kanäle zwischen Inseln und Halbinseln, dann die Wälder und Dünen, welche im Westen liegen, vollenden den sonderbaren und urzeitlichen Anblick, welchen Wasser, Sand und Schlamm bieten. Wirft man einen Blick auf die weite Wasserfläche, so kann man da und dort Stangen sehen, welche auf die hier betriebene Austernzucht hinweisen. Von den frühesten Zeiten an ist dieses Schalthier in der Bai von Arcachon bemerkenswerth gut gewesen; im Grunde der Kanäle, wo die Fluthen höchst reißend sind, findet man die huitres de grave, während man auf den Schlammbänken die berühmten huitres de gravette sammelt und sie in alle Theile Europas ausführt. Eines der Hauptgewerbe in den Schlammgewässern an dieser Bucht ist auch die Blutegelzucht. Außer der natürlichen Scenerie zieht die Aufmerksamkeit die lebhafte Stadt Arcachon auf sich, welche seit der Eröffnung der Eisenbahn nach Bordeaux, einem amerikanischen Badeorte gleich, urplötzlich aufgetaucht ist. Auf allen Seiten erheben sich Gebäude, Schweizerhütten, gothische Herrschaftshäuser, maurische Pavillons oder chinesische Tempel, je nach dem Geschmack der verschiedenen Grundeigenthümer. Die Stadt liegt auf dem sandigen Gestade am Fuße der Dünen, welche mit Fichtenwäldern gekrönt sind. Die herrlichen Wälder von La Teste und Arcachon bilden höchst interessante Ausflüge. Durch die wundervolle Einsamkeit derselben kann man Stunden weit wandern und die Höhen des Trac de la Truque oder die Berge von Lascours erreichen, welche die höchsten Dünen in ganz Europa sind. Von diesen Bergen aus steigen wir an den Teich von Cazaux hinab, dessen durchsichtige Gewässer dem Eingang der Bucht gegenüber Tausende von Acres bedecken.

Digitized by Google

Gascogne und Béarn.

Der schmale Küstenstreif im Süden der Gironde bis hinunter nach Bayonne an der Mündung des Adour, in einer Ausdehnung von etwa 220 km, ist eine öde Sandwüste. Eine nur wenig erhabene Dünenreihe streckt sich längs dieses Strandes von Norden nach Süden, so daß der Schiffer, der auf dem Atlantischen Ocean an dieser Küste entlang fährt, kaum im Stande ist, das graue Gestade von dem Meere, welches es bespült, zu unterscheiden. Träge wallt die Woge zu dem bleichen Sandgürtel hinüber, ihr Rauschen erstirbt, indem sie sich daran bricht, und weit ins Meer hinaus dehnt sich das flache Ufersand. Kein Schiff wagt sich in dessen Nähe. Wird einmal eins von dem jäh stürmenden Westwind dorthin verschlagen, so ist sein Untergang gewiß, der Kiel bleibt unbeweglich im Sande stecken und nach und nach wälzt sich eine Sandwoge nach der andern über das unglückliche Fahrzeug. Gleich den Gerippen gefallener Kameele, die halb vergraben im Sande der Sahara der vorüberziehenden Karawane entgegenstarren, ragen bei niedrigem Wasserstande hier die Gerippe zerschellter Schiffe warnend aus den trüben Wogen. Doch ist die ganze öde Küstenfläche von der Gironde bis zur Adourmündung mit Leuchtthürmen besetzt, um so viel wie möglich die Seefahrer vor den Untiefen und Sandriffen zu warnen. Hinter dieser gefährlichen Küste erstreckt sich eine weite einsame Gegend, die sogenannten „Landes" von der Garonne bis zum Adour und von der Gélise bis an die Dünen des Oceans. Es ist der westliche Theil des alten Aquitaniens, welches unter den Römern den Namen Novem populanum erhielt, später jedoch unter dem fränkischen Kaiserreich Vasconien oder Gascogne genannt wurde. Der Boden dieses Landes, aus lauter Sand bestehend, welcher auf einer undurchdringlichen Lehmlage „Alios" genannt, ruht, wurde schon seit Jahrhunderten als für den Landbau ungeeignet gehalten. Versengt im Sommer und durchfroren im Winter, nährte er nur Farne, Binsen und Haidepflanzen, und bot nur hier und da eine kümmerliche Nahrung für einige wenige halb verhungerte Schafe. Und um all diesem Elend noch die Krone aufzusetzen, wurden die Landes unaufhörlich bedroht durch das Stäuben der Dünen, welche vom Westwinde landeinwärts getrieben über die Ebene hintrollten und allen Boden unter ihrem Sande begruben. Die ganze Provinz schien zu einer unvermeidlichen Verwüstung verurtheilt zu sein — bis Brémontier seine Erfahrungen, die Dünen durch Anpflanzungen zu befestigen, mittheilte. Außer den Anpflanzungen von Sandgras, Rohrbinsen, Ginster, Waldrebe (Clematis), Fichten und anderen Gewächsen, welche den Sand zusammenhalten, gebraucht man an einigen Stellen noch die sogenannte „Clayonnage"; sie besteht darin, daß man oben auf den Dünen in der Richtung der vorherrschenden Winde kleine Beete mit 30—45 cm hohen Wänden, die aus Lehm und Stroh geknetet werden, umgiebt und den Samen der vorgedachten Gräser und Gewächse hineinsäet, welche dann das Erdreich zusammenhalten, worauf man später Fichten pflanzt. Der Sand allein hatte das Land in seinen traurigen Zustand versetzt. Seitdem die Dünen aber einmal festgelegt und die Gegenden östlich hinter den Dünen geschützt waren gegen das Stäuben des Dünensandes, versuchte man bald das Land zu bebauen, legte Gehöfte an, machte Entwässerungen und diese Versuche wurden mit solchem Erfolge gekrönt, daß die Wiedereinbesitznahme einer der traurigsten und größten Einöden Europas im Vollzuge ist. Und daß es eine höchst belangreiche Sache ist, die Landes wieder ertragsfähig zu machen, fällt am besten in die Augen, wenn wir erfahren, daß ihre Ausdehnung in dem nach ihnen benannten Departement des Landes allein 424,271 ha beträgt. Man theilt diese Haiden ein:

1) in Große Landes; dieses sind die unfruchtbarsten.

Digitized by Google

2) in Kleine Landes; sie sind angebaut und bilden den westlichen Theil der Hochebene, zwischen einem tiefigen Thale und den Großen Landes.

3) in die Landes von Médoc, im Gironde-Departement, einbegriffen zwischen der Straße von Bordeaux nach Teste, dem Wasserbecken von Arcachon, den Dünen und der Straße von Lesparre nach Bordeaux.

Die Landes bestehen aus mehreren Hochebenen. Die größte von allen dehnt sich gegen Osten auf dem Wege von Bordeaux nach Bayonne aus, geht durch Labouhègre und ist von einer Seite begrenzt vom Adour, Midon, der Douze und dem Estampon; auf der andern vom Ciron und der Garonne. Sie hat die Form eines Dreiecks und liegt etwa 100 m über der Meeresfläche. Die durchgängig horizontale Lage aller dieser Plateaux ist nur scheinbar. Schon Brémontier hatte diese bemerkenswerthe Thatsache vermuthet, welche durch neuere Messungen bestätigt wurde. Es ist in der That erwiesen, daß von Osten nach Westen, wenn man sich eine senkrechte Linie zum Meere denkt, eine Neigung von mindestens 0,001 auf den Meter stattfindet, und diese Abdachung ist so schwach, daß der geringste Zufall oder vielmehr die geringste Unregelmäßigkeit des Bodens, z. B. Fußtritt einer Herde oder eine Haidekrautwurzel die Neigung unterbricht und das Wasser verhindert ihr zu folgen. Von Westen nach Osten ist das Gefäll vielleicht noch schwächer, aber es genügt doch, um das Abfließen des Wassers zu gestatten. Aus diesem glücklichen Umstande geht hervor, daß wenn man, gleichviel an welchem Ende der Landes, eine Grube von höchstens 30—40 cm Tiefe unterhalb der mittleren Terrainhöhe graben und den Grund der Grube ganz parallel mit der allgemeinen und regelmäßigen Abdachung richten würde, diese Grube nie tiefer als 60—70 cm ausgegraben zu werden braucht. Man ist in diesen Landes schon, sowie man Bordeaux verlassen hat. Sie bieten zuerst nicht viel Interessantes dar; das Auge verliert sich in einer großen einförmigen Wüste, welche nur hier und da durch eine Hütte, umgeben von ein paar Mais- oder Hirsefeldern oder zuweilen durch einen Karren mit Ochsen bespannt, welcher durch die pfadlose Haide zieht, belebt wird. Dabei aber hat der Boden der Landes, obgleich durchgängig Sand, doch abwechselnde Färbungen, hauptsächlich durch seine vielen Moose und Flechten. Die Vegetation dieser Haiden ist viel mannigfaltiger und interessanter, als man beim ersten Anblick glaubt; sie besteht nicht überall aus verkrüppelten Haidesträuchern, Binsen, Ginster, Seetang und Farnkräutern, sondern sie enthält unter den Haideblumen die hübscheste, die in Europa sich findet, Erica ciliaris, ferner zwei Arten Binsen (Spartium) und drei Ginsterarten, auch hübsche Blumen wie Daphne Cneorum, Meerzwiebel (Squilla), Veilchen, wilden Flachs, Knoblauch u. s. w., umflattert und umkrochen von mancherlei, zum Theil merkwürdigen Insekten, wie die Mantis oder Phasma Rossii.

Elisée Reclus, einer der vorzüglichsten Geographen nicht blos Frankreichs, sondern der Gegenwart überhaupt, entwirft von den Landes und den dortigen Dünen folgendes Bild: Unmittelbar südlich des Landes „Buch" liegt das Land, welches dem unermüdlichen Helden, dem persönlichen Feind von Richard Löwenherz, dem Minnesänger und Ritter Bertrand von Born seinen Namen lieh. Im Lande Born zeigen sich die Landes in all ihrer Schönheit. Hier erheben sich die früher beweglichen Spitzen der Dünen zu einer durchschnittlichen Höhe von 75 m. Durch das Wehen des Windes sind sie fast überall gleich hoch gemacht, regelmäßiger vielleicht als andere Dünengürtel zwischen der Gironde und dem Adour. An einigen Punkten, besonders im Westen von Biscarosse, gleichen die „Lettes" oder die Längenthäler, welche zwei Dünenreihen oft auf viele Kilometer von einander scheiden, den trockenen Betten großer Ströme, und in ihnen runden sich grüne Eilande ab, von mächtigen Wogen Sandes umfluthet. Die Seen und Altwasser, welche man in diesen Strecken antrifft, sind ebenso merkwürdig durch ihre Tiefe wie durch ihre Ausdehnung. Es ist unbezweifelt, daß der See von Cazaux früher eine Meeresbucht war, da der Boden dieses kleinen Binnensees 10 m unter dem Meeresspiegel liegt. Auch der große See von Biscarosse, welcher sein Gewässer von dem Cazauxsee empfängt durch einen von Menschenhand verbesserten Abzugskanal, war früher ein Meerbusen; dicht an dem Binnenfuße der Dünen ist er 28 m tief. Südlicher liegt der See von Aureilhan, dessen Boden ebenso tiefer liegt als der Seespiegel bei niederem Wasser. Der Ocean, welcher stets beschäftigt ist, die Küsten flach zu spülen, hat nach und nach von seinem eigenen Schooße all die Baien des Landes abgeschnitten, die früher landeinwärts gedrungen waren, und mit der Zeit haben sie sich durch Regen- und Quellwasser in Süßwasserseen verwandelt, welche auch von

Digitized by Google

Süßwasserfischen, als Karpfen, Schleien, Weißfischen und Barschen, wimmeln. Das Land um Capbreton, das sogenannte Land von Marensin, deſſen Name von Maris sinus, Seebuſen, gewöhnlich abgeleitet wird, beherbergt ebenſo wie die Länder Buch und Born große Seen, die ſich durch Abzugskanäle entleeren. Doch iſt die Küſte von Marensin weit weniger beweglich als die von Born, Buch und Médoc. Man muß die Küſte nordwärts verfolgen bis zum See von Léon, 45 km nördlich von der Adourmündung, bis man auf eine Sandfläche kommt, die ein untergegangenes Dorf bedeckt: Girons de l'Eſt. Unter den Gemeinden, die durch Fluth und Sand genöthigt worden ſind, öfters mehr oſtwärts ſich zurückzuziehen, iſt eine der berühmteſten, wenn nicht die berühmteſte, jene von Mimizan, welche dereinſt, weit von ihrem gegenwärtigen Platze, am Fuße der Düne von Udos lag, einer ſchönen mit Holzgewächſen beſtandenen Hügelreihe, die durch ihre abgeſonderte Lage, ihre

Dax.

regelmäßige Böſchung und durch eine doppelte, kegelförmige Kuppe wie ein Vulkan ausſieht. Das Land von Marenſin unterſcheidet ſich nicht blos von dem Lande Born und Mimizan durch eine größere Fruchtbarkeit, ſowie dadurch, daß die Dünenkette daſelbſt ſchmäler iſt und die Seen kleiner ſind, ſondern auch vor Allem durch die weite Verbreitung ſeiner Tannen-, richtiger Fichtenwäldchen, Pineidas genannt. In der Umgebung des ziemlich gut gebauten, von einer bethürmten Mauer umſchloſſenen Städtchens Dax oder Acqs am Adour, über den hier eine kühne Brücke führt — ein Ort berühmt durch ſeine warmen Quellen, deren Dampf zuweilen die ganze Stadt bedeckt — findet ſich ein Fichtengehölz von nicht weniger denn 25 Wegſtunden Breite. Rings um Caſtets, ein Dorf, das man als einen Hauptplatz dieſer Gegend betrachten darf, ſieht man allerorts lange Alleen, gebildet von den kerzengeraden und majeſtätiſchen Stämmen der Seefichte (Pinus Syrtica). Mehr ſüdlich findet man Gebüſche von Korkeichen (Quercus Suber), gemengt mit Haidepflanzen und ähnlichen Geſträuchern, vor allen den Beſenginſter, der da ſo dicht im Schluſſe wächſt, daß das Durchkommen durch denſelben ebenſo beſchwerlich iſt, als durch die mächtigen Schlingpflanzen in Amerika. Wie das Land von

Digitized by Google

Médoc und von Buch hat auch Marenſin ſeinen Wohlſtand den harzreichen Produkten der Fichtenwälder zu verdanken. Die Gemeinden, welche über ſolche Waldbeſtände verfügen, werden zuſehends reich. Ihre Finanzen ſind im blühendſten Zuſtande und viel beſſer ſelbſt als die mancher großen Städte. Die Quelle des Reichthums iſt die Menge des ausfließenden Harzes, welches aus 5—6 Ritzen am Fuße aller großen Tannenbäume quillt. Leider muthen viele Eigenthümer dem Walde das Unmögliche zu und entkräftigen die Bäume durch übermäßiges Anbohren. So ſieht man denn manchmal ganze Hektaren von Wald, der dem Tode geweiht iſt. Die Stämme, woran das Beil des Harzſammlers bis auf einige Meter in der Höhe ſein Zeichen hinterlaſſen hat, ſind rings behängt mit Gefäßen aus Blech, Thon oder Gußeiſen, worin das Herzholz des Baumes abfließt, Tropfen für Tropfen, und der ganze Wald wird ſo durch den Beſitzer ſelbſt ſyſtematiſch hingemordet.

Die heißen Quellen zu Dax.

Die Waldkultur in den Landes umfaßt auch die Zucht der Korkeiche, deren Produkte zwar nicht ſo plötzlich zu einer Einkommensquelle geworden, doch ſtehen ſie viel höher im Preiſe, einmal weil es nicht viel Punkte giebt, wo die Korkeiche fortkommt, dann aber weil es vollkommen an anderen holzartigen Gewächſen mangelt, welche die Korkeiche erſetzen könnten. Der Gewinn aus dieſem Induſtriezweige iſt ein ſicherer. Vom fünfzigſten Jahre an kann man den Baum alle 7—8 Jahre abſchälen, und dieſe bequeme Einnahme, welche keine andere Mühe als die des Erntens verurſacht, dauert etwa 200 Jahre. Die Eichel des Baumes giebt eine für die Schafe und Schweine vorzügliche Nahrung. Der Kork, den man in den Landes gewinnt, gilt für den allerbeſten, weil er eine bemerkenswerthe Elaſticität beſitzt, fein gekörnt iſt und wenig davon abfällt. Doch nehmen die Korkeichenwälder leider keinen großen Flächenraum ein.

Die Bewohner dieſer Landes, Lanusquets oder Landscots geheißen, auch Couzeots oder Cocozates, wie ſie ſich ſelbſt nennen, ſind gascogniſcher Abſtammung, ſchwächlich, von kleiner Statur, oft abgemagert, und von gelblicher, ueberkranker Farbe, aber glänzend ſchwarzem Haar, das mitunter in langen Locken bis auf die

Digitized by Google

Schultern fällt. Man schreibt ihre schwächliche Gestalt und das kränkliche Aussehen den häufigen intermittirenden Fiebern ebensowohl als ihrem täglichen starken Trinken zu. Gutmüthig, dürftig und wenig gebildet, beschäftigen sie sich mit Viehzucht, Kork- und Harzsammeln, Korkschneiden, Kohlenbrennen, Fischfang, im Süden auch mit Ackerbau, Obstzucht und selbst Weinbau, denn die Dünen von Boucan, dem früheren Ausflusse des Adour, sowie die von Capbreton, Souston und Messanges erzeugen Rothweine bester Sorte, welche viel Farbe, Kraft und einen schönen aromatischen Geschmack besitzen. Diese Landsleute zerfallen nun in drei verschiedene Klassen: Eigenthümer, selbstständige Ansiedler und Meier oder Pächter. Der Eigenthümer ist so wie er überall ist, das was man einen guten, braven Mann nennt, bequemen Handel treibend, manchmal erwerbsam, Gemeinderath, Wahlmann, guter Ehegatte und Vater u. s. w., dabei gastfrei und freigebig. Der Ansiedler ist ebenso, hat aber weniger Schliff. Seine Erziehung ist mangelhaft und er geht vorzugsweise nur mit den Bewohnern der Meierhöfe um, von welchen er auch Tracht und Sprache angenommen hat. Uebrigens führen ihn auch Interessen und Geschmacksrichtung dorthin. Von dem Pächter zieht er Nutzen, von ihm erhält er in kleinen Raten seine Einkünfte, die, beständig zusammengescharrt, ein großes Vermögen ausmachen würden, wenn der Himmel nicht vermittelst einer ganz patriarchalischen Fruchtbarkeit dagegen Vorkehrung träfe. Die dritte Klasse ist der Meier, der Bauer, der Proletarier des Ortes. An ihm sind Revolutionen spurlos vorübergegangen. Wenn seine Rechte auf Freiheit und Gleichheit anerkannt worden sind, so denkt er sich kaum Etwas dabei und glaubt sich noch in der „guten alten Zeit". Herr über ihn ist der Eigenthümer der Pachtung, die er bebaut. Diese moralische Knechtschaft ist theilweise Folge seiner mangelhaften Erziehung. Der dortige Bauer hat ein Bewußtsein, untergeordnet zu sein. Er wagt es nicht, seine Augen zu einer besser gestellten Klasse der Gesellschaft zu erheben, und lebt für sich allein, sorglos und mißtrauisch. Der Eigenthümer fühlt übrigens die moralische Verpflichtung seinem Meier zu helfen, wo es nöthig ist, und in den Jahren des Mangels kann dieser sich glücklich schätzen, einen Herren zu haben. Der Bauer der Landes lebt ausschließlich in der Familie und zeigt im Umgange mit der Genossenschaft eine merkwürdige Entsagung. Die Leitung ist gewöhnlich dem Aeltesten in der Familie und der Frau anvertraut; ihre Rathschläge werden gehört und ihre Befehle mit passivem Gehorsam vollzogen. Kurz, es ist eine patriarchalische Familie mit dem einzigen Unterschiede, daß der Patriarch ein König war und dieses eine Art von Republik ist, wo wie bei den Bienen, unter der Leitung Eines, jeder für die Gesammtheit arbeitet. Alte Gebräuche haben sich bei der Verlobungszeremonie erhalten, indem das zur Ehe begehrte Mädchen dem Freiwerber als ein Zeichen seiner abschlägigen Antwort Nüsse auf den Teller legt. Beim Heraustreten aus der Kirche streiten sich die Ehrenmädchen (donzelos) und Ehrenburschen (donzelous) um das Taschentuch der Braut, welches man schließlich an das Ende einer Stange bindet, und der junge Ehemann schlingt ein Band um seine Taille, um Allen seine Eroberung kund zu thun. Eine gewisse Anzahl Personen, welche mit Besen versehen sind, und deshalb „Cassecans" (Besenbelle oder Küstergehilfen) genannt werden, laden sämmtliche Gäste ein und sorgen für Alles, was zur Hochzeit gehört. Gegen Mitternacht bringt man dem jungen Ehepaare eine mit Knoblauch gerösteten und stark mit Pfeffer bestreute Brodschnitte. Die Nahrung der Bauern ist sehr einfach: Geflügel, selbstgezogene Schweine, Thiere, die er aus seiner Heerde nimmt, Produkte aus seinem Garten, Brot von ziemlich grobem Korn und eine ganz besondere Speise, die sie „Escanton" oder „Cruchade" nennen. Sie ist aus Mehl, Wasser und Salz zusammengesetzt; die Zubereitung ist jener der italienischen Polenta ähnlich oder dem „Kuskussu" der Araber. Der Geschmack ist nicht unangenehm, wenn man erst daran gewöhnt ist, und Ludwig XVIII. geruhte sogar ihn „delicios" zu finden! Unglücklicher Weise hat aber der Bauer der Landes nicht den Koch dieses Monarchen zu seiner Verfügung. Ein anderes eigenthümliches Gericht jener Gegend besteht aus den Samenkörnern der Faselblume (Doliehos unguiculatus), Kohl, Rüben und einem Stückchen Schweinefleisch. Die Tracht ist im Allgemeinen jene der Leute, die zwischen den Pyrenäen und der Garonne wohnen. Einige Greise haben noch Kniehosen und Gamaschen beibehalten, die Andern tragen „Pantalons", „Gilet", Kamisol und Barett. Die bevorzugten Farben sind blau und kastanienbraun. Im Winter tragen die Schäfer einen Ueberwurf ohne Aermel von Schafhaut, die wirklich undurchdringlich ist. Die Frauentrachten sind viel verschiedenartiger. Jede Ortschaft hat ihre Unterscheidung. Als Kopfputz ist die „Capulette" sehr verbreitet. Im Innern der Landes tragen sie Strohhüte oder Hüte von

Digitized by Google

ſchwarzem Filz à la Catalane. Dies iſt der einzige Kopfputz der Frauen an der Küſte. Die Wohnungen ſind nichts weniger als luxuriös, aber es ſind doch weder Strohhütten noch Zelte. Im Ganzen ſind ſie weniger erbärmlich als die Bauernhäuſer in einem großen Theile des übrigen Frankreich.

Der größte Theil dieſer Bauern führt ein wahres Nomadenleben, insbeſondere die Schäfer, die Ochſenhirten und die Harzſammler, welche drei verſchiedene Klaſſen unter den Meiern und Ackerbauern bilden. Die Schilderungen von Roſa Bonheur haben uns bekannt gemacht mit der eigenthümlichen Gewohnheit der Hirten der Landes, den größeren Theil ihres Lebens auf 2 m hohen Stelzen zuzubringen. Sieht man zum erſten Male eine Gruppe dieſer Leute, ſo macht dies einen ſeltſamen Eindruck auf das Gemüth. Die Höhe des Haidekrautes, die weite Ausdehnung und Tiefe der Sümpfe, die große Zahl der Thiere und die Nothwendigkeit, ſich gegen die Angriffe der zahlreichen Wölfe zu ſichern, nöthigt die Leute, ſich dieſer Art von Fortbewegung zu bedienen. Sie gewöhnen ſich von früheſter Jugend daran und erlangen eine ſo große Geſchicklichkeit, daß ſie faſt immer in gerader Richtung gehen, wie unregelmäßig auch der Erdboden ſei. Ernſt ſchreiten ſie über Schilfe und Ginſter hinweg, laufen aber auch ſo ſchnell wie ein Pferd im Trab und tanzen und walzen auf ihren langen Stelzen nach den Tönen ihres Dudelſacks. Der lange Stock, den ſie tragen und mit ſo vieler Geſchicklichkeit handhaben, dient ihnen als Balancirſtange, wenn ſie gehen, oder als Stütze, falls ſie ausruhen wollen, trägt aber jedenfalls noch mehr zur Sonderbarkeit ihres Ausſehens bei; ſie gewähren einen Anblick wie rieſenhafte Grillen, die ſich zum Sprunge vorbereiten. Wenn ſie ſtillſtehen, oder ſelbſt im Gehen, ſtricken ſie Fußbekleidungen von naturfarbener Wolle, die ſie ſelbſt geſponnen haben. In den Steppen von Médoc macht nicht nur der Hirt, ſondern Jedermann Gebrauch von den Stelzen. Die Kinder haben keine Furcht, und die Frauen, die ſtets in Schwarz gekleidet ſind, gleichen großen, auf abgeſtorbenen Aeſten ſitzenden Raben. Der Urſprung der Stelzen iſt unbekannt, allein es iſt wahrſcheinlich, daß ſie vor dem Mittelalter nicht im Gebrauch waren, da alle Schriftſteller keine Erwähnung davon thun. Auf dieſen geborgten Beinen, die ſie „Chanques“ nennen, bewacht der Hirt verborgen im Gebüſch ſeine Heerde, ſchreitet ſicher über die Marſchen und den Flugſand, fürchtet nicht von Dornen und dürren Zweigen verletzt zu werden und kann jederzeit die Geſchwindigkeit ſeines gewöhnlichen Ganges verdoppeln. Ob damit einige Wirkung auf den Charakter ausgeübt wird, läßt ſich nicht beſtimmen; gewiß aber iſt, daß dieſe Leute ſich durch ihre furchtbar wilde Natur auszeichnen; ſie haben einen Abſcheu vor Fremden, und wenn ſie einen auf ſich zukommenden Reiſenden bemerken, ſuchen ſie ſich ſchleunigſt zu verſtecken. Der Schäfer, in welchem man irrthümlicher Weiſe die Perſonifikation des Landes finden wollte, wandert faſt beſtändig mit ſeiner Heerde. Er campirt jede Nacht in einer jener Hütten, die man „Parcs“ nennt, und mit denen die Landes beſäet ſind, und kehrt, wenigſtens in den Sommermonaten, nur zu ſeiner Familie zurück, um ſeine Nahrungsmittel zu erneuern. Auf dem Wege von Bordeaux nach Bayonne, von der Eiſenbahn aus, ſieht man allemal eine große Menge dieſer Schäfer. Sie kommen von weither dem Zuge entgegen, denn es iſt dies ihre einzige Zerſtreuung in dieſer Wüſte, und ſetzen ſich dann auf die feſten Barrièren, die den Weg einzäunen, um den Eiſenbahnzug vorüberfahren zu ſehen. Die Raſſe ihrer Schafe iſt klein, ihre grobe Scheerwolle hat wenig Gewicht, ihr Fleiſch iſt durchaus nicht von guter Qualität, deshalb iſt auch der Gewinn an den Schafen beinahe gleich Null und beſchränkt ſich hauptſächlich auf den Dünger. Schreckliche Krankheiten verwüſten oft ganze Heerden.

Der Ochſenhirt führt beinahe ein gleiches Nomadenleben wie der Schäfer. Er ſchläft ebenfalls in ſeinem zweiräderigen Wagen oder auf bloßer Erde unter freiem Himmel und ſieht nur zuweilen ſeine Familie. Er wird beauftragt, auf ſchweren Karren, „Cros“ genannt, von fern her Lebensbedürfniſſe herbeizuholen oder überflüſſige Produkte der eigenen Ernte zu verkaufen. Dieſes Leben macht aus ihm etwas Apartes. Die Einſamkeit flößt ihm eine ſtarke Neigung zu ſeinen Ochſen ein, er iſt erſt, nachdem ſie ſatt, ſchläft, wenn ſie eingeſchlafen ſind. Des Abends, wenn die Familie bei ihrem gemeinſchaftlichen Abendeſſen verſammelt ſitzt, fehlt immer ein einziges Mitglied derſelben, und das iſt der Ochſenhirt. Er ſitzt vor dem „Bayalé“, einer Luke, durch welche die Ochſen ihre dicken Köpfe ſtecken und gravitätiſch das Futter erwarten, das er ihnen mit vollen Händen in das Maul ſtopft. Dieſe Dienſte werden auch dankbar anerkannt, denn gewöhnlich nehmen die Ochſen nur aus der Hand ihres Hirten oder ſeiner Kinder das Futter. Die von Ochſen gezogenen

Digitized by Google

Mont-de-Marsan.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wagen in den Landes sehen echt antik, wahrhaft homerisch aus. Die Ochsen sind mit dem Kopfe in ein Doppeljoch, das mit einem Schaffell bedeckt ist, angespannt, und sie sehen so ernsthaft und geduldig aus, daß sie an die Stiere auf den Basreliefs von Aegina erinnern; dabei tragen die meisten zum Schutze gegen die Fliegen eine Decke von weißem Leinen, und nichts sieht komischer aus als diese großen Thiere in ihren Hemden, wenn sie Einem ihre feuchten Schnauzen entgegenstrecken und mit den großen blauen Augen anstarren, welche von den für Schönheit empfänglichen Griechen so sehr bewundert wurden, daß sie Juno die „ochsenäugige“ nannten.

In den Küstendörfern leben zweierlei Menschenklassen: die Harzsieder und die Fischer. Früher lebten beide Klassen in einem Zustande offener Fehde: die Civilisation hat diese feindseligen Gefühle einigermaßen

Alte Façade der Kirche von Saint-Sever.

gemildert, der Gegensatz zwischen ihnen tritt aber dem Reisenden immer noch bald vor Augen. Der Fischer ist ein munterer Bursche, seine Gesichtsfarbe frisch, seine Glieder wohlgeformt, sein Schritt sicher; er lacht und singt gern, und verbraucht hochherzig den Ertrag seiner schwierigen Fahrten. In den Dünen errichten diese Fischer nur in der Zeit, wenn sie im offenen Meere fischen, von Fastnacht bis zu Ostern, Hütten, wo sie sich dann aufhalten. Die Fischer von La Teste, Capbreton, St. Jean de Luz und Biarritz werfen in derselben Gegend ihre Netze aus an beträchtlich tiefen Stellen mit Felsengrunde, welche sie „Can“ (im gascognischen Dialekt: Ufer oder Rand) nennen. Diese Stellen im Meere sind von 260—450 m tief, und aus den tiefsten zieht man große Korallen herauf. Der Harzer (Résinier) wie man ihn nennt, zeichnet sich im Gegensatze zum Fischer aus durch seinen hageren Gliederbau, seine hohlen und blassen Wangen, seinen festen Blick, sein hartnäckiges Schweigen, seine wilden Manieren und seine strenge Sparsamkeit: er ist finster, als ob das Geheimniß des Waldes einen steten Druck auf ihn ausübe, und wenn er lacht, scheint seine Heiterkeit der Ausbruch des Grimmes zu sein. Auch der Harzer bedient sich der Stelzen, und sogar noch höherer als die gewöhnlichen.

Digitized by Google

Sie bestehen aus einem Hauptstück, pale de la chanque geheißen, aus einer Art Unterlag („Abou“ genannt), auf welchem der Fuß ruht; endlich aus einem ledernen Band („Roumère“), welches am About befestigt ist und dazu dient, den Fuß festzuhalten, den es gleichzeitig mit „Pelitroun“ (dortiger Name eines Stückes Schafhaut, woran die Wolle nach außen bleibt) bedeckt. Das unterste Ende der Stelze, das die Erde berührt, ist mit einen Bulst von Holz, Horn oder Knochen versehen und heißt „Eret“ oder „Pedis“. Ein messingenes Knieband mit einer Schnalle, „Baoue“ genannt, schließt die Stelze leicht an den Stiefel, von dem eine messingene Platte („Palegre“) sie trennt. Das obere Ende der Stelze reicht nicht über das Knie. Außerdem führt der Harzer eine Leiter, welche er mit der linken Hand an den Stamm der anzuzapfenden Fichte stellt, während er die Axt mit der Rechten hält. Diese Leiter besteht aus einem einzigen Stück Holz, in das querüber einige Stufen gehauen sind; er klettert hinauf wie ein Eichhörnchen und haut, indem er mit dem einen Fuße auf der Leiter ruht und den andern gegen die rauhe Rinde des Baumes stemmt, die langen Einschnitte ein, aus denen das Harz herausfließt. Mit Einem Sprung hat er den Boden wieder erreicht und eilt rasch durch den Schatten des Waldes, um einen andern Stamm $3^1/_2$ m über dem Boden anzugreifen. Der Harzer, von Kindesbeinen an zu diesem Berufe erzogen, wird ebenso gewandt im Klettern wie die Ureinwohner Australiens. Wie diese, ist auch er schweigsam, mißtrauisch und düster. Sein Patois-Wörtervorrath ist sehr beschränkt und überschreitet wahrscheinlich nicht einige Hundert Vokabeln. Seine Hütte ist eine bloße Höhle, gebaut aus Baumstämmen und bedeckt mit Aesten. In neuerer Zeit hat er seine rothe Jacke bei Seite gelegt und dafür die gewöhnliche Bauernkleidung angenommen, und wegen des höheren Preises seiner Waare kann er Felder kaufen, eine Hütte bauen und sich aus dem Schmutz seiner Lebensweise nach und nach herausarbeiten. Wird er Bewohner einer Stadt, so hört er auf ein Wilder der Wälder zu sein.

Freilich ist es mit den Städten im Landes-Departement nicht weit her. Es giebt dort überhaupt nur wenige größere Ortschaften. Des Städtchens Dax, eines der volkreichsten im Departement, haben wir schon oben flüchtig gedacht. Das Chefslieu Mont de Marsan mit 11,000 Einwohner, an der Midouze, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Adour, und am Rande der Ebene gelegen, ist zwar gut gebaut, mit geraden, breiten Straßen, auch das Handelsentrepôt der Gegend, hat aber sonst nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen. In St. Sever am Adour, ehemals Residenz der Herzöge von Gascogne, verdient die alte romanische Kirche Erwähnung. Weiter stromabwärts liegen an dem nämlichen Strome Tartas und Peyrehorade, letzteres lieblich am Fuße eines Hügels gebettet, welcher die Ruinen des Schlosses von Aspremont trägt. Ueberhaupt ist die Umgebung des Städtchens besäet mit Trümmern adeliger Schlösser, welche meist im Jahre 1793 von den Bauern niedergebrannt worden sind.

Die Gascogne umfaßt außer dem soeben geschilderten Departement der Landes noch jene des Gers und der Ober- oder Hochpyrenäen. Aus geographischen Gründen, um eine von West nach Ost fortschreitende und zusammenhängende Darstellung zu ermöglichen, wenden wir uns indeß zunächst der Landschaft Béarn und Nieder-Navarra zu, welche den südwestlichsten Winkel Frankreichs einnehmen und in dem heutigen Departement der Niederpyrenäen vereinigt sind. Zwei Völker, verschieden an Charakter und Abstammung, die Bearner und die Basken, bewohnen das Land. Die Bearner, ursprünglich die gallischen Venarner im alten Beneharnum, sind Franzosen, aber noch mehr Bearner, Landsleute Heinrichs IV., Bewohner eines Landes, welches früher viele Freiheiten besaß. Noch jetzt sind sie eifersüchtig auf ihre Freiheit, unerschrocken und starrsinnig, dabei aber jähzornig, neidisch, eigennützig, mißtrauisch und verstellt. Sie sind ein geistreiches Volk, zu Allem, was Intelligenz und Geschmeidigkeit erheischt, geeignet und verbinden damit einen Stolz, einen Schliff und eine Höflichkeit, wie man sie sonst nicht wieder findet. Die Landleute auf dem Markte zu Pau sehen alle treuherzig und gut aus, sind recht zuvorkommend, wenn man sie anspricht, und man wird dort nicht herumgestoßen, wie anderwärts. Sie haben unzweifelhaft ein einschmeichelndes Wesen und sind die feinsten Gascogner, aber „höflich mit dem Stock in der Hand“, oder „höflich, aber falsch“ werden sie von ihren Nachbarn genannt. In den Thalmulden zeigt der Béarner freieren Geist und kräftigeren Körper; er hängt sehr an seinem Glauben, wenn auch ohne Fanatismus und ohne sonderlichen Aberglauben; doch hat er überall Kapellen erbaut, selbst auf den

Digitized by Google

wildesten Gebirgswegen, wo er durch Beten Muth gegen Gefahr gewinnt; auch fürchtet er den Teufel, Hexen und Kobolde. Sonst sind die Béarner leichtlebig, lieben sehr die Weiber, den Wein und derben Witz, auch Gesang, Tanz und Würfelspiel; sie machen sich nicht leicht Bedenken über Etwas und schlagen selbst das Leben, ohne zu zaudern, in die Schanze. So sehr sie den Genuß lieben, so enthaltsam sind sie im Falle der Noth, auch im Allgemeinen mäßig in Speise und Trank; ihre Tapferkeit ist bekannt, Schmuggel und Straßenraub gelten wegen der damit verbundenen Gefahren für ehrenhaft; oft schleicht der Béarner aus der Armee, selbst wenn sie im Felde steht, um einige Tage im Heimathsdorfe zu verleben, und kehrt dann von selbst zum Regimente zurück. Béarn hat dem französischen Heere eine lange Reihe guter Generale geliefert; Machtentfaltung imponirt dem Béarner sehr, aber er unterwirft sich willig dem Gesetz. Enthusiastisch in der Liebe, machen ihn sein Stolz und Jähzorn unversöhnlich im Haß und rachsüchtig, aber die Angst vor Schande und dem Verlust seiner Habe lassen ihn meist die gerichtlichen Hülfsmittel aufsuchen. Ist er besiegt, so zeigt er sich eher vom Triumphe seines Gegners gedemüthigt, als für den erlittenen Schaden empfänglich. Kein Departement beschäftigt mehr die Gerichte als jenes der Niederpyrenäen. Die Sitten der Béarner sind sanft, selbst im Gebirge, deren Bewohner, vom Winterschnee mit ihren Heerden nach den Ebenen vertrieben, sich dort abschleifen und ihre natürliche Rohheit verlieren. Selten beflecken sie schwere Verbrechen. Wirthshausbalgereien sowie Verletzungen von Flur- und Forstvorschriften sind die gemeiniglichsten Vergehen.

Fast alle Ackerbauer in Béarn sind auch Grundeigenthümer; beinahe Niemand bearbeitet fremden Boden. Der Béarner ersetzt durch seinen Fleiß, was ihm der Boden versagt; Weizen wird wenig gebaut; ist er geerntet, so säet man noch Mais auf denselben Acker. Die wesentlichsten Beschäftigungen, namentlich in den Bergthälern, sind die Viehzucht und der Handel mit dem Innern sowie mit Spanien. Heirathen werden nach Stand und Vermögen geschlossen und von Verwandten und Pathen arrangirt. In Béarn gilt das Recht der Erstgeburt; jeder jüngere Sohn baut sich mit Hülfe der Nachbarn aus den Kieseln des Baches, die er in Mörtel knetet, ein Haus, das aus vier Wänden und einem Schieferdach besteht. Hier lebt er als Junggesell, indem er sich und sein Pferd vermiethet. Hat er Etwas erworben, so pflastert er sein Zimmer mit Backsteinen, macht an sein Haus neben die Eichenthür und Fensterbretter eine Einfassung von grauem Marmor und Fensterglas, Stall und Scheuer, während das Heu auf dem Boden ruht. Den Maismehlbrei macht er sich im Kessel des Kamins selbst, und die Pechfackel, die er als Licht am Kamin befestigt, kann er sich auch selbst anzünden. Das Bett mit schweren wollenen Vorhängen steht dem Kamin gegenüber. Brod aus Maismehl oder Maisbrei mit Pfeffer, Speck und Oel gebraten und ein Glas Landwein sind die allgemeine Nahrung. Alle Arbeitskleider sind aus ungefärbter brauner Wolle. Der Bergbewohner trägt eine grauwollene Jacke, rothe wollene Schärpe und eine wollene, braune, runde und flache Mütze auf dem Ohr. In der Ebene geht der reiche Bauer an Festtagen im runden Hut, Tuchrock, auch in Sammt und Seide; sonst trägt er eine längere Weste, Beinkleider und Wollgamaschen, verschieden in Farbe und Stoff, je nach der Wohlhabenheit des Distriktes.

Die Sprache, die nämliche wie die des Gascogners, ist ein Idiom für sich, das weder mit dem Französischen, noch mit dem Italienischen Aehnlichkeit hat, ein Gemisch von Keltisch, Lateinisch und Spanisch. Sie klingt weich und angenehm, ist reich und ausdrucksvoll, auch sehr zur Poesie geeignet. Dieses Patois ist das Idiom des Volkes sogar in den Städten, obwohl französisch allgemein verstanden wird. Selbst die Gebildeten bedienen sich unter sich dieses Patois, von dem wir hier eine Sprachprobe mit französischer Uebersetzung folgen lassen:

Quoan lou Gabe, en braman, dits adiü à las pennes
Y s'abance, à pinnets, à taubès boscs et prats,
Qué diséren que craing dé rencountrà cadénes
Süs bords de 'mille flous oundrats.

Uebersetzung:

Quand le Gave quittant les rochers pour les plaines
S'élance, en bondissant, dans les bois, dans les prés,
On dirait qu'il a peur de recontrer des chaînes
Dans les touffes de fleurs, dont ses bords sent parés.

Digitized by Google

Neben dieſen Béarnern lebt im Departement der Niederpyrenäen als zweites Bevölkerungselement ein Theil des hauptſächlich im benachbarten Spanien ſeßhaften Volkes der Basken, mit denen wir uns zunächſt eingehender befaſſen wollen, weil ſie in der That einer der merkwürdigſten Völkerreſte in Europa ſind. Es iſt nämlich nahezu allgemein angenommen, daß die Basken zu beiden Seiten der Pyrenäen die Ueberreſte jener alten Iberer ſind, welche ſich dort angeſiedelt hatten, die letzten Vertreter des nichtariſchen Stammes, der in den früheſten hiſtoriſchen Zeiten Weſteuropa bewohnte und den die Kelten, als der Vortrab der ariſchen Wanderung, verdrängten. So bilden die Basken die merkwürdigſte Völkerinſel, welche vielleicht irgendwo auf der Welt beſteht, die letzten Vertreter einer vormaligen Bevölkerung unſeres Welttheiles, aber auch ſie dürften wahrſcheinlich innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Friſt mit den von allen Seiten ſie umringenden ariſchen Völkern verſchmolzen ſein, mithin als ſelbſtſtändiger Stamm zu beſtehen aufgehört haben.

Die ſpaniſchen Basken, nach den neueſten Zählungen 330,000 Köpfe, nennen ihre Sprache Euskara, und ſich ſelber Euskaldunak, d. h. Menſchen, die die Euskara-Sprache ſprechen. Ihr Land nennen ſie Euskalerria. Die franzöſiſchen Basken, weitaus geringer an Zahl (ca. 120,000 Köpfe), nennen ſich Bask, von Vasok, Mann, ihre Sprache Baseunſe, und ihr Land Heskualherriak, das iſt das baskiſche Reich. Alle Völker, die ſich einer anderen Sprache als der baskiſchen bedienen, nennen die Basken Erdaldunak, ein von Erdu, ankommen, abgeleitetes Wort; es bezeichnet Menſchen, die neu angekommen, folglich Leute, die nach Spanien und Frankreich eingewandert ſind, als die Euskaldunak bereits daſelbſt angeſiedelt waren. In dieſem Wort Erdaldunak lebt alſo die hiſtoriſche Erinnerung von der Ankunft der indoeuropäiſchen Völker in Europa fort, eine Begebenheit, die ſo weit in die Nacht der Zeiten zurückgreift, daß bei den indoeuropäiſchen Völkern ſelbſt die Erinnerung daran verloren gegangen iſt, und erſt in neuerer Zeit die vergleichende Sprachforſchung auf die Spur derſelben geführt hat.

Die Basken bekehrten ſich ſchon frühzeitig zum Chriſtenthum; von ihrem alten Heidenglauben wiſſen wir blos, daß ſie ehedem einen großen Geiſt, „Jainko“ oder der Herr der Höhen genannt, verehrten. Das Grab nannten ſie das „Bett der großen Ruhe“, der Tod war für ſie ein zeitlicher Schlaf, aus dem man zu einem neuen Leben erwachte, in dem dann die guten Thaten belohnt, die böſen beſtraft werden ſollten. Die Ueberlieferungen der Basken ſprechen auch von einem böſen Gott, „Baſſajaun“ oder der wilde Herr, der jetzt noch im Volksmunde fortlebt und in ſeiner äußeren Geſtalt beiläufig wie ein Waldmenſch geſchildert wird. Bezüglich des Urſprungs ihres Stammes hatten die alten Basken gleichfalls merkwürdige Sagen. Sie erzählten vom Untergang einer Vorwelt, aus dem nur wenige Menſchen ſich retteten; unter dieſen befand ſich einer, Aitor genannt, der beim Herannahen jener Naturumwälzung ſich mit ſeiner Frau in eine Höhle im Gebirge zurückgezogen hatte. Ein ganzes Jahr lebten ſie auf dieſer Höhe und ſahen zu ihren Füßen das Waſſer und das Feuer um die Herrſchaft der Erde kämpfen. Dieſes Schauſpiel entſetzte Aitor dergeſtalt, daß er nicht nur alle Traditionen ſeiner Voreltern, ſondern ſogar ſeine Sprache vergaß, ſo daß, als das Unheil vorüber war, er ſich genöthigt ſah, eine neue Sprache, das Euskara, zu erfinden.

Der Pflug, bei den alten Griechen und Römern ſchon in den früheſten Zeiten im Gebrauch, ſcheint den Voreltern der Basken unbekannt geweſen zu ſein; und ſelbſt heutzutage noch bedient man ſich in Guipozcoa keines Pfluges, ſondern verrichtet alle Landarbeit mittelſt einer Haue und eines eigenthümlichen Werkzeuges, welches ungefähr die Form einer Heugabel hat. Sonſt erfreut ſich der Landbau unter den Basken einer großen Pflege, was um ſo anerkennenswerther iſt, als der Boden nicht nur mühſam zu bearbeiten, ſondern von der Natur aus unfruchtbar iſt, und nur mittelſt Kalkdüngung einigermaßen verbeſſert werden kann. Deshalb findet man auch bei jedem Häuschen einen Kalkofen, zur Bereitung des erforderlichen Düngers. Eines der gewöhnlichſten Produkte iſt der Mais. Nebſt dem Landbau ſind Fiſcherei und Jagd, namentlich auf Wildtauben, die Hauptverbsmittel der Basken. Auch Handel und Induſtrie blühen im Lande. In Biscaya findet man hauptſächlich Eiſenfabriken. Die vornehmſten Ausfuhrartikel, nebſt Eiſen, ſind Zimmerholz, Obſt, Chokolade und Wein. Auch die großen Bayonner geräucherten Schinken ſind berühmt. Seit uralter Zeit ſind die Basken als kühne und unternehmende Seeleute bekannt. Sie waren die Erſten, die den Walfiſch bis ins Polarmeer verfolgten, die Erſten, die Neufundland entdeckten und von dort den Kabeljau und den Lengefiſch mitbrachten.

Digitized by Google

Das franzöſiſche Baskenland, das wir hier ausſchließlich im Auge haben, bildet weniger als die Hälfte und mehr als ein Drittel des Departements der Niederpyrenäen; daſſelbe umfaßt beinahe das ganze Arrondiſſement von Bayonne und den größten Theil des Arondiſſements von Mauléon. Früher war es in drei Provinzen getheilt; dieſe ſind in der Richtung von Weſten nach Oſten das Labourd, Nieder-Navarra und La Soule. Dieſe Benennungen ſind noch heute im Lande gebräuchlich, haben aber keine beſtimmte Abgrenzung mehr. Das Labourd iſt das Land ſüdlich von Bayonne. Hauptſtadt von Nieder-Navarra war St. Jean de Luz; Mauléon war eine Stadt in der Soule und wird wohl auch Mauléon-Soule genannt, um es von einem andern Soule zu unterſcheiden, das im Departement der oberen Garonne liegt. Die Souletins oder Bewohner der Soule ſind ſchlauer und pfiffiger als die übrigen Basken und laſſen den Einfluß der benachbarten Béarner erkennen. Die Navarreſen gelten für leichtfertiger. Beide aber leben nüchterner und ſind einfacher in ihrer Erſcheinung als die Labourdins, ergeben ſich lieber dem Ackerbau und ziehen viele Heerden. Die Labourdins hingegen leben üppiger; bei ihnen, die als vortreffliche Matroſen berühmt ſind, herrſcht mehr Müßiggang, weshalb wohl auch der Diebſtahl dort, beſonders ſeit der Revolution, häufiger iſt. Die Mehrzahl der Basken verſteht außer ihrer unter allen Idiomen der Welt völlig iſolirt daſtehenden Mutterſprache auch das Franzöſiſche, nicht aber das béarniſche Patois. Dieſem gegenüber iſt die Scheidelinie ſchroff; die Namen der Dörfer und Weiler auf der Grenze ſind entweder rein baskiſch oder rein béarniſch, und es giebt nur einige wenige Ausnahmen von dieſer Regel. Seit Menſchengedenken kennt man keinen Ort, wo die eine Sprache an die Stelle der andern getreten wäre. Dagegen vermehrt ſich die Zahl jener, welche nur mehr franzöſiſch ſprechen, namentlich an der Paris-Madrider Bahn, von der Station Negreſſe an. In Hendaye beſteht eine förmliche franzöſiſche Kolonie, von deren Angehörigen wohl nur Wenige das Baskiſche verſtehen. Die dermalige Sprachgrenze hat in Frankreich folgende Richtung: Sie beginnt am Pyrenäengipfel Pic d'Anie und geht nordweſtlich über St. Engrace, Andaca-Ibarra und Licq, von hier nordöſtlich auf Montary, dann wieder nordweſtlich nach Tardetz. Von da aus macht ſie eine Spitze nach Oſten zu, gewinnt Bareuz und als äußerſten öſtlichen Punkt Esquiale, von wo ſie plötzlich zurückweicht und nun in weſtnordweſtlicher Richtung verläuft über Berrogain, Charitte, Arroue, St. Palais, Garriz, Iſturiz, Agherre; von hier geht ſie ein wenig nördlich von Hasparren, Uſtariz und von Guethary, um bei Bidart, etwas ſüdlich von Biarritz, am Meere zu endigen. Bei den franzöſiſchen Basken unterſcheidet man als Hauptdialekte, d. h. als die einzigen, die eine literariſche Bedeutung haben, das Labourdin und das Soule. Unter ſich unterſcheiden ſich die einzelnen Dialekte nicht blos in der Ausſprache, ſondern ſelbſt durch die Verſchiedenheit der Wörter, und dies geht ſo weit, daß manche baskiſche Dialekte ſelbſt für Angehörige deſſelben Stammes unverſtändlich ſind. Das Baskiſche iſt reich und ausdrucksvoll, erleichtert auch, wegen der Inverſionen, die es geſtattet, und wegen der Regeln ihrer Syntax, die alle auf Endungsvarianten abzielen, ungemein die Versbildung. Zudem drückt dieſe Urſprache eine Anzahl Gedanken und Dinge, welche bei den gegenwärtigen Schicklichkeitsrückſichten in neueren Sprachen durch Aequivalente oder Umſchreibungen gegeben werden müſſen, auf decente Weiſe durch eigene Worte aus. So giebt es eine Menge baskiſcher Ausdrücke, welche ſelbſt die zartеſten, keuſchеſten Ohren nicht beleidigen, und die doch, buchſtäblich ins Franzöſiſche überſetzt, unerträglich wären. Leider geht das Baskiſche, trotz ſeiner ſtabilen Umgrenzung, unaufhaltſam zu Grunde. Modificirt durch ein beſtändiges Phänomen der Anſetzung von innen, der Intus-Suſception, nimmt es Wörter fremden Urſprungs in ſich auf, welche ſeinem Genius zuwider ſind; die Sprache verliert ihre zierlichen Wendungen und ſucht ſich mehr und mehr dem Geiſte der im Lande niedergelaſſenen Fremden anzubequemen; ſie büßt unabläſſig an Urſprünglichkeit ein und bildet ſich allgemach in ein Kauderwälſch um. Hier eine Sprachprobe:

Guiçon batec cituen bi seme.
Eta gaz tenac erran cion aitari: Aita indaçu,
onthassurretic riri helçen çartan partea; eta
partilu çaizcoten bere onthassunac.

Ueberſetzung:

Un homme avait deux fils.
Dont le plus jeune dit á son père: Mon père,
Donnez-moi ce qui doit me revenir de votre
Bien; et le père leur fit le partage de son bien.

Digitized by Google

Eben ſolche Räthſel wie das Baskiſche den Sprachforſchern giebt die körperliche Beſchaffenheit der Basken den Anthropologen auf. Paul Broca hatte aus ſeinen Meſſungen gefunden, daß nur wenige Baskenſchädel brachykephal, d. h. Kurzſchädel ſeien; der höchſte Index war 83,24 und das Mittel zeigte einen Index von 77,67, ſo daß die Schädel als ſubdolichokephal klaſſificirt wurden; die Capacität war bedeutend, denn ſie betrug im Mittel 1486,88 ccm (Mittel der Pariſer Schädel 1437), was namentlich der ſtarken Entwickelung des Hinterhauptes zugeſchrieben wird, da die Stirn bei den Basken geringer als bei den Pariſern entwickelt iſt. Uebrigens wies Broca darauf hin, daß die Dolichokephalie (Langköpfigkeit) der Basken eine andere als die der übrigen dolichokephalen Völker ſei; ſie iſt nicht frontal, ſondern occipital, auch glaubte er einen typiſchen Racenunterſchied darin zu finden, daß die occipitale externe Protuberanz bei den Basken ſehr gering und undeutlich ausgebildet iſt, ja oft ganz fehlt. Die Meſſungen d'Abbadie's an lebenden Basken ergaben aber ein ganz anderes Reſultat. Er maß die Köpfe von 3 Frauen und 16 Männern und fand, daß von letzteren 10 ganz entſchieden kurzköpfig, nur einer entſchieden dolichokephal war; 5 ſtanden im Uebergange von der Kurz- zur Langköpfigkeit. Von den drei Frauenköpfen war einer entſchieden kurz, einer lang und der dritte näherte ſich der Dolichokephalie. Daraus wäre alſo zu ſchließen, daß auch die Basken eine gemiſchte Raſſe ſind, und d'Abbadie glaubt in ihnen zwei Typen zu erkennen: jenen des Ignatius von Loyola mit aufgeblähten Schläfen, und einen andern, namentlich im ſpaniſchen Ober-Navarra herrſchenden. Auch darf man nicht außer Acht laſſen, daß namentlich die baskiſchen Fiſcher ſich vielfach mit fremden Weibern vermiſchen. Der ganze äußere Habitus der Basken iſt auch kein einheitlicher; wir haben brünette und ſchwarzhaarige, ſehr weiße und ſchwarzhaarige und auch blonde. So viel ſteht jetzt feſt, daß auch die Basken ein gemiſchtes Volk ſind, doch darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß ſie ſich verhältnißmäßig reiner wie alle übrigen europäiſchen Völker erhalten haben.

Die Basken ſind in der Regel ſchlank und mager, dabei aber ſtark, nervig und von kräftigem Körperbau. Sie haben graue Augen und eine etwas dunkle Geſichtsfarbe. Ihre Leibeskraft wird blos von ihrer außerordentlichen Gelenkigkeit und Biegſamkeit erreicht; ſie ſind ſo geſchmeidig, thätig und ſehnig, daß es ſcheint, ſie hätten etwas Panther- oder Leopardenähnliches an ſich; ihr Gang iſt raſch, ihr Blick ſicher; ohne den geringſten Schwindel ſpringen ſie von einem Felſen zum andern, und klettern auf die höchſten Zinnen der Gebirge Außerdem ſind ſie gute Schützen, gewandte Reiter, unermüdliche Tänzer und vortreffliche Schwimmer. Die baskiſchen Frauen ſind im Allgemeinen ſchön, zart gebaut, anmuthig in ihren Bewegungen, und haben einen bezaubernden klar braunen Teint, ſchöngeformte Hände und Füße, einen zierlichen Gang, feurige große, ſchwarze Augen und ein an das Griechiſche erinnerndes Profil. Dabei ſind ſie äußerſt liebenswürdig, lebhaft, luſtig und ſchalkhaft. Mit allen dieſen Eigenſchaften verbinden ſie eine ſtaunenswerthe Leibeskraft, die ſie nicht nur die männlichen Beſchäftigungen theilen, ſondern häufig noch mit mehr Ausdauer verrichten läßt, wie die Männer ſelber.

Was die Nationaltracht anbelangt, ſo trägt der Baske mit Vorliebe ein Sammtwams, einen ſeidenen Gürtel, ein rothes oder blaues „Bóret", d. h. eine breite, flache Mütze ohne Schild, und die eigenthümlichen „Esparteries", aus Hanfſchnüren geflochten, ſehr leichte Schuhe ohne Abſätze, in denen er mehr über den Boden hinwegzugleiten, als aufzutreten ſcheint. Seine Haare ſind über der Stirn kurz geſchoren und fallen hinten in langen Locken auf die Schultern; in der Hand hält er den „Makita", einen Stock aus Weißdorn oder Eichenholz, mit dünnem, meſſingbeſchlagenen Griffe, mit allerlei in den Schaft eingekerbten Verzierungen, nach unten anſchwellend zu der Breite eines Thalerſtückes, wie denn auch meiſt eine Geldmünze in das dicke, mit einem breiten Eiſen- und Meſſingrande umſchloſſene Ende eingenagelt iſt, ein tödtliche Waffe, ſei es zum Stoßen mit dem Griffe oder zum Schlagen mit dem andern Ende. Die baskiſchen Frauen wickeln ein buntes Tuch, gleich einem Turban, um das Haupt, während eine lange Schlippe nach rückwärts hinab hängt; ſie tragen zierliche Schuhe, blaue oder weiße Strümpfe mit bunten Zwickeln, bunte Schürzen und rothe Mieder; ihre gleichfalls ſcharlachrothen Wollröcke reichen blos bis an das Knie. Die verheiratheten Frauen ſchneiden ſich das Haupthaar ganz ab, die ledigen blos am Hinterkopf, während ſie das übrige Haar in langen Zöpfen zu beiden Seiten herabhängen laſſen oder wohl auch um den Kopf wickeln. Am Arme tragen ſie Scapulier und Roſenkranz, außerdem ſind Finger- und Ohrringe ſowie Armbänder beliebt. Vortheilhaft unterſcheiden ſich die Basken

Digitized by Google

beiderlei Geschlechts durch ihre besondere Reinlichkeit, die auch in ihren Häusern, innen wie außen, sich angenehm bemerkbar macht. Sie sind überhaupt eines der reinlichsten Völker auf Erden. Daneben trifft man bei ihnen treue Gastfreundschaft und Behaglichkeit. Die kleinen weißen Häuser der Landleute sind von Buschwerk halb versteckt; vor dem Eingange liegt ein Blumengärtchen mit Reseda, Rosen, Veilchen und Astern; hinter dem Hause breiten sich Obst- und Weinpflanzungen aus. Große Ställe und Scheunen sind selten, da das Vieh in den Vorbergen überwintert und nur Ziegen, Schweine und Geflügel neben dem Hause gehalten werden. Die Häuser sind einstöckig, große Eichenbalken oder gröbere Marmorarten bilden das Gerippe, dessen Zwischenräume mit Kieseln angefüllt sind, die ein fester Mörtel bindet, und ein weißer Kalkanwurf deckt das Ganze. Simse, Schwellen, Thür- und Fenstereinfassungen, dann der weite Kaminmantel des Wohnzimmers, das zugleich als Küche dient, sind von graublauem pyrenäischen Marmor. Das Dach ist mit Ziegeln gedeckt, der Boden mit Backsteinen belegt. Thüren und Laden bestehen aus roth oder grün angestrichenem Holze. Fensterscheiben sind ein seltener Luxus; weiße Vorhänge vertreten sie. Tisch, Bank und Schemel sind von Eichenholz, das Geschirr von Kupfer und Thon; dazu noch das Bett mit den dunklen Vorhängen, das Kruzifix, das Muttergottesbild, der Weihbrunnenkessel und Waffen bilden den Zierrath der Wände.

Was die moralischen Eigenschaften betrifft, so zeichnen sich die Basken durch Muth, Freiheitsliebe, Ehrlichkeit und Festhalten an dem gegebenen Worte aus. Während der Béarner, wie erwähnt, zwar „höflich, aber falsch“ genannt wird, liegt in der ganzen Haltung des Basken, in seinem offenen Blicke, seinem jeden Wechsel der Stimmung rasch und treu wiedergebenden Antlitz, in dem Kopfe, den er stolz etwas zurückwirft, der Ausdruck der Ehrlichkeit zugleich und des Selbstbewußtseins. Wenn uns ein baskischer Bauer, in seinem rauschen Dahinschreiten einhaltend, sein „Egun hun!“ (Guten Tag!) zuruft, so ist in seinem Gruße ebenso viel adeliger Anstand als Herzlichkeit. Der Baske weiß sich Jedem ebenbürtig und er hat noch vor Niemandem den Rücken gebeugt. Er ist stolz darauf, daß sein Volk einst den Stürmen der Völkerwanderung Widerstand geleistet, zur Vertreibung der Araber mitgewirkt, im Mittelalter seine Freiheiten gegen jeden Uebergriff des Adels geschützt und noch dem Absolutismus Ludwigs XIV. unübersteigliche Schranken gesetzt hat. Feind von jeglichem Zwang, stemmt sich der Baske gegen Drohung und Strafe; viel aber vermag man über ihn mit Milde und Ueberredung. Rasch entzündbar, leicht zu besänftigen, ist er als Feind unerbittlich, rachsüchtig und in der Rache bis zum Aeußersten schreitend, als Freund treu, offenherzig und aufrichtig, auch gerne wohlgefällig, wenn man seine Eigenliebe zu schmeicheln weiß, jeder Unthätigkeit durchaus abhold, arbeitsam, gewöhnlich nüchtern und keusch, anhänglich an seinen katholischen Glauben und seine Priester. Dies die Grundzüge seines Charakters, auf welchen Hochmuth, Unbeständigkeit und eine Neigung zum Diebstahl einen dunklen Schatten werfen. Hat er seine Pflicht erfüllt, so wendet sich der Baske dem Vergnügen zu und findet es in zwei für ihn gleich anziehenden Arten von Belustigungen: im Tanz und im Ballspiel.

Von jeher hatten die Basken eine leidenschaftliche Liebe für die erstere dieser Uebungen. Sie zeigt sich in allen ihren Handlungen. Früher nahmen die Priester ihren Antheil daran so gut wie die andern. Doch haben die einheimischen Volkstänze der Basken einen ganz anderen Charakter als die unsrigen; man sieht darin keine Mischung der Geschlechter und auch beim Manne jene seiner Würde so widersprechenden Stellungen nicht. Der baskische Tanz zeigt den Mann nicht herabgesetzt; er ist eine wahre, geschickt erdachte, gymnastische Uebung, welche auf das verhältnißmäßige Spiel der Hauptgliedmaßen, um sie allesammt elastischer und daher zum praktischen Gebrauche des Lebens geeigneter zu machen, berechnet ist. Allein nicht blos auf den Bällen und öffentlichen Plätzen machen sich die Basken das Vergnügen dieser Tänze; sie üben vielmehr während der langen Winterabende ihre Lieblingserholung. Links am Heerde spinnen unter dem Vorsitze des „Etcheco-anderia“ Frauen und Mädchen den schönen Flachs des Landes oder die Wolle; zur Rechten reihen sich die bejahrtesten Männer um den „Etcheco-jauna“; die jungen Leute nehmen Platz, wo sie können, nur nicht in der Nähe der weiblichen Gruppe. Da klatscht plötzlich einer der Greise in die Hände, stößt ein kräftiges houp aus und stimmt die Volksweise an: sofort stellen sich ein halbdutzend Burschen in Reih und Glied, beschreiben einen Bogen und führen den „Mutchico“ aus, den Nationaltanz, der seinen Namen unzweifelhaft von Muthico, d. h. Bursche, hat und auch bei den „Romeria“, den öffentlichen Versammlungen unter freiem Himmel und unter Begleitung

Digitized by Google

von Trommeln und Flöten getanzt wird. Unter die kleinen Abendunterhaltungen zählt man ferner den Kampf Mann gegen Mann, die warme Hand, die Kraftſpiele, das Blindekuhſpiel, das Schäferſpiel, eine Art ganz einfachen Damenſpiels, das Spiel mit dem angezündeten Hölzchen, das von Hand zu Hand geht. Beſteht die Verſammlung nur aus Frauen und Greiſen, ſo wendet man ſich zu den Chroniken der Vergangenheit, zu religiöſen Fragen, zu Werwolfs- und Hexengeſchichten. Die Unterhaltungen in freier Luft bilden: der Wettlauf, in welchem die Bewohner der Pyrenäen von jeher ſich ausgezeichnet haben; der einfache Sprung mit gleichen Füßen, mit oder ohne Hülfe des Stocks; das kleine Kugelſpiel u. ſ. w. Es iſt noch nicht lehr lange her, daß man in den oberen Soule noch die Spiele mit dem Beile und dem Wurfſpieß trieb, eine Waffe, welche die Navarreſen im Mittelalter und die Cantabrer im Alterthume mit ſo großer Geſchicklichkeit zu ſchleudern verſtanden. Wer ein Beil oder einen Wurfſpieß aus möglichſt großer Ferne von einem gegebenen Punkte zu ſchleudern vermochte, galt als Sieger. Das Lieblingsſpiel bleibt indeß das Ballſpiel (Pelote), welches die Leidenſchaft und den Ehrgeiz des Volkes beſonders dann erregt, wenn die Basken aus Spanien ſich mit denjenigen aus Frankreich meſſen; es werden dann ungeheure Wetten gemacht, und man erzählt ſich, daß baskiſche Soldaten aus nordfranzöſiſchen Garniſonen entlaufen ſind, um ſolchen Kämpfen anzuwohnen. Für einen Neuling iſt es geradezu unmöglich, die Hunderte von Geſetzen, Feinheiten oder Fehlern, Vortheilen oder Nachtheilen, die hier in Rechnung kommen, zu verſtehen, aber die Kraft und Geſchicklichkeit, und je näher es dem Ende des Spieles zugeht, die Leidenſchaft der Kämpfenden iſt ein äußerſt ſpannendes Schauſpiel. Auch die „Novadillas", der Kampf von Kühen aus den Landes, ſind eine — auch über das Baskenthum hinaus — beliebte Volksbeluſtigung. Die Spanier haben Unrecht, mit Achſelzucken von dieſen Kuhkämpfen ihrer Nachbarn zu ſprechen. Freilich werden der ſanfteren franzöſiſchen Sitte gemäß die Thiere nicht getödtet, und dieſe Kühe beſitzen entfernt nicht die Kraft und das ſtattliche Ausſehen andalufiſcher Stiere, ja ſie ſind, was die Spanier vollends lächerlich finden, an einen Strick gebunden und dadurch in ihren Bewegungen etwas behindert. Aber da eine und dieſelbe Kuh unzählige Male zum Kampfe zugelaſſen wird, ſo weiß ſie bald alle Wendungen des „Ecarteur", d. h. des Kämpfers, der ſie durch ein vorgehaltenes Tuch reizt und dann durch einen Seitenſprung ihren Stoß zu vermeiden ſucht, auswendig und, ſtatt wie der plumpere Stier blos gegen das Tuch, richtet ſie ſodann ihre Wuth gegen den Menſchen ſelbſt. Ihr Stoß iſt aber nicht ſelten tödtlich, da ihre Hörner, um die Gefährlichkeit zu ſteigern, mit Eiſenſpitzen verſehen ſind. Auch erſetzen dieſe Kühe durch Bosheit und Behendigkeit leicht, was ihnen an Kraft abgeht.

Die Basken vereinigen ſich übrigens nicht blos zu ſolchen gymnaſtiſchen Spielen, ſondern ſie führen auch noch nach alter Sitte Paſtorale und Volksluſtſpiele auf. Sie ſind berühmt ihrer Improviſatoren halber, welche bei Feſtlichkeiten zuſammenkommen und einander in Liedern, „Sorſicos" genannt, zum Wettkampf herausfordern. Sie beſitzen ferner Maskeraden und ſatiriſche Dramen, von welchen die erſteren mindeſtens ins ſechzehnte Jahrhundert hinaufreichen und die verſchiedenen Klaſſen der Feudalgeſellſchaft darſtellen; dieſe Maskeraden enden zumeiſt mit der Aufführung eines Charaktertanzes. Bei den ſatiriſchen Dramen darf man freilich keinen Molière zu finden erwarten. Der Baske iſt kein beſonderer Freund von Abſtractionen und nichts liegt ſeinen Gedanken ferner, als eine allgemeine Sittenkritik. Die Privatſitten, die Thatſachen, welche ſein Auge verletzen oder zu öffentlichen Aergerniſſen Anlaß geben, das iſt das Thema, das er auffaßt, das er brandmarkt oder wenigſtens ehedem brandmarkte. Wehe den Urhebern des Aergerniſſes! Die jungen Leute verſammeln ſich, ſelbſt die Verwandten laufen herbei; ein Dichter wird berufen, man macht ihn mit allen Einzelnheiten des Vorganges bekannt; er verfaßt um einen beſtimmten Preis ein Drama, das um ſo größeren Beifall findet, je ſpitziger und bitterer die Ironie, der Sarkasmus und die Lächerlichkeit aus der Darſtellung des Sachverhaltes hervorleuchten. Die Tracht der Schauſpieler unterſcheidet ſich in nichts von der der dargeſtellten Perſonen, deren Stimme, Haltung und Charakter man aufs Täuſchendſte nachzuahmen verſucht. Achtung vor der Religion, der Familie, der Verwandtſchaft, dem Publikum, dies ſind die Elemente, die Aufgabe dieſer Dramen. Darunter war der „Ritt auf dem Eſel" (Asto lasterca) die der ehelichen Untreue auferlegte Brandmarkung; der Name rührte daher, daß ehemals die ſchuldige Frau mit Gewalt auf die Schaubühne geführt wurde. Man zwang ſie vor und nach der Darſtellung, rittlings auf einem Eſel ſitzend und deſſen Schweif als Zaum gebrauchend,

Digitized by Google

einen Triumphzug im Dorfe herum zu halten. Die Fortſchritte unſerer Geſittung geſtatten heute dieſe ſpartaniſch harte Behandlung des Laſters nicht mehr und die Auto lasterae ſind jetzt polizeilich verboten. Die Charivaris (Cintzarrosae, von Cintzarri, Glöckchen), wie ſie in der Soule vorkommen, welche bedeutend von den in andern, ſelbſt den nächſtgelegenen Gegenden üblichen ab. Denkt z. B. ein Wittwer oder eine Wittwe an Eingehung einer zweiten Ehe, ſo iſt dies ein Feſt für das Dorf. Sobald das Heirathsprojekt Beſtand gewinnt, wird ſämmtliches Kleinvieh ſeiner Schellenbänder beraubt, die Ochſenhörner werden gerüſtet, der „Thupina utſu“ läßt ſein dumpfes Brüllen hören, ein bezahlter Dichter kommt allabendlich mit ſeinem furchtbaren Sprachrohre herbei und ertheilt dem Brautpaare vor der eigenen Wohnung ſeine poetiſchen Rathſchläge. Jede Strophe wird von der Menge mit Hurrah aufgenommen, und das Schellengetön und der Ochſenhörnerklang und das Brummen der Thupina-utſu bilden ein Concert, das man nicht gräulicher hören kann. Dieſelbe Serenade, ſtets mit improviſirten Verſen gewürzt, findet ſelbſt noch in der Vermählungsnacht ſtatt, denn in der Soule läßt ſich kein Wittwer bei Tag trauen. Ein Ehrengeleit, Muſik und Dichter voran, begleitet die Verlobten in die Kirche, dicke Chorknaben geben ihnen die Wohlgerüche rothen ſpaniſchen Pfeffers zu ſchlürfen, den ſie in irdenen Töpfen anzünden und womit ſie dieſelben einräuchern. Nach der Kirchenfeier geleitet derſelbe Zug die Neuvermählten in ihre Wohnung zurück — und von dieſem Augenblicke an haben die Charivaris ein Ende. Die Abſicht dieſes Gebrauches war ohne Zweifel, der Eingehung zweiter Ehen möglichſt vorzubeugen. Heutzutage iſt dieſes Mittel nur noch eine Gelegenheit für junge Leute, um ihren Opfern eine mehr oder minder große Geldſpende für ihr Stillſchweigen abzupreſſen.

In der Landſchaft Labourd und auch ſonſt im Baskenland entfalten die Bauern am Hochzeitstage einen ſehr koſtſpieligen Staat. Es iſt nichts Seltenes, daß ſich die Koſten des Feſtes eben ſo hoch belaufen als die Mitgift der Braut. Die jungen Leute pflegen unter Anderem das ganze umliegende Land in abenteuerlichen Verkleidungen zu durchziehen, um eine Art von Contribution zu erheben, welche in Lebensmitteln aller Art beſteht und la eragunde genannt wird. Am Hochzeitstage begeben ſich die Gäſte beim Tone der „Chirota“, einer Flöte mit drei Löchern, welche von einer Art Hackbrett begleitet wird, zum Hauſe des Bräutigams. Die jungen Burſche führen ein mit Blumen und Bändern geſchmücktes Lamm im Triumphe mit ſich, welches für den Hochzeitsſchmaus beſtimmt iſt, und die Mädchen tragen Körbe mit Früchten, Wein und allen jenen kleinen Vorräthen, welche die Eragunde geliefert hat. Die Erſten im Zuge ſtoßen von Zeit zu Zeit ein Geſchrei aus, das einem langgezogenen Glucken ähnelt (l'irrieina genannt), ein allen Basken wohlbekanntes Signal. Die Mädchen ihrerſeits ſingen verſchiedene Stanzen zu Ehren der Braut. Wenn letztere in ihre neue Wohnung eintritt, wird ſie auf der Schwelle von der „Etchekandere“, der Herrin des Hauſes, empfangen, welche ſie alle Hausgeräthe der Reihe nach berühren läßt und ihr dabei ſagt: „Alles dies gehört Dir, und und der ganzen Familie.“ Die Basken bleiben den Gebräuchen der Väter im Guten wie im Schlechten treu. Sie ſind ungemein abergläubiſch, glauben an Hexen, Geiſter und allerhand Schnickſchnack. Am Johannisfeſte ſingt man am brennenden Holzſtoße die Litaneien der Jungfrau Mariä, indem man bei der Schlußſtrophe beginnt. Die Bauern tragen gewöhnlich einen Wundkrautſtengel (Sedum telephium), den ſie durch die Flamme ziehen und dem ſie Kraft zuſchreiben, die „Lubinas“ (Spiritus familiares) zu vertreiben. Wenn die Pflanze um Mariä Himmelfahrt noch blüht, ſo iſt dies eine glückliche Vorbedeutung; wenn ſie aber ſchon verwelkt, ſo iſt das ein Zeichen, daß ein Glied der Familie im Laufe des Jahres ſterben muß. Das Wundkraut iſt glücklicherweiſe eine ſehr ausdauernde Pflanze und es ereignet ſich nur ſelten, daß ſie die Segnungen und Freuden des Johannisfeſtes ſtört. Das Kochen mit heißgemachten Steinen iſt ein äußerſt primitives Verfahren, welches noch bei manchen Naturvölkern beobachtet wird, und dieſes hat ſich bei den Basken bis heute erhalten, wenngleich auf die Milch beſchränkt. Dieſe wird in Gefäße aus Zitterpappelholz, die aus Einem Stück gedrechſelt ſind und 6—7 Liter faſſen, gethan und dann mit fauſtgroßen Kieſeln, die man heiß gemacht, gekocht. Die Milch erhält dadurch einen angenehmen Geſchmack. Der Gebrauch exiſtirt noch an verſchiedenen baskiſchen Orten, wird aber ſpeziell in Bidbaray, zwiſchen Bayonne und St. Jean-Pied-de-Port beobachtet. Einer der ſeltſamſten Baskenbräuche iſt die bis in dieſes Jahrhundert auch bei den Bearnern übliche „Cubada“, d. h. die Sitte, daß der Mann, wenn die Frau niedergekommen iſt, ſtatt ihrer mit vielem Seufzen das Bett hütet, das Kindlein in ſeinen

Digitized by Google

Armen wiegt und sich von den Gevatterinnen allerlei süße Speisen und Getränke zutragen läßt. Nur in der Pflege des Mannes, glauben sie, könne das Kind gerathen. Der Ursprung dieser wunderlichen uralten, bei manchen Naturvölkern noch verbreiteten Sitte ist ein streitiger Punkt.

Im Uebrigen haben die Basken schon im Alterthum und im Mittelalter die Frau höher geachtet als andere Völker und derselben sogar häufig alle politischen Rechte eingeräumt. In Soule ist die Magistratur erblich in gewissen adeligen Familien und zwar auf beide Geschlechter. Die Damen üben indeß ihr Recht nicht persönlich aus, sondern übertragen es auf ihre ältesten Söhne oder wissen es ihren Ehemännern zu sichern, wenn diese der Ehre würdig erscheinen. Trotz Code Napoléon wissen sie das Recht der Erstgebornen durch alle möglichen Mittel aufrecht zu erhalten, und dieses Erstgeburtsrecht wird ohne Unterschied des Geschlechtes oder der Person oder der Eigenschaft des Eigenthums, ob dieses bewegliches oder unbewegliches sei, ob Sondereigenthum oder gemeinschaftliches, auf direkte Descendenz oder auf Seitenlinien, auf Verwandte jeden Grades und auf deren Nachkommen und Stellvertreter auf alle Zeit angewendet. Sollte der Erbe im Falle dringender Noth in den Verkauf von Eigenthum willigen, so behalten er selbst und seine Rechtsnachfolger ein Rücklaufsrecht, welches in Soule ein vierzigjähriges, in Labourd gar ein immerwährendes ist. Während solchergestalt die Zukunft des Familienältesten sichergestellt erscheint, sind die jüngeren Kinder fast rechtlos und haben im Allgemeinen auch nicht die Rechte und Privilegien von Bürgern. Ein jüngerer Bruder ist thatsächlich bis zu seiner Verheirathung der unbezahlte Dienstbote seines älteren Bruders oder seiner älteren Schwester. Nimmt er dann eine jüngere Tochter, so kann er zwar nicht Bürger ihres Wohnortes werden, aber er gewinnt doch einen gewissen Grad von Selbständigkeit. Sein und seiner Frau Vermögen wird wenigstens ein gemeinsames, wenn auch an einigen Orten die Frau die Freiheit behält, auch ohne die Einwilligung ihres Mannes Verträge abzuschließen, so jedoch, daß die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung bis zu seinem Tode aufgeschoben bleibt. Heirathet er aber eine Erbtochter, so bleibt sie nicht allein Haupt der Familie (was zuweilen durch eine besondere Tracht angedeutet wird), sondern er verliert obendrein seinen Namen, indem er denjenigen seiner Frau anzunehmen hat. Dieser wiederum ist von deren Hause abgeleitet, da jedes Haus seinen besonderen, von jedem Eigentümer desselben zu führenden Namen hat. Ein solcher Gatte kann weder seine Frau, noch seine Kinder aus dem Hause entfernen; er kann auch seinen jüngeren Söhnen nicht Erlaubniß ertheilen, das mütterliche Dach zu verlassen, obwohl seine Frau das Recht dazu hat. Sollte sie ihn als Wittwer zurücklassen, so hat ihre Mutter, falls sie noch lebt, an manchen Orten mehr Recht über seine Kinder als er selbst. Er darf deren Vermögen nicht verwalten, noch darf er der Herr ihres Hauses sein, und ohne ihre Einwilligung darf er auch keine zweite Frau heimführen. Im Allgemeinen erlangt jede Ehegattin mit ihrem achtzehnten Lebensjahre das Recht, auch ohne Zustimmung ihres Ehegatten zu testieren. Die Einwilligung des Familienoberhauptes wird allerdings bei einer sehr frühen Heirath des ältesten Kindes verlangt, in späteren Jahren aber ist dasselbe völlig frei, auch ohne jene Einwilligung zu heirathen.

Die Basken werden wegen der Kraft ihrer Kniee, ihrer Nüchternheit, ihres guten Betragens, ihres oft tollkühnen Muthes zu den besten Soldaten des französischen Heeres gezählt; allein trotz dieser militärischen Eigenschaften fehlt ihnen die Liebe zum Kriegerstande. Die Refraktäre unter den in das Conskriptionsalter gelangten Basken sind stets sehr zahlreich. Die amtlichen Ziffern bezeugen laut diese Abneigung des Basken vor dem Militärregime, denn unter allen dem Militär sich entziehenden Franzosen weist das Departement der Niederpyrenäen zuweilen für sich allein zwei Fünftheile oder die Hälfte solcher Flüchtlinge auf. Die jungen Leute verlassen Frankreich, um die Knechtschaft zu vermeiden, und durch ihr Beispiel ermuntern sie ihre Landsleute zur Nachahmung. Sie wandern aus und lassen hinter sich leere Plätze, die dann von Béarnern, Franzosen und Spaniern in Besitz genommen werden. Die euskarischen Namen, die so viele Béarner Familien tragen: Elisalde, Elisagaray, Elisalde, Detchebarne, Etcheco, Daguerre, sind ein Beweis dieser beständigen Auswanderung, welche die pyrenäischen Thäler zum Vortheile der benachbarten Ebenen entvölkert. In unseren Tagen richtet sich der Exodus des freien Volkes hauptsächlich nach den Laplatastaaten, dann aber auch nach den großen Städten Aquitaniens, um sich mit den gascognischen Bevölkerungen zu vermischen. In Bordeaux arbeiten Tausende von Basken als Schiffspacker, Lastträger, Handwerker und Handelsdiener. Viele Baskinnen

Digitized by Google

treten auch in Familien als Dienſtboten, und leider bezahlen manche unter ihnen, ihrer Schönheit wegen mehr umflattert als andere, und oft durch das Elend verlockt, das Lösegeld ihres Exiliirtenlebens ſehr traurig. Die Statiſtik von Bordeaux faßt in einigen Zahlen das Leben der Schande zuſammen, welches dieſe armen jungen Mädchen, die voll Hoffnung und Freude ihr heimathliches Dorf verließen, zu gewärtigen haben.

Den nördlichen Theil des Departements der Niederpyrenäen bilden unfruchtbare Ebenen, die ſüdlichen Ausläufer der Landes, welche indeß alsbald in reiche bevölkerte Landſtriche übergehen, in das mittlere Bearn mit ſchönen Thälern, Wieſen und Weinland, bewäſſert von der ins Meer gehenden Nivelle, von der Nive, Bidouze und dem Gave de Pau, die in den Adour gehen, und im Oſten von unzähligen fächerförmig den Hochpyrenäen entſtrömenden Gewäſſern. Den Süden erfüllen die rauhen waldigen Schneegebirge der Pyrenäen, über welche längs dem Gave d'Aspe der wichtige Paß über den Col de Canfranc, neben dem Pic du Midi nach Spanien führt. Die zuſammenhängende Schilderung der Pyrenäenkette verſparen wir für einen ſpäteren Ort; hier genügt die Charakteriſtik: Bearn hat in ſeinem Hochgebirge Gletſcher, dunkle Seen und ſteile Gebirgswege; ſteile Bergwände mit Felszacken, wo der Adler horſtet, tiefe Schlünde und Schluchten mit wildtobenden Gewäſſern, öde Flächen mit dürrem Haidekraut und grauem Moose. Auf dieſe Region folgt der Wald mit ſeinen Baumtiefen und Gebüſchen, mit ſeinen Farnkräutern, Stechpalmen, Blumen und Gräſern; hierauf breiten ſich Weiden aus mit kleinen Pyrenäenſchafen, dann kommen weiter unten fette Wieſen mit Käſchütten, wo die Milch der Kühe und Schafe zu Käſe gemacht wird, weiter unten die Region der Wald- und Rebhügel, und endlich Thäler, die doppelte Ernte geben, mit ihren Dörfern, Heilquellen und Wallfahrtsorten, behaglich ſich ausdehnende Städte und das Meeresufer mit den Klippen von Biarritz. Dort im Weſten, an der geraden, flachen Küſte herrſcht die Sandebene vor, und hier giebt es bloß zwei Hafenorte: St. Jean de Luz und Bayonne. Erſteres iſt eine ſehr alte Stadt, höchſt eigenthümlich, mit total ſüdlichem Charakter. Längs des Meeres iſt ein Quai in Quaderſteinen erbaut und ein Landungsplatz. Früher war St. Jean de Luz eine bedeutende Stadt; jetzt hat ſie nur noch 800 Einwohner; ihre Kirche mit maurifchem Gepräge iſt ſehr alt und recht vernachläſſigt. Das Gegenſtück dazu bildet Bayonne, eine Feſtung erſten Ranges. Die Straßen ſind hier wohl erhalten und reinlich; es fehlt nicht an Boulevards und Squares; große öffentliche Anſtalten, eine Handelskammer, eine landwirthſchaftliche Kammer, eine Börſe, zweckmäßig eingerichtete Spitäler zeugen von dem Gemeinſinn und dem Unternehmungsgeiſt eines geſitteten Volkes, in den Werkſtätten und Gewölben, auf der Werfte und die Ufer des Adour und der Nive entlang herrſcht lebhafte Thätigkeit. Die zahlreichen ſpaniſchen Namen und Inſchriften, die uns in den Straßen begegnen, die hellfarbigen Häuſer mit den der Hitze wegen durch lang herabhängende Tücher verhüllten Balkonen, die ſtark an das Spaniſche erinnernde Mundart der Einwohner, die Tracht des niederen Volkes, der ungezwungene Verkehr des gemeinen Mannes mit dem höheren, und ſo manche andere Züge mahnen uns jedoch ſofort daran, daß wir uns an der Grenze Spaniens befinden. Auch baskiſch hört man viel reden, doch nur von den Dienſtboten, die aus den Thälern der Nivelle, Nive, Bidouze und des Saiſon herübergekommen ſind; denn obwohl Bayonne ſeinen alten Namen Lapurdum an einen der drei baskiſchen Bezirke, an Labourd abgegeben hat, ſo verſtehen doch ſeine Einwohner bereits ſeit mehr als einem Jahrtauſend das Baskiſche nicht mehr. Unter den Frauen Bayonnes bemerkt man vielleicht weniger ſo vollkommene Schönheiten, wie in ſpaniſchen Städten, doch haben dieſelben mit ihren Nachbarinnen die Anmuth des Ganges und die Kleinheit der Füße gemein und vor ihnen unzweifelhaft das voraus, daß die Einzelne nicht blos als Glied einer Raſſe, als Mitvertreterin eines Allen gemeinſamen Typus erſcheint, ſondern ihren eigenthümlichen, perſönlichen Geſichtstypus hat. Die Mädchen aus dem Volke tragen bunte, und zwar Sonntags ſeidene Tücher um den Kopf geſchlungen, die ſich kaum weniger hübſch ausnehmen als die ſpaniſchen Mantillen, und durch den Gegenſatz ihrer hellen Farben die dunklen, lebhaften Augen und den feinen Schnitt des Geſichtes wirkſam hervorheben. Sehr zahlreich ſind die ſeiner Zeit aus ihrer Heimath vertriebenen ſpaniſchen und portugieſiſchen Juden zu Bayonne und gehören zu deſſen reichſten Einwohnern. Sie haben viel beigetragen zur Blüthe oder dem Wiederaufblühen der Stadt, und der Einfluß, den ſie auf das

Digitized by Google

öffentliche Leben ausüben, zeigt ſich ſchon in dem Umſtande, daß ihr Sabbath gewiſſermaßen zu einem zweiten Sonntage für die ganze Bevölkerung geworden iſt, was die Juden dadurch erwidern, daß ſie ihrerſeits den Sonntag durch Spazierengehen mitheiligen.

Bayonne iſt in keiner Weiſe das, was die Franzoſen eine ville monumentale nennen, denn es hat ſehr wenig ſichere und greifbare Ueberreſte der Vergangenheit, obwohl es ſich durch ſeine heldenmüthigen Vertheidigungen gegen Normannen, Spanier und Engländer den Namen der jungfräulichen Feſtung erworben. Außer einer ſchönen gothiſchen Kathedrale, deren edle Einfachheit wohlthuend wirkt, beſitzt Bayonne auch keine in künſtleriſcher Beziehung nennenswerten Gebäude. Als eine bloße Landſchaftsanſicht iſt aber die Stelle wahrhaft prächtig. Bayonne liegt an dem Punkte, wo die Nive in den Adour fällt; beide Flüſſe kommen von

Bayonne.

Oſten, ſo daß der öſtliche Winkel an dem Verbindungspunkte ein ſehr ſpitzer wird. Auf dem ſchmalen, ſo zwiſchen den Flüſſen eingeſchloſſenen Streif und am ſüdlichen Ufer der Nive oberhalb der Verbindung und des Adour unterhalb derſelben iſt die Stadt gebaut. Der Theil, welcher zwiſchen beiden Flüſſen liegt, iſt der kleinere und heißt Petit Bayonne. Auf dem Norduſer des Adour, der die Grenze zwiſchen dem Departement der Niederpyrenäen und dem der Landes bildet, liegt die Stadt St. Esprit, eigentlich eine Vorſtadt von Bayonne, obwohl ſie einen eigenen Maire hat. Oberhalb St. Esprit gegen Norden ſteigt der Boden an und hier liegt die Citadelle, welche eine prachtvolle Ausſicht über beide Städte, ſowie über den Flußlauf und den Hafen bietet. Unmittelbar unterhalb der Stadt ſchwillt der Boden zu einer wahrhaft majeſtätiſchen Strommündung an, die namentlich zur Fluthzeit mehr einem See als einem Fluſſe gleicht. Das ſüdliche Ufer iſt mit einer ſchönen Baumanlage, der Promenade von Bayonne, geſchmückt, ein äußerſt angenehmer, faſt eine halbe Stunde langer Spaziergang, zugleich der Stolz und die Freude der Bayonneſen, die ihre „Allées marines“ für keinen ſtädtiſchen Spaziergang der Welt hergeben möchten.

Digitized by Google

Bayonne bildet mit dem durch ſeine vielbeſuchten Seebäder bekannten Biarritz (Bi-Arrits d. h. zwei Felſen) gleichſam nur Eine Stadt, namentlich ſeitdem das dürre ſandige Land zwiſchen beiden Orten mit ſchönen Garten- und Parkanlagen bedeckt und von ſtattlichen Straßen durchzogen worden iſt. Ehedem machte man den Weg von Bayonne nach Biarritz en cacolet. Auf den Rücken eines Pferdes oder Maulthieres ſetzte man ein Gerüſt, ähnlich dem Doppelkorb eines Eſels. Der Reiſende ſetzte ſich auf die eine Seite und hatte als Gegengewicht eine Cacolet ière, eine hübſche Baskin mit ſchwarzen Augen, lebhaften Geiſtes und ſchneller Zunge. Der Fortſchritt der Civiliſation, das Bedürfniß raſcherer und häufigerer Verbindung machte dieſen maleriſchen Reiſen längſt ein Ende. Jetzt fährt man, ſei es mit der Eiſenbahn, ſei es auf ſtaubiger Straße durch einen öden, ſchwach beſtandenen Kiefernwald, ohne eine Spur von dem nahen Meere zu ſehen. Daſſelbe zeigt ſich erſt in Biarritz ſelbſt, denn letzteres liegt hoch auf Felſen mit ſchroff anſteigenden Ufern, an welchen die brandenden Wogen ſchäumend und tosend zerſchellen. Die Wellen ſpritzen oft hinauf bis an die Promenade. Zu Anfang unſeres Jahrhunderts war das einſt durch den Walfiſchfang blühende Biarritz zu einem armen Fiſcherdorfe herabgeſunken; ſeinen Glanz als nunmehriger eleganter Badeort hat es blos der Kaiſerin Eugenie zu verdanken, die als Gräfin Montijo die Seebäder dort gebrauchte und dann als Kaiſerin dem Orte Anſehen und Gedeihen verlieh. Das Palais Eugenie, jetzt ein Hotel, hat eine romantiſche Lage, von felſigen Ufern und ſchäumender Brandung umgeben. Angenehme Seewinde erfriſchen in Biarritz faſt beſtändig die ſüdliche Temperatur; die Meereswelle beſitzt heilende Kräfte, wie ſie dieſelben anderwärts nicht hat, und nirgends vielleicht brechen ſich herrlichere Wogen mit bedeutenderem Getrach in ſo weißem Schaum an ſo maleriſchen Felſen. An der Stelle, wo ſich die Villa Eugenie erhebt, beginnt die Küſte von Moulin, die von der neuen Kirche beherrſcht wird. Auf der andern Seite der Felſen, welche die Küſte von Moulin abſchließen, thut ſich der kleine Fiſcherhafen auf, hinter dem ſich das Vorgebirge von Atalaya, geſchützt durch einen Gürtel ſpärlicher Felſen, in den Golf vorſtreckt. Zwiſchen Atalaya und der Spitze, welche der alte Leuchtthurm krönte, liegt tief hinein der alte Hafen. Endlich behnt ſich jenſeits des alten Leuchtthurms hufeiſenförmig die mit ſteilen Geſtaden verſehene baskiſche Küſte aus. Geſchickt gezogene, mit Bänken verſehene und ziemlich gut erhaltene Wege ſchlängeln ſich bergauf und bergab längs des ganzen Geſtades, am Fuß oder auf dem Kamme aller Felſen. Blos bei dem alten Hafen ſind ſie unterbrochen und man ſteigt an der baskiſchen Küſte auf einer ſteilen Treppe hinab. Die Küſte von Moulin iſt ein offenes Gelände, beherrſcht von grasbewachſenen Abhängen, welche eine ſchöne Kurve beſchreiben. Beide Geſchlechter baden gemeinſchaftlich, aber eine Kleidung, die den ſkrupulöſeſten Anſtand befriedigt, deckt die Badenden: lange Wollengewänder, welche nur die Enden der Arme und Beine dem neugierigen Blicke ſichtbar werden laſſen. Der Sand iſt fein und glatt, die Woge gemeiniglich ſtark; allein obwohl man die Küſte von Moulin zuweilen die „Narrenküſte“ genannt hat, läuft man dort doch keine Gefahr, wenn man ſich keine Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen läßt. Maleriſche Fußpfade führen vom Fiſcherhafen auf den Gipfel des Atalaya, welchen die Ruinen eines alten Schloſſes krönen. Die Rundſchau von dieſer Höhe iſt ſehr ſchön: nach dem Süden behnt ſich die Küſte Spaniens aus, nach Norden die Ebenen Frankreichs und zu Füßen treibt ſich auf dem Badeplatze die feine Welt, dort aber an der Côte des Basques in dem ſelbſt bei Windſtille ſehr unruhigen Waſſer die ländliche Bevölkerung herum, die manchmal Sonntags beim Klange der Pfeifen und bei Trommelſchlag von den Bergen herabſteigt, um ſich im Meere zu baden. Es wird jetzt in Biarritz ſehr viel gebaut; beſonders ſind es Engländer, die ſich große Villen an pittoresken Punkten errichten. Die Stadt legt auch neue Gärten an, die recht ſchön zu werden verſprechen. Ueberall wächſt der Tamarindenbaum und ſteht in dichten Gruppen an den Abhängen. Sonſt iſt die Vegetation ſehr nieder, keine Wälder, Alles flach und ſandig.

Die Landausflüge um Biarritz ſind ſehr intereſſant. Das Terrain iſt hügelig und hat viel Brachland, die Ausſicht auf die ſpaniſchen Berge iſt wunderſchön; die Spitzen der Trois Couronnes ragen über alle empor. Nach der andern, nördlichen Seite hin liegt in kurzer Entfernung von Biarritz die Chambre d'amour, eine tiefe im Halbkreis ausgehöhlte und von unzugänglichen Klippen eingeſchloſſene Bucht; man gelangt hinein durch eine ſchmale Sandzunge, die das Meer zur Ebbezeit am Fuße der Nordſpitze trocken läßt. In dieſer „Liebeskammer“ ſoll einſt ein Liebespaar von der Meeresfluth überraſcht und ertränkt worden ſein;

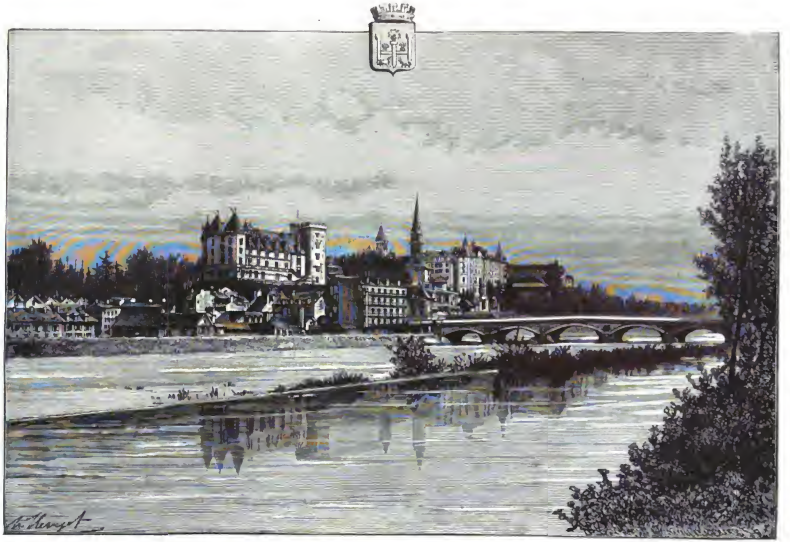
Digitized by Google

an dieſer Stelle haben die Naturforſcher die letzten Spuren der Pyrenäennatur feſtgeſtellt, die von hier ab jener der „Landes“ weicht. Faſt über dieſer Chambre d'amour und am äußerſten Ende des Vorgebirges St. Martin erhebt ſich der neue Leuchtthurm von Biarritz, zu dem 350 Stufen hinaufführen. Das felſige Geſtade, das am Kap St. Martin endet, wird Küſte von Cout genannt. Nach weiter nördlich ſtoßen wir auf die Barre de l'Adour, die von den mächtigen Wogen des Oceans immer wieder mit Sand verſchüttete oder willkürlich veränderte Mündung des Adour, die man ſchon ſeit Jahrhunderten und erſt in der letzten Zeit mit Erfolg frei zu machen ſuchte. Zur Weiterreiſe in das Innere des ſüdlichen Frankreichs iſt die Fahrt auf dem Adour bis zu deſſen Vereinigung mit dem Gave de Pau am zweckmäßigſten zu wählen, doch kann man ſich auch gleich von Biarritz oder Bayonne der Eiſenbahn bedienen, welche das ganze Departement der Niederpyrenäen der Länge nach durchſchneidet.

Biarritz.

Die erſte bemerkenswerthe Station auf dieſem Wege iſt das ſchon einmal erwähnte Städtchen Peyrehorade mit den zahlreichen verfallenen Schlöſſern ſeiner Umgebung. Eine der ſchönſten Ruinen iſt diejenige des Schloſſes der Herzoge von Gramont bei dem baskiſchen Städtchen Bidache. Ein Spaziergang von Peyrehorade nach dieſem Orte lohnt ſich reichlich. Der zur Ruine führende Gang von alten Ulmen und Eichen iſt prächtig die Ueberbleibſel dieſes einſt ſtolzen Herrenſitzes theilweiſe noch nach Stil und Einrichtung erkennbar; die Ausſicht nach unten auf die fleißig bebauten Felder reizend. Die herrlichen Ufer und Inſeln des Adour ſind von üppig ſtrotzenden Citronen und Feigenbäumen beſetzt. Von Peyrehorade führt die Linie der Südeiſenbahn auf dem rechten Ufer des Gave de Pau nach dem kleinen Orte Puyoo, von wo man über Salies und Sauveterre leicht in die niederen Pyrenäen und namentlich in das baskiſche Gebiet eindringen kann. Salies, ungefähr in der Mitte zwiſchen Puyoo und Sauveterre, hat ſeinen Namen von den Salinen, der Quelle der einſtigen Blüthe des Städtchens. Seitdem die Salinen aus einen untheilbaren Eigenthume aller verheiratheten Bürger von Salies Staatseigenthum geworden ſind, verliert der Ort verhältnißmäßig mehr als jeder andere

Digitized by Google



Pau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Frankreichs an Einwohnerzahl durch die Auswanderung nach Amerika. Indeß wählten neuerdings viele Bruſtkranke, die den Winter in Pau zugebracht, dieſen Ort wie Saubeterre wegen ſeiner gleichmäßig milden Witterung zum Sommeraufenthalte. Saubeterre liegt reizend am Abhange über dem brauſenden Gave, maleriſch ſind die Ruinen ſeiner alten Feſtung, ſeines Schloſſes, ſeiner Brücke, und herrlich iſt es eingefaßt von dem Prachtgürtel einer lachenden Landſchaft. Und durch eben eine ſolche windet ſich auch weiterhin die Bahnlinie. Von mancher Anhöhe grüßt eine ſtattliche Villa herunter, und von Zeit zu Zeit liegt nach Süden die ganze Kette der niederen Pyrenäen vor uns ausgedehnt. Beſonders ſchön iſt die Ausſicht auf das Gebirge von Orthez aus, ſei es daß wir daſelbſt den alten Thurm des Schloſſes Moncade oder jene Höhen beſteigen, wo die Franzoſen unter Marſchall Soult 1814 den verbündeten Engländern, Spaniern und Portugieſen in

Orthez.

blutiger Schlacht unterlagen. Das alte Orthez ſelbſt bietet wenig Merkwürdigkeiten mehr; in den vielen früheren Klöſtern liegen Vorräthe von Heu, in der einſtigen calviniſtiſchen Univerſität ſind Schinken aufgeſpeichert, das Haupterzeugniß der Gegend. Orthez, das im Uebrigen gut gebaut iſt, hat den erſten ſchweren Schlag durch den Umzug des früheren Hofes nach Pau erlitten, den letzten durch die Dragonaden Ludwigs XIV. Trotz aller Verfolgungen und anderer Wechſelfälle hat ſich Orthez jedoch als Hauptort der Proteſtanten in Béarn behauptet. Die im franzöſiſchen Süden zerſtreuten Nachkommen der Hugenotten ſind durch ihre verhältnißmäßig kleine Zahl auf ein ſehr feſtes Zuſammenhalten unter einander angewieſen. Man nimmt gegenſeitig den innigſten Antheil an den Familienereigniſſen, unterhält freundſchaftliche Verbindungen auch mit den Entfernteren und unterſtützt einander im Falle der Noth. Die proteſtantiſchen Bauern des Béarn zeichnen ſich angeblich vor ihren Nachbarn durch Fleiß, Sparſamkeit und Wohlſtand aus, und gehören faſt ausnahmlos der freiſinnigen Partei an.

Seine herrliche und geſunde Lage hat Pau, das Cheflieu des Departements der Niederpyrenäen,

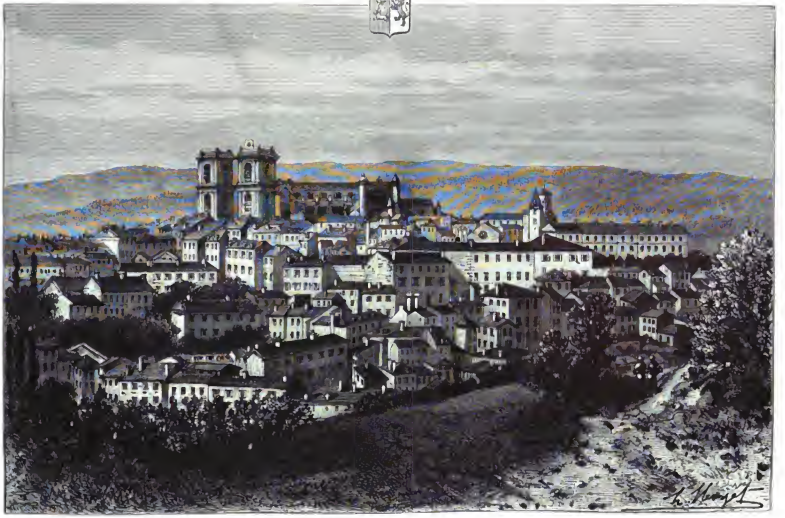
theilweise davor bewahrt, in ähnliche Unbedeutendheit herabzusinken wie Orthez. Ueber dem Gave de Pau, den eine hohe Brücke überspannt, auf einem langgestreckten Hügel hingelagert, lacht es mit der Selbstzufriedenheit eines Béarners hinab in den Fluß und die mit freundlichen Dörfern geschmückten Ebenen, stimmt bisweilen eine seiner ländlichen Weisen an und läßt die hellen Töne voll melancholischer Lust über die nahen Hügel hinüber, hinan zu den zauberischen Bergen mit ihren weißen Gipfeln, zu dem das Ossau-Thal beherrschenden, isolirten Pic du Midi d'Ossau schweifen. Die Luft in Pau ist ganz eigenthümlich, so unbewegt und mild wie in einem Treibhause; wenn auch auf den Gesunden etwas erschlaffend wirkend, ist sie dem Kranken gewiß sehr heilsam, und Pau ist deshalb einer der beliebtesten Luftkurorte geworden. Die Stadt wird vom Monat October bis Ende April von vielen Fremden besucht, meist Engländern und Amerikanern, welche denn auch so recht eigentlich das gesellschaftliche Leben und die Vergnügungen von Pau regieren. Pau hat Alles was man will. Pau hat nicht blos seine katholischen Kirchen und protestantischen Tempel oder Kapellen. Pau hat nicht blos seine Archive, Bibliotheken und wissenschaftlichen Vorträge; Pau hat auch seine Theater, Concerte und Bälle; Pau hat seine Jagden, Pferderennen und seinen dreitägigen Carneval. Die Engländer haben dort den Turf, die Fuchsjagd, Lawntennis und das Taubenschießen eingeführt, so daß in dem kleinen französischen Fleckchen alle britischen Vergnügungen vertreten sind. Man sieht die Söhne Albions in den eigenthümlichsten Anzügen umherschlendern; hier ein Fuchsjäger im roten Frack zu Pferd, dort Einer in Trikot mit nackten Armen und in Strümpfen auf dem Velociped, da ein Lawntennisspieler in gestreifter Jacke, hier ein Gebirgstourist, ganz sonderbar ausgestattet. Die Promenadenengländer bilden eine eigene Abart und steigen mit Schleiern auf den Hüten und großen Sonnenschirmen herum. Die „schöne Welt" ergeht sich auf dem Boulevard du Midi und der Place Royale und läßt sich von der Sonne braten; wenn die Militärkapelle spielt, ist dort stets ein großes Gedränge und eine Menge von Equipagen halten da, deren Insassen angeblich der Musik zuhören. Dennoch hat Pau mit seinen 27,300 Einwohnern und trotz seiner zahlreichen Fremden kein unangenehmes Weltgeräusch und Menschengewühl, und hundert Schritt tragen Einen an irgend eine Stelle, wo die Seele ungestört in die Weite schweifen kann.

Pau war einst die Residenzstadt des Béarner Landes und hat heutzutage noch ein feudales Gepräge. Sein Schloß soll im zehnten Jahrhundert von einem Vicomte de Béarn, Gaston Centull, erbaut worden sein. Gaston wohnte früher in dem nahen Morlaas. Die Thalbewohner von Ossau, denen der Grund gehörte, bewilligten ihm den Bau nur unter der Bedingung, daß derselbe drei gesteckte Pfähle nicht überschreite. Pfahl heißt auf Béarnisch pecon, woraus mit der Zeit der Name Pau entstand. Den schönen Donjon des Schlosses, das die Mauren aufhalten sollte, weiter nach Norden vorzudringen, erbaute Gaston Phöbus. Am 14. December 1553 gebar Jeanne d'Albret, Tochter der vielgepriesenen Dichterin Margarethe von Valois, Schwester König Franz I., im Schlosse zu Pau Heinrich IV. Während der Entbindung soll sie auf Bitten des Königs von Béarn, ihres Vaters, das Béarner Lied Notre Dame du bout du Pont gesungen haben, ein Gebet der Wöchnerinnen um den Beistand der heiligen Jungfrau. Der neugeborne Prinz, der ohne zu schreien oder zu weinen das Licht der Welt erblickt hatte, bekam nach alter Sitte ein Stück Knoblauch zum Saugen und Jurançonwein zum Trinken. Die Béarner hängen noch in unseren Tagen mit viel Liebe an dem Andenken Jeanne d'Albrets und Heinrichs IV., des populären Königs, von dessen tollen Jugendstreichen es noch heute heißt:

Vive Henri quatre,
Vive ce roi vaillant!
Qui fit le diable à quatre;
Il eut le triple talent
De boire, de se battre
Et d'être un Vert-Galant.

Das Schloß Heinrichs IV., in welchem als bedeutendste Merkwürdigkeit die aus einem Schildkrötrücken verfertigte Wiege des Königs gezeigt wird, ist nicht sehr groß, ein Fünfeck mit Thürmen aus der Feudalzeit; drei Brücken verbinden es mit der gut gebauten Stadt und dem Park, und dichter Epheu rankt an den massiven Mauern empor; eine kleine Kapelle steht hart am Schloßhofe. Im Parke des Schlosses erhebt sich ein lebensgroßes Standbild Heinrichs IV. als Jüngling auf der Place Royale die Statue des Königs in reiferem Alter. Seine Aehnlichkeit mit dem unlängst verstorbenen Grafen von Chambord ist geradezu erstaunlich, aber auch sonst ist sein Geschlecht dort zu Lande noch nicht ausgestorben, selbst wenn wir von der unschwer zu erklärenden großen

Digitized by Google



Auch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aehnlichkeit mancher Geſichter von demjenigen des galanten Königs abſehen. Von der Terraſſe des Schloſſes und von der Place Royale, einem der ſchönſten Plätze der Welt, genießt man eine unvergleichliche Ausſicht zunächſt auf den Park und die Gärten, eine altberühmte Zierde der Stadt Pau, dann auf den Fluß Gave und ſeine in immer friſchem Grün prangenden Ufer, dann drüben auf die Wald- und Rebenhügel, die ſogenannten Cauteaux, wo ein herrlicher Wein gedeiht, und endlich auf die in hellblauem Lichte ſchimmernde Pyrenäenkette mit dem einſamen Pic du Midi de Pau in der Mitte. An den Cauteaux liegen in reizender Lage die Villen Bellevue und Sarrot Girodet, ſowie das Dorf Jurançon, deſſen Weinberge ſchon im Februar fleißig bearbeitet werden. Man darf es den glücklichen Bewohnern von Pau nicht zu ſehr verargen, wenn ſie beim fortwährenden Genuſſe ſolcher Schönheiten, bei der Milde eines Klimas, das im Winter noch diejenige von Rom und Nizza

Condom.

übertrifft, bei dem Reichthum einer Natur, die den Landleuten das zum Unterhalt nöthige Maß von Kaſtanien, Feigen und Mais faſt ohne menſchliche Nachhülfe liefert, ſich den größten Theil des Jahres einem ſüßen Nichtsthun hingeben, und lediglich die warme Sonne und die geſunde Luft, welche die Tauſende von reichen Wintergäſten herbeilockt, als ein einträgliches Kapital ausbeuten.

Die Umgebung von Pau bietet viele beſuchenswerthe Punkte. Da iſt zunächſt Schloß Bellevue, der herrliche Sitz des Grafen Talleyrand, das, ziemlich hoch gelegen, eine wunderbar ſchöne Ausſicht auf Pau und die ganze Pyrenäenkette gewährt. Die Fahrt dahin geht durch das Dorf Jurançon, dann ſteil bergauf. Auch das Schloß Bizanos, nächſt Pau, liegt ſehr ſchön und iſt ein angenehmer Spaziergang. Die Fahrt von Pau nach Gan mit ſeinem alten Schlößchen und gothiſchen Thurm, dann über die Cauteaux zurück, iſt ebenfalls ſehr hübſch. Ebenſo lohnend iſt der Ausflug nach Morlaas, der früheren Reſidenz des Vicomte von Béarn. Der Ort, der, eine prachtvolle Fernſicht gewährend, auf einer Anhöhe liegt, hat ein anziehendes architektoniſches Alterthum, die prachtvolle Kirche von St. Foix im romaniſchem Styl, aus dem Jahre 1089. Die Tournée

Digitized by Google

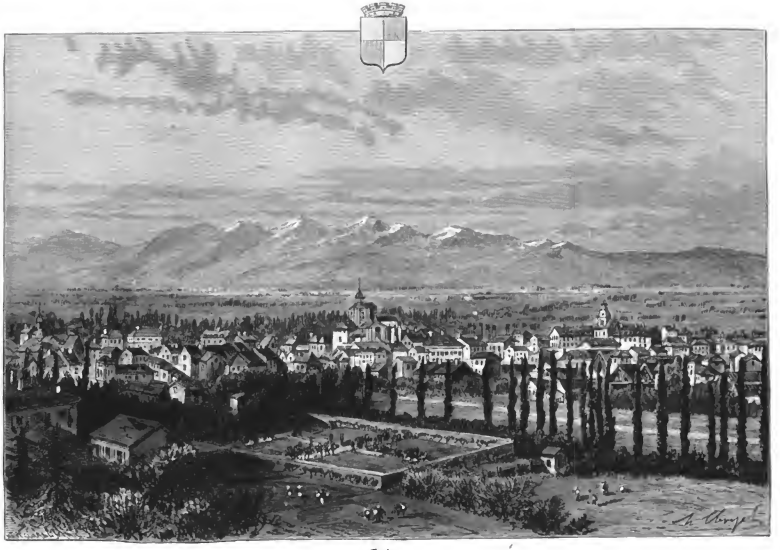
nach Pieta, das gleichfalls auf einer Anhöhe liegt, iſt auch ſehr pittoresk. Man hat dort einerſeits einen herrlichen Ausblick auf die Pyrenäen — beſonders der Pic du Midi tritt mächtig hervor und erſcheint wunderbar nahe —, andererſeits auf das hübſche Thal von Nay. Lescar iſt auch eine ſchöne alte, einſt befeſtigt geweſene Stadt und liegt ziemlich hoch. Daſelbſt iſt abermals eine Kirche in romaniſchem Styl mit wuchtigen Mauern, großem Portal und Sculpturen. Lescar liegt am jenſeitigen Ufer des Gave, über den eine ſehr ſchöne, lange Brücke führt. Die Fernſicht oben auf den Ruinen der Feſtung iſt prachtvoll, maleriſch ſchön.

Ehe wir zur Schilderung des Pyrenäengebirges übergehen, deſſen Vorbergen wir ſo nahe gerückt ſind, müſſen wir noch einen flüchtigen Blick auf das Land nördlich von Pau werfen. Die Ebene von Pau bietet

Die Abtei von Flaran bei Valence-ſur-Baſſe.

keine beſonderen Naturſchönheiten; ſie iſt wild und ſumpfig; hie und da ein kleiner, ziemlich lichter Wald und viel Brachland, von einer gelb blühenden Ilex-Art überwuchert. Doch behält das Land im Allgemeinen ſeinen gebirgigen Charakter, und dies iſt auch der Fall mit dem ſüdlichen Theile des nordöſtlich angrenzenden Gers-Departements, welcher aus fächerförmig ſtreichenden Längenthälern beſteht. Es iſt dies das ehemalige Armagnac, das im Norden in die weiten Ebenen des Condomois übergeht, welche ſich bis in die Nähe der Garonne, nach den beiden Departements des Tarn- und -Garonne und des Lot- und -Garonne hin erſtrecken. Meiſt ſüd-nördlich fließende Nebengewäſſer dieſes Stromes ſind es auch, welche jene Ebenen durchfurchen, ſo die Save, Gimone, der Rats, in ſeinem Unterlaufe Arratz genannt, der Gers, nach dem das Departement ſeinen Namen hat, die Baſſe, Loſſe und Geliſe. Andere wieder wenden ſich gegen Nordweſten zum Adour, welchem der Bouès und Arros hier zufließen. Von den Vorzügen des vorwiegend Ackerbau treibenden Gers-Departements iſt nicht viel Aufhebens zu machen. Das Klima iſt allerdings milde, die Luft rein; im Winter fällt das Thermoter wohl oft unter 7,5° C., doch dauert der Froſt nie lange und Schnee

Digitized by Google



Tarbes.

Digitized by Google

Digitized by Google

fällt nur ſelten. Im Uebrigen iſt der Boden durchſchnittlich aber nur mittelmäßig und giebt wenig reichliche Ernten, ſehr wenig guten, aber ſehr viel ſchlechten Wein, den man in Branntwein, Eau de vie d'Armagnac oder de Condomois, verwandelt, und dieſer iſt nächſt dem Cognac der beſte in Frankreich. Er iſt auch der Hauptgegenſtand des Handels. Die Einwohner ſind gaſtfrei, gutmüthig, einfach, etwas träge, abergläubiſch und ſprechen ein eigenes Patois. Bemerkenswerthe Städte ſind faſt gar nicht vorhanden. An der Baſſe liegt das an Waſſermühlen, Gerbereien und Porcellanmanufakturen reiche Städtchen Condom, ein ſchon zur Merowingerzeit beſtehender Ort, die ſpätere Hauptſtadt des Condomois. Weiter oben an der Baſſe, bei dem Marktflecken Valence, verdienen die Ueberreſte der 1151 geſtifteten Bernhardiner-Abtei Notre Dame de Flaran erwähnt zu werden. Am Gers nennen wir La Romieu mit einer nicht unintereſſanten Kirche,

Kirche von La Romieu.

Lectoure am ſchönen Ramierwalde, den Geburtsort des Marſchalls Lannes, und Auch, das Cheflieu des Departements, deſſen Erzbiſchof einſt den Titel eines Primas von Aquitanien führte. Die Stadt, welche an 14,500 Einwohner zählt, iſt amphitheatraliſch gebaut, mit engen Straßen, aber regelmäßigen Plätzen. Unter letzteren iſt beſonders ein ſchöner und großer in der Oberſtadt hervorzuheben, welcher mit einer Promenade geſchmückt iſt, von der man die Pyrenäen ſieht. Das Klima und auch das Unterkommen in Auch iſt, wie wir nicht unterlaſſen wollen zu bemerken, für Bruſtkranke viel geeigneter, als manche Orte an der Küſte der Provence.

Das Gers-Departement wird im Süden begrenzt von jenem der Ober- oder Hochpyrenäen, die alte fruchtbare, weinreiche Grafſchaft Bigorre, die von den Oberläufen des Gave de Pau, des Adour mit ſeinen zahlreichen Nebenflüſſen, dann der Baſſe und der Neſte bewäſſert wird, welche alle aus dem ſchwer zugänglichen Gebirge mit ſeinen ſcharfen Pics, von Gletſchern bedeckten Gipfeln, Seen und mit Waiden und Wäldern geſchmückten Thälern hervorbrechen. Nur im Norden hat die alte Grafſchaft Ebenen, und dort liegt auch ihre ehemalige Hauptſtadt Tarbes, einſt Turba, jetzt das Cheflieu des Departements. Sie iſt berühmt durch ihre

Digitized by Google

treffliche Pferdezucht, auch finden hier Wettrennen statt, die von weither besucht werden. Diese Pferde sind in der Ebene vorzügliche Renner und in den Bergen kann man das unbedingteste Vertrauen in ihre Vorsicht und Klugheit setzen. Tarbes, am Adour gelegen und ganz in Gärten versteckt, ist eine hübsche Stadt mit schönem Platze, breiten Straßen, von Bächen durchflossen, mit gesunder Luft, unter einem ewig klaren Himmel. Eine hübsche Promenade, der „Prado", befindet sich außerhalb der sonst etwas langweiligen und leblosen Stadt, in welcher sich nur zu den Marktzeiten ein bewegtes Treiben einstellt. Dann aber treffen dort an die 10,000 Fremden aus mehr denn 100 km in der Runde zu Tarbes ein. Hier ist das Entrepôt des Handels und das Stelldichein der Spanier, die zum Viehkauf im Großen kommen. Hier kann man dann alle Stämme und alle Trachten der Pyrenäen zusammen erblicken; man sieht da die weiße Mütze von Bigorre, die braune von Foix, die rothe des Roussillon, manchmal selbst den flachen Hut Aragoniens, den runden von Navarra und die Spitzmütze von Biscaya. Hierher kommt auch der baskische Fuhrmann auf seinem Esel mit seinem langen, dreispännigen Wagen, das baskische „Béret" auf dem Kopfe. Auch durch seine Gewerbthätigkeit behauptet Tarbes mit seinen 24,000 Einwohnern eine ansehnliche Stelle unter den Städten des Südens.

Digitized by Google

Die Pyrenäen, Foix und Roussillon.

Zwischen dem Kap Figuier am gascogniſchen Golfe oder Meerbuſen von Biscaya und dem felſigen Kap Creus, welches einſam und nackt aus den blauen Fluthen des Mittelmeeres emporſteigt, läuft die gewaltige Rieſenkette der Pyrenäen, die Scheidemauer zwiſchen Frankreich und Spanien. Wenn auch ſtreng genommen das Cantabriſch-Aſturiſche Gebirgsſyſtem auf der iberiſchen Halbinſel geologiſch und geographiſch als Fortſetzung der Pyrenäen gelten darf, ſo halten wir uns hier ſelbſtverſtändlich an den populären Begriff in der eben erwähnten Begrenzung, zumal nur die Schilderung des nördlichen, franzöſiſchen Theiles des Gebirges in den Rahmen dieſes Buches fällt. Hier ſind es die Landſchaften Béarn, das Baskenland, Bigorre, dann die Grafſchaften Foix und Rouſſillon oder nach der modernen Eintheilung die Departements der Nieder- und der Hochpyrenäen, der oberen Garonne, der Ariège und der Oſtpyrenäen, welche an dem Gebirgsabſturze Antheil haben. Auf der öſtlichen Seite ſtehen die Pyrenäen nicht, wie man früher wohl geglaubt hatte, durch die Montagne Noire und die Sevennen mit den Alpen in Verbindung: frei und ſelbſtändig erheben ſie ſich aus jenen ſonnigen und olbaumreichen Ebenen und Hügeldiſtrikten des ſüdlichen Frankreichs, durch welche die Aude fließt und der Canal du Midi träge einherſchleicht. Ueber den Urſprung des Namens der Pyrenäen hat man gar mancherlei Vermuthungen aufgeſtellt; die wahrſcheinlichſte iſt wohl die, daß er mit dem gäliſchen Worte ber, por oder pir zuſammenhängt (birennou im Plural), welches Spitze oder Gipfel bedeutet. Die Basken halten für die Wurzel des Wortes biri, d. h. gleichfalls Höhe oder bierri enne, d. h. zwei Länder. In gerader Linie beſitzen die eigentlichen Pyrenäen eine Länge von 423 km und in der Mitte ihres Laufes erlangen ſie ihre größte Breite. Wenn ſie nun auch im allgemeinen eine von Oſtſüdoſt nach Weſtnordweſt ſtreichende Richtung beſitzen, ſo iſt ihr Verlauf doch nicht der einer einzigen ununterbrochenen Linie. Sie ſind eigentlich aus zwei Ketten, einer atlantiſchen und einer mittelländiſchen, zuſammengeſetzt, welche beide dieſelbe Richtung verfolgen, ohne daß die eine die Verlängerung der anderen bildet. Allein nur im Centrum des Gebirges tritt dieſe Gliederung in zwei Ketten hervor, dort wo beide ihr Ende erreichen: die von Weſten kommende ihr öſtliches, die von Oſten kommende ihr weſtliches. Dieſer Endpunkt liegt nördlich von jenem; beide Ketten, die ſich alſo übereinanderſchieben, ſind dann durch ein von Süd nach Nord laufendes Querjoch verbunden, welches einen großen Halbkreis ſchließt um das obere Val d'Arran, in dem die Quellflüſſe der Garonne zuſammenkommen. Die Oſt- und Weſtpyrenäen ſtellen jedoch einzeln wenigſtens in ihren Hauptzügen einfache Ketten dar, die aber beide gegen das Centrum hin ihre größte Höhe erreichen. Von dieſen beiden Hauptketten, welche auf die angeführte Weiſe gewiſſermaßen in eine einzige verſchmolzen ſind, zweigen ſich nun in der Regel, rechtwinklig auf ſie aufgeſetzt, zahlreiche Seitenketten nach Norden und Süden ab, welche — nicht ohne wieder ihrerſeits gewöhnlich rechtwinklig auslaufende, alſo der Hauptkette parallele Arme ausgeſandt zu haben — allmählich ſich erniedrigen und in dem Hügelland oder in der Ebene ſich verlieren. Einige jener nordſüdlichen Seitenketten, welche wie Rippen an ein Rückgrat angeheftet erſcheinen und gewöhnlich von irgend einem hervorragenden Punkte der Hauptkette auslaufen, beſtehen aus einer Aneinanderreihung von Gipfeln, welche an Höhe ſelbſt denen der Hauptkette nicht viel nachſtehen.

Was die Pyrenäen vor allen anderen Hochgebirgen auszeichnet, iſt die wunderbare Regelmäßigkeit und Durchſichtigkeit ihres Baues, die ſich hin und wieder bis zu einem gewiſſen Grad von Monotonie ſteigert. Große Verwerfungen, welche ſich auf 200—270 km parallel der Streichungslinie hinziehen, im Ganzen ſieben an der Zahl, charakteriſiren den Nordabfall des Gebirges, welcher daher im Relief etwas complicirter erſcheint,

Digitized by Google

als der fast ausschließlich durch eine colossale Erosionswirkung modellirte, auch durchschnittlich steilere spanische Südhang. An jenen Verwerfungsspalten entlang sind eruptive Steine emporgedrungen, und ebenda finden wir immer die berühmten Thermen und Badeorte, welche seit der Römerzeit einen nie unterbrochenen Ruf genossen und auf die wir bald im einzelnen zurückkommen werden. In ihrem regelmäßigen Aufbau bieten die Pyrenäen, wenngleich sie Vorzüge, Reize besitzen, die ihnen kein anderes Gebirge streitig macht, allerdings nicht die malerische Abwechslung der Alpen dar. Dazu kommt, daß ihre höchsten Gipfel in viel weniger auffallender Bildung über die Mittelhöhe des Gebirges, welche um 100 m bedeutender ist als jene der Alpen, sich erheben. Der ganze Zug stellt sich daher als eine jägeartig vielgezackte, aber etwas eintönige Kette von Riffs, als eine eigentliche „Sierra" dar. Es ist die Kette der „Peyre nere" d. h. der dunklen, wegen ihrer Steilheit meist schneefreien Hochgipfel. Eine Eigenthümlichkeit der Pyrenäen ist es ferner, daß die Culminationspunkte nicht auf der Hauptkette selbst, sondern außerhalb derselben, auf einem senkrechten Seitenaste liegen und sich ihr nicht einordnen. Das Massiv der Maladetta (les Monts Maudits der Franzosen) liegt südlich von der Hauptkette vollständig in Spanien und erscheint als eine colossale, fast ganz isolirte Berggruppe, getrennt von jener durch das tiefe Esserathal (Val de Benasque) und nur durch einen schmalen östlichen Arm mit ihr zusammenhängend. Dieser Berggruppe gehört der höchste Gipfel der Pyrenäen an, der Pic de Néthou oder Pic d'Anethou (3404 m), von dessen Spitze man bei heiterem Winterhimmel die beiden Meere, das mittelländische und den atlantischen Ocean, erblicken soll. Ebenso isolirt erhebt sich im Westen des Esserathales der wenig niedrigere und ebenfalls spanische Pic Posets oder Punta de Lardana (3276 m), welcher nach dem Ausspruche der wenigen Besteiger unter allen Pyrenäenhäuptern die umfassendste und überwältigendste Fernsicht gewährt. Gleichfalls abseits vom Hauptkamme und durchaus auf spanischem Gebiet liegt der dem Range nach vierte Berg des ganzen Systems, der dreizackige Mont Perdu oder Monte Perdido, welcher mit dem Marboré (3352 m) und dem Cylindro (3327 m) die Gruppe der las tres Sorellas bildet. Endlich liegt in den Ostpyrenäen in gleicher Weise, nur durch einen Grat an die mittelländische Kette befestigt, der Mont Canigou (2786 m) mit herrlicher Aussicht auf das Meer zwischen Montpellier und Barcelona.

Mit der oben besprochenen Hauptrichtung der pyrenäischen Seitenketten hängt es nun zusammen, daß dieses Gebirge eine so große Armut an Längenthälern zeigt, eine Erscheinung, welche zumal bei einer Vergleichung mit dem orographischen Bau der Alpen auffällt. Fast alle großen Thäler der Pyrenäen sind mehr oder weniger scharf, nordsüdlich laufende Querthäler, welche nahezu rechtwinklig auf die Richtung der Hauptkette stehen und meistens nur großartige Schluchten darstellen. Eigenthümlich ist es nun mehreren von ihnen, daß sie in ihren ersten Anfängen gleich eine sehr geräumige, kesselartige Weitung bilden. Die steilen Wände dieser Circusthäler, welche in ihrer vollendetsten Gestalt drei Viertel eines Kreises beschreiben und nur auf einer Seite dem sie durchziehenden Gewässer einen Ausweg lassen, zeigen mitunter ein treppenartiges Zurückspringen nach oben, so daß sie sich am passendsten mit riesigen Amphitheatern vergleichen lassen. Diese „Cirques" oder „Oueles" (= olla), welch letzterer Bezeichnung sich das Landespatois bedient, kommen hauptsächlich in den Central- oder Hochpyrenäen vor, jenem Theile, welcher bei der Fülle und Mannigfaltigkeit der hochgebirgigen Erscheinungen nach Karl Ritters Ausdruck, die „erhabene schöne Krone" des ganzen Systems bildet. Das ausgezeichnetste Circusthal dieser Art, welches die Pyrenäen besitzen, befindet sich eben dort, in dem Kalk- und Marmorzug des Marboré, der weltberühmte Cirque de Gavarnie, aus dem der Gave de Barèges seinen Ursprung nimmt. Bei dem Mangel an ausgedehnten Längenthälern fehlt dagegen den Pyrenäen der Reiz größerer Seen. Nur in den höheren Regionen des Gebirges zwischen 1500—3000 m Meereshöhe ruhen, von Gletschern und Schneefeldern genährt, eine Anzahl kleiner Seebecken in wilder Einsamkeit, viele davon die meiste Zeit des Jahres mit einer Eiskruste überzogen. Aber auch der Hauptschmuck der Hochgebirge, die Fülle und Pracht der Firnen- und Gletscherwelt sowie der unmittelbare Wechsel derselben mit blühender Vegetation, was in den Alpen einen reizvollen Contrast von Frühling und Winter, von starrendem Nord und üppig treibenden Süden hervorbringt, ist in den Pyrenäen in weit geringerem Maße vorhanden; auch reichen die Gletscher oder wie sie dort heißen, die „Sernelhas" nirgends so weit in die Kulturthäler hinab, als dies in den Alpen der Fall ist. Schon in der Eiszeit verließen, wie Dr. A. Pencks Untersuchungen 1883 ergaben, die Gletscher das

Digitized by Google

Gebirge nicht weit und ſpielten am unteren Theile nur eine geringe Rolle; in den weſtlichen Pyrenäen hat es während der Eiszeit keinen einzigen Eisſtrom gegeben. Auf dem nördlichen Abhang der Pyrenäen liegt heute die Linie des ewigen Schnees in 2500 m über dem Meeresſpiegel; auf dem ſpaniſchen Abhange kann von einer Schneelinie nicht die Rede ſein, denn dort iſt in der Mitte Auguſt faſt aller Schnee geſchmolzen. Deshalb iſt auch blos auf dem Nordabhange Gelegenheit zur Gletſcherbildung geboten. Die vorzüglichſten Gletſcher ſind auch nicht in ihrer Haupterſtreckung von oben nach unten, ſondern der Direction des Kammes parallel, von Oſten nach Weſten gerichtet. Aber nicht nur an Anzahl und Ausdehnung, ſondern auch an Schönheit ſtehen die Pyrenäengletſcher denen der Alpen nach. Lediglich auf Höhen beſchränkt, in denen die täglichen und jährlichen Schwankungen der Temperatur ſich nicht ſehr geltend machen können, finden bei ihnen nicht jene abwechſelnden Auftauungs- und Gefrierungsproceſſe ſtatt, welche bei den Schweizer Gletſchern die compakte Beſchaffenheit und damit die prachtvoll blaue Farbe ſowie die Durchſichtigkeit des Eiſes hervorrufen. Ebenſo werden die pyrenäiſchen Gletſcher an Länge, Breite und Tiefe der Spalten von den alpinen bei weitem übertroffen.

Zuſammenhängend mit dieſen Erſcheinungen iſt denn auch der Waſſerſchatz der Pyrenäen ein geringerer, ihr Stromgebiet ein unbedeutenderes. Sie geben nur einem Hauptſtrom ihren Urſprung, der Garonne. Die kleineren Bergwaſſer, in Bearn „Gave“ genannt, fließen mit ſtarkem Gefäll in engen Thalſchluchten. Und wie es überhaupt an Thalboden fehlt, ſo fehlen auch die natürlichen großen Uebergangsſtraßen, die Päſſe, welche die Communikation zwiſchen den beiderſeitigen Thälern vermitteln; nur an den Depreſſionen der Oſt- und Weſtenden finden ſich ſolche erſten Ranges. Die vielen übrigen Uebergänge ſind meiſt nur für Fußgänger, höchſtens für Maulthiere und ſelbſt für dieſe nur in wenigen Sommermonaten paſſirbar und liegen durchſchnittlich nicht unbeträchtlich höher als die Päſſe in den Hochalpen. Die Gebirgspäſſe im Hauptzuge der Pyrenäen — meiſt „Ports“ geheißen, während die Bezeichnungen „Col“, „Gore“ oder „Cot“, „Portillon“, „Fourque“ für die Päſſe in den Endpyrenäen und den Nebenketten üblich ſind — beſitzen deshalb keinerlei internationale Bedeutung, ſie dienen lediglich zur Verbindung der beiderſeitigen Thäler und zum Schleichhandel, einem Geſchäft, das vorzugsweiſe von Spaniern und ziemlich ſchwunghaft betrieben wird. Zur Winterszeit ſtockt aber längs der ganzen Linie des Gebirges faſt jedweder Verkehr zwiſchen den beiden Reichen. Nur an den beiden Enden der Kette, im äußerſten Weſten und Oſten, iſt ein ununterbrochener und reger Verkehr zwiſchen Frankreich und Spanien durch eine fortlaufende Schienenverbindung im Gange. Es ſind dies die Eiſenbahnlinie Bayonne-Irun-Toloſa-Burgos im Weſten und die Küſtenlinie Perpignan-Llanſa-Figueras im Oſten. Außerdem giebt es unter den vielen Päſſen nur zwei, welche befahrbar ſind: in den Oſtpyrenäen der Col de la Perche, über welchen die Chauſſee von Perpignan nach Puigcerdo führt; ſodann in den Weſtpyrenäen der Port d'Ochondo, über welchen man in ſechzehn Stunden von Bayonne nach Pampelona fährt. Sehr begreiflich daher, daß bei der fortgeſchrittenen Technik unſerer Tage, welche die größten Hinderniſſe zu überwältigen verſteht, wiederholt der Plan zu einer Durchbohrung der Pyrenäen auftauchte, ähnlich wie in den Alpen an mehreren Punkten geſchehen. Im October 1881 ward ſpaniſcherſeits projektirt, die Bahnlinie von Huesca über Ayerbe, Calbearenas, Jaca und Canfranc der franzöſiſchen Grenze zuzuführen und die Pyrenäen in der Gegend des Paſſes von Somport mittelſt eines Tunnels zu durchbohren, wodurch der Schienenweg von Paris nach Madrid um 100 km verkürzt würde. Am 6. März 1883 wurde dann im ſpaniſchen Senate das Projekt einer anderen Pyrenäenbahn erörtert, welche von den aragoniſchen und cataloniſchen Deputirten befürwortet wurde. Dieſe ſoll entlang des Noguera-Pallarcza, eines Nebenfluſſes des in den Ebro fallenden Segre nordwärts laufen, um ſich durch das Pyrenäenthal von Arran mittelſt der Zweigbahn von Bagnères an die franzöſiſche Hauptlinie Toulouſe-Bayonne anzuſchließen. Seither iſt es aber von dieſen Plänen wieder ſtille geworden, und ſo liegen ſie denn da, die Pyrenäen, von einem Meere zum anderen reichend, noch immer die ewige Grenzſcheide zwiſchen zwei Ländern und zwei von Natur, von Charakter, von Geſchichte verſchiedenen Völkern, der Politik trotzend, welche ihre Vernichtung proklamirte, ihrer Formation nach der einheitlichſte jener Rieſenwälle, welche das breite europäiſche Mittelland von den ſich verzweigenden ſüdlichen Armen oder Halbinſeln trennen, während ſie dieſelben mit ihm verbinden.

Digitized by Google

Die Vegetation der Pyrenäen im Allgemeinen iſt keine reichliche. Die Baumgrenze liegt auf ſpaniſcher Seite beim Paſſe von Canfranc in 1400 m, bei Panticoſa in 1800 m, in den Oſtpyrenäen in 2240 m, ſteigt alſo nach Oſten, und die Vegetation wird dorthin immer ſüdlicher. Noch weit oberhalb der Baumgrenze iſt der Südabhang mit Buxbaumgebüſch bedeckt, unterhalb folgen Pinus pyrenaica und Abies, im Weſten Pinus sylvestris, dann Quercus Ilex und Tozza; in den Thälern an den Bächen ſtehen Laubbäume. Am franzöſiſchen Nordabhange reicht die mitteleuropäiſchen Charakter tragende Vegetation weniger hoch hinauf. In der Umgebung von Perpignan wachſen Dattel- und Orangenbäume noch wild und kommen Eucalypten, Agaven u. ſ. w. in beträchtlicher Menge vor. In ſüdweſtlicher Annäherung an den Fuß des Gebirges ſieht man zu Prades die Coriaria myrtifolia, ſpäterhin erſt die Agave zurückbleiben. Der Oelbaum findet ſeine Höhengrenze oberhalb Pouecy (590 m) und Olette (685 m). Mit 810 m verlieren ſich die Granatbäume (Punica granatum); der Weinſtock hingegen erhebt ſich bis zu 1000 m, jedoch nur an günſtigen Lagen auf Spalieren gezogen, und in höherer Zone verſchwindet mit ihm zugleich Lavendula vera. Noch auffallender aber als dieſes Verhalten der beiden Abhänge iſt der landſchaftliche Contraſt zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Theil der Pyrenäen. Wenn das Alpengebirge von Nord nach Süd germaniſche und heſperiſche Natur ſcheidet, ſo ſtellen ſich dem, welcher die Pyrenäen in ihrer Längenausdehnung von Weſt nach Oſt durchwandert, auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke und obwohl er faſt auf gleichem Breitegrade geblieben iſt, die Gegenſätze zweier Erdtheile dar. Auf der weſtlichen Seite, im Lande des Basken, beginnt das Gebirge mit einem welligen Hügelland der Sandſteinformation, deſſen bewaldete Höhen an die Scenerien deutſcher Mittelgebirge erinnern. Drüben aber, gegen die Küſten des Mittelmeeres hin, gewinnt die Landſchaft den Charakter afrikaniſcher Natur. Da ſteigen nackte weiße Kalkwände über Wäldern von Korkeichen und Oliven auf, über Weingeländen, in deren Reben ſüdliches Feuer glüht, es wachſen am Rande weiter Sandflächen in bizarren Formen die mächtigſten Aloen und die Tamarisken mit ihrem buſchigen Grün — mit einem Worte, es ſind die Gegenſätze Mitteldeutſchlands und Algiers, die hier, auf einem Breitegrad zuſammengeſtellt, in einer kurzen Längendiſtanz uns entgegentreten.

Für unſere folgende Beſchreibung der Pyrenäen genügt es, den ganzen Gebirgszug durch zwei Einſchnitte in drei Partien zu zerlegen: die Weſtpyrenäen, beginnend am gascogniſchen Golf und reichend bis zum Thale des Gave d'Oſſau; die Central- oder Hochpyrenäen, welche ſich, die höchſten Gipfel zählend, zwiſchen dieſem Thale im Weſten und jenem der Garonne im Oſten emporthürmen; endlich die Oſtpyrenäen, die von jenem Thale öſtlich bis an das Mittelmeer ſich erſtrecken.

Wie auf ihrem öſtlichen Flügel durch den Mont Canigou, ſo werden die Pyrenäen in ähnlicher Weiſe auf ihrem weſtlichen durch den Berg La Rhune (900 m) abgeſchloſſen. In dem weſtlichen Theile des Bearnerlandes zeigt das Gebirge noch wenig hohe Kuppen und noch weniger beeiſte Gipfel. Am Fuße dieſer Berge liegt das kleine Städtchen St. Jean Pied de Port mit der einzig fahrbaren Straße nach Navarra über den Col de Roncevaux oder Roncesvalles der Spanier nach Pampelona. Der Weg führt aufwärts im Thale der Petite Nive nach dem ganz auf ſpaniſchem Gebiete liegenden Paſſe. Dicht unter demſelben erhebt neben dem Maulthierpfad das weitläufige und feſtungsartige Kloſter von Roncesvalles ſeine plumpen Mauern in der Nähe jenes mehr durch die Sage berühmten als hiſtoriſch merkwürdigen Schlachtfeldes, wo die Nachhut des von Saragoſa zurückkehrenden Heeres des großen Karl und mit ihm der bretagniſche Markgraf Roland der verzweifelten Tapferkeit der baskiſchen Bergbewohner erlag. Noch heute feiern die Basken ihren Sieg in dem urwüchſig poetiſchen Schlachtgeſang von Altabiscar. Oeſtlich vom Paſſe von Roncevaux hebt ſich alsbald beträchtlich die Kammhöhe des Gebirges, und ſchon der Oſten des Departements der Nieder-Pyrenäen iſt reich an großartigen Landſchaftsbildern, wie nur das Hochgebirge ſie bietet. Von Pau aus ſind manche der herrlichſten Pyrenäengegenden leicht und bequem zu erreichen. Unter dieſen nimmt wohl das pittoreske bald enge, bald beckenartig ſich erweiternde Oſſauthal, deſſen Bewohner manche Züge alterthümlicher bearneſiſcher Sitte und Kleidung bewahrt haben, eine der erſten Stellen ein. Ueber Revenac gelangt man bei Sevignac

Digitized by Google

an den Gave d'Ossau; anderthalb Stunden oberhalb Sevignac liegt Biella, vormals der Hauptort des Thales mit schöner poetischer Kirche und mehreren merkwürdigen Häusern aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert; weiter thalaufwärts Aste, Bages und Laruns, der jetzige Hauptort des Ossauthales, mit 2100 Einwohnern und in einem weiten Bassin gelegen. Wer nach dem vielbesuchten Badeort Eaux-bonnes will, verläßt hier das Ossauthal, um das Seitenthal des Gave de Valentin hinaufzuwandern auf einer Chaussee, welche ein Meisterstück des Straßenbaues genannt werden darf, über schroffe Felsen und durch Engpässe immer bergauf führend, dem schäumenden Gießbach entlang. Die Felsen sind mit Tannen, Fichten und vielen Buxbäumen bewaldet, die, besonders letztere, einen eigenthümlichen Geruch verbreiten. Wasserfälle brausen tosend die Felsen herab. Romantisch und wild, dabei von einem eigenen Reiz, ist dieses Vorgebirge der Pyrenäen. Eine einzige sehr lange und ungemeine steil ansteigende Straße bildet den Badeort Eaux-bonnes, über welchen sich der hohe, schneefelsenbedeckte Absturz des phantastischen Pic de Ger mit seinen Kalksteinzacken zu 2642 m erhebt. So sehr liegt der Ort eingeklemmt zwischen den Wänden der engen Schlucht, in welcher die Bergwasser Valentin und Sourde zusammenrauschen, daß gewöhnlich für den Bau neuer Häuser erst durch Wegsprengen der Felsen Platz geschafft werden muß. Die Promenaden, welche die nächste Umgebung bietet, sind reizend; dazu allerorts eine durch unzählige Quellen genährte Vegetation von seltener Ueppigkeit, frischer Hauch der Berge, bei jedem schönen oder schattigen Punkt bequeme Ruhebänke. Die Heilquellen von Eaux-bonnes sind nicht von großer Bedeutung; es sind ihrer sechs und die Temperatur übersteigt nicht $32^1/_2{}^0$; die Hauptbestandtheile sind Chlornatrium und schwefelsaurer Kalk, auch enthalten sie geringe Mengen von Schwefelwasserstoff. Man pflegt übrigens in Eaux-bonnes nur selten zu baden, sondern das Thermalwasser zu trinken.

Kehren wir nach Laruns zurück, um in das Thal von Gabas, die obere Fortsetzung des Ossauthales, nach Süden, gegen die nahe spanische Grenze vorzudringen. Bald sind wir in einem zweiten kleinen Badeort, Eaux-chaudes, der schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wegen seiner warmen Schwefelquellen berühmt war. Margarethe von Valois, Johanna d' Albret und Katharina von Navarra haben dort gebadet. Dort entfaltet sich aber auch eine jener wildromantischen Scenen, an denen die Pyrenäen wohl noch reicher als die Alpen sind. Durch einen langen und engen Spalt in dem Schiefergebirge zwängt sich mit Pfeilgeschwindigkeit der Gave hindurch, in dem felsigen Bett einen umgetheuren Fall nach dem andern bildend und sein schöngrünes Wasser ganz zu milchweißem Schaum auflösend. An der inneren östlichen Seite der Kluft, die unwillkürlich an die großartigen Schönheiten des Finsternünzthales erinnert, verläuft die Straße, welche vollständig aus der senkrechten Felswand herausgesprengt ist und in beträchtlicher Höhe über dem Flusse hängt. Finsternis herrscht in der schmalen Schlucht, deren schwarze und feuchte Riesenwände nur ein kleines Streifchen blauen Himmels frei lassen, aus der Tiefe dröhnt das entsetzliche Donnern der Kaskaden, spritzt der tosende Gischt an den Felsen empor, und wenn die Sonne gerade günstig steht, so erzeugen die feinzerstiebten Schaumperlen das prachtvolle Schauspiel der buntesten Regenbogen. Weder die Teufelsbrücke über die Reuß noch die wildesten Bilder der Taminaschlucht können sich an schauerlicher Großartigkeit mit dieser Scenerie messen, in welche in einiger Entfernung plötzlich der in seiner einsamen Größe Ehrfurcht gebietende, doppeltgehörnte Bergcoloß des Pic du Midi d'Ossau (2885 m) hineinragt. Hier stößt man zum ersten Male von Westen her auf die Grenze des ewigen Schnees; hier nehmen die Pyrenäen zuerst ihren wilden Charakter an. Unweit Eaux-chaudes, bei dem Pont d'Enfer, der über den brausenden Waldstrom führt, windet sich ein schmaler Pfad im Zickzack eine fast senkrechte Höhe über Granitfelsen hinan; er führt zu den seit Jahrhunderten nur aus einem Dutzend Häusern bestehenden Dörfchen Gouft. In ihrer Bergeinsamkeit haben sich die Leutchen zu einer Art Republik eingerichtet; ein Aeltestenrath leitet die kleine Gemeinde, schlichtet die Streitigkeiten, und seine Zustimmung wird eingeholt, wenn ein Mitglied sich seine Ehehälfte im Thale drunten suchen will. Bei Taufen und Hochzeiten muß die Gemeinde in das Thal niedersteigen; die Todten werden droben in den Sarg gelegt, der Sarg selbst an den Rand des Abgrunds gebracht und über Fels und Strauch in die Tiefe gelassen; unten erst findet sodann das Leichenbegängniß statt.

Je weiter man nun auf der guten Straße das Thal nach Gabas empor verfolgt, um so mehr gewinnt es an landschaftlicher Schönheit, ja es verdient unter die effektvollsten der Pyrenäen gezählt zu werden.

Digitized by Google

Gabas iſt ein kleiner, einſamer Weiler mit dem letzten franzöſiſchen Grenzpoſten, da wo der Gave de Brouſſette und der Gave de Bious zuſammenfließen, von denen der erſtere links, der andere rechts vom Pic du Midi d'Oſſau herunterkommt. Das wilde Thal des Gave de Brouſſette führt zur Caſe de la Brouſſette, einer hoſpizartigen Zufluchtsſtätte für die Reiſenden, und gabelt ſich oberhalb derſelben: rechts zieht ein längerer Fußſteig empor, welcher über den Col d' Anéou oder Col der Pourtalet, links ein anderer kürzerer, aber beſchwerlicherer, welcher über den ſchneeerfüllten Einſchnitt des Col de Peyreluc nach dem Rio Gallego führt, demſelben Fluſſe, der ſich weit unten im Süden bei Saragoſa in den Ebro ergießt. Durch das ſteinige, ſonnverbrannte und faſt von jeglicher Vegetation entblößte Gallegothal zieht ein vielbetretener Maulthierpfad nach den Bädern von Panticoſa, welche ob ihrer Heilkraft in ganz Spanien Ruf beſitzen. Um von hier nach Frankreich zurückgelangen,

Lourdes.

kann man den Port de Marcadau, einen 2582 m hohen, nur im Hochſommer gangbaren Paß der Hauptkette überſteigen, einer der ſchwierigſten Märſche in den Pyrenäen, am Fuße des erhabenen Hauptes der Punta di Machimaña (2848 m) und am kleinen See von Zaraguala mit dem durchſichtigſten, klarſten Waſſer der Welt zu einem ſchmalen Felſeneinſchnitte führend, beherrſcht im Oſten von dem Pic Peterneille, welcher den Vignemale dem Blicke entzieht. Die von allen Seiten herabrieſelnden Waſſer vereinigen ſich unten auf der franzöſiſchen Seite zum Gave de Marcadau, deſſen über alle Beſchreibung ſchönes Thal abwärts nach Cauterets zieht. Da wo der von den Schneewaſſern des Vignemale genährten Lac de Gaube (1850 m) herabkommende Wildbach ſich mit ihm vereinigt und einen der ſchönſten Waſſerfälle der Pyrenäen bildet, überbrückt ihn der aus Tannenſtämmen gezimmerte Pont d'Eſpagne. Nicht minder ſehenswerth iſt die weiter unten gelegene Kaskade von Cérisey; beides ſind Ziele zahlreicher Ausflüge von Cauterets aus. Cauterets, ein langhin im Thal geſtrecktes Städtchen des Departements der Hochpyrenäen mit etwa 1500 Einwohnern, in deſſen Straßen von allen Seiten ſchneebedeckte Berge hereinſchauen, iſt wegen ſeiner reizenden Lage, der Verſchieden-

Digitized by Google

artigkeit und des Waſſerreichthums ſeiner Quellen, die zum Theil Schwefel, zum Theil Soolquellen ſind, neben Bagnères de Bigorre und Luchon der beſuchteſte Badeort der Pyrenäen, doch bleibt ſich die Ausſicht in das enge Thal ſtets gleich und ſteht weit hinter dem an abwechſelnden Bildern reichen von Luchon zurück.

Der Gave de Cauterets vereinigt ſich wenig unterhalb in ſpitzem Winkel mit dem Gave de Pau, bei dem Oertchen Pierrefitte, welches, umgeben von ſchöngeformten Bergen, üppigen, wohldurchwäſſerten Wieſen und prangenden Saatfeldern, in einem weiten maleriſchen Thalbecken gelegen iſt. Bis dahin bringt von Tarbes aus die Eiſenbahn, den denkwürdigen Ort Lourdes berührend, wo auch der von Pau kommende Schienenweg einmündet. Er führt durch ſehr romantiſche, wilde, gebirgige aber wenig bewaldete Gegend. Lourdes iſt als ſehr alte Feſtung ein geſchichtlicher Ort. Schloß und Veſte liegen auf einem hohen, feſtigen Berg, zu deſſen Plateau 300 Stufen hinaufführen; letztere hat große Mauern, mehrere Vorhöfe und eine Zugbrücke. Die Ausſicht von der Feſtung iſt prachtvoll. Noch berühmter iſt aber Lourdes als moderner Wallfahrtsort. Im Jahre 1858 verbreitete ſich das Gerücht einer am Eingange der nahen Grotte von Maſſavielle ſtattgefundenen wunderbaren Marienerſcheinung. Einer Hirtin, Bernudette, zeigte die Gottesmutter die Wunderquelle, die nun jährlich Hunderte von Menſchen heilt. Kommt man mit der Bahn von Pau in Lourdes an, ſo ſieht man die von vielen Lichtern erleuchtete Grotte, die nur eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt iſt. Die Grotte iſt nicht ſehr groß und nicht tief. Die Lichter gehen dort niemals aus, Tag und Nacht brennen Hunderte von Kerzen, von Bittenden angezündet. Es ſind Betſchemel vor der Grotte, den ganzen Tag von Betenden beſetzt. An der Quelle kann Jedermann ſchöpfen, ſo viel er will. Das Waſſer iſt ein friſches, herrliches Gebirgswaſſer ohne irgend einen Beigeſchmack; viele Leute füllen ſich die mitgebrachten Fläſchen damit an. Es ſind auch Quellwaſſerwannenbäder eingerichtet, und Herren und Damen der beſſeren Stände bedienen freiwillig die Badenden. Vom Mai bis September herrſcht dort ein Zudrang von Tauſenden von Menſchen, Wallfahrern aus allen Ländern der Welt. Ueber der Grotte ſteht die ſchöne Kirche in gothiſchem Stil gebaut, und unter der Kirche iſt eine Art Krypta, eine Grottenkapelle. Von der Stadt gegen die Kirche führt eine Straße von Buden, von deren Inhabern, den Verkäufern heiliger Gegenſtände, man förmlich belagert wird.

Verfolgen wir von Lourdes den Gave de Pau aufwärts über Pierrefitte hinaus, ſo gelangen wir nach Luz, das wiederum in einem geräumigen Baſſin amphitheatraliſch ſich erhebender Berge liegt, geſchmückt mit allen Reizen lieblichſter Landſchaft. Das in 739 m Meereshöhe gebettete Städtchen hat eine Kirche, die noch von den Tempelrittern erbaut wurde, und wichtige Fabriken von Seidenſtoffen, die den Namen „Barèges“ tragen. Derſelbe rührt von dem gleichnamigen nahen Städtchen im Thale des Flüßchens Baſtan her, welches ſich eben bei Luz vom Hauptthale abzweigt und von Pic du Midi de Bigorre herunterkommt. Im Anfang trägt die Gegend auf dem Wege nach Barèges einen anmuthig idylliſchen Charakter zur Schau; durch fette Triften murmeln kryſtallhelle Bächlein, friſches ſchattiges Geſträuch von Buchen und Weiden umſäumt die Straße, zur Seite bildet der Baſtan hundert kleine Kaskaden, an deren jeder eine Mühle liegt mit mooſigem Schieferdach. Nach etwa der Mitte des Weges zu ändert ſich aber raſch die ganze Scenerie; die Wieſen und Holzungen verſchwinden, die Schlucht wird nackt, öde und kahl, der Weg windet ſich durch ein Chaos von zertrümmerten Felſen, und wendet man den Blick, ſo ſchaut man auf die Schneemaſſen des Pic de Bergons, des Pic d'Ardiden und der anderen gewaltigen vor Cauterets liegenden Berghäupter. Noch höher hinauf in der weiten, einſamen und wüſten Schlucht liegt nun der weltberühmte Badeort Barèges in 1232 m Meereshöhe, eine einzige, lange, bergan führende Straße mit wenigen ſteinernen Häuſern von unwirthlichem Ausſehen. Wahrlich, Barèges iſt kein Luxusbad; wer dahin geht, ſucht Heilung ſeiner Leiden, und die mag er wohl finden, denn für alte Wunden, für rheumatiſche Affektionen und Hautkrankheiten ſind die an Schwefelnatrium, Chlornatrium und ſchwefelſaurem Natron überreichen Quellen von Barèges unbeſtreitbar die wirkſamſten der Pyrenäen, ja in ganz Europa übertrifft ſie kein anderes Bad.

Wir wollen uns indeß nicht länger aufhalten in der erſchreckenden Einförmigkeit von Barèges, ſondern kehren nach Luz zurück, um von dort das Thal des Gave de Pau, welches hier feſtſamerweiſe Vallée de Barèges heißt, empor nach Gèdre, dem weltberühmten Cirque de Gavarnie und den Umgebungen des Mont Perdu zu gelangen. Gegenüber von Luz liegt, durch eine ſchöne Allee und eine Marmorbrücke damit

Digitized by Google

verbunden, auf dem linken Ufer des Gave der kleine Flecken St. Sauveur, deſſen weiße Häuſer und reizende gothiſche Kirche, angelehnt an den Thalabhang, von weitem durch das Ahorn- und Nußbaumgehölz herüberſchimmern. St. Sauveur beſitzt auch Schwefelquellen mit primitiven Badeeinrichtungen. Der Weg im Thal, welchem meiſt ein rauher und wilder Charakter eigen iſt, gewährt manchen hübſchen Anblick; raſch iſt die Holzbrücke von Sia überſchritten, das kleine Thalbecken von Pragnères durchwandert, und man nähert ſich Gèdre. Hinter dieſem Orte wird die Gegend einſamer, rechts öffnet ſich die öde Schlucht, durch welche der Gave d'Aſpé herunterſtürzt; links winkt im Vordergrund der Gipfel des Piméné. Hier iſt es, wo eine der abſchreckendſten Landſchaften der Pyrenäen beginnt, eine Gegend, welche mit Recht den Namen des „Chaos“ trägt, von den Hirten auch la Peyrada genannt. Von dem Gipfel des Coumélie hat ſich eine unermeßliche

Die alte Templerkirche zu Luz.

Flut von Geſteinſchutt in das Thal hinabgewälzt, Felsblöcke von den verſchiedenſten Dimenſionen, bis zu 16 m Höhe, von der abenteuerlichſten und ungeheuerlichſten Geſtalt liegen in ganz unfaßbarer Zahl und in der wildeſten Unordnung über- und nebeneinander geſtürzt umher. Durch dieſes Felſenmeer läuft der Weg und rauſcht der Fluß in ſeinem ſelbſtgegrabenen tiefen Bette. Vor Gavarnie mündet auf der linken Seite des Gave das Thal des Oſſoue, in deſſen Hintergrund die weißglänzenden Spitzen des Vignemale blinken. Südlich des elenden Dörfchens Gavarnie thut ſich nun die ungeheure amphitheatraliſche Halbkeſſelrundung des Circus auf. Nicht mit Worten zu beſchreiben iſt der großartige, wahrhaft feierliche Eindruck, den dieſes coloſſale Bauwerk der Natur auf den Beſchauer macht mit der ungeheuren Keſſelrundung ſeiner himmelhohen ſtarren Mauern, mit den blendenden Gletſchern, die ſeine Zinnen krönen, mit dem ewigen Schnee, der die horizontalen Stufenabſätze wie ein Teppich bedeckt, mit den vielen impoſanten Waſſerfällen, die aus der Ferne geſehen wie weiße Schleier an den ſchwarzen Wänden ſtill herabhängen. Dreimal ſpringen dieſe ſenkrechten, beinahe ſäulenartig gegliederten Wände des Circus nach der Höhe zu ſtufenähnlich zurück, und während die unteren Abſätze

Digitized by Google

mit Schnee bedeckt ſind, der blendend weiß gegen das dunkle Felsgemäuer abſticht, ziehen ſich bis auf den oberſten Rand des Amphitheaters die Gletſcher der ernſten und erhabenen Bergcoloſſe herab, welche etwas im Hintergrunde gelegen das ganze Bauwerk beherrſchen: der Cylinder des Marboré, die Thürme und der Helm des Marboré und jenſeits der Rolandsbreſche, der Taillon. Die gewaltige Größe des gewiſſermaßen nach einem menſchlichen Plane gebauten Circus, auf deſſen wunderbar ſymmetriſchen Sitzbänken ganze Nationen Platz faſſen könnten, wird erſt dann klar, wenn man dem Gave entlang, der ſich bald durch graſige Triften, bald durch Felsgetrümmer einherſchlängelt, bis in das Innere vorzudringen verſucht. Unter den zahlreichen majeſtätiſchen Waſſerfällen zeichnet ſich namentlich ein Kataraft in der öſtlichen Hälfte der Rundung aus, der 422 m hoch, alſo etwa 120 m höher als der Staubbach, ganz in weißen Schaum aufgelöſt ruhig hernieder-

Bagnères-de-Bigorre.

ſchwebt und wohl der ſchönſte Waſſerfall Europas ſein mag. Nach Süden führt aus dem Cirque de Gavarnie durch den Hauptkamm der Pyrenäen jener berühmte und auffallend tiefe ſchartenartige Einſchnitt, welcher den Namen der Rolandsbreſche trägt, eine 40 m breite, 1,1 km lange, von ſenkrechten, über 100 m hohen Wänden begrenzte und merkwürdig regelmäßige Schlucht, der Sage nach der Durchpaß, den der aus Spanien heimkehrende Ritter Roland mit einem Hiebe ſeines guten Schwertes Durandal in dem wegſperrenden Felſen ſich und ſeinen Mannen öffnete. Eine ſehr beſchwerliche und theils gefährliche Wanderung über unglaublich ſteile Felſen, Schneefelder und die ſpaltenreichen Gletſcher, die ſich von der Breſche herabziehen, führt aus dem Circus von Gavarnie zu dieſem rieſenhaften Fenſter empor, von welchem aus der durch nichts mehr gehinderte Blick über die unermeßlichen Ebenen des ſommerbrannten Aragonien bis ſelbſt zur fernen Sierra de Moncayo auf der Grenze von Kaſtilien hinſchweift.

Wer nicht da hinüber will, dem bleibt keine andere Wahl als die Umkehr, und dafür entſcheiden uns auch wir. Wir begeben uns zurück bis Lourdes und wandern von da oſtwärts nach Bagnères de Bigorre,

Digitized by Google

dem größten Badeorte der Pyrenäen, den Aquae Bigerrorum oder dem Vicus aquensis der Römer, gelegen an der Stelle, wo das vielgerühmte und vielbesungene Campanerthal sich öffnet und der Adour, der bei Bayonne Seeschiffe trägt, noch ein ungeberdiger, übermüthig tosender und rauschender Waldbach, in tollen Sprüngen von Felsen zu Felsen stürzt und hinauseilt in die lachende Ebene von Tarbes. Bagnères gilt für die intelligenteste Stadt in den Pyrenäen. Verschiedene Vereine, die sich zur Aufgabe gestellt haben, die Geschichte, Geographie, Geologie u. s. w. des Gebirges zu erforschen, haben hier ihren Sitz; auch der Adel Südfrankreichs hatte hier seinen Lieblingsaufenthalt. Während der Badesaison, die alljährlich an 20,000 Fremde nach Bagnères führt, entwickelt sich dort ein reichbewegtes Leben und unter den schattigen Alleen, welche die hübsch gebaute Stadt nach allen Seiten durchziehen, kann man sich, wenn die abendliche Kühle die eleganten Badegäste ins Freie lockt, die Hôtels, Cafés und Läden im glänzenden Lichtschein strahlen, auf die Boulevards von Paris versetzt wähnen. Die Quellen, ungefähr 50 an der Zahl, enthalten als Hauptbestandtheil Chlornatrium, außerdem Chlormagnesium, Kalk- und Magnesiasulphat sowie Kalkbicarbonat. Bagnères ist berühmt durch seine frische und gesunde Luft, das wesentlichste Unterstützungsmittel der Badekur; an den zahllosen Spaziergängen seiner Umgebungen wird vorzugsweise der Freund idyllischer Landschaften Geschmack finden. Sehenswerth sind die großartigen Marmorschleifereien, zu denen zahlreiche Brüche der Umgegend, besonders des Campanerthales, das Material liefern. Hoch oben im Gebirg liegen dort die lange verlassenen, jetzt aber wieder aufgenommenen Brüche des berühmten, grünlichen, roth und weiß gefleckten Campaner Marmors, die Versailles und Klein-Trianon schmücken halfen und aus denen auch zwölf Säulen stammen, die das Berliner Schloß zieren.

Das Campanerthal — so benannt nach dem kleinen Orte Campan in demselben — ist eines der berühmtesten der Pyrenäen, und die Form, in der das Hirtenleben dort auftritt, die verführendste, die wohl überhaupt gefunden werden kann: die Bewohner des Campanerthales gelten für die wohlhabendsten im ganzen Gebirge und führen Gespinnst- und Töpferwaaren aus, die ihnen alljährlich einen beträchtlichen Reingewinn abwerfen; zahlreiche Herden bedecken im Winter die Abhänge ihrer Berge; im Sommer treiben sie den Pic du Midi de Bigorre hinauf, der ihnen größtentheils zugehört. Ihre Wohnungen übertreffen die schweizerischen an Nettigkeit und Zweckmäßigkeit, und ein zierliches Kostüm hebt die einnehmende Bildung beider Geschlechter. Der leichtere Absatz und die Nähe bedeutender Orte, vielleicht auch der öftere Verkehr mit Fremden, hat die Bewohner des unteren Thales sichtbar polirt, ohne ihnen jedoch von der Geschliffenheit und Habsucht der Schweizer mitzutheilen. Auch die Mittel, geistige Bedürfnisse zu befriedigen, sind in diesem Thale häufiger, als in irgend einem anderen; mit Einem Wort, in unserem ganzen Erdtheile ist wohl schwerlich ein anderer Fleck dem Ideale einer arkadischen Lebensweise so zusagend anzutreffen, als dieses mit allen Glücksgütern gesegnete Thal. In landschaftlicher Hinsicht freilich wird man kaum geneigt sein, in den Preis des Campanerthales mit einzustimmen, sei man auch ein noch so großer Verehrer von Jean Paul, der dasselbe in den feurigsten Worten gefeiert, allerdings ohne dasselbe je gesehen zu haben. Fruchtbar und waisserreich ist es wohl, auch stark bewäldert und gut angebaut, aber an landschaftlichen Reizen in der That verhältnißmäßig arm. Die rechte Thalwand bildet ein ununterbrochener Zug gelbgrauer zerrissener Kalksteinfelsen, deren Gipfel völlig von Vegetation entblößt sind, links erheben sich gerundete Kuppen mit Wald und Wiesen, ohne irgend eine charakteristische Gestaltung; auch der Hintergrund ist nur mangelhaft, indem das Campanerthal eben kein Hochgebirgsthal ist.

Eine Abzweigung desselben ist das Thal von Gripp, durch welches man nach dem Pic du Midi de Bigorre gelangt, welchen jetzt ein wissenschaftliches Observatorium krönt. Er ist der Herr und Meister hundert kleinerer Pics, und man kann auf seinen Gipfel auch von Barèges her zu Pferde in drei Stunden gelangen. Keine größere Höhe schiebt sich mehr zwischen ihn und die Ebene, deren Bewohner ihn deshalb lange Zeit als das erhabenste Haupt der Pyrenäen betrachteten. Das Grippthal ist geschmückt mit zwei Wasserfällen, beide in ihrer Art sehr schön. In einer wilden, einsamen, fast öden Gegend stürzen sie zwischen zwei schroffen Felsen und an dunklen Tannen vorüber von hohen Bergen herab. Der Fall des unteren ist weniger hoch, aber er stößt auf mehr Hindernisse, muß die Felsen besiegen und bricht sich an einer Stelle in

Digitized by Google

fünf, ſechs Arme, die ſich im nächſten Augenblick wieder vereinigen, um ſich ein paar Schritte weiter wieder zu trennen. Der obere Fall ſchießt aus einer engen Schlucht hervor und ſtürzt ſich in einen tiefen Abgrund. Waſſerſtaub, Regenbogen, ſchwarze Felſen in naſſem Glanze, dunkle Tannen im friſcheſten Grün, Hecken wilder Roſen, rothe Blumen auf weichem Mooſe bilden die ſchönſten Gegenſätze. Der Weg nach dem Pik führt zuerſt über Tourmalet nach Barèges, lenkt aber rechts in das Gebirge ein und folgt dem immer kleiner werdenden Adourfluſſe. Das Thal ſelbſt bilden grüne Matten, die ſich oft bis in die Berge hineinziehen; Bäume werden immer ſeltener und verſchwinden bald gänzlich. Dann tritt man in das Schneegebiet. Zu Füßen liegt der See Oncet, ein ganz kleiner Teich im blauen Eiskleide und weißen Schneebette. Die Kuppe des Pic du Midi iſt nur wenige Schritte breit und das Obſervatorium iſt in die Felſen hineingebaut.

Obſervatorium auf dem Pic du Midi de Bigorre.

Der franzöſiſchen Ebene zu iſt er faſt ſenkrecht abgedacht, nach den Pyrenäen hin weniger ſteil, aber doch immer ſteil genug, um überallhin eine freie Ausſicht zu bieten. Die Rundſicht von dieſem Gipfel, eine der großartigſten und ſchönſten des Gebirges, imponirt im Norden durch ihre grenzenloſe Unermeßlichkeit, im Süden durch die unbeſchreiblich erhabenen Bergformen der Hochkette. Wie eine Landkarte liegt die weithin im grauen Dunſt ſich verlierende Ebene und das Hügelland ausgebreitet, im Oſten ſchweift der Blick bis nach St. Gaudens, wo in weiter Ferne die Garonne glänzt, zu Füßen liegt halb verſteckt Bagnères de Bigorre, darüber hinaus, mitten im Flachlande Tarbes, dann Lourdes, Pau, die ganze Bearner Ebene, bis weit im Weſten ein bedeutend lichterer Streif den Horizont abſchließt, der atlantiſche Ocean in der Gegend von Bayonne.

Nächſt Bagnères de Bigorre iſt Bagnères de Luchon der beſuchteſte Badeort in den Pyrenäen. Man kann mittelſt Eiſenbahn von dem einen nach dem anderen ſich begeben. Zweigbahnen verbinden beide Orte mit der großen Linie du Midi, welche von Bayonne über Pau und Tarbes nach Toulouſe führt. Die Seitenlinie nach Luchon zweigt in Montrejeau ab und läßt zur Linken das vormals bedeutende, jetzt ſehr herab-

Digitized by Google

gekommene Städtchen St. Bertrand de Cominges liegen, welches zahlreiche Marmorſkulpturen liefert. Es ſteht auf den Ruinen von Lugdunum Convena und bietet zahlreiche Inſchriften und Bronzen im Boden; auch hat es Ueberreſte einer Citadelle, eines Amphitheaters und anderer römiſcher Bauwerke; ferner aus dem Mittelalter eine ſchöne Kathedrale und die bemerkenswerthen Ueberreſte eines romaniſchen Kloſters. Der Fußgänger kann aber auch in zwei Tagereiſen von Bagnères de Bigorre nach Luchon über den Col d'Aspin und den Col Peyreſourde gelangen, von wo man die verſchiedenen Ketten der Pyrenäen vor ſich liegen ſieht.

Kloſterruinen zu Saint-Bertrant-de-Comminges.

In nächſter Nähe legen ſich dunkle Tannenwälder wie ein Trauermantel um die Berge, weiterhin erheben ſich blau und violett gefärbte Felsrieſen und darüber hinaus, in den Himmel hineinragend, blanke Schneefelder und Gletſcher. Da wo das Thal des Arbouſt mit dem breiteren Piquethal zuſammenſtößt, öffnet ſich ein weites Becken, in welchem rings um den Badeort Bagnères de Luchon Alles vereinigt iſt, um eine paradieſiſche Landſchaft zu ſchaffen. Was Lage und Umgebung anbetrifft, iſt deshalb Luchon unter allen Pyrenäenbädern unbedenklich der erſte Preis zuzuerkennen. Der Boden des waſſerreichen Beckens, mit aller Pracht ſüdlicher Vegetation geſchmückt, trägt die üppigſten Wieſen und Gärten; die reichgeformten Berge, welche daſſelbe bilden, ſind in ihrem unteren Theile mit Laubholzgruppen und Obſthainen bedeckt, zwiſchen deren Grün freundliche Dörfer und Landhäuſer hervorblinken, während auf ihrem oberen Abhang ſchwarze Tannenwälder

Digitized by Google

ſich erheben. Und damit kein Reiz der Natur dieſem geſegneten Erdfleck fehle, werden die 1620—1950 m hohen Seitenwände dieſes Beckens im Süden von den zackigen Schneepiks der Hauptkette, beſonders der prachtvollen Schneeſpitze der Maladetta überragt. Die hier brechenden 48 Quellen führen als Hauptbeſtandtheile Schwefelnatrium, ſchwefelſaures Natron, ſchwefelſauren Kalk und Chlornatrium, und ſchwanken in der Temperatur zwiſchen 55½ und 66°; außerdem giebt es warme Eiſenquellen und kalte Soolquellen. Die Stadt Luchon iſt zwar nicht ſo bedeutend wie Bagnères de Bigorre, aber doch groß genug, um dem Fremden jede Bequemlichkeit und jeden Luxus zu verſchaffen; 628 m über dem Meere gelegen und in Form eines Dreiecks gebaut, von deſſen Endpunkten nach verſchiedenen Richtungen drei Alleen auslaufen: nach Südoſten das Piquethal aufwärts die Allee d'Etigny, nach Nordoſten, daſſelbe abwärts die Allée des Platanes oder von Barcugnas

Das Thal von Luchon.

nach Weſten das Arbouſtthal aufwärts die allzu dunkel beſchattete und etwas feuchte Allée des Soupirs. Die zu dem Kurhaus führende breite Allee d'Etigny, eine vierfache Reihe majeſtätiſcher Linden, zu beiden Seiten eingefaßt von prächtigen Gaſthöfen und ſtattlichen Privathäuſern, iſt weitaus die ſchönſte und bevorzugteſte. Wer die Phyſiognomie von Luchon auf einen Blick erfaſſen will, braucht nur um die Mittagsſtunde die Allee von Etigny entlang zu gehen. An den Hôtels, möblirten Miethshäuſern, Reſtaurants, Kaffeehäuſern ſind grellfarbige Plakate mit den wunderſamſten Ankündigungen und Reklamen angeklebt, ja die bunten Zettel ziehen ſich feſtonartig zwiſchen den Bäumen und Laternen, Fahnen und Fähnlein hin. Die übervollen Laden ergießen ihre lockenden Waaren bis auf das Trottoir heraus, wo ſie von einer geputzten Menge lorgnirt werden. Die verbrauchte Atmoſphäre iſt ein Gemiſch von Speiſengeruch, von mannigfachſten Parfums, von Cigarrendampf und noch gar mancherlei, ſo daß man nicht wohl begreift, warum die Menge ſich in dieſem Dunſte mühſam durch die Baumreihen ſchiebt, wenn nicht etwa die Damen, welche da auf den Balkonen und an den Fenſtern ſitzen, lehnen, liegen, die Anziehung bilden. Die Pfeiler ſind ſo ſchmal, die Fenſter ſo nahe, daß das Architekt-

Digitized by Google

tonische der Bauwerke gänzlich gedeckt wird durch die graziösen Draperien, die purpurrothen Kissen, welche die Weiße der halbentblößten Arme heben, die duftigen Kleider, die mächtigen Chignons und flatternden Locken, welche die pikanten Gesichter krönen. Ein reizendes, buntes Bild, das aber auf ein Haar der colossalen Auslage eines Modemagazins gleicht. Eine Jede fördert hier in dem bunten Gewühl vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihr kleines Mausöer der Gesellsucht unbehindert von der Ankunft der bestaubten Postkutschen, denen im Trab ein Heer von Bettlern, Kommissionären und Kellnern folgt, oder dem Peitschenknallen einer Kavalkade von Führern, die, ihre pittoresquen blauen Barrete auf dem Kopf, den ganzen Tag schreiend durch die Straßen ziehen, oder dem Getriebe der spanischen Krämer, die im mit Schellen behangenen Sammtgewande unermüdlich ihre Waaren ausbieten und in einem Zuge rufen: „Cigarretten! Dolchmesser! Seidenstoffe! Chocolade! Vanille."

Plötzlich theilt sich die Menge, um der langen Karawane von Weintraubenhändlern, welche über die Grenze, das Gebirge herabkommen, Raum zu geben. Einige Tage früher konnte man sie an einer Senkung des Venasquez mit leeren Körben ruhend lagern sehen, um sie herum die Maulthiere mit ihren zahllosen Glöckchen, phantastischen Schleifen und Quasten, die jedoch ihre Magerkeit nicht zu verhüllen vermögen. Die Männer tragen, wie bei antiken Sklaven, bunte, meist gelb oder rothe, wie eine Schnur zusammengewundene Seidentücher um den bloßen Kopf geschlungen, ihre weiten Hemden lassen den Hals frei und puffen sich über dem breiten Gürtel, der den Leib umhüllt und sich ballonartig bläht; das Heft eines Messers und der Hals einer Flasche guckt aus ihm hervor. Die Farbe der Pantalons ist ein Geheimniß, das wohl noch kein Sterblicher ergründete, ihre flatternden Falten verrathen magere, muskulöse Beine; graue, blaue oder auch wohl weiße und karirte Strümpfe in zerrissenen Bergschuhen vollenden das Kostüm. Ihre überladenen Lastthiere vorwärts stoßend, schreiten die Leute langsam durch die Menge, ganz unbeirrt von den Blicken, die an ihnen haften. Diese wilden, sonnverbrannten Gestalten in ihren pittoresken Lumpen geben ein ganz hübsches Bild inmitten der eleganten, zierlichen und gezierten Pariser und Pariserinnen. Und die ganze bunt herumwimmelnde Menge will Obdach haben. Das ganze Thal ist denn auch in kleine Abtheilungen zertheilt worden und allenthalben sind reizende Häuschen von Tannenholz errichtet, niedlich wie Spielwaaren, und so groß, daß, wenn man sich darin ausstreckt, der Kopf in den Salon und die Füße in die Küche zu liegen kommen. An den Thüren hängen Laternen und kleine Glöckchen von Eisenblech: drei eingehegte Nelkenstöcke repräsentiren ein Gärtchen, und wer sich eine solche Behausung gesichert, ist stolz und glücklich.

Gelegenheit zu anmuthigen Spaziergängen bietet die nahe Umgebung von Luchon im reichsten Maße. Ziel zahlreicher Ausflüge ist das Lysthal, ein Seitenthal der Pique und eines der anziehendsten und an malerischen Kontrasten reichsten der Pyrenäen. Allmählich erweitert sich das Anfangs enge Thal, indem es sich nach Süden herumschwingt; man nähert sich seinem oberen Ende und mit ihm einer der unvergleichlichsten Scenerien. Noch einige Schritte, und der Wanderer steht im Mittelpunkte eines riesenhaften Halbzirkels, dessen gerade gegenüberliegende Wände von dem Tuc de Maupas, dem Pic de Crabioules, dem Pic Cuairat, alle an oder über 3250 m hoch, rechts und links von minder hohen Bergen gebildet werden. Wasserfälle von seltener Pracht und Höhe, wie die mit betäubendem Tosen und rasender Schnelligkeit in einen engen schwarzen Schlund hinabstürzende Cascade d'Enfer und die noch übervoll tigendere Cascade du Gouffre infernal, hängen von den Eiswassern genährt, die fast senkrechten Schluchten hinab und bilden im Grunde des Circus den Lys. Eine andere sehr empfehlenswerthe Wanderung ist jene durch das Arbonsthal nach dem Lac d'Oo und den höher gelegenen Seen. Eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes St. Aventin verläßt man bei dem Dorfe Cazaux die hochgelegene Chaussee und steigt auf einem sehr jähen Pfade in das Val d'Aßau, durch welches der Go oder die Neste d'Oo aus den südlichen Bergen herabkommt. Das Dörfchen Oo mit seiner zierlichen Kirche ist der einzige bewohnte größere Ort des einsamen Thales, welches man nun aufwärts verfolgt. Der Baumwuchs beschränkt sich auf einzelne Tannen, die steinigen Gehänge sind nackt und kahl, von allen Seiten eilen Gießbäche, welche als milchweiße Fälle aus der Höhe herabschäumen, dem Hauptwasser zu. Endlich, in 1542 m Seehöhe überschreitet man auf roher Brücke den in einen tiefen Abgrund stürzenden Fluß und befindet sich plötzlich angesichts des Lac d'Oo oder von Séculejo, des malerischesten Sees der

Digitized by Google

Pyrenäen. Rings von gewaltigen, schroff abstürzenden Bergen kryſtalliniſchen Schiefers umgeben, breitet ſich der dunkel ſmaragdgrüne, faſt runde und 39 ha große See aus und gewährt dem durch die Einförmigkeit der durchwanderten Landſchaft ermüdeten Auge ein prachtvolles Bild, in dem ſich der Blick vor Allem auf den majeſtätiſchen Waſſerfall lenkt, der an der ſteilen Wand des Hintergrundes, 283 m, alſo faſt ſo hoch wie der Staubbach und nur zweimal gebrochen hinabſtürzt und den See ſpeiſt. An großartiger Wildheit der Umgebung und Farbenpracht des Waſſers möchte kaum ein Schweizer oder Tiroler See gleicher Größe den Lac d'Oo übertreffen. Einem an Strapazen gewohnten, vor jähen Abhängen und Schneefeldern nicht zurückſchreckenden Wanderer iſt anzurathen, dem Gewäſſer, welches die Kaskade bildet, aufwärts zu folgen, um die dort terraſſenförmig übereinanderliegenden Seen zu beſuchen und in eine echt alpine Region vorzudringen, wo das Eis ſeine

Der See von Oo.

alleinige Herrſchaft ausübt und jedwedes Leben erſtarrt iſt. Allmählich gelangt man in ein flacheres, ſchneebedecktes Thal, in dem ſich hie und da noch vereinzelte Büſche verkrüppelten Geſtrüpps erheben und erreicht den zweiten See, den Lac d'Espingo (1941 m); dem Bach entlang trifft man in einer halben Stunde auf das dritte dieſer Becken, den Lac de Saoufat (2030 m), gelegen inmitten einer ſchaurigen und traurigen Einſamkeit. Der vierte See, welchen man beim Aufwärtsſteigen erreicht, iſt die kleine Coume de l'Abesque, der fünfte und letzte in 2763 m Meereshöhe der Lac glacé d'Oo, deſſen Waſſerſpiegel das ganze Jahr hindurch von Eis umrandet iſt und ſchwimmende Eisberge in Menge trägt. Mit all ihrer feierlichen Pracht und all ihrer abſchreckenden Oede entfaltet ſich hier die Region des ewigen Schnees, deſſen weiße Decke die Thäler erfüllt und die Gipfel vom Fuß bis zum Scheitel bekleidet, während ringsum jene lautloſe und faſt beängſtigende Stille herrſcht, die mit dem Tode der organiſchen Natur ſich einſtellt.

Unter den vielen Ausflügen in die Hochpyrenäen, die man von Luchon aus unternehmen kann, bleibt aber der lohnendſte die Beſteigung des Pic de Nethou, dieſes Königs des Gebirges, welcher die 3312 m der

Digitized by Google

Maladetta noch um etwa 100 m überragt. Der Weg führt Anfangs durch schöne Wälder aufwärts bis zu einer kleinen Hochebene, auf der sich das Hospice de France befindet, welches den Wanderern, die von Spanien herüberkommen, Feuer und Lager gewährt. Nach mühseligem Klettern den schmalen Felsenpfad hinauf und schließlich an vier hübschen kleinen Seen vorüber kommt man zum Port de Venasque, so benannt nach der nächsten spanischen Stadt Venasque. Der Paß selbst ist sehr schmal, und zu beiden Seiten ragen senkrechte Felsmauern in die Höhe; ein Kreuzchen rechts zeigt die Grenze zwischen Spanien und Frankreich an. Der Anblick, wenn man aus dem Felsenpaß von Venasque heraustritt, ist von einer überwältigenden Großartigkeit, da man in mächtigem Halbkreise die Spitzen und Gletscher der höchsten Pyrenäenhäupter, der Maladetta und des Néthou mit ihren Nachbarn vor sich hingelagert findet. Man trifft hier auch jene merkwürdige Felsschlucht, in welche die vom Néthou herablommende Garonne hinabstürzt, um ohne sichtbaren Abfluß zu verschwinden. Schroffe Felsen schließen das weißliche Gletscherwasser in diesen Schlund ein. Die Garonne legt einen langen unterirdischen Weg zurück und tritt im Val d'Arran als „Jupiters Auge" wieder an die Oberfläche der Erde heraus, um sich dann, verstärkt durch bedeutende Nebenflüsse, nach der Ebene fortzuwälzen.

Ganz Luchon ist nur ein Hôtel garni, der ganze Landstrich hat sich dem Empfang der Badegäste einbequemt, die Einwohner sind nur Führer und Kellner um die Jahreszeit des Besuches. Wir lernen sie daher auch nur als solche, im Ausnahmszustand kennen. Sie verstehen es außerordentlich, sich den Wünschen der Fremden anzuschmiegen und sich namentlich durch ihre Unermüdlichkeit lieblich zu machen. Wohl zehnmal steigen sie unterwegs ab, unsere Steigbügel anzuziehen, einen merkwürdigen Stein, an dem unser Blick haftet, aufzuheben, oder ein Blümchen, welches Madame bewundert, zu pflücken. Doch entwickeln die Führer auch ein diplomatisches Talent; sie verstehen es, Einem von ihrer persönlichen Anhänglichkeit einen so guten Begriff einzuflößen, daß man ihnen in kürzester Frist geneigt wird. Doch gehen sie dabei mit feiner Menschenkenntniß zu Werk. An einen Familienvater z. B. wenden sie sich, auf dem steilen Bergpfad, mit den Worten: „Wie schade, daß Monsieur nicht sein Söhnchen mitgenommen! Wie prächtig würde es mit seinen kleinen Beinchen den Felsen erklimmen!" Merkt er, daß der Angeredete lächelt, so fährt er, während er mit seinen braunen, langen Fingern äußerst geschickt eine Cigarette dreht, fort: „Wie alt ist Monsieurs Kleiner? — Er erscheint älter, er ist so groß, der Kleine, und so stark!" Sofortirt er eine Familie, deren Oberhaupt den Vortrab bildet, so adressirt er Madame: „Man sieht, daß Monsieur ein vollendeter Reiter!" — und seine Kopfbewegung, mehr noch als seine Worte, verräth eine Bewunderung, welche der zarten Ehehälfte schmeicheln muß. Sucht man in seinen Taschen kleine Münze für einen Armen, so hat er schon einen Sou hervorgezogen, den er in die Hand des Bettlers gleiten läßt. Begegnet man ihm zwanzigmal des Tages, wo immer, so wird er ebenso oft sein kleines, blaues Barret lüften und mit einem Lächeln grüßen, das anmuthig, respektvoll, freundschaftlich und vertraulich ist. Diese Führer sind ein Mittelding von Kammerdiener, Hofmeister und Freund, oder eigentlich sie verstehen es ein mixtum compositum von alledem zu sein, ohne ihrer persönlichen Würde auch nur ein Jota zu vergeben. Niemand kann klagen, daß er von ihnen ausgesogen worden, im Gegentheil, sie warnen, wenn sie irgend Jemanden im Verdacht dieses löblichen Vorhabens haben, und zwar in so diskreter und feiner Weise, daß, wenn der Betreffende zuhörte, er nichts dagegen zu sagen fände. Sie wissen sogar unsere Interessen gegen unsere eigene Anschauung zu wahren, ohne dabei jedoch im mindesten verletzenden Widerspruch zu äußern. Binnen zehn Minuten verstehen sie es, sich durch eine respektvolle Weise, welche uns schmeichelt, in unsere Intimität zu schmuggeln, was uns rührt. Schon auf den ersten Blick, wenn sie sich uns vorstellen, erscheint es, als fänden wir alte Bekannte wieder, als wäre ihr Eifer von Dankbarkeit gespornt. Bald auch schenken sie uns ihr Vertrauen; ohne, ich muß es wiederholen, ihrer Würde das Mindeste zu vergeben, erzählen sie, wie eben des Himmels Gnade ihnen dazu verhilft, mit dem Gewinnst des Sommers auch den Winter durchzubringen. Von der jährlichen Niederkunft der Frau — dem Hafer, welchen sie zu Tarbes kaufen, ihre Pferde zu ernähren — den acht Monaten harten Winters — dem hohen Schnee und den Lawinen — dem harten Leben in der Wintereinsamkeit und wie sie doch die Berge über Alles lieben. Dann von ihrem Leibgericht

Digitized by Google

aus schwarzem Mehl und Rahm: „— Von dem vor acht Tagen der Herr Graf, der gar nicht stolz ist, gekostet, und dem es recht gut gemundet! Beim Fortgehen hatte er dem Kleinen zwei Louis in die Hand gedrückt. Derselbe Graf, welcher heute Morgens vergebens das Pferd wünschte, was Monsieur jetzt reitet.“ Das Alles ist so ruhig und leichthin gesagt — daß man, wenn er am Ende der Partie ebenso leichthin das Doppelte von dem begehrt, was man erwartet, nicht umhin kann es freundlich zu gewähren; war er doch nicht allein unser Führer, sondern auch unser Gefährte, beinahe unser Freund. Nur seltsam, daß jeder Fremde durch genau dieselbe Zutraulichkeit geehrt wird. Die Miethkutscher, meist aus der Gegend von Toulouse, tragen dagegen ein ganz anderes Gepräge, das meridionaler Lebhaftigkeit, ihre Rr grollen langgezogen und sie halten lange Gespräche mit ihren Pferden.

Wollte man diese Gebirgsbewohner kennen lernen, man müßte im hohen Schnee des Winters kommen, und auch da muß man eilen, denn der Landstrich beginnt sich zu entvölkern. Das Studium ist aber ein lohnendes, denn neuere Forschungen haben ergeben, daß eigenthümliche Gebräuche und Ceremonien, wohl aus fernen heidnischen Zeiten stammend, sich in Luchon und Umgebung immer noch in voller Kraft erhalten haben. Es herrscht nämlich dort die Gewohnheit am Vorabende des St. Johannisfestes, welches in den Pyrenäen „Hailloles“ (Fackeln) genannt wird, lebendige Schlangen zu opfern, wobei, grausamerweise, das Feuer eine Hauptrolle spielt. Der Vorgang ist folgender. Eine aus starkem Flechtwerk bestehende hohle Säule wird bis zu einer Höhe von etwa 20 m in der Mitte der Hauptvorstadt errichtet und mit grünem Blätterwerk bis oben hinauf umflochten, während die schönsten Blumen und Gesträuche, die man sich verschaffen kann, unten in Gruppen kunstvoll aufgestellt werden, als sollten sie eine Art Hintergrund zur Scene bilden. Die Säule wird dann mit brennbaren, zum Anzünden bereiten Materialien gefüllt. Zu einer bestimmten Stunde — ungefähr 8 Uhr Abends — kommt ein zahlreicher Festzug, bestehend aus der Geistlichkeit und jungen Männern und Mädchen in Festkleidern, Loblieder singend, aus der Stadt und stellt sich um die Säule herum auf. Mittlerweile werden, mit schöner Wirkung, auf den umliegenden Bergen Freudenfeuer angezündet. Die gewandtesten und lustigsten jungen Burschen jedes Dorfes, Fackeln aus Tannenholzspänen tragend, steigen von den Bergen herab und zünden dieselben tanzend an dem großen Johannisfeuer an, worauf sie sich in den Thälern zerstreuen oder die Abhänge des Gebirges um die Wette erklimmen. In Luchon aber wirft man so viele lebendige Schlangen, als man zusammenbringen konnte, in die Säule, die am Fuße durch Fackeln in Brand gesteckt wird, deren Träger, etwa 50 Knaben und Männer, wie wahnsinnig um dieselbe herumtanzen. Um den Flammen zu entgehen, winden sich die Schlangen bis oben hinauf, wo man sie heftig sich hin- und herbewegen sehen kann, bis sie endlich genöthigt sind herabzufallen; ihre Kämpfe ums Leben aber erregen enthusiastische Freude unter den die Säule umringenden Zuschauern. Dies ist ein beliebtes Jahresfest für die Einwohner von Luchon und seiner Umgebung, und die Ortsüberlieferung führt es auf einen heidnischen Ursprung zurück. Die Schlange ist übrigens überall in den Pyrenäen der Gegenstand abergläubischer Scheu. Heute noch wähnt mancher Hirt in Bigorre, daß sie mit unvergleichlicher und verderblicher Macht ausgestattet sei. Kaum hat der Hahn seine Eier gelegt, so verbirgt er sie unter Mist und Dünger. Ausgebrütet durch diese unreine Wärme, kriecht die Schlange aus dem Ei. Was soll man aber von einem Wesen erwarten, dessen Geburt so seltsam, dessen Wiege so unrein ist? Das häßliche Reptil hat es auf alle Wesen in seinem Bereiche abgesehen und verschlingt sie. Durch die Gewalt seines Athems zieht es die kleinen Vögel und leider! auch die kleinen Kinder an sich. Im sonst streng katholischen Ossauthale spukt die „Brouche“ oder Zauberin. Sie ist kein Dämon, sondern noch weit schlimmer, eine von Geburt an Verworfene, welche die Taufe nicht gereinigt hat, ja welche von ihren Pathen dem Teufel geweiht wurde, der seine Macht mit ihr theilt. Die Brouche kennt den Ursprung ihrer Macht und bedient sich derselben blos zum Schaden ihrer Nachbarn. Sie kann sich in Dampf, Wasser, Wind, in Hund oder Katze verwandeln. Viele Frauen haben sie in letzterer Gestalt gesehen und konnten nirgends vor ihr eine Zuflucht finden, denn die Hexe dringt durch die Schlüssellöcher, durch die Mauern und kann hundert Meilen in weniger denn einer halben Stunde zurücklegen. Die Brouche bringt scheußliche Reptilien zur Welt und sie verursacht alle jene Leiden, gegen welche die Medicin machtlos ist: Alpdrücken, Mondsüchtigkeit, Fallsucht. In Bearn dagegen walten wohlthätige Feen, welche den Gipfel des

Digitized by Google

Mont Cagire bewohnen und heilkräftige Kräuter wachsen lassen. Sie hausen auch in den Quellen und unterhalten die segensreiche Wärme der Thermen.

Neben dieser im Großen und Ganzen liebenswürdigen Bevölkerung lebte im Bereich der ehemaligen Grafschaft Bigorre, in Béarn und namentlich in den Baskenländern die Rasse der „Cagots“ in zerstreuten Ansiedelungen, überall von den Landesbewohnern mit Abscheu gemieden, gehöhnt, getreten und verfolgt, fast bis in die Tage der Gegenwart. Die Erscheinung solcher bedauernswerthen Paria, an denen das unvertilgbare Vorurtheil der herrschenden Bevölkerungen Jahrhunderte lang in menschenentehrenden Bosheiten sich ausließ, tritt übrigens auch an vielen anderen Stellen Westeuropas auf. Die Leidensgeschichte der Caqueux oder Cacous der Bretagne, der Marrans oder Marous der Auvergne, der Colliberts im Nieder-Poitou, der Gahets der Guyenne, der Vagneros Asturiens, der Chetas auf Majorca ist dieselbe wie die der Cagots, Capots oder Agots der Pyrenäen. Zu der ansehnlichen Reihe dieser verstoßenen Menschenklassen gehören auch noch die Ciseleurs im ehemaligen Herzogthum Bouillon, die Burrins im Ain-Departement, die Chizerots in Saône-et-Loire, die Hautponnais, Lyzelards u. s. w. Die qualvollste Armut hätte Niemanden vermocht, seine Tochter einem Cagot zum Weibe zu geben; die Volksmeinung hatte sie in den Bann gethan. Niemand wollte sie sehen, noch viel weniger berühren. Namenlos elend lebten in erbärmlichen Hütten sie, denen die Ausübung vieler anderer Berufszweige verfagt war, als Zimmerleute oder Dachdecker, von den Dörfern entfernt oder abseits von den begangenen Straßen, wie die Juden in ihrem Ghetto. Im Städtchen St. Béat des oberen Garonnethales trägt im Volksdialekt noch heute ein abgelegenes Gäßchen den Namen ech goute des Cagots. Von allen öffentlichen Aemtern waren sie ausgeschlossen. Nie durfte ein Cagot es wagen, sich mit einem Eingeborenen des Landes an einen und denselben Tisch zu setzen. Aus einem Glase trinken, welches ein Cagot mit seinen Lippen berührt hatte, wäre so viel gewesen als Gift nehmen. Noch heute findet man in den Pyrenäen kaum ein einziges Dorf ohne einen sogenannten Cagot-Brunnen. In der Kirche gab es eine eigene kleine Thüre, einen eigenen Weihbrunnkessel für sie, welche nach der üblichen Bezeichnung „aussi puants que mal orthodoxes“ waren. Im Hauptorte des Campanerthales bewahrt die Pfarrkirche noch einen solchen Weihekessel für die Cagots; er trägt eine zum Theil verstümmelte Sculptur, aber die die Ueberreste derselben lassen noch einen Gänsefuß erkennen.

„In dem Dome zu Bagnères
Versteckt ein enges Gitterpförtchen;
Dieses, sagte mir der Küster,
War die Thüre der Cagoten.

Streng verbagt war ihnen einmals
Jeder andre Kirchenzugang,
Und sie kamen wie verstohlen
In das Gotteshaus geschlichen.

Dort auf einem niedren Schemel
Saß der Cagot, einsam betend,
Und gesondert, wie verpestet,
Von der übrigen Gemeinde.“

Da und dort wurden den Cagots während des Gottesdienstes geweihtes Wasser, Brod und andere Gnadenspenden, welche die übrigen Gläubigen unmittelbar aus der Hand des Priesters empfingen, am Ende eines Stabes hingereicht. Denn der Cagot trat ja schon unrein ins Leben ein; darum wurde er bei seiner Geburt in ein eigenes Taufregister eingetragen. Nicht genug: selbst die Asche der verstorbenen Cagots galt noch für verpestet; ihre Grabstätten waren abgesondert von dem gemeinsamen Friedhof des Ortes. In der Terra Nera stieß der Kirchhof der Cagots an jenen des Kirchspiels; aber eine Mauer trennte die beiden. Vor der Revolution waren die Todten jenes Cagoten-Dörfchens in einem kleinen Grundstück zwischen demselben und dem Dorfe Aucun beigesetzt worden. Der Platz führt heute noch den Namen „houssa (Kirchhof) des Cagots“ und ist bis zur Stunde unbebaut geblieben. Und wie die Juden in Rom einst unter jenem Paul IV. Caraffa durch ein Schandkleid kenntlich gemacht wurden, so mußten die Cagots einen rothen Tuchlappen in Form eines Gänsefußes auf dem Aermel gehestet tragen. Denn man wußte, daß sie als Wahrzeichen göttlicher Strafe ein solches Mal auf dem Leibe trugen, wie man sie auch daran erkennen wollte, daß ihnen das Ohrläppchen fehlte. In einem baskischen Spottlied auf die Cagots, dessen Worte wir im Urtext und in französischer Uebertragung wiedergeben, heißt es:

„Soyen nuntie ecaguteen dien çoin den Agota:
Lehen soua eguiten çayo harri beharriala;
Bata handiago diçu, eta aldiz bestia?
Iiriibl eta ocotarie bilhoz unguratia.“

„Voici par où l'on reconnait celui qui est Cagot:
On lui jette le premier regard sur l'oreille;
Il en a une plus grande, et comment est l'autre?
Plus ronde et de tout côté couverte d'un long duvet.“

Digitized by Google

So war das Leben der Cagots im Einzelnen ein Leben Geächteter von der Wiege bis zum Grabe; das Dasein der ganzen unglückseligen Kaste ein jahrhundertelanger Kampf gegen unverwischliche Abneigung und verfolgenden Hohn der Mitlebenden, obwohl Niemand eine gültige Ursache hiefür anzugeben vermochte. Die Vollständigkeit der Geschichte dieser „race maudite“ verlangt freilich, daß auch die rühmlichen Ausnahmen erwähnt werden, wenn bessere Regungen im Volk und das Beispiel edlerer Menschen das unwürdige Loos der Cagots zu erleichten suchten. Die Cagots waren nicht allerorts und zu allen Zeiten jener schimpflichen Behandlung preisgegeben. In manchen Gemeinden standen sie zeitweise sogar in besonders gutem Ansehen. Auch kamen trotz des herrschenden Vorurtheils Heirathen zwischen Cagots und den übrigen Bevölkerungsclassen vor. Ebenso wird auch nicht zu läugnen sein, daß, wenn auch nur in vereinzelten Fällen, die bedauernswürdigen Paria, gereizt durch den unvertilgbaren Haß und herausfordernden Hohn, der sie verfolgte, zu grausamer Rache sich hinreißen ließen und ihren Bedrückern den Schein des Rechtes für ihre harten Repressalien boten. Im Ganzen jedoch übten die Cagots harmlosere Rache. Viele Familien entzogen sich dem Uebermuth ihrer Peiniger und der Schande ihres socialen Daseins durch Auswanderung in andere Gegenden Frankreichs und Spaniens, ja selbst hinüber nach der neuen Welt. Den Spottliedern gegenüber, die ihnen bei vielen Gelegenheiten in die Ohren klangen, haben es hin und wieder sogar einzelne Cagots gewagt, sich gleichfalls in der Dichtkunst zu versuchen. Aber statt Schimpf und Bosheit zurückzugeben, athmen diese Lieder der Cagots Heiterkeit, versöhnlichen Sinn und Resignation. Wir finden darin eine rührende Ergebung in ihr grausames Schicksal, so besonders in dem Liedchen eines Cagoten aus Béarn, welches sich in mehreren Variationen erhalten hat:

„Quoiqué Cagots touts siam,
Qué n'oums en dam;
Qu'em touts hilhs dé nouste paï Adam
Et d'Eve, nouste maï permère,
Et arré-hilhs dé Terranère.“

In französischer Uebersetzung:

„Quoique Cagots tous soyons,
Nous ne nous en fâchons pas;
Nous sommes tous fils de notre père Adam
Et d'Eve, notre mère première,
Et arrière petits-fils de Terranère“

Immer entgegnet der Cagot dem höhnenden Hasse mit beschämender Gelassenheit und Ruhe. Dem Bearner aber, der ihm vorwirft, daß er selbst beim Kirchengang und im Tode noch von der Gemeinde ausgestoßen bleibt, antwortet er in heftigerem Tone:

„Abet donc finit, insoulens?
Léchat droumi las nourtés gens.
Eres jamey noub secquen:
A taü lou tems nou perden.
Nous tribailham ta paá minja,
Et taü céü, mey tard, arriba.“

„Schweig' endlich, Unverschämter, schweig',
Laß ruhn die in der Todten Reich!
Es thut euch keiner ja ein Leid,
Mit Hadern verlieren wir auch keine Zeit.
Wir woll'n nur unser täglich Brod.
Und des Himmels Freuden nach dem Tod.“

Erst nachdem in der Epoche der großen Revolution das geflügelte Wort von den Menschenrechten auch nach den Bergen und Thälern der Pyrenäen getragen, kam die Zeit der Erlösung für die Cagots. Doch verschwand der ererbte Abscheu gegen die seit Menschengedenken verachtete Kaste nicht auf einmal. Oft genug tauchte der alte Volkswahn unter der leichten Decke einer kurzen Vergessenheit wieder auf. Ganz ist die alte Scheu vor dem Stamm und den Epigonen jener Paria noch immer nicht verschwunden. Im Allgemeinen aber leben die Nachkommen der Cagots jetzt unter gleichen Rechten und gleichgeachtet mit dem übrigen Volke zusammen. Man verwechselt sie auch nicht, wie es früher häufig vorkam, mit den Cretins, noch glaubt man sich mehr entehrt durch ihren Umgang. In einigen Kirchen des Pyrenäenlandes sind jetzt sogar die Honoratiorensitze da, wo einst „der Cagot einsam betete.“ So konnte denn schon vor Jahren Heinrich Heine singen:

Die Bewohner dieser Hütte
Sind Cagoten; Ueberbleibsel
Eines Stamms, der tief im Dunkeln
Sein zertretnes Dasein fristet. — —

In den Herzen der Baskesen
Würmelt heute noch der Abscheu
Vor Cagoten. Düstres Erbtheil
Aus der düstren Glaubenszeit.

Aber die geweihten Kerzen
Des Jahrhunderts flackern lustig,
Und das Licht verscheucht die bösen
Mittelalterlichen Schatten.

Digitized by Google

Wer waren dieſe Cagots? Ihr Urſprung iſt dunkel und viel umſtritten. Sehr wahrſcheinlich ſind ſie nach Francisque Michel, welcher ihnen die eingehendſte Unterſuchung gewidmet hat, die Nachkommen ſpaniſcher Flüchtlinge, die vor Karl den Großen nach dem Norden der Pyrenäen gelangten und ſich hier inmitten des aquitaniſchen und galloromiſchen Volkes niederließen. In ihren Adern rollte iberiſches, beſonders weſtgotiſches, vielleicht ſogar arabiſches Blut; möglicherweiſe hingen ſie auch noch der arianiſchen Lehre an, was dann freilich den Antagonismus geſteigert hätte. Nach den neueren Unterſuchungen von V. de Rochas weichen die Cagots von der umwohnenden Bevölkerung in anthropologiſcher Beziehung nicht ab. Wie die baskiſchen Cagots Basken ſind, ſo die bearneſiſchen Bearner; ſie haben niemals eine Race gebildet, ſondern nur eine Kaſte. Rochas gelangt ferner zu dem Schluſſe, daß ſie Nachkommen von Leproſen, aber trotzdem heute an Geiſt und Körper geſund ſind. Nur in Salies de Béarn ſond er einige Individuen mit gewiſſen Anzeichen, die an die ſogenannte weiße Lepra erinnern. Sie hatten einen wolligen, ſehr blonden Flaum ſtatt der Haare und Nägel, die nach der Spitze zu eingeſchrumpft waren. Dieſe Nägel bezeichnet man dort als ouneles de carcoil.

Die bei dem Thale von Arran als öſtlichſte Fortſetzung des bisher geſchilderten Pyrenäenzuges beginnenden Oſtpyrenäen, welchen wir uns nunmehr zuwenden müſſen, erheben ſich mit ihren Gipfeln gleichfalls in die Region des ewigen Schnees und bilden bis zur Quelle des nach Spanien fließenden Segre eine mächtige, undurchbrochene Felſenmauer. Die bedeutendſten Spitzen darin ſind der Pic de Maubermé (2880), d'Orle (2863 m), de Montvallier (2839 m), der Mont Rouch (2865 m), der Pic de Montcalm (3089 m) und an der Grenze des kleinen Freiſtaates Andorra der Pic du Pt. Signer (2903 m) und der Pic de Serrère (2911 m); weiterhin folgen nach Oſten die Granitgipfel des Pic de Pedroux (2831 m) und des Pic de Carlitte (2920 m), an deſſen Umgebung zahlreiche Quellgewäſſer ihren Urſprung nehmen. Am Puy Nègre entſpringt die 150 km lange Ariège, ein rechtsſeitiger Nebenfluß der Garonne, welcher die ehemalige Grafſchaft Foix, das alte Fuxum bewäſſert. Die Grafſchaft wie die gleichnamige Landſchaft (pays), welche das Ober- und Nieder-Foix bildeten, ſtand unter Grafen, welche ihren Urſprung auf den Grafen Roger von Carcaſſonne herleiten. Dieſer erbte einen Theil der Grafſchaft Carcaſſonne mit dem Titel einer Grafſchaft und die Grafſchaft Foix; im Jahre 1278 erhielt der Graf von Foix auch das Recht über das Thal von Andorra, wo ſeit Karl des Großen Tagen der unter den Schutz des Biſchofs von Urgel geſtellte kleine Freiſtaat exiſtierte. Die Rechte des letzteren wurden durch die neue Verleihung indeß nicht angetaſtet, und als die Grafen von Foix ſpäter Grafen von Béarn und Könige von Navarra wurden, führten dieſe auch den Titel: „Souveräne Fürſten par indivis des Thales von Andorra.“ Mit Heinrich IV. fiel ſodann 1607 das Oberlehnsrecht an die Könige von Frankreich unter Gewährleiſtung der republikaniſchen Freiheiten, und ſo ſteht heute Andorra als neutrales Gebiet unter dem gemeinſchaftlichen Protektorate Frankreichs und des Biſchofs von Urgel, beziehungsweiſe des Papſtes. Beide ernennen je einen der „Viguiers“ oder Statthalter des kleinen Freiſtaates, den Civilrichter ernennen beide abwechſelnd. Drei Deputirte leiſten einen Eid in die Hände des Präfekten der Oſtpyrenäen. Seit 1882 vertritt ein beſtändiger Delegirter Frankreich den einheimiſchen Behörden gegenüber und in den Beziehungen zum Biſchof von Urgel. Alle Jahre bezahlt die bloß 452 qkm und ſechs Gemeinden umfaſſende Republik an Frankreich 960 Franken und an den Biſchof von Urgel 425 Franken nebſt einigen Naturalien.

Was die Grafſchaft Foix anbetrifft, ſo iſt daraus das jetzige Departement Ariège gebildet worden, welches in ſeinem nördlichen Theile bis in die ſüdfranzöſiſche Ebene hinabreicht. Das Land dacht ſich von den Pyrenäen gegen die Garonne ab und beſteht aus zwei tiefen Gebirgsthälern von faſt gleicher Breite, dem des Salat, welcher vom Mont Rouch herabkommt, und dem der Ariège, die durch eine Gebirgsabzweigung der Pyrenäen von einander geſchieden werden und in das Becken der Garonne einmünden. Dieſe beiden Haupt-, ſowie deren zahlreiche Nebenthäler, welche von wilden Gebirgsbächen durchſtrömt werden, ſind von nördlichen Ausläufern der Pyrenäen umgeben und oft nur durch Saumpfade zugänglich. Im Norden des Departements, wo die Thäler ſich zu Ebenen erweitern, iſt das Land zum Theil ſumpfig, und dort liegen auch an der Ariège die wichtigſten Städte, ſo die frühere Hauptſtadt Pamiers, jetzt ein Biſchofſitz mit bemerkenswerther, von Manſard erbauter Kathedrale, breiten, gutgebauten Straßen und von Kanälen umgeben, die zahlreiche Werke

Digitized by Google

Foix.

Digitized by Google

Digitized by Google

treiben; dann das zwar maleriſch am Fuße der Pyrenäen gelegene aber ſchlecht und enggebaute Chefſtieu des Departements, die alte aber unwichtige, nur 7000 Einwohner zählende Stadt Foix, welche von den Phokäern erbaut worden ſein ſoll. Von dem auf ſteilem Felſen gelegenen alten Schloſſe ſind noch drei hohe gothiſche Thürme übrig. Weiter aufwärts im Ariègethale, welches hier zahlreiche Eiſenwerke beſitzt, ſtoßen wir auf Tarascon, bis wohin von Toulouſe aus die Eiſenbahn geht, an welche ſich die Straße anſchließt, die über den Paß von Puy Morens nach Spanien, nach dem Thale des Segre, La Cerdaña oder Cerdagne genannt, führt. Bei Tarascon, welches man nicht mit der gleichnamigen aber viel bedeutenderen Stadt an der Rhône verwechſeln muß, fließt der Saleis in die Ariège und in ſeinem Thale liegt Vicdeſſos, das in den nahen Minen von Rancies unerſchöpflichen Reichthum an Eiſen, welches ſich zur Stahlbereitung eignet, beſitzt. Eiſen gewinnt

Pamiers.

man auch in dem nur 7 km von Tarascon entfernten Thälchen von Miglos, das von jenem des Saleis abzweigt und ein noch jetzt bewohntes ſchönes Schloß mit zwei krenelirten Thürmen beſitzt. An der Straße von Tarascon nach Spanien liegt ſchon hoch oben im Ariègethale das Oertchen Ax an der Mündung mehrerer romantiſcher Pyrenäenthäler; es beſitzt 80 heiße Schwefelquellen von 25—78° C., die der Mehrzahl nach in vier große Etabliſſements vertheilt ſind und beſonders gegen Rheumatismen, Flechten und Skroſeln gebraucht werden. In dieſem ſüdlichen Theile der Grafſchaft Foix iſt das Klima im Winter ſchneidend kalt, im Sommer dagegen ſehr heiß. Das Gebirge mit ſeinen weide- und wieſenreichen Thälern begünſtigt die Viehzucht. Die Waldungen, aus Fichten und Eichen, auch Korkeichen und Buchen beſtehend, bergen zahlreiches Wild, darunter auch Gemſen, Bären und Wölfe, und liefern Nutzholz, ſowie Terpentin und Pech als Ausfuhrsartikel. Zum Anbau von Getreide, Mais, Hanf, Flachs und dergleichen eignet ſich wohl nur der nördliche Theil des Landes, doch überſchreitet der Ertrag den Bedarf der Bevölkerung. Kartoffeln, Obſt und mittelmäßiger Wein werden aber auch in den gebirgigeren Gegenden in Ueberfluß gebaut.

Digitized by Google

Im Oſten des Pic de Carlitte ſinkt der Pyrenäenzug im Col de la Perche zu 1577 m herab. Dieſer Paß führt aus dem Thale des Segre, alſo der Cerdagne hinüber nach Frankreich in jenes der Tet, welche vom Carlitte herabkommt. Eine ſchöne Straße zieht über dieſe Einſattlung, an deren ſüdlichem Abhange Puigcerda, die ſpaniſche Grenzſtadt, liegt. Nur umweit von ihr umſchließt der franzöſiſche Boden eine kleine ſpaniſche Enklave, die Gemeinde Livia, welche aber von der erwähnten Straße nicht berührt wird, ſondern nördlich von ihr abſeits bleibt. Nach Ueberwindung der Paßhöhe, welche die alte Hauptſtadt der franzöſiſchen Cerdagne, die Feſtung Mont Louis krönt, eine der höchſt gelegenen Städte Frankreichs (1588 m), ſenkt man ſich in das Thal der Tet hinab, deren Quellen in dichteſter Nähe von jenen der Aude liegen. Beide Gewäſſer nehmen aber einen ganz verſchiedenen Lauf. Die Aude wendet ſich faſt unmittelbar nach ihrer Geburt gegen

Miglos.

Norden, um erſt bei Carcaſſonne oſtwärts zu fließen und in weitem Bogen das Mittelmeer zu erreichen. Die Tet hingegen ſchlägt vom allem Anfange an eine ziemlich nordöſtliche Richtung ein, welcher ſie bis zu ihrer Mündung ins mittelländiſche Meer bei Canet auf ihrem ganzen Laufe durch die Grafſchaft Rouſſillon treu bleibt. Ihr abwärts folgend ſtoßen wir auf die Städte Olette (613 m), Prades und Perpignan. Prades in tiefem Thale iſt eine ſchlecht gebaute Stadt, in 348 m Meereshöhe und am nördlichen Fuße des Canigon, und bietet als einzige Merkwürdigkeit ihre Kirche, welche eine der reichſten Kapellen Frankreichs beſitzt. In der nächſten Umgebung ſind reiche und wichtige Eiſenlager. Prades iſt Endſtation der im Tet-Thale nach Perpignan führenden Eiſenbahn. Letztere nur 11 km vom Meere entfernte und in weiter, von Kanälen durchſchnittener Ebene an der Tet und der in dieſe einmündenden Baſſe gelegene Stadt iſt das Chefſieu des Departements der Oſtpyrenäen (Pyrénées orientales), welches ziemlich genau der alten Grafſchaft Rouſſillon entſpricht. Sie umfaßte die Grafſchaften Valleſpir und Salenque, Conflent und das franzöſiſche Cerdagne oder Val de Carol. Wie der Lage nach, ſo in Betreff der Sitte und Sprache, iſt das Rouſſillon ein Mittelglied

Digitized by Google

Perpignan.

Digitized by Google

zwiſchen Frankreich und Spanien: ein Durchgangsland, von Hannibal, Pompejus und Cäſar durchzogen, wie von Vandalen, Sueven und Weſtgothen. Unter Karl dem Großen gehörte das Land zur ſpaniſchen Mark, ſpäter zu Aragon, dann zum Königreich Majorca. Seit 1642 iſt es franzöſiſch. Die Hauptſtadt Perpignan hat alte Feſtungswerke, die ſeit 1823 faſt ganz erneuert ſind, und iſt jetzt Feſtung und Kriegsplatz erſter Klaſſe. Sie zählt 32,000 Einwohner und hat Kaſernen für 5000 Mann am großen Waffenplatz. Sie iſt auch zweifelsohne ſehr alt, beſonders wenn man ſie als die Fortſetzung oder Umgeſtaltung des alten Ruſcino gelten laſſen will, von welchem noch, 5 km öſtlich von Perpignan, ein alter Thurm, la tour de Roussillon, übrig iſt. Sonſt iſt in Perpignan, von der ſchönen Kirche St. Jean und einigen wenigen Bauten abgeſehen, wenig vorhanden, was den Fremden zu feſſeln vermöchte. Dem berühmten Phyſiker und Mathematiker Arago,

Az.

der hier geboren wurde, iſt ein Denkmal errichtet. Die Stadt iſt ſchlecht gebaut und trägt ein halb ſpaniſches Gepräge, denn die meiſten öffentlichen Gebäude ſtammen noch aus der ſpaniſchen Zeit und ſind aus Ziegeln aufgeführt; aber die Umgebungen ſind anmutig. Bis zum ſchneebedeckten Canigou überblickt man hier eine herrliche Ebene, welche in der Nähe der Stadt mit prächtigen Gärten, Orangen-, Granatäpfel-, Wein- und Olivenpflanzungen geſchmückt iſt. In der Ebene unterſcheidet man als „Rivrales“ die ſandigen Ländereien längs der Flüſſe von dem durch Bewäſſerungskanäle nach allen Richtungen durchſchnittenen „Regatin.“ Die ſandige Küſtenlandſchaft heißt die „Salenque.“

In ihrem Verlaufe nach Oſten ſpalten und zertheilen ſich die Pyrenäen vielfach und werden vom Col de la Perche an immer niedriger. Ihre Gliederung iſt ziemlich verwickelt. Im Nordweſten des Col de la Perche bilden ſie nördlich vom Carlitte den wichtigen Gebirgsknoten des Puy de Prigne (2810 m), von welchem aus ſie ſich in mehrere Ketten verzweigen. Eine derſelben mit dem Pic de Mouſtics (2608 m) ſtreicht von Süden nach Norden zwiſchen Ariège und Aude; eine andere, mit dem Pic Madrès (2471 m) trennt, in

Digitized by Google

nordöſtlicher Richtung ſtreichend, die Thäler der Aude und Tet und dieſe nördlichen Vor-Pyrenäen, der Kreideformation angehörig, hängen mit den Monts Corbières zuſammen, zwiſchen Aude und Agly, die ſich bis Narbonne hinziehen und in denen der Bugarach, an der Nordgrenze des Departements, 1231 m hoch iſt. Eine dritte Kette, die in öſtlicher Richtung zieht, trennt die Gewäſſer der Tet von denjenigen des Segre und die des Tech von den Quellen mehrerer Küſtenflüſſe Kataloniens. Dieſer Gebirgszug enthält mehrere hohe Gipfel, wie den Pic de Feneſtrelles (2876 m), den Pic Puigmal (2909 m), den Pic du Géant (2881 m) u. a. m. Unter den verſchiedenen Gebirgszügen, die ſich von dieſer Kette auf der franzöſiſchen Seite abzweigen, iſt der impoſante Gebirgsſtock des Canigou (2787 m), zwiſchen Tet und Tech als eine von der Hauptkette faſt iſolirte, nördlich und außerhalb derſelben aufragende Maſſe, der bedeutendſte. Eine der ſchönſten Anſichten dieſes

Prades.

Berges, auf deſſen 24 qm großer Plattform zwei Hütten für wiſſenſchaftliche Beobachtungen errichtet ſind und auf dem ſieben Monate des Jahres der Schnee lagert, hat man aus dem Thale des Tech, von der Brücke bei dem mit hohen Mauern umgebenen Städtchen Céret; ſie iſt die kühnſte Brücke in Frankreich, ſehr hoch und hat einen Bogen von 45 m Spannung. Der Canigou wird vom Badeort Vernet aus in ſechs Stunden beſtiegen. Auf dem ganzen Zuge der Oſtpyrenäen, vom Arrauthal im Weſten bis zum Meere zählt man 75 Cols, Ports oder Paſſagen; aber nur ſieben ſind fahrbar und 28 für Maulthiere paſſirbar. Nächſt dem ſchon wiederholt genannten Col de la Perche iſt der Col du Perthus einer der wichtigſten, über welchen eine fahrbare Straße von Perpignan ſüdlich nach Junquera in Katalonien zieht. Oeſtlich von dieſem Paſſe trägt die Kette, deren Kamm die franzöſiſch-ſpaniſche Grenze bezeichnet, den Namen Monts Albères bis zum Mittelmeere, in welches ſie mit dem Cap Cervera oder Cerbère abfällt. Hart am Fuße des Vorgebirges zwängt ſich zwiſchen dieſem und dem Meere die Schienenſtraße von Perpignan nach Figueras, zuerſt Elne, dann Port Vendres und Banyuls-ſur-mer als die letzten franzöſiſchen Städte berührend. Port-Vendres, von dem wir

Digitized by Google

eine Anſicht bieten, iſt eine gut gebaute Stadt mit einem befeſtigten Hafenbaſſin, das 500 Schiffe faßt; ſie treibt Handel, durch welchen ſie auch reich geworden, und iſt durch Dampfſchiffe mit Marſeille verbunden. Banyuls hat Seebäder und ein zoologiſches Laboratorium zum Studium der Meeresfauna.

Ganz Rouſſillon iſt heiß, auch im Winter frühlingsmäßig, den Weſten ausgenommen, der reich iſt an Weiden, Wäldern und Eiſen. Auf dem Gebirge giebt es dort Schnee und Eis; auch iſt der Boden dort ſteinig und unfruchtbar, in den Niederungen dagegen ungemein fruchtbar. Granathecken, Felder von rothem Boden mit Maulbeerbäumen, Oliven und Orangen, Bergabhänge mit Lavendel und Rosmarin bezeichnen die Mittelmeer-Vegetation. Man gewinnt viel Wein, größtentheils rothen, und zwar ſind die Rouſſillonweine die beſten franzöſiſchen Deſſertweine, unter welchen Rivesaltes, Grenache, Collioure, Bagnols obenan ſtehen. Unter

Die Tech-Brücke bei Céret und der Canigou.

den Weißweinen iſt der beſte der Maccabeo, auch hat man treffliche Muskateller. Rouſſillons Flüſſe ſind in der heißen Zeit völlig ausgetrocknet, werden aber in der Regenzeit verheerende Ströme. Das angeſchwemmte Land der Meeresküſte zeigt bis zur Tech-Mündung nur ſumpfige, ungeſunde Striche, die ſogar unbewohnbar ſein würden, wenn nicht zuweilen ein die Luft reinigender Nordweſtwind, die von den Monts Corbières herkommende „Tramontane“ wehte. Die Hauptbeſchäftigung der Bewohner bilden Ackerbau, Viehzucht, an der Küſte Fiſcherei, namentlich Thunfiſch- und Sardellenfang, im Gebirgslande Bergbau, während die Induſtrie von geringer Bedeutung iſt. Die Menſchen, denen es noch vielfach an Elementarbildung fehlt, ſind ſtark und kühn, ſtolz, mäßig und arbeitſam, aber auch rach- und ſtreitſüchtig, heftig und glaubenseifrig; ſie lieben gar ſehr den Tanz, die Cigarre und das Schlendern, und ſind, wie die Natur ihres Landes es mit ſich bringt, geborne Schleichhändler. Dieſe Franzoſen des Rouſſillon ſind aber gar keine Franzoſen; für ſie fängt erſt jenſeits ihrer Nordgrenze Frankreich an, das ſie keineswegs lieben und die Sprache, welche ſie reden, iſt die katalaniſche der benachbarten ſpaniſchen Provinz Katalonien, ein rauhes, dem Provenzaliſchem verwandtes Idiom, das auch

Digitized by Google

Conversationes und noch jetzt Schriftsprache ist. Als Probe theilen wir nachstehendes, 1882 vom Rector Francesch Roux gedichtete Lob von Banyuls mit, dessen Verständniß den Freunden der Linguistik eine übrigens nicht schwer zu knackende Nuß aufgeben mag:

Sem de Banyuls! nos en fem glori:
Com nostre poble no s'en veu.
Istiu, hivern, es ben notori,
Banyuls es un poble de Deu:
Los bayus de mar, lo vi tant bo,
L'ayre tant dols, lo peix tot viu,
Fan de Banyuls, tothom ho diu,
Poble de goig en Rosselló . . .
Sem de Banyuls!
Vive Banyuls!!!

Anau, corriu, abont voldreu,
Ben lluñ d'ací, sempre cerean.
Alloch, segurt, no trobareu
Más que Banyuls, poble agradant:
Lo mar immens en son estéu,
Monts productius molt renommats,
Vitnyes de preu, horts admirats
Donen aqui pler y riquése . .
Sem de Banyuls!
Vive Banyuls!!!

Port-Vendres.

No s' dirá mès qu'es a Colliure,
Altre bel lloch del Rosselló,
Que ten d'anar qui vol ben viure
Com abans deye la canso . . .
Es a Banyuls que té d'anar.
Es a Banyuls que s'veu venir
Qui s' ta malalt per se guarir.
Qui s' pórte bé per s'alegrar . . .
Sem de Banyuls!
Vive Banyuls!

Los Banyolencs son marinéros,
Gens de treball, homes de cor,
D'ayre tot bo, marxant liqueros,
Cor sobra ma, paraule d'or . . .
Amen la pau, la guarden bé;
Son menester de commissari,
Son ben reglats com d'ordinari,
Malgrat lo temps . . . axo fa plé! . . .
Sem de Banyuls!
Vive Banyuls!!!

Als forasters fan bona care,
Lis fan servey de lo que cal.
Lo Banyolenc es pas avare,
Per tots sa case es un hostal . . .
També vénen, a temps marcat,
Pobres y richs, gent de tot ban,
Y diuhen tots quant ells s'en van:
„A Banyuls sol es l'amistat."
Sem de Banyuls!
Vive Banyuls!!!

Digitized by Google

Das Languedoc.

Die fruchtbare Landschaft, welche vom Garonnegebiet im Westen bis an das rechte Rhonenfer im Osten, nach Süden hin aber an den Fuß der Pyrenäen, nach Foix und Rousſillon ſich erſtreckt, ein Gebiet ſo groß etwa wie die deutſche Provinz Hannover nebſt dem Regierungsbezirk Münſter, iſt das Languedoc, im dreizehnten Jahrhundert das Centrum für die alte provenzaliſche Sprache, nach welcher es auch benannt iſt. In der Geſchichte Frankreichs iſt dies Land von hoher Bedeutung, denn Jahrhunderte lang hielt es mit Aquitanien der Herrſchaft von Paris das Widerſpiel, und nur mit großen Schwierigkeiten hat dieſer Süden Frankreichs mit dem übrigen zu einer Staatseinheit verſchmolzen werden können. Die feindlichen Spuren, ſowie die der Unabhängigkeit ſind ſelbſt heute noch nicht verlöſcht; in ſeiner Sprache, ſeinem Glauben und ſeinen Ideen bewahrt das Languedoc ſeine Unabhängigkeit. Man theilte es in Ober-Languedoc im Becken der Garonne, mit der Hauptſtadt Toulouſe, und zerfallend in das Toulouſain, Albigeois und Lauraguais — der ebenſte, fruchtbarſte und bevölkertſte Theil; dann Nieder-Languedoc, im Baſſin der Aude, des Hérault und Gard, mit der Hauptſtadt Montpellier, zerfallend in die Landſchaften Razez, Carcaſſès, Narbonnais, Bebberrois, Agadès, Lodèvois, Nemoſès, Uzège, den Sevennen, umfaſſend das Pays d'Alais, Vivarais, Gévaudan und Velay — Berge und Tiefebene, fruchtbar, bevölkert, mit anſehnlichen Handelsſtädten. Eine Ausnahme machen nur die Sevennen (les Cevennes), die ſüdöſtliche und öſtliche Begrenzung Hochfrankreichs, welche als eine faſt überall aus Urgebirgsmaſſen beſtehende Kette von Lodève im Süden bis zum Mont Pilat und dem Rhône, mehr denn 300 km lang, ſich erſtreckt. Dieſes Gebirge iſt arm, unfruchtbar und auch ſchlecht bevölkert, aber landſchaftlich von großer Schönheit; wir werden es noch genauer kennen lernen.

Von der ſandigen Küſte des Mittelmeeres ausgehend, trifft man zunächſt kieſige, röthliche Hügel, auf denen nur Weinſtock und Oelbaum gedeihen; dann folgen tiefe Thäler, wo man Maulbeer- und Obſtbäume zieht in den ſchönſten Landſchaften und an den fruchtbarſten Abhängen, und wo die Berge mit Wäldern gekrönt ſind. Auch weiter hinauf ſind die vulkaniſchen und die Kalkgebirge an den Abhängen mit Wäldern und Weiden bedeckt; darauf folgen unfruchtbare Haiden, wo man nur Buxbaum und Gebüſch trifft, und hinter dieſen ſogenannten Garrigues erſcheinen die dürren Gipfel der Sevennen mit ihren erloſchenen Kratern, ihren tief zerriſſenen Seiten und ihren Baſaltſäulen. Von ihnen ſteigt man zu den nackten und wüſten Tafelflächen der Causses herab, die köſtliche Weiden bieten; weiter unten folgen die ſchönen Thäler des Tarn, Agout, der Garonne, wo man die reichſten Ebenen findet, wellige Hügel mit der mannigfaltigſten Kultur, die maleriſchſten Bilder, gehoben durch zahlreiche Wohnſtätten, durch Wohlſtand und Gedeihen. Auf den Causses, dem Lozère- und Aubrac-Gebirge trifft man ſtrengen Froſt, in der Mittelmeerebene den heißen, wolkenloſen Sübhimmel, im Garonnebecken die mildeſte, gleichmäßigſte Temperatur. In den Theilen am Rhône- und am Mittelmeer ruht der Hauptreichthum im Wein, der ſelbſt auf Felſen gedeiht und ein berühmtes Product liefert. Der Maulbeerbaum bedeckt die Hügel, denn hier wird faſt alle Seide Frankreichs gewonnen; auch der Oelbaum iſt höchſt wichtig, Getreide und Wieſen aber ſind unzureichend. Im Garonnebereich ſind die Flußthäler äußerſt fruchtbar und erzeugen in Fülle Getreide, Früchte, Hanf und Tabak; höher hinauf wächſt reichlicher und guter Wein; auf den Tafelflächen finden ſich Weiden und Holz. Nur ein kleiner Zipfel des Departements der Oberen Garonne (Haute Garonne), des weſtlichſten im Languedoc, reicht bis ins Herz der Pyrenäen hinein und trägt dort den ausgeprägteſten Gebirgscharakter, den wir im vorhergehenden Abſchnitte geſchildert haben. Dort liegen das reizende Bagnères de Luchon und die Heimath der Cagoten, die Ortſchaften St. Béat,

Digitized by Google

St. Bertrand de Cominges, und weiter hinausgerückt in das nördliche Tiefland St. Gaudens an der Garonne, der Niederlagsort eines großen Handels mit Spanien und zugleich der Schlüssel der Pyrenäen. Seine nicht uninteressante Kirche findet der Leser auf einer Tafel mit mehreren anderen bemerkenswerthen Denkmälern aus diesem Departement und aus der Stadt Toulouse vereinigt. Um die letztgenannte Metropole breitet sich die fruchtbarste, kultivirteste Gegend des Languedoc aus, eine der reichsten Frankreichs. Aber dieses bodenbauende Land hat seit sehr früher Zeit auch eine Industrie, welche in der Art zu fabriciren, in ihren Gewohnheiten und im Geschmack gänzlich von der des nördlichen Frankreichs abweicht; es sind dies einerseits die Tuchfabriken des Tarn, andererseits die des Hérault, endlich die Seidenfabriken in den Gard-Gegenden, in Nimes, Alais und Vigan.

Den Mittelpunkt der weiten Garonne-Ebene bildet die Stadt Toulouse, das jetzige Chefsieu des Departements, die alte Stadt der Tolosaten, des wichtigsten Stammes der Tectosagen, dann Hauptstadt der Westgothen, nach welchen das Languedoc eine Zeitlang auch den Namen Gothien führte, und darauf der mächtigen Grafen von Toulouse, bis sie nach dem Aussterben ihres Hauses 1271 sammt dem Languedoc durch König Philipp III. an Frankreich kam. Aber diese Vereinigung des Languedoc mit Frankreich konnte diesen Mittelpunkt nicht verrücken. Paris war nur nominell zur Hauptstadt geworden, Toulouse blieb nach wie vor die Metropole des Südens. Schon im zweiten Jahrhundert vor Christi der Mittelpunkt des westeuropäischen Handels und für die Römer eine der wichtigsten Städte des südlichen Galliens, beherrscht sie auch heute noch die Straßen, welche das Ufer des Mittelländischen Meeres und des Oceans verbinden. Durch diese günstige Lage ist die heute über 140,000 Einwohner zählende Stadt der natürliche Stapelplatz für die Erzeugnisse des Gebietes zwischen den beiden Meeren, besonders für Wein, Oel, Getreide und Wolle geworden; Toulouse treibt aber außer dem Handel auch noch verschiedene, sehr bedeutende Gewerbe, und so muß ihr Charakter als Universitätsstadt, deren Facultäten übrigens nach denjenigen von Paris reihen, nothwendig stark zurücktreten. In Geist und Körperbildung zeigt der Toulousaner einen eigenthümlichen südlichen Typus. Die Frauen haben meist dunkelschwarze Haare, blendendweiße Haut, pikante Züge, große, mandelartig geschnittene Augen mit langen Wimpern, etwas petulante Nasen, außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes und südliche Vorliebe für farbige Kleider und Schmuck. Man begegnet sehr viel schönen und frischen Frauengesichtern, besonders in der dienenden Classe, und mit Recht kann sich Toulouse derselben rühmen. Die Männer sind durch scharfe Physiognomien mit dem Gepräge südlicher Erregtheit charakterisirt, geistig lebendig und heiter, meist sehr freundlich und gefällig, höflich, sanft, liebenswürdig im Umgange, aber vorschnell, selbstzufrieden, sehr von sich eingenommen, oft bigott und den kleinen Geschichten offen, aber raschen und treffenden Urtheils. Dem Tanz und der Musik, dem Vergnügen und den Festlichkeiten sind sie sehr geneigt, aber auch den ernsten wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten.

Was nun die allgemeine Physiognomie der Stadt betrifft, so trägt sie selbst heute noch die entschiedene, mittelalterliche Scheidung in „Cité“ und „Bourg“ an der Stirne, beide um einen religiösen Mittelpunkt gruppirt, jene um die bischöfliche Kathedrale St. Etienne, diese um die alte Abteikirche St. Sernin. Im zwölften Jahrhundert war nämlich der nördliche, allerdings bedeutend kleinere Theil der jetzigen Stadt ein von derselben unabhängiger Bourg; dort war die Zahl der adeligen Familien, der Milites, sehr groß; dort hatten sie ihre befestigten Häuser, ihre Thürme. Bourg wie Cité hatten ihre eigenen Mauern und Thore; jeder Theil hatte auch seine „Capitouls“, seine Assessoren, Notare, seine eigene Kasse; auch fehlte es an fortwährenden Reibungen nicht, und man ging nur bewaffnet in den Bereich des Anderen. Zum vollen Ausbruch brachte die Feindschaft die Zeit der Albigenserkriege (1209—1229), in denen Südfrankreich grauenhaft verwüstet wurde, besonders das Gebiet des den Ketzern geneigten Grafen Raimund VI. von Toulouse. Die dabei gemachten Erfahrungen trieben beide Theile, die reichen Vasallenfamilien im „Bourg“ und die Bürger der „Cité“, zur engeren Vereinigung, welche 1259 auch beschlossen ward. Im Jahre 1294 ward dann ein Gebäude gegründet auf der Grenzscheide, der Mauer der zwei ganz getrennten politischen Wesen, die zusammen den Namen Toulouse führten. Damit war zugleich die Vereinigung der höchsten Behörden beider Theile ausgesprochen. Das in Rede stehende Gebäude war das auch heute noch sogenannte „Capitol“ auf dem größten Platze der Stadt, der den politischen und Verkehrsmittelpunkt bildet, und angeblich an der Stelle des ursprünglichen, römischen

Digitized by Google

Merkwürdige Denkmäler im Departement der Oberen Garonne.

Digitized by Google

Capitols. Allerdings hat die römiſche Tolosa, welche gleichzeitig mit den übrigen größeren nationalkeltiſchen Städten der Gallia Narbonnensis das Recht der Latinität, dann der römiſchen Colonie erhielt, ein Capitol mit dem Tempel der drei capitoliniſchen Gottheiten gehabt; aber die Tradition, welche unmittelbar an das römiſche Capitol eine Erneuerung oder ununterbrochene Dauer im Mittelalter ſchließt, iſt eine ſehr junge und künſtlich geſchaffene. Es giebt keinen Beweis für die Exiſtenz des römiſchen Capitols an jener Stätte. Das heutige Capitol iſt aber auch nicht mehr dasſelbe Gebäude wie jenes im Jahre 1294 errichtete, die Stelle aber die nämliche. Es iſt ein im ſiebzehnten Jahrhundert aufgeführter großer, moderner, aber gewaltiger Bau mit drei großen, mit römiſchen Säulenſtellungen gezierten Avantcorps, in welchem ſich auch das Theater befindet. Als man dieſes neue Capitol errichtete, war freilich die bürgerliche Selbſtſtändigkeit an Bedeutung ſchon ſehr geſunken. Doch wachte man noch eiferſüchtig über die ſehr unſchuldigen und friedlichen Rechte, welche auch alsbald in die allgemeinen Formen der abſoluten Monarchie aufgehen ſollten. Es hatte ſich nämlich in Toulouſe ein Nachklang eines provenzaliſchen Dichterhofes erhalten, die Geſellſchaft Consistori de la gaya ciencia mit ihren Leys d'Amour war ſeit 1323 unter ſieben Bürgern von Toulouſe (Sept Trobadors de Tolosa), den ſogenannten Mainteneurs in einem Blumenfeſte, den Jeux floraux, die früher in einem großen Garten gehalten wurden, alle Jahre wieder lebendig geworden. Der höchſte Preis, das goldene Veilchen, dann Tauſendſchön, weiße Roſe, Lilie, Ringelblume bildeten das edle Ziel des Wetteifers. Die Jeux floraux, welche die toulouſiſche Sappho, die mitunter angezweifelte Clémence-Iſaure, im fünfzehnten Jahrhunderte zum Andenken an ihre unglückliche Liebe erneuert haben ſoll, wanderten in das Capitol und überdauerten die ſtädtiſche Verfaſſung. Durch die Revolution unterbrochen, begannen ſie wieder 1806, das Capitol aber iſt zur Mairie geworden.

Das Capitol bildete, wie wir ſagten, den Scheidepunkt zwiſchen Bourg und Cité, und heute noch iſt die Scheidung erkennbar. Hier die Cité im langen Oval an die Garonne angelehnt, über den Strom hinüber in der Vorſtadt St. Cyprien greifend, dichte, vielfach ſich ſchneidende, meiſt enge Straßen, in den Namen derſelben die hervortretenden Gewerbe des alten Bürgerthums aufweiſend, noch heute der Sitz des Handelsverkehrs, der Börſe, der wichtigen Getreidehalle, der Tuchhalle; die kirchlichen Anlagen liegen eng umgeben von bürgerlichen Gebäuden, oft in der Mitte einer Häuſermaſſe verſteckt. Dagegen hat die Gegend des Bourg lange, wenig durchſchnittene, meiſt öde Straßen, große Häuſerinſeln mit viel Raum und Gärten, dabei eine Menge öffentlicher, urſprünglich kirchlicher Gebäude mit gewaltigen Backſteinfaçaden und hohen Hofmauern.

Vom Capitolplatze wenden wir uns zunächſt nach der Garonne und der Kirche de la Daurade, welche als Deaurata, wahrſcheinlich ihres Moſaikſchmuckes wegen, ſchon von Gregor von Tours, dem merovingiſchen Geſchichtsſchreiber des ſechſten Jahrhunderts, gekannt iſt. Jetzt iſt ſie indeß ein durchaus moderner Bau mit Tonnengewölbe und einer nach dem Quai hin ſich grazids in Säulen aufbauenden Façade. Sie kann uns nicht lange beſchäftigen gegenüber dem großartigen Anblick, den der Quai ſelbſt bietet. Wir begrüßen hier die Garonne, welche, ein Kind des Hochgebirgs, bei Toulouſe von den begleitenden Höhenzügen verlaſſen wird, aber noch entſchieden das Gepräge ihres Urſprungs trägt: einen raſchen Lauf, ein weites aber flaches und leicht verſandendes Bett. An Breite wird ſie der Donau bei Regensburg wenig nachgeben, mit der ſie zugleich in der Farbe übereinſtimmt. Am rechten Ufer dehnt ſich im weiten Bogen Toulouſe ſelbſt hin, mit dem hohen Thurme der Dalbade; dort auf dem linken erheben ſich das Hôtel Dieu und das Hoſpice la Grove mit ſeiner Kuppelkirche. Flußaufwärts wird der Blick durch die höchſt ſtattliche Steinbrücke gefeſſelt, mit einem großen Triumphbogen auf dem jenſeitigen Ufer geſchloſſen. Ueber die Brücke hinaus zieht ſich die Inſel Toulouſe hin, rechts dagegen eine breite, vierfache Platanenallee, der Cours Dillon. Da überſpannt noch einmal in der Ferne ein Brückenbau nicht allein die Garonne, ſondern auch das grüne Gebüſch der Inſeln: die ſechs luſtigen Bogen der Kettenbrücke St. Michel; ein hoher grüner Wald ſchließt das Bild hinten ab. Und wenden wir uns ſtromabwärts, ſo ſind es ſehr ſtattliche hochgemauerte Quais mit Landeplätzen und kleinen gemauerten Häfen, die bis zu dem vorſpringenden Complex von Gebäuden führen, welche als die Mühlen von Bazacle ſeit alter Zeit eine große Bedeutung für Toulouſe hatten, ein feſtes Schloß und zugleich eine ſehr große Zahl von Mühlgängen. Die Garonne ſtürzt ſich hier über ein weit hinein gezogenes Wehr und giebt oberhalb noch das

Digitized by Google

Waſſer zu dem Schiffscanal ab, welcher unterhalb der Stadt mit dem Canal du Midi ſich vereinigt, nachdem er eine einförmige Allee als Canal de Brienne gebildet hat. Der Weg über die Brücke nach St. Cyprien iſt belohnend genug durch den immer großartiger ſich aufbauenden Rückblick auf die Stadt. Ein Spaziergang unter den Platanen des Cours Dillon führt uns allmählich an das obere Ende der Stadt, und wir haben dann auf der Brücke St. Michel Muße, uns jener ſchönen Flußbefränzungen mit prächtigen Baumgruppen, welche den Lauf der Garonne auch weiter abwärts ſo auszeichnen, zu erfreuen.

Doch zurück auf das rechte Garonneufer. Am Abhang der Vorſtadt St. Michel mündet in den Port Garaud aller Waſſerverkehr auf der oberen Garonne. Bauſteine, Kalk werden aus den Pyrenäen hierher gebracht. Ein Complex von Gebäuden, les moulins du chateau, berricte 1184 angelegt, ſchließen auch hier die Stadt ab und bilden zugleich das Ende der Inſel Tounès. Hier fallen zur Linken die ſehr alterthümlichen Privathäuſer auf, mit darin eingebaut ein altrömiſches Thor; zur Rechten das große Palais de Justice, daneben eine Kaſerne; man ſieht ferner, wie hier die kurzen engen Straßen ſich mehr concentriſch um einen freien Mittelpunkt gruppiren, während dann divergirend die Hauptquaſaden des ſtädtiſchen Verkehres in der Cité ausgehen. Im Namen, welcher hier herrſcht, le chateau, hat ſich die hiſtoriſche Beziehung erhalten: das iſt der Platz des Chateau Narbonnais, oder Palais de Castel, des alten Grafenſitzes der mächtigen Raimunde von Toulouſe, dann noch oft die Reſidenz der franzöſiſchen Könige. Die nächſte Straße führt uns zur Kirche Dalbade, gleichſam die Beichtkirche für den albigenſiſchen Kreuzzug. Sie öffnet ein reich gothiſches Portal mit Heiligenfiguren; im Innern ſind ſehr frühgothiſche einfache Formen mit ſpäterer Erneuerung vielfach überdeckt. Während der Revolution hat ſie den ſchlanken, ſchönen Thurm verloren, der in Toulouſe der höchſte war. In ihrer Nähe befindet ſich die Maison de Pierre in ſchwerem, aber originellem Renaiſſancestile mit zahlreichen Sculpturen; ſie iſt aber nicht das einzige Beiſpiel architektoniſcher Kunſt in Toulouſe; die Hôtels Catelou, Lasbordes, d'Aſſézat, Clary und andere Werke des ſechzehnten Jahrhunderts ſtehen auf gleicher Stufe und meiſt auf engem Raume, in einer engen Straße, uns das volle Verſtändniß der antiken Formen neben mittelalterlichem, bürgerlichem Sinn und freier Beibehaltung mittelalterlicher Gedanken darlegend. Mitten in der Stadt liegt endlich das Auguſtinerkloſter, in welchem das Kunſtmuſeum, eines der reichhaltigſten und intereſſanteſten Muſeen Frankreichs, ſich befindet. Nicht allein das Alterthum und die neuere Malerei iſt hier vertreten, ſondern in langen Reihen ſtehen die Stein- und Bronze-Sculpturen des Mittelalters und der Renaiſſance beiſammen. Ein prachtvoller, rings abgeſchloſſener Kloſterhof feſſelt ſchon an und für ſich einen ernſteren Beſchauer. Ueberall drängt durch die zierlichen Säulen und den reich nach arabiſcher Weiſe gezackten Spitzbogen das üppigſte Grün von Bäumen und Pflanzen, die durch eine plätſchernde Fontaine erfriſcht werden, und ſchräg über uns erhebt der Thurm der Kloſterkirche ſich in die ſcharfe leuchtende Luft.

Verlaſſen wir dieſe Stätte der Kunſt, um noch die zwei kirchlichen Mittelpunkte zu beſuchen, die in der ſtädtiſchen Geſchichte in den Vordergrund treten: die Kathedrale St. Etienne und die Kirche St. Sernin. St. Etienne liegt an einem langen unregelmäßigen, allmählich ſich erweiternden Platz; der Thurm und das Portal ſowie die darüber befindliche Roſette gehören der letzten Entwicklung des gothiſchen Stiles an; das Schiff erſcheint dagegen außerordentlich klein und einfach, als ein großes Gewölbe aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Großartiger iſt St. Sernin, eine fünfſchiffige romaniſche Kirche, welche wie kein anderes Werk dieſes Stiles einen harmoniſchen und großartigen Eindruck macht. Im Innern ſtreckt ſich vor uns das Langſchiff mit vier Reihen zierlich an den Ecken gegliederter Pfeiler mit Rundbogen; die Capitelle ſind dabei mannigfach verziert. Ueber ihnen öffnet ſich in oberer, von zierlichen Säulenpaaren getragener Arkade der Umgang, darüber die reich mit Schachbrettform verzierte Wand in Fenſtergruppen, zwiſchen denen die breiten Gewölbegruppen aufſteigen. Auch der Hauptthurm iſt im Stile des Ganzen gehalten, unten noch mit Rundbogenfenſtern, oben mit den ſchon beim Muſeum erwähnten Spitzdreieckfenſtern. Die Kirche ward 1096 durch Papſt Urban II. geweiht und ſtammt in ihren Haupttheilen noch aus dieſer Zeit.

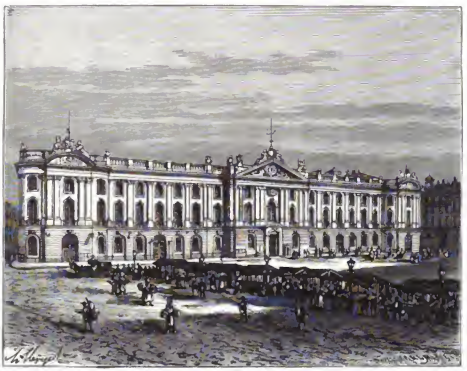
Die Kirchen ſind der Stolz und der Troſt des Volkes von Toulouſe. Sie ſind nicht allein Denkmäler der guten alten Zeit, ſie ſind auch die letzten Stützen und Pfeiler des gottgefälligen Sinnes, in welchem Toulouſe, die fromme, ketzerfeindliche Stadt, einſt ſich hervorthat. Seitdem die unermüdlichen Prediger und

Digitized by Google

Toulouse.

Digitized by Google

Inquiſitoren, die Dominicaner, hier gearbeitet und geſchafft, ward Toulouſe der Mittelpunkt des geiſtlichen Regiments im Süden und iſt es noch heute. Kaum einen Orden des Weſtens gab es, der in Toulouſe nicht vertreten war, und vor der Revolution verging faſt kein Tag, in dem nicht in einer der hundert Kirchen und Kapellen ein Feſt gefeiert worden wäre, das die ſchauluſtige Menge anzog. Faßt man die Bedeutung dieſer Feſte, ihren Einfluß auf das Volk ins Auge, ſo wird uns klar, daß, obgleich Toulouſe noch immer reich iſt an religiöſen Feſten, die mit Pomp gefeiert werden und an denen ſich alle Geſellſchaftsclaſſen betheiligen, jetzt doch nur das Schattenbild des früheren kirchlichen Lebens dort exiſtirt. Toulouſe verdient nicht mehr den Namen der „heiligen Stadt“, die Kirche iſt den Einflüſſen der Revolution erlegen. Der Ketzer wohnt heute in Toulouſe ruhig neben dem Katholiken, die Proteſtanten haben ihr eigenes Gotteshaus, die Kirchen und



Das „Kapitol“ zu Toulouſe.

Klöſter erhalten nicht halb ſo viel Gaben als ſonſt, weltliche Freuden nehmen die Herzen gefangen und die prachtvollſten Proceſſionen ſind nur ein Schatten von dem, was ſie einſt waren. Immerhin iſt die Geiſtlichkeit, an deren Spitze ein Erzbiſchof ſteht, eifrig bemüht, den kirchlichen Sinn zu erhalten oder zu erregen — nicht ohne Erfolg, wie denn die Kirche im Süden Frankreichs ihre volle Herrſcherkraft in der Bevölkerung niemals ganz verloren hat. Mögen die Freigeiſter und radikalen Politiker ſagen, was ſie wollen, die katholiſche Religion bleibt und wird im Süden immer populär bleiben. Ihre Feſte, Ceremonien, Ueberlieferungen, Legenden ſind ſo tief in das Mark des Volkes eingedrungen, daß alle Liberalen, um ſie zu entwurzeln, ſich die Finger und Nägel daran abbrechen würden. Die Fronleichnamsprozeſſion, der Weihnachtsputer, die Gründonnerstagsbeſuche — um nur dieſe drei Daten anzuführen — ſpotten aller Revolutionen. Dieſe Popularität iſt nun nicht ohne Beigabe einer gewiſſen Familiarität. Man lebt auf vertrautem Fuße mit der Kirche; man kennt die Spitznamen der Kirchenſchäfer und der Meßner, die Kirchenpfleger und den Sakriſtan, den Weihwaſſerſpender und den Glöckner; man iſt dort wie zu Hauſe. In Paris unterſagen ſich die wahrhaft Frommen dergleichen Späße.

Digitized by Google

nicht blos weil der Norden ernſter iſt als der Süden und der graue Himmel weniger heiter als der blaue, ſondern auch weil ſie wiſſen, daß ſie nur auf die Straße zu gehen brauchen, um ſich an einen jener Jünger Voltaire's zu ſtoßen, welche den Scherz in Blasphemie, das Lachen in Verwundung verwandeln würden. Die Franzoſen des Südens machen es ſich bequem mit dem lieben Herrgott, weil ſie gewiß ſind, wieder ernſt zu werden, wenn es nöthig ſein wird, weil ſie überzeugt ſind, daß ein Mißverſtändniß unmöglich iſt, daß ihre Abſichten nicht verdächtigt werden können, ihre Scherze nichts zu bedeuten haben und daß der Schöpfer, der da all' das Unheil kennt, welches der ſchwarze Frack angerichtet, ihnen verzeihen wird, ſich in Hemdärmeln zu zeigen. Intereſſant iſt die ſich hieran knüpfende Bemerkung eines Mannes wie Karl Vogt, welche er bei Gelegenheit einer Reiſe im ſüdlichen Frankreich anſtellt: „Soweit ich ſehe, iſt da, wo der Katholizismus

Hofraum des Muſeums zu Toulouſe.

allein herrſcht, ein leichtlebigeres Volk, als in proteſtantiſchen Ländern. Man grübelt und ſpintiſirt nicht und Diejenigen, qui pratiquent, wie der klaſſiſche Ausdruck ſagt, machen ihre Sache in der Frühe mit einer Meſſe oder einer Kniebeugung vor irgend einem Heiligenbild ab und damit iſt es auch für den ganzen Tag abgethan. Die meiſten Männer thun ſogar ihren Kultuspflichten nur einmal im Jahr, zu Oſtern, Genüge, wenn ſie es überhaupt thun, und dann auch gewöhnlich nur, um zu Hauſe mit Frau und Töchtern Ruhe zu haben. Ich habe auf meinen Reiſen die katholiſchen Prieſter ſtets weit umgänglicher gefunden, als die proteſtantiſchen Pfarrer; erſtere tragen nur äußerlich ihre Sutane, letztere ſchleppen auch in Civilkleidern ihre Kanzel auf dem Rücken mit ſich herum."

Eine gut kirchliche Stadt iſt gegenwärtig auch Albi. Seit 1678 errichtete man ein Erzbisthum in der Stadt, wo ſich ſchon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts die Lehren der unter dem Namen der Katharer, Pataréner oder Publikaner bekannten Häretiker verbreiteten, die darnach ſich Albigenſer nannten,

Digitized by Google

2164.

Digitized by Google

welche Bezeichnung ſich ſpäter auf alle häretiſchen Gemeinden Südfrankreichs erſtreckte. Dermalen iſt Albi wohl der häßlichſte Biſchofsſitz in ganz Frankreich. Die auf einer Anhöhe am Tarn, einem Nebenfluſſe der Garonne, in 169 m Meereshöhe gelegene Stadt hat höchſt enge und unregelmäßige Straßen und der erzbiſchöfliche Palaſt nimmt ſich aus wie eine Feſtung. Dagegen beſitzt ſie eine wahre Perle in ihrer Kathedrale, die zwar ebenfalls ein feſtungsartiger Bau, aber zugleich ein Meiſterſtück der Kühnheit iſt. Sie iſt in gothiſchem Stile, 1282—1512 erbaut, einſchiffig, 107,75 m lang, 28,28 m breit und 30 m hoch; ihr Thurm mißt 78,5 m Höhe. Ganz prachtvoll iſt im Innern der Kirche die Chorbühne, von welcher wir eine Abbildung mittheilen. Den Glanzpunkt der Stadt bildet aber die Promenade Lice, eine ſchöne Terraſſe, welche eine wundervolle Ausſicht bietet.

Kirche Saint-Sernin zu Toulouſe.

Albi, deren 2000 Einwohner Fabriken für Leinen- und Baumwollzeuge, Hüte, Aniseſſenz u. ſ. w. unterhalten, war im Mittelalter die Hauptſtadt der Grafſchaft Albigeois und iſt heute das Chefſitz des Departements des Tarn, welcher Fluß faſt alle Gewäſſer dieſes Verwaltungsbezirkes aufnimmt, ſo Rance, Agout, Aveyron. Ganz in der Nähe von Albi macht er den berühmten, 19 m hohen Saut du Sabot oder Saut du Tarn: eine Reihe von Kataraften des Fluſſes, der ſich überall tief in den Kalkfels eingefreſſen hat und in unſichtbaren Ruinen fließt. Nebſt dem Tarn bewäſſern noch der Cerou und die Berre, die links in den Viaur gehen, dieſen Weſtabhang der Montagnes Noires, eines Gebirgszuges, deſſen Weſtende plötzlich aus den Ebenen der Gascogne aufſteigt und der mit niedrigen, unfruchtbaren Granithügeln bis an den Canal du Midi verläuft. Dieſe Schwarzen Berge, die etwa 60 km lang zwiſchen den Quellen des Jaur bis zu denen des Fresquel und der Sor in durchſchnittlich 500—600 m Höhe ſtreichen, im Montalet und Pic de Narre aber zu 1257 und 1200 m aufſteigen, nehmen den Südoſten des Departements ein, welches ſich nach Weſten hin abdacht, aber im Allgemeinen gebirgig und hügelig iſt, in den Thälern und Ebenen jedoch fruchtbaren Boden

Digitized by Google

beſitzt, auf dem ehemals viel Mais gebaut wurde, während man jetzt noch Anis und Safran zieht. An Weiden fehlt es nicht, und Bauholz liefern die Waldungen der Montagnes Noires, welche auch nennenswerthe Steinkohlenſchätze bergen. Bei dem im Allgemeinen milden, im Sommer ſogar ſehr heißen, aber geſunden Klima gewinnt man Wein und Getreide über das Bedürfniß. Am Fuße der Schwarzen Berge liegt das durch ſeine großen Tuchfabriken bedeutende Städtchen Mazamet, der Endpunkt einer Eiſenbahn, welcher es mit dem nordweſtlich gelegenen und noch beträchtlicheren Caſtres verknüpft. Dieſe heute 22,000 Einwohner zählende Unterpräfekturſtadt iſt ſehr alt; ſie verdankt ihren Urſprung einer hier im Jahre 647 errichteten Benedictinerabtei und war ſchon im zwölften Jahrhundert eine bedeutende Stadt; ſie befindet ſich in einem reizenden Thale am ſchiffbaren Agout, über den zwei Steinbrücken führen, in 171 m Meereshöhe. Der alte biſchöfliche Palaſt,

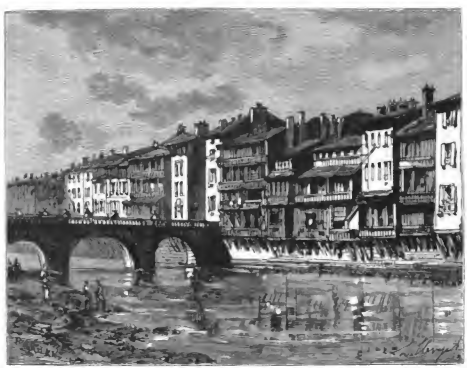
Chorbühne der Kathedrale zu Albi.

jetzt Sitz der Unterpräfektur, iſt ein ſchönes Gebäude. Schön darf man auch das Stadthaus nennen; ferner ſeien erwähnt das große Juſtizgebäude, die ehemalige Kathedrale nebſt zahlreichen öffentlichen Brunnen, die durch einen in den Felſen geſprengten Aquäduct geſpeiſt werden. Caſtres hat anſehnliche Fabriken für Tuch (Castorines), Engliſchleder, Pergament, Papier, Kupferwaaren u. dgl. und betreibt ſehr wichtigen Handel. In der Nähe der Stadt, bei dem Orte La Roquette, zeigt man den „zitternden Fels“ ſowie die Grotte des heiligen Dominicus. Höhlen ſind überhaupt nicht ſelten in der Gebirgsformation des Tarn-Departements, welche auch ſonſt groteske Formen zeigt, wie z. B. die überhängenden Maſſen im Thale des Gijon, Nebenfluſſes des Agout, unter deren Schutze ſich die Reſte des alten Schloſſes von Lacaze erheben, deſſen ſich die Einwohner von Caſtres im Jahre 1562 bemächtigten.

Von Caſtres zweigt ſüdwärts ein Schienenweg ab nach einer noch weit älteren Siedelung, nach Caſtelnaudary im Departement der Aude, welches ſüdlich von dem des Tarn bis zu jenem der Oſtpyrenäen ſich ausbreitet. Caſtelnaudary war das Sostomagus der Römer, eine der älteſten Städte im ſüdlichen Gallien;

Digitized by Google

im fünften Jahrhundert zerſtörten ſie die arianiſchen Weſtgothen, worauf ſie unter dem Namen Castrum novum Arianorum, aus welchem der heutige Name entſtanden iſt, wieder aufgebaut wurde. Sie liegt in 186 m Meereshöhe auf einer Anhöhe am Canal du Midi, der hier ein großes Hafenbecken bildet, und bietet dem Fremden, der ſich nicht etwa für die Fabrikation von Thonwaaren, grobem Tuch, für Schiffbau und Handel intereſſirt, keinen Anlaß zu längerem Verweilen. Von dem nicht eben freundlichen Orte, der heute über 8000 Einwohner zählt, zieht die von Touloufe kommende Südbahn den Canal du Midi entlang durch eine nackte, traurige Ebene nach Carcaſſonne, dem Cheflieu des Aude-Departements, welches von dieſem Fluſſe und deſſen Nebenadern bewäſſert wird. Die Aude, der alte Atax, iſt ein Strom von 208 km Länge, welcher am Roc d'Aude in den öſtlichen Pyrenäen entſpringt und zunächſt nach Norden fließt. Auf dieſer Strecke



Caſtres.

ſeines Laufes liegt das hübſche Städtchen Limoux am Fuße von Hügeln, welche den berühmten Weißwein Blanquette de Limoux erzeugen. Mit Olivenöl, Seife und Eiſenwaaren bildet er den Haupthandelsartikel des Städtchens, welches ſich nebenbei durch ſeine Tuchmanufaktur hervorthut. In der Gegend von Carcaſſonne tritt die Aude in die weite grüne Landſchaft, die hier durchaus dem Ackerbau angehört und vor Allem in dem Maisbau ihren Reichthum hat. Zahlreiche Windmühlen beleben mit ihren geſchäftig drehenden Flügeln die Ebene, welche den mittleren Theil des Departements ausmacht. Den Süden bedecken nämlich die Vorpyrenäen, große iſolirte Maſſen im Hintergrunde, davor die rundlichen Kalkgebirge, zum Theil doch übergrünt, mit hellglänzenden Flächen; man nennt ſie dort Montagnes de la Clappe und die ferneren Monts d'Abarich, oder Alaric, als Ganzes Les Corbières. Es ſind ſteile, kahle, waſſerarme Felſen, welche im Puy de Bugarach mit 1231 m, an der Südgrenze des Departements, ihre höchſte Erhebung erreichen, die Terraſſen zu den Grauwacken und Graniten des Pyrenäengrates ſowie die Scheide zwiſchen den Flüſſen Aude und Agly bilden und gegen den Norden hin bis an die Senkung des unteren Audethales und des Canal du Midi reichen. Den

Digitized by Google

Norden des Departements erfüllen die ſchwarzgrauen Wände der Montagnes Noires, welche mit den Sevennen zuſammenhängen. Zwiſchen dieſer nördlichen und jener ſüdlichen Begrenzung erſtreckt ſich nun das weite, fruchtbare Tiefthal der Aude, das ſich wenig über das Niveau des Mittelmeeres erhebt und in welchem der Strom bei Carcaſſonne ſeine Wendung gegen Oſten zu vollzieht, um mit dem Hauptarm direkt in das Mittelmeer, mit dem andern, der kanaliſirten Robine de Narbonne, ſüdlich von dieſer Stadt in den Strandſee von Sigean zu münden. Die Aude iſt reißend und reich an Sinkſtoffen und Geröll, mit denen ſie mehrere ehemalige Strandſeen ganz oder theilweiſe ausgefüllt hat. Im Ganzen iſt das von der Aude bewäſſerte Departement ein von der Natur geſegnetes Land. Es herrſcht dort völlig mediterranes Klima, regenarme, heiße Sommer, häufig trockener, kalter „Miſtral", d. i. Nordweſtwind im Frühjahr, dabei allerdings an der Küſte in der

Schloß von Lacaze

Umgebung der Strandſeen Malaria, die man durch Ausfüllung der Lagunen zu beſeitigen hofft. Der Boden im Audethal iſt im Norden und Nordweſten lehmig, fett und fruchtbar, im Süden kalkig und dürr. Seine Erzeugniſſe, und zwar Getreide, namentlich Weizen und Mais, dann Wein, überſteigen den Bedarf des Landes. Rindviehzucht wird in geringem Umfang, Schafzucht dagegen ſehr ſtark betrieben; dennoch werden noch Schafherden von Hirten des Landes aus der Gascogne zum Verkauf nach dem Oſten getrieben. Dieſe Schafe mit ihren braunen zottigen Fellen ſehen ganz unkultivirt aus und in der That hat auch ihre Wolle ſehr geringen Werth, aber das Hammelfleiſch bildet bekanntlich in der franzöſiſchen Küche einen wichtigen Beſtandtheil.

Inmitten des eigentlichen Felsbaudiſtriktes liegt an der Aude, dem Canal du Midi und der großen Naturſtraße vom Mittelmeer ins Garonnebecken die ſchon mehrfach erwähnte Stadt Carcaſſonne, das Chefſieu des Departements, zugleich eine Feſtung dritten Ranges, ſeiner natürlichen Größe halber jedoch jetzt, wie im Alterthume und Mittelalter, für den Verkehr und ſtrategiſch wichtig. Schon Cäſar hatte einen Waffenplatz und Kriegsmagazine in dem alten Carcaso errichtet, deſſen Bewohner, die Tektoſagen, unter römiſcher

Digitized by Google

Herrſchaft das lateiniſche Bürgerrecht hatten. Die Stadt wird durch den Fluß in die alte finſtere „Cité“ oder Oberſtadt und die fortwährend ſich vergrößernde Unterſtadt getheilt. Einen wunderbaren Eindruck macht das Innere der Cité: enge, dunkle Gaſſen, von maſſiven, wie man ſieht, aus mannigfachem Material erbauten Häuſern umgeben; überall hereinragend die gewaltigen Mauerwerke. Wenden wir uns nach Nordweſt, da bedeckt das gräfliche Schloß den großen, in das Thal hinausragenden Felſenvorſprung. Man ſchreibt an Ort und Stelle dieſe rieſigen Bauten den Weſtgothen zu, natürlich ohne alle nähere Kritik. Doch zeigt ſchon eine oberflächliche Betrachtung, wie verſchiedene Jahrhunderte an dieſem alten Kaſtell gebaut haben, an dem beſſer als ſonſt irgendwo in Frankreich verfolgt werden kann, wie die mittelalterliche Befeſtigungsweiſe ſich vom ſechsten bis zum vierzehnten Jahrhundert entwickelt hat. Verſchiedenen Epochen gehört auch der intereſſante

Caſtelnaudary.

Bau der Kirche St. Nazaire, der früheren Kathedrale, an; ſie liegt mitten in der Cité, einer wahren Burgſtadt mit doppelten Mauern, Zinnen und Thürmen. Man gelangt in dieſelbe, indem man auf hoher Brücke den nach Süden gezogenen Burggraben und darauf das große gothiſche Hauptthor, die Porte Narbonnaise, paſſirt, das einen eigenen Befeſtigungsbau bildet. Darüber iſt in ziemlich rohem Renaiſſanceſtil eine Frauengeſtalt, Frau Carcas, ausgehauen, an eine mittelalterliche Sage ſich anſchließend, wonach ein Sarazenenweib ganz allein die Burg gegen das Heer Karls des Großen vertheidigt haben ſoll, bis endlich ein Thurm, ehrfurchtsvoll vor dem neuen Kaiſer ſich beugend, einſtürzte. Der aus dem zwölften Jahrhundert ſtammende Pont vieux und die in den vierziger Jahren erbaute Neue Brücke verbinden dieſe Altſtadt mit der in ihrem Charakter durchaus verſchiedenen Unterſtadt, einſt le Bourg neuf genannt. Prachtvolle Platanenalleen ziehen ſich um dieſelbe herum, hie und da ragt noch ein Befeſtigungsthurm aus den Mauerreſten, von Epheu überkleidet und geſchickt in die Anlagen von Gärten verwandelt, denn an die Stelle der alten Gräben ſind belebte Boulevards getreten. Die regelmäßigen Straßen mit ihren ſchönen öffentlichen Gebäuden öffnen ſich mehrfach

Digitized by Google

auf die Promenade, alle ſehr lang und gerade, ſo daß man die Bäume des entgegengeſetzten Boulevard ſehen kann. Den Hauptverkehrsplatz bildet eine großartige neuere Baumanlage mit zwei Fontainen und einer Säule, umgeben von lebendigen niedrig gehaltenen Hecken, begrenzt von den zwei großen Straßen des Südweſtens, deren eine zum Canal du Midi führt, welcher ganz in der Nähe ein neues Baſſin, einen Hafen, bildet, dem entlang ſich ein öffentlicher Garten erſtreckt. Die Einwohner, deren Zahl 24,000 überſteigt, treiben vornehmlich Tuchfabrikation, namentlich jene „Carcaſſonnes“ genannten leichten Tücher, die viel in den Orient, nach Afrika und Weſtindien gehen, dann bedeutenden Handel mit Getreide und Wein aus der Umgebung.

Folgen wir dem Audethal weſtwärts zum Mittelmeere hin, ſo verändert ſich alsbald der wirthſchaftliche Charakter der Gegend ſehr bedeutend. Je tiefer wir hinabſteigen, deſto mehr treten wir aus der Region des

Limoux.

Feldbaues in jene des Weinbaues, dann taucht die Olive und ſchließlich auch der Maulbeerbaum auf. In Frankreich wächſt und gedeiht der Oelbaum nur im Languedoc und in der Provence, und auch dort iſt er nicht ſo acclimatiſirt, daß er nicht dann und wann durch den Froſt litte. Neben dem Wein- und Olivenbau bildet die Bienenzucht einen wichtigen Erwerbszweig und liefert den ſchon im Alterthume berühmten gewürzhaften weißen Honig von Narbonne, jener Stadt, welche einem beträchtlichen Stücke Galliens ihren Namen gab. Sehr frühzeitig tritt der Name Narbo in den Bereich der griechiſchen Weltkenntniß, ſichtlich vermittelt durch die hellenischen Küſtenanlagen, welche bereits in den Tagen der Perſerkriege in Nordſpanien und in der Provence ſich befeſtigt hatten. Hekatäos, der ältere Zeitgenoſſe des Herodot, erwähnt die Narbeſier, eine Abtheilung der keltiſchen Tektoſagen. Narbo ſelbſt iſt ein keltiſcher Name, entſtanden aus nar, Waſſer, und bo, Wohnung. Dieſer Platz, der Geburtsort des kaiſerlichen Philoſophen Marc Aurel, war einſt die blühendſte römiſche Stadt außerhalb Italiens und trieb im Mittelalter, wo es noch viermal ſo bevölkert war wie heute, einen ſchwunghaften Handel mit dem Orient. Narbonne liegt blos 8 km vom Meere entfernt, mit welchem

Digitized by Google

Carcaſſonne.

Digitized by Google

es durch den Canal la Robine verbunden iſt, und beſitzt in Port de la Nouvelle, am Südende dieſes Kanals, ſeinen Hafen. Dieſe Robine theilt die Stadt, wie andere, die wir kennen lernten, in Bourg und Cité. Ihre engen, winkligen Straßen, ihre alten Thürme aus dem vierzehnten Jahrhundert und zwei Kirchen des dreizehnten Jahrhunderts geben ihr ein ernſtes, mittelalterliches Gepräge. Die Kathedrale Saint Juſt, oder richtiger ihr Chor, iſt eines der edelſten Bauwerke nordfranzöſiſchen Styles, wie man hier mit vollem Recht die Periode des gothiſchen Stiles nennen kann. Denn Schiff und Querſchiff blieben unausgebaut, nur der Chor war 1332 vollendet; durch eine Mauer abgeſchloſſen, überragt er alle beengenden Baulichkeiten. Es iſt dies der alte erzbiſchöfliche Palaſt, einſt bis zur erſten franzöſiſchen Revolution der Sitz eines der angeſehenſten Würdenträger der Kirche, der ſich oft zugleich Herzog von Gothien nannte, der Mittelpunkt ſo manchen Concils, die drohende Veſte gegenüber einer

Hôtel de ville zu Narbonne.

Bürgerſchaft, die ihre von der Cité ganz getrennte unabhängige Marienburg ſich errungen. Heute, nachdem das Erzbisthum aufgehoben, Hôtel de Ville und von Viollet le Duc reconſtruirt, ſtellt es das mittelalterliche Centrum der Stadt dar, welche reicher denn irgend eine iſt an Denkmälern aus römiſcher, weſtgothiſcher, romaniſcher und nordfranzöſiſcher Zeit. Ueberall in den Mauern und im Pflaſter gewahrt man römiſche Inſchriften; die Thore ſelbſt ſind im Innern und an der Außenſeite förmlich überkleidet mit Reliefs und Inſchriften. So viel als thunlich ſind dieſe Schätze geſammelt im ſtädtiſchen Muſeum, welches eines der intereſſanteſten und lehrreichſten von ganz Frankreich iſt. Dermalen hat Narbonne ſeine frühere hohe Bedeutung völlig verloren und ſeine 18,000 Einwohner ſehen ſich auf Weinbau, auf einige Wollfabrikation und Färberei, ſowie auf Ziegelbrennerei angewieſen. Seine Luft war dereinſt der Reinheit halber berühmt, jetzt liegt es in ungeſunder Sumpfgegend, und ſeinem Klima ſagt ein Spruch nach:

Dans cette ville de Narbonne — Digne objet de notre courroux,
Toujours il pleut, toujours il tonne, — Vieille ville, toute de fange,
Qui n'est que ruisseaux, qu'égouts —

womit zugleich ein wenig ſchmeichelhaftes Bild der Stadt gezeichnet iſt.

Digitized by Google

Wie auf der atlantischen Seite Frankreichs, den „Landes“ entlang, zieht sich auch an dem mediterranen Ufer, vom nördlichen Fuße der Pyrenäen bis zur Mündung der Rhône, eine Reihe jener eigenthümlichen Strandseen, bald größeren, bald geringeren Umfangs, welche die Franzosen als „Etangs“ bezeichnen und die hier durch Sandzungen und Nehrungen von der See abgesperrt worden sind. Eine Aufzählung dieser Etangs wäre hier zwecklos, es genügt als die bemerkenswerthesten jene von Leucate, Lapalme, von Bages und Sigean, von Gruissan, von Thau, Vic und Maugnio anzuführen. Die letztgenannten gehören dem Departement des Hérault an und verleihen der flachen Küstenlandschaft ein eigenthümliches Aussehen. Streckenweise sieht man sich auf einer schmalen Landzunge rings von Wasserspiegeln — eben den Etangs — umgeben, an deren Ufern die Salzwerke, les Salins, mit ihren niedrigen Hütten und den hohen Haufen von Salz, die gewöhnlich mit Rohr gedeckt sind, sichtbar werden. Es ist eine ganz bedeutende Industrie, diese Salzgewinnung aus dem Meerwasser, das durch Kanäle in flache Becken geleitet und dort von der Sonne ausgetrocknet wird. Eine eigenthümliche Fauna haust in diesen Becken, in welchen ein kleines Krebsthen, Artemia salina, noch leben kann, selbst wenn das Wasser eine concentrirte Salzlauge bildet. Milliarden von diesen durchsichtigen, zart rothgefärbten Blattfüßern schwimmen umher und werden mit dem Salze ausgeschaufelt. Aber auch die Fischerei auf hoher See wird an dem ganzen Litoral schwunghaft betrieben mit sogenannten bateaux-boeufs. Zwei Schiffe spannen sich an ein ungeheures Sacknetz, welches in ziemlich beträchtlicher Tiefe auf dem Boden des Meeres geschleift wird und Alles in einen weiten Sack zusammenfaßt. Küsten und Seen sind alle sehr fischreich, die Meeresfauna eine ungemein reichhaltige, und der Gedanke, in Cette, dem wichtigsten Seehandelsplatze Frankreichs am Mittelmeere außer Marseille, eine Station zoologique einzurichten, war jedenfalls ein glücklicher. Cette, eine Festung dritten Ranges, deren Regelmäßigkeit der Anlage auf die planmäßige moderne Gründung der Stadt hinweist, wie sie unter Ludwig XIV. stattgefunden hat, liegt amphitheatralisch am Fuße des 180 m hohen Mont St. Clair auf der schmalen Landzunge zwischen dem Etang de Thau und dem Mittelmeere und an der Mündung des schon oft genannten Canal du Midi. Die 35,000 Einwohner zählende Stadt bietet wenig Sehenswürdigkeiten und galt früher, trotz ihrer Wichtigkeit, für die unangenehmste und unsauberste des südlichen Frankreich. Jetzt ist Cette nicht mehr zu erkennen. Schöne, hohe Häuser haben sich längs den Kanälen heraufgeschoben und eine breite Avenue führt vom Bahnhof nach der innern Stadt hin. Reges Hafenleben überall, denn breite Kanäle, links und rechts mit verankerten Schiffen besetzt und durch Querkanäle und Bassins verbunden, durchziehen die Stadt und münden einerseits in den unter Ludwig XIV. mit großen Kosten geschaffenen, gegen Versanden geschützten Hafen, andererseits in den Etang de Thau. Endlose Reihen von Fässern lagern auf den Quais und auf den noch leeren Bauplätzen ohne anderen Schutz als die Ehrlichkeit der Bewohner. Die meisten sind mit Wein gefüllt, niemals aber wird eines derselben fortgerollt oder auch nur angezapft.

„Ici on fabrique des vins“, zu Deutsch: „Hier fabricirt man Wein“ — diese Inschrift wird ein Cetter Industrieller mit größtem Gleichmuth über seinem Hofthor anbringen lassen. Und in der That werden alle Weine, wo immer in der Welt sie wachsen, in Cette gemacht. Man hat nur den Auftrag zu ertheilen für Johannisberger oder Tokayer oder den Falerner der Römer, und die Cetter Fabrikanten werden denselben prompt liefern. Sie sind große Chemiker, diese Herren, und haben die edle Kunst der Weinverfälschung — heute spricht man von „Kunstwein“ — zu höchster Vollkommenheit gebracht. Sie brauen schlechten Bordeaux zusammen mit Veilchenpulvern und rauhem Cider, färben ihn mit Cochenille und Sonnenblumen und schwören heilig und theuer, es sei köstlicher Chateau Margaux vom Jahrgang 1868 oder 1874. Champagner machen sie natürlich eimerweise. Wünscht man süße Liqueurweine aus Italien oder der Levante? Nun, die Cetter mischen alte Rhôneweine mit gesottenen süßen Weinen aus der Nachbarschaft von Lunel und belasten den Käufer mit irgend einem beliebigen Preis für die Flasche. Wünscht man neuen Claret alt zu machen? Ein Cetter Weinfabrikant wird ihn in seinen Ofen versetzen und nach vierundzwanzigstündiger geregelter Anwendung von Wärme als neunjährigen in Flaschen zurückgeben. Portwein, Xerez und Madeira werden selbstverständlich mit einer Art schlechten, wohlfeilen Weines und mit Branntwein als Grundstoff sowie mit der Hälfte der Materialien aus einem Droguistenladen zum Reisen, in Menge fabricirt. Cette ist in Wirklichkeit und that-

Digitized by Google

ſächlich die Hauptſtadt und das Emporium der Kniffe und Schurkereien des Weinhandels und verſieht faſt ganz Braſilien und einen großen Theil der nordeuropäiſchen Völker mit ihren Nachtiſchgetränken. Den dankbaren Yankees ſendet es Tauſende von Tonnen Ay und Moët, außerdem endloſe Quantitäten Johannisberger, Hermitage und Chateau Margaux, deren feine Eigenſchaften und leckeres Aroma bei den transatlantiſchen Liebhabern in hohen Ehren ſtehen. Aber auch die Holländer, die franzöſiſchen weſtindiſchen Colonien, die ruſſiſchen Magnaten und die Briten ſind Kunden der Cetter Induſtriellen. Allein das Hauptgeſchäft der Stadt iſt nicht ſowohl Verfälſchung als Miſchung des Weins. Cette hat für dieſe bemerkenswerthe Fabrikation eine gute Lage. Die Weine des ſüdlichen Spaniens werden durch Küſtenfahrer aus Barcelona und Valencia gebracht; die geringeren Bordeauxgewächſe kommen durch den Canal du Midi und auf der Südbahn aus der Garonne

Cette.

herbei, die warmen und feurigen Rhôneweine nehmen aus Beaucaire ihren Weg längs der Kette von Teichen und Kanälen. Es iſt übrigens nur billig, zu betonen, daß im Süden Frankreichs ein anderer Maßſtab der Beurtheilung der Weine herrſcht als bei uns. Wir ſtellen die Blume und den Geſchmack voran — Farbe und Alkoholgehalt ſind uns faſt Nebenſachen. Aber nach dieſem Maßſtab beurtheilt man dort nur die Edelweine, wie Muscat Lunel, Frontignan u. dgl., die meiſt dem Rüſſel der Phylloxera erlegen ſind und von deren älteren Jahrgängen nur noch wenige Flaſchen in den Privatkellern der Beſitzer lagern. Die gewöhnlichen Weine, die dort ein wahres Lebensbedürfniß ſelbſt für den Aermſten ſind, werden im Gegentheil nach Farbe und Weingeiſtgehalt beurtheilt — der Geſchmack kommt erſt in dritter Linie, denn man verſteht ihn eben zu Wege zu bringen durch coupages, d. h. durch Vermiſchungen mit anderen Weinen. So erklärt es ſich, daß man auf die amerikaniſchen Rebſorten einige Hoffnungen ſetzen konnte. Die heutigen Anſtrengungen im Languedoc gehen aber viel weniger auf Erzielung trinkbarer Weine aus amerikaniſchen Trauben, denn die Stöcke tragen nicht ſo viel wie die einheimiſchen Sorten, ſie gehen vielmehr auf Erziehung einheimiſcher Trauben auf amerikaniſchen

Digitized by Google

Wurzelstöcken. Die Phylloxera mag die amerikanischen Wurzeln ohne Schaden benagen; man propft einheimische Reben darauf und diese tragen Trauben, so viel und so gut, als ob sie auf einheimischen, von der Reblaus nicht benagten Wurzeln wüchsen. Mit seltener Energie wird jetzt dieses System befolgt. Es giebt große Grundbesitzer, die ihren ganzen Betrieb auf Vermehrung der amerikanischen Reben gegründet und große Vermögen damit in kurzer Zeit gewonnen haben. Man bekommt Respekt vor dieser Rührigkeit, die mit genauer Berechnung vorgeht und riesige Kapitalien einsetzt, um dem Ziele näher zu kommen.

Den Mittelpunkt des Weinhandels, wie er aus dem südländischen Weinbau hervorgeht, bildet nun gleichfalls Cette, welches in zahlreichen Destillationen auch Spiritus verfertigt, der an Bedeutung die Weinproduktion mitunter übersteigt. Eine wichtige Sache ist schon die Beschaffung der Fässer, und so kommen von ferner ganze Schiffsladungen mit Faßdauben an, die in Fässer verwandelt wieder in die weite Welt hinausgehen.

Sollte ein Tourist nach Cette sich verirren, so möge er es nicht unterlassen, den Mont St. Clair zu besteigen, welcher ganz isolirt auf der flachen Landzunge sich erhebt, zum Theil in steilen Felsmassen, die durch Steinbrüche noch schroffer geworden sind. Es ist Kalkstein mit sehr schönen Feldspathadern und starken Oxydationen, so daß ein brennendes Ockerroth massenhaft zu Tage tritt. Doch hat man dem nackten Boden überall Raum zur Kultur abgewonnen, und Weingärten decken ihn ganz. Auf der Spitze befindet sich eine kleine niedrige Kapelle, und von hier aus hat man eine großartige Rundsicht über Meer und Land. Letzteres tritt in weitem Bogen als ein weißkahles, felsiges Gebirgsland auf, in dem vor Allem der ausgebrannte Vulkan St. Loup sich auszeichnet. Ortschaften ziehen sich von den Höhen herab zu dem unmittelbar bei Cette sich sehr erweiternden Etang de Thau, darunter Balaruc mit seinen Soolbädern. Im Südwest schließt sich das Wasserbecken und der Berg von Agde tritt als Grenzscheide an das Meer selbst, am Hals der Landzunge, welche ganz flach, ohne Ortschaften, zum Theil nur aus Dünen bestehend, sich zu den Füßen unseres Berges erstreckt. In blauer Ferne lagern sich im Südwest die Vorberge der Pyrenäen, welche man bei sehr hellem Wetter selbst großartig in das Meer tauchen sieht. Nach Osten und Norden überschauen wir zunächst Stadt und Hafen, dann den wenig anziehenden Schienenweg nach Montpellier mit seinen Ortschaften. Lange kann man der Küste und dem dahinter sich ziehenden Etang de Maguelonne folgen, und schon rückt die Küste der Camargue sichtlich tiefer in das Meer herein, hinter sich die felsigen Hügelreihen dies- und jenseits der Rhône. Das Meer selbst ist dunkelgrün gefärbt, mit wechselnden blauen Streifen.

In Cette beginnt der Chemin de fer du Midi; er führt uns auf der flachen Nehrung südwärts nach dem alten Städtchen Agde, das malerisch am Fuße des gleichnamigen Vorgebirges, eines ziemlich bedeutenden Hügels liegt, der auf den ersten Blick einen erloschenen Vulkan erkennen läßt und mit der Kapelle der Madonna del Gran geziert ist. Salzsteppen und Salzbecken links und rechts, bis über das westliche Ende des Etang de Thau hinaus, geben der Landschaft ihr monotones Gepräge bis zum Ufer des hier tiefen, eng fließenden Hérault, der etwa eine Stunde von Agde sich in das Meer ergießt. Um so reizender erscheint das Städtchen selbst mit seiner grünen Umgebung, mit den überall umherliegenden Basaltblöcken und mit seiner wunderbaren Kirche, einer der ältesten Frankreichs, die einer Festung mit Zinnen und Schießscharten ähnlicher sieht als einem Gotteshause. Weiterhin durchzieht die Bahn die trefflich bebauten Gefilde von Languedoc. Charakteristisch ist hier die Weinkultur. Man schneidet nämlich im Herbst die Stöcke bis auf einen wenige Centimeter hohen Stumpf ein, der dann im Frühjahr ausschlägt. Das abgeschnittene Rebenholz liegt an den Feldrändern aufgeschichtet. Bei Béziers erreicht die Bahn das Thal des Orb, über dem Béziers auf bedeutender Höhe, 70 m über dem Meere, sich stattlich aus dem gartenartigen Thale voller Oel- und Maulbeerbäume, Weingärten, Frucht- und Gemüsepflanzungen und Landhäuser erhebt. Daher das Sprichwort: Si Deus in terris, vellet habitare beterris (Wäre Gott auf Erden, so würde er in Béziers wohnen wollen). Aus herrlichen Obstgärten, grünen Wiesen, Meierhöfen baut sich der schroffe Berg empor, im oberen Theile durch hohe Mauern in Terrassen getheilt, über die das üppige Grün der Gärten sich schlingt; die Häuser stehen unmittelbar auf der oberen Mauer. Aber über Alles ragt die hohe, gothische Kathedrale St. Nazaire, gegen die goldene Sonne ihre prachtvolle Rose der Façade gleichsam erschließend, während die schweren Massen eines viereckigen Hauptthurmes sich an die Ostseite anlehnen. Der Canal du Midi ist über den Orb in einem schönen Aquäduct geführt, und

Digitized by Google

1 km von Béziers befindet ſich die Schleuſe von Fonſeranne, wo das Waſſer in acht Etagen herabfällt. Ueber den Orb führt außerdem eine 245 m lange ſteinerne Brücke aus dem vierzehnten Jahrhundert. Von Béziers führt die Ligne du Midi weiter ſüdwärts nach Narbonne, zwiſchen weiten Flächen von Weinland, das gerade an dieſen Abhängen den feurigſten Muskatwein hervorbringt. In umgekehrter Richtung zieht ein Schienenweg nordöſtlich nach dem Departements-Cheflieu Montpellier; er kreuzt bei Pézenas den Hérault, welchen eine Zweigbahn in ſein herrliches Oberthal begleitet und dann in jenes ſeines Zufluſſes, des Lergue, abbiegt. Endſtation iſt dort das ſchlecht gebaute Städtchen Lodève, Kardinal Fleury's Geburtsort, am Zuſammenfluſſe des Lergue und Soulondre. Es liegt in einem prächtigen Thale der Monts Garrigues, eines Theiles der Sevennen, die wir bald in ihrem Zuſammenhange kennen lernen werden.

Pont Dimas zu Lodève.

Der Anblick dieſer Gebirgskette, welche die reiche, vielfach gegliederte Fruchtebene begrenzt, begleitet uns auch auf der Fahrt nach Montpellier (56,000 Einwohner). Mons pistellanus, d. i. „Mühlberg", iſt die älteſte urkundliche Schreibung des Namens, wobei man an Windmühlen, nicht an Waſſermühlen zu denken hat; dieſer Name hat ſich ſchon im zwölften Jahrhundert in Mons pessulanus verſchliffen, während eine galantere Ableitung den dermaligen Namen auf einen Mons puellarum (Berg der Mädchen) zurückführt. Im Languedociſchen heißt Montpellier Mons Peylat, d. h. der verſchloſſene, verwahrte Berg, und trägt im Namen bereits das Eigenthümliche ſeiner Lage zur Schau: es bekrönt einen Berg, welcher den letzten Schlüſſel der Sevennen gegen das nahe Meer hin bildet und nur im Weſten mit dem weiteren Höhenzuge zuſammenhängt, während das kleine Flüßchen Lez nach Nordoſt ein tief einſchneidendes Thal bildet, das Montpellier auch gegen das Gebirge iſolirt. Von der Höhe des Hügels genießt man einen umfaſſenden Ausblick zum Meer, zum Mont Ventoux und zu den Pyrenäen, ſowie auf die umgebende ſchöne Campagne mit ihren Landhäuſern, Obſtpflanzungen und Gärten. Solche Fernſichten bieten die Häuſer, welche die Außenſeite des alten Mont-

Digitized by Google

pellier bilden und an die Stelle der gewaltigen Ringmauern getreten sind, während die stattlichen Paläste, die in ihrem Innern große Höfe mit Säulenhallen und breite, langsam aufsteigende Treppen haben, in enge steile Straßen gedrängt erscheinen. Nur die Marktstraße, die ins Innere führt, ist breit und prächtig. Aber selbst die engen und winkeligen Straßen der alten Stadt haben immerhin ein stattliches Aussehen und sind sauber und gut gehalten. Ein Boulevard mit Bäumen zieht rechts und ein baumloser mit stolzen Häusern links um die Stadt hinauf zur berühmten Promenade le Peyrou, zu welcher man durch den gleichnamigen Triumphbogen hinaustritt. Es ist eine rechteckige Terrasse mit Bäumen und weiter, freier Aussicht nach beiden Seiten. Mit ihrer weiten Fläche erscheint sie dem nordischen Reisenden nothwendig dürr und kahl. Mitten auf dem Platze erhebt sich die Reiterstatue Ludwigs XIV., neben dem Triumphbogen aber steht der großartige, weißglänzende Justizpalast mit schöner, der Antike nachgebildeter Säulenvorhalle, während das Wasserkastell, ein stattlicher, achteckiger Pavillon, den Peyrou abschließt. Tief unter den Alleen des Peyrou liegt nordwärts nahebei der Botanische Garten, der älteste in Frankreich und früher der berühmteste in Europa, mit prachtvollen und mannigfaltigen Baumpartien, unter denen Pinien und eine hohe Ceder hervorragen. Dem Jardin des plantes schräg gegenüber ragt die Ecole de médecine hervor, ein düsteres, burgähnliches Gebäude. Bekanntlich ist Montpellier die alte Heimath der Arzneikunde und Naturwissenschaft, Vaterstadt und Bildungsort berühmter Aerzte und Naturforscher; auch heute noch blüht die Wissenschaft in Montpellier, und nur 2 km von der Stadt hat sich neuerdings die Ecole nationale d'agriculture aufgethan. Musterwirthschaft, Versuchsstation und Unterrichtsanstalt zugleich, soll das Institut besonders diejenigen Zweige der Landwirthschaft ins Auge fassen, welche im Süden Frankreichs betrieben werden: Seidenwürmerzucht, Oel- und Weinbau.

An Kirchen besitzt Montpellier wenig Sehenswerthes. Zur Seite der Medicinischen Schule steht die Kathedrale St. Pierre. Ihre Façade, auf einen steil aufsteigenden Platz gewendet, imponirt durch eine merkwürdig hoch gezogene Vorhalle, die vorn auf zwei ungeheuren Rundpfeilern ruht und nur von einem Thurm flankirt wird, da der andere zerstört ist. Das Innere ist durchaus modernisirt und kahl. In der Zeit der Reformation ein Hort derselben, ist Montpellier heute wieder eine gut katholische Stadt, in welcher, wie in allen großen Städten des Südens, wo es mehrere Kirchspiele und mehrere Brüderschaften von „Büßern" giebt, das Fronleichnamsfest acht Tage dauert. Während dieser Zeit, welche die Processionswoche genannt wird, defilirt ein Achtel der Bevölkerung, mit den schönsten Festkleidern geschmückt, vor den übrigen sieben Achteln vorbei, welche sich in den Straßen hin und her drängen, um die Procession an den prächtig gezierten Häusern dahinwallen zu sehen. Die Zierathen der letzteren bestehen hauptsächlich in weißen Vorhängen, sehr oft erblickt man aber auch alte Tapeten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, auf denen Scenen dargestellt sind, welche oft ebenso heidnisch sind wie jene, welche der Papst von Raphael oder Giulio Romano für die Säle des Vatikans malen ließ. Auch von den „Büßern" (pénitents), deren Bruderschaften um diese Zeit gleichfalls ihren Umzug halten, macht man sich vielleicht unrichtige Vorstellungen, da ihr Name anzudeuten scheint, daß es finstere, menschenscheue Wesen seien, welche sich den strengsten Andachts- und Bußübungen hingeben. Es sind aber nichts als einfache, schlichte Handwerker, friedliche, fröhliche Bürger, welche Allen zugängliche (non secrètes) Gesellschaften bilden, um ihren unglücklichen Brüdern zu helfen, Vespern zu singen und Predigten zu hören. Sie führen auf diese Weise ein so höchst unschuldiges Leben, daß sie keine Buße zu thun brauchen: ihr Name „Büßer" ist eine widersinnige Bezeichnung. Ihre Tracht besteht in einem langen Talar, der mit einer Kapuze versehen ist. Die Zeit der Processionen ist zu Montpellier das, was zu Paris die Promenaden im Bois de Boulogne sind: man will seine Toilette zeigen. Die Mädchen aus dem Volk, reizende Wesen, verlassen in der festlichen Woche ihr niederes Häuschen und erscheinen in glänzendem Schmucke; sie wissen sich mit unglaublichem Geschmack mit Bändern, Spitzen und Blumen zu putzen, während im Uebrigen die Tracht der jüngeren Mädchen bis etwa zum fünfzehnten Jahre festsam und unschön ist. Das Haar ist kurz geschoren und ein taillenloses, sackähnliches Gewand hängt von den Schultern herab. Die Frauen im Languedoc lieben dunkle Farben, Kleider von dunkelblauem Zeug und weiße Hauben von Leinwand; breite Streifen, welche unter dem Kinn kreuzweis gesteckt sind, werden noch über den Kopf geschlagen und hängen zu beiden Seiten herab. Ueber diese Hauben werden noch runde Hüte von schwarzem Filz gesetzt, deren Hintertheil

Digitized by Google

Montpellier.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſich hoch erhebt; die Schuhe endlich ſind von Holz und inwendig mit Stroh gefüttert, um die Füße nicht wund zu reiben. Die Tracht der Männer im Languedoc iſt die gewöhnliche: Hemd, Beinkleider von einem Gurt gehalten, ein Rock. Bei der Arbeit im Freien bleibt der Rock bei den Knechten, ſeltener bei den Herren, hinweg. Beim Kirchweihfeſte, welches auf den erſten Sonntag im September fällt, legt in Nieder-Languedoc der Greis den Sammtrock an, welcher mit ſeinem Herrn ergraut iſt.

Dieſe Kirmeſſen bilden in den ländlichen Gemeinden wahre Feſt- und Freudentage. Die Männer erluſtigen ſich am Kugelſpiel, wobei ſie die Weinpreiſe erörtern, und am Kartenſpiel, wo die Vieh- und Kornpreiſe zur Sprache kommen; die Zunge befeuchten ſie ab und zu mit jener goldigen, würzhaften Flüſſigkeit, welche im Lande als „Carthagène“ bekannt iſt; auch leiſten ſie ſich Imbiſſe würdig eines Gargantua. Ganz beſonders für die jungen Leute beiderlei Geſchlechts iſt die Kirmeß aber ein Jubeltag, da an ihm Tanz, Fröhlichkeit, Liebelei, kurz alle die berauſchenden Freuden der Jugend ihren Einzug halten. In den Dörfern des Südens bilden alle unverheiratheten jungen Leute eine luſtige Vergeſellſchaftung, die Jeunesse (Jugend) genannt, mit einem Oberhaupt, dem Cap de jouvén, an der Spitze. Schon frühzeitig bringt die Jeuneſſe, deren Cap die Vereinsfahne trägt, während näſelnde Oboen den Zug beſchließen, den Feſtkuchen daher. In kleine Stücke zerſchnitten, wird er in einem großen Korbe von den zwei ſchönſten Mädchen der Dorfſchaft getragen und in allen Häuſern vertheilt, wo ſich ein junges Mädchen oder ein Jüngling befindet. Es iſt dies eine den Eltern geſchickt auferlegte Steuer, denn dieſe ſind als Gegenleiſtung bemüßigt der Jeuneſſe Geſchenke zur Stärkung der Tänzer oder auch Geldgaben zu ſpenden, welche die Koſten des Tanzſaales zu beſtreiten dienen. Bald geben die Klänge der ländlichen Oboen und der aus Montpellier herbeigeſchafften Muſik das Zeichen zur „Farandole“, was den fröhlichen Beginn des Feſtes bedeutet. Jeder nimmt ein Mädchen bei der Hand, und, eine ungeheure Kette, wälzt ſich die „Jugend“ fort. Alle Verheiratheten ſind von dieſer Volksbeluſtigung ausgeſchloſſen. Die Farandole iſt oft graziös, ruhig und elegant. Sie gleitet leicht über den Boden, dreht ſich ſchweigend in den Straßen und auf den Plätzen, und iſt dann der hübſcheſte Tanz, den man ſich denken kann. Sie heißt dann „Branle“. Der Cap de jouvén eröffnet fahnenſchwingend den Zug, der Oboiſt am Ende der Kette ſpielt eine lebhafte Melodie, die an Galopp erinnert. Die Tänzer führen geräuſchlos gleitend Schritte, Ronden, Figuren aus, und dieſer Branle findet alle Tage in der Feſtzeit bei Beginn und am Ende des Balles ſtatt. Zumeiſt iſt er der Ausdruck einer heiteren, keuſchen Freude; manchmal aber nimmt er einen andern Charakter an, beginnt mit Piano und endet in einem gewaltigen Crescendo. Die Farandole wird dann zu einer Art Kirchthurmrennen, toll und fürchterlich, in tauſend Wendungen auf ihre Schritte zurückkommend; ſie bringt dann durch alle Thüren, ſpringt durch die Fenſter, ſetzt über die Barrieren, kennt kein Hinderniß, trägt den Schrecken in alle Häuſer, hüpft und rennt, bis daß der erſchöpfte Oboiſt ſeinem Inſtrument den letzten kreiſchenden Ton entlockt. Die Aufgabe der Tänzer iſt, niemals die Hände von einander loszulaſſen und dem Cap de jouvén blindlings zu folgen. Letzterer wird alljährlich erwählt und iſt der König des Feſtes. Er leitet und befiehlt, er trägt die Verantwortung für alle Beluſtigungen und hat die Ordnung aufrecht zu erhalten. Nach der Farandole geht es zum Ball, welcher unter einem großen, fahnengeſchmückten Zelte ſtattfindet und das Feſt beſchließt.

Montpellier, das wir nunmehr verlaſſen wollen, liegt nur 11 km vom Meere entfernt, welches dort den flachen Buſen von Aiguesmortes ausgenagt hat, in den der gleich dem Hérault von den Sevennen herabkommende Vidourle einmündet. Er durchfließt die Landſchaft Vaunage, und dieſe geht unmerklich in die Küſtenebene über, welche im Oſten von dem ſchönen Bergzuge begrenzt wird, deſſen vorſpringendſte Baſtion der prächtige Pic de St. Loup iſt. Sanfte, liebliche Hügelketten, mit grünen Pflanzungen, Ortſchaften und Villen bedeckt, unter denen das Städtchen Caſtries ſich durch ſeine maleriſche Lage auszeichnet, ſtrecken ſich in die Ebene herein, und noch ehe ſie über den Vidourle ſetzt, berührt die Eiſenbahn Lunel, weltberühmt durch ſeine Weine, insbeſondere durch ſeinen Muskat, während die trefflichen Produkte ſeiner Wermuth- und Abſinthfabriken weniger allgemein bekannt ſind. Heute iſt der Anblick der Weinberge um Lunel, Frontignan und andere Namen, bei denen man unwillkürlich mit der Zunge ſchnalzt, ein wahrhaft ſchmerzlicher; kahle Rebenköpfe,

Digitized by Google

abgeſtorbene Schenkel, wo überall noch Laub zu ſehen, alles gelb und blaß. Allenthalben werden die Rebſtöcke ausgehauen und durch Oelbäume erſetzt. Unfern von Lunel iſt eine Höhle, welche durch die foſſilen Knochen, die ſie enthält, wichtig iſt. Der Vidourle bezeichnet hier die Grenze zwiſchen den beiden Departements des Hérault und des Gard, welch letzteres einen ſchmalen Zipfel bis ans Meer, an den Golf d'Aiguesmortes erſtreckt. Hier liegt die gleichnamige, regelmäßig gebaute Stadt (an 4000 Einwohner), 4 km von der Küſte entfernt, von Salzſümpfen umgeben, an vier Kanälen, von denen der hier einmündende Kanal von Beaucaire der bedeutendſte iſt. Er zieht ziemlich parallel mit dem vom Hauptſtrome bei Arles ſüdweſtwärts abzweigenden Petit Rhône, welche beide zuſammen das Gard-Departement im Oſten begrenzen, und hat ſeinen Namen von der am rechten Rhôneufer liegenden alten Stadt Beaucaire, dem Ugerum der Römer. Ihr jetziger Name

Lunel.

kommt von dem ihres Schloſſes im Mittelalter, Bellum Quadrum, von welchem heute noch eine ſchöne Ruine auf einem über der Stadt maleriſch ſich erhebenden Felſen vorhanden iſt. Beaucaire liegt gegenüber der Stadt Tarascon, mit der ſie durch eine Eiſenbahn- und eine Kettenbrücke verbunden iſt, und hat nicht unbedeutende Induſtrie. Berühmt iſt Beaucaire durch die 1217 vom Grafen Raimund von Toulouſe geſtiftete Magdalenenmeſſe, die jährlich vom 21. bis 28. Juli hier gehalten wird, früher von 300,000 Fremden beſucht wurde und zum Abſchluß der Geſchäfte Frankreichs mit Italien und dem Orient diente. Jetzt hat die Meſſe ihre frühere Bedeutung verloren, obgleich immerhin noch gegen 100,000 Perſonen aus Europa und dem Oriente ſich verſammeln. Die Wieſe an der Rhône wird zu einer Zeltſtadt; die Waaren von Lyon, aus der Schweiz, Deutſchland, Italien, Spanien und aus der Levante fließen hier zuſammen, und Geſchäfte werden in Seide, Manufakturen, Leder, Wein, Oel und Südfrüchten abgeſchloſſen.

Eine dreiviertelſtündige Eiſenbahnfahrt durch hügeliges Land, welches verſchiedene Kunſtbauten nöthig gemacht hat, legt die 27 km zurück, die Beaucaire von Nîmes, dem Cheflieu des Gard-Departements,

Digitized by Google

Nimes.

Digitized by Google

trennen. Die 64,000 Einwohner zählende Stadt breitet ſich in herrlicher Ebene, von Talk-Hügeln, Vorſtufen der Sevennen, umgeben, und am Fuße eines Berges aus, den die unförmliche Steinmaſſe eines ſonſt intereſſeloſen, achteckigen und 28 m hohen Wartthurmes, wegen ſeiner Größe Tourmagne genannt, krönt. Der Sage nach von den Phönikern erbaut, iſt er berühmt durch die weite Fernſicht, welche bei klarer Witterung ſogar die dunklen Umriſſe der Pyrenäen zeigt. Den Abhang des Berges hat man mit Pinien bepflanzt, und am Fuße deſſelben entſpringt die altberühmte Quelle von Nimes. Die Stadt zerfällt in die alte eigentliche Stadt mit engen, ſchlechten Gaſſen und in die neue mit geraden, ſchönen Straßen; beide ſind von einander durch prächtige, mit Bäumen bepflanzte Boulevards getrennt. Schon ſeit alter Zeit iſt Nimes eine bedeutende Induſtrieſtadt; ſie beſchäftigt ſich hauptſächlich mit Seiden-, Woll- und Baumwollſpinnereien, mit Webereien

Schloß von Beaucaire.

und hat beträchtliche Eiſengießereien; auch iſt Nimes nächſt Béziers Hauptſitz der Spritfabrikation des Languedoc und des Weinhandels. Allein aller dieſer Dinge wegen wäre Nimes nimmer eine der intereſſanteſten Städte Südfrankreichs, wie ſie es thatſächlich iſt. Dazu ſtempeln ſie lediglich die zahlreichen Bauwerke aus der Römerzeit, welche das alte Nemausus, die Vaterſtadt des Kaiſers Antonin, dem Nimes unſerer Tage hinterlaſſen hat. Obenan ſteht das rabenſchwarze Rieſengebäude, das auch ohne fremde Belehrung ſich als Amphitheater (les arènes) zu erkennen giebt. Ganz fremd der jetzigen Welt und ihrem Treiben ſteht dunkel und ehrwürdig das koloſſale Denkmal menſchlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felſenſtücken zuſammengethürmt, deren Durchmeſſer uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die gleichfalls ohne Mörtel und Kitt ſeit vielen Jahrhunderten blos durch eigene Schwere auf einander ruhen. Und nicht eingefargt gleichſam zwiſchen engen, auf dem Schutt hochliegenden Häuſern, ſondern auf breiter, geebneter Straße tritt das Amphitheater dem Beſchauer entgegen als eine Ellipſe von 133,88 und 101,4 m Durchmeſſer. Die Arena mißt 69,14 und 38,34 m Durchmeſſer; 120 Arkaden umgeben es in zwei Reihen über einander; auf den

Digitized by Google

35 Sitzreihen finden 24,000 Zuſchauer Platz. Zuweilen werden noch darin Stierkämpfe veranſtaltet, welche als eine von den vielen, Südfrankreich mit Nordſpanien verbindenden Sitten auch in manch anderer Stadt des Rhônegebietes noch beſtehen. Doch geht es etwas anders zu bei dieſen Feſtlichkeiten, welche den Namen „Ferrade“ führen, weil man den wilden Stieren der Camargue den Brand aufdrückt. Das Schauſpiel lockt ſtets eine große Menſchenmenge nach Nimes und in das Amphitheater, wohin die Thiere ſchon nächtlicher Weile gebracht werden. Das Feſt beginnt Nachmittags mit Trompetengeſchmetter, worauf zwei berittene Bauern den in die Arena eingelaſſenen Stier reizen und mittelſt eines Dreizacks in die Nüſtern zu ſtechen ſuchen, bis das Thier ermüdet iſt und plötzlich ein in Scharlach gekleideter Mann erſcheint, welcher ihm das glühende Eiſen aufdrückt, worauf der Stier ſich gewöhnlich feſſeln und ruhig abführen läßt. Ungeſchicklichkeiten ſeitens der

Das Amphitheater zu Nimes.

Reiter erregen die heftigſte Mißbilligung des Publikums und nicht immer nimmt die Sache einen unblutigen Verlauf. Wie in Spanien fällt dem wüthenden Stiere manches Pferd zum Opfer, und auch das Leben der Reiter ſchwebt oft in Gefahr. Hart an das Amphitheater ſtößt der eleganteſte Theil der modernen Boulevards mit den Hauptmagazinen und ſchönen öffentlichen Bauten.

Kein Denkmal antiker Baukunſt iſt aber vielleicht beſſer in allen ſeinen Theilen erhalten, als der ſchöne, den Söhnen des Auguſtus geweihte ungemein anmuthige und gefällige Tempel, der unter dem Namen der Maison carrée allbekannt iſt. Dreißig wunderſchöne, kannelirte korinthiſche Säulen umgeben den innern Tempel, der ein längliches Viereck bildet und ein ſogenannter Pſeudoperipteros iſt. Die zierlichen Kapitäler dieſer Säulen und Halbſäulen ſind aus Olivenblättern zuſammengeſetzt und, ſowie auch die geſchmackvollen Verzierungen am Fries und Geſims, mit unendlicher Sorgfalt gearbeitet. Die dicht beim heutigen Theater ſich erhebende Maison carrée iſt 25,65 m lang, 13,45 m breit und hoch. Der Tempel wurde von Kaiſer Hadrian erbaut und dient jetzt als Alterthumsmuſeum. Das „Cäſarthor“ iſt ein römiſcher Triumphbogen; auch das Stadtthor iſt römiſch.

Digitized by Google

Vom Dianatempel, einem antiken Nymphäum, ſind nur Trümmer erhalten. Die hohe Vollendung, welche dieſelben in allen Verzierungen aufweiſen und die Gliederung der Niſchen mit theilweiſe gebogenen Frontiſpicen bezeugen, daß das Werk der beſten Zeit römiſcher Baukunſt angehört. Nimes wimmelt noch von andern Ueberbleibſeln aus den Zeiten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Trümmer aller Arten architektoniſcher Verzierungen deuten auf das ehemalige Daſein großer herrlicher Gebäude, die mit dem Volke, das ſie erbaute, verſanken. In Verbreitung ihres Rufes ſtehen aber die Maison carrée, das Amphitheater und der Dianatempel gleich den größten Werken von Rom ſelbſt, und ihnen ſchließt ſich ebenbürtig ein anderes Denkmal an, welches zwar 23 km von Nimes entfernt liegt, aber ein beliebtes Ausflugsziel von dort aus bietet. Bei dem Orte Remoulins ſchießt nämlich der Gard, ein aus den Sevennen herabkommender Tributär der Rhône, durch

Der Pont du Gard bei Nimes.

einen engen und einſamen Grund, und hier führt über ihn der ſogenannte Pont du Gard, die alte, 41 km lange Waſſerleitung, welche die Gewäſſer der Quellen Eure und Airan zur Raumarchie des alten Nemausus ſchaffte. Sie ward von Agrippa, dem Schwiegerſohne des Auguſtus, erbaut, der auch an der Quelle von Nimes Bäder anlegte. Man ſieht drei Reihen über einander gebauter, ſchön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Seiten auf das mit ihnen gleich hohe Felſenufer des unter ihnen hinſtrömenden Fluſſes. Das Bauwerk iſt toscaniſcher Ordnung, aus Quaderſteinen aufgeführt, ohne Mörtel und Kitt, blos auf ſich ſelbſt beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe, elf eben ſo große die zweite längere Reihe, über welche ſich noch 35 kleinere Bogen thürmen. Das Ganze iſt 48,8 m hoch, 269 m lang und dient jetzt als Brücke für die Fußgänger.

Den ganzen Weſten des Gard-Departements füllt und begrenzt der Zug der Sevennenkette (les Cevennes), welche wir nunmehr in ihrem Zuſammenhange vom Canal du Midi im Süden bis zum Mont Pilat ſüdöſtlich von

Digitized by Google

St. Etienne betrachten müſſen. Die Ausdehnung der ganzen Kette, welche die Departements der Obergaronne, Aude, Hérault, Aveyron, Tarn, Gard, Lozère, Ardèche und Oberloire ganz oder theilweiſe bedeckt, beträgt 250 km und bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Atlantiſchen Ocean und dem Mittelländiſchen Meere. Manchmal werden die uns ſchon bekannten Berge von Charolais, Lyonnais und Beaujolais zu den Sevennen im weiteren Sinne gerechnet, doch haben ſie nichts mehr mit denſelben zu thun. Die ganze Sevennenkette beſteht faſt überall aus Urgebirgsmaſſen, ausgenommen die Baſaltdurchbrüche im nördlichen Theil, und die juraſſiſche Partie in den Garriguesbergen. Sie zerfällt in mehrere Einzelketten, welche beſondere Namen führen und von denen nach beiden Seiten Ausläufer ausgehen. Als ſolche lernten wir ſchon im äußerſten Süden die Montagnes Noires kennen, die unmittelbar an der Senke aufſteigen, in welcher der Canal du Midi von der Garonne zum Mittelmeer zieht. Ihnen ſchließen ſich von den Quellen des dem Orb zufließenden Jaur die 40 km langen Monts de l'Eſpinouſe an, 1100 m hoch; von ihnen aus gehen die welligen Berge von Caune, welche die Quellen der Sorgues und des Agout von einander trennen. Die Eſpinouſe-Berge ſind juraſſiſche Bildungen, wie ihre nordöſtliche Fortſetzung, die 45 km langen Monts Garrigues, welche von der Orbquelle bis zum Laigonat als Kamm der Hauptkette ſtreichen: ein rauher, gewundener Zug, der wie die Berge des Gevaudan nach Weſten in das Plateau der Cauſſes, den ſüdöſtlichſten Theil des franzöſiſchen Centralplateaus, verläuft, und zwiſchen Orb und Hérault das bis 992 m hohe, ſchroffe, von tiefen Thälern zerſchnittene Escandorgue-Gebirge abſendet. „Garrigues" nennt der Provençale die troſtloſen, mit kümmerlichen Büſchen von immergrünen Eichen bewachſenen Kalkhügel, zwiſchen welchen unter anderen das Städtchen Lodève eingebettet iſt. Von hier aus nordwärts beginnen die eigentlichen Sevennen, die man wieder in nördliche und ſüdliche ſcheidet. Die nördlichen, auch die „oberen" genannt, weil ihre höchſten Spitzen die der ſüdlichen um etliche Meter an Höhe übertreffen, haben den Charakter eines Hochplateaus; dort dehnen ſich jene vielgenannten „Cauſſes" (Hochebenen) aus, in welche die Thäler in ſchroffem Abſturz eingeſägt ſind; anders die „unteren", d. h. ſeewärts gelegenen, ſüdlichen Sevennen. Hier kommen auf dem Rücken einzelner Berge, z. B. der Luzette, hie und da zwar Cauſſes von geringer Breite und Ausdehnung vor; meiſt aber ſchärfen ſich die Berge zu ſchroffen, wildgezackten Kanten und Spitzen, ja Nadeln zu. So ſehen wir im Südweſten als fernſte Hochwacht den Montdardier ragen mit einer Reihe von Gipfeln und endlich in einen gewölbten Rücken verlaufend, an deſſen Fuße das gleichnamige Schloß ſich zeigt; links vor ihm ragt die ſteile Pyramide der Roquedure, links von ihr der hohe Kamm des Mont Liroue; im Vordergrund ſenkt ſich das Gebirge Stockwerk um Stockwerk, von Kette zu Kette bis in die Tiefe des Héraultthales herab. Rechts von da wird ein langer, grüner Grat hoch überragt von der langgeſtreckten ſchroffen, wunderſchön gerippten Wand der Luzette, deren Ende ſich an den Paß des Eſperan, den Centralpunkt der ſüdlichen Sevennen, ſüdlich vom 1567 m hohen Mont Aigoual, anſchließt. Auguſt Ebrard, dem wir im Vorſtehenden folgten, führt uns dieſe Sevennen als eine großartige Gebirgslandſchaft vor, in der man ſich in das Hochgebirge der Schweiz verſetzt fühlt.

In das Herz dieſer ſüdlichen Sevennen, nach dem Städtchen Le Vigan im Gard-Departement, führt ein bei Gallargues von der Hauptbahn abzweigender Schienenweg und zieht ſich dem Flüßchen Vidourle entlang aufwärts zwiſchen unbedeutenden, langweiligen, felſigen, ſpärlich mit Chêne-vert bewachſenen Anhöhen. Erſt bei La Sauve tritt man in ein wirkliches Bergthal. Wilde, zerriſſene Felſenzinnen weißſchimmernden Kalkes und grauen Dolomites thürmen ſich über dem Städtchen zu noch nicht ſehr bedeutender Höhe und erinnern durch ihr Ausſehen und ihren Höhlenreichthum lebhaft an die fränkiſche Schweiz. Freundlicher geſtaltet ſich durch Weinberge und Kaſtanienbäume die Vegetation bei St. Hippolyte, gleich Anduze ein reizendes Sevennenſtädtchen, das beſonders Seide baut und eine intelligente, wohlhabende, reformirte Bevölkerung enthält; ſchon ſchauen aus der Ferne einige mächtig aufſtrebende Felſenrieſen, die das Thal des Hérault von dem des Riutor trennen, herüber. Wir nehmen von der Vidourle Abſchied. Ein Tunnel führt in das Thal des Riutor, in den Felſenſchlund des ſteinernen Fluſſes, denn der Riutor hat niemals Waſſer. Er iſt das hinterlaſſene, todte, unverändert bleibende Bette einer vorweltlichen Fluth, welches in der erweiterten Thalebene an dem freundlichen Städtchen Ganges vorüber in dem des munter ſtrömenden klaren Hérault ſein Ende findet. Kaum irgend eine Scenerie iſt überraſchender als der Blick beim Ausgang des langen Tunnels von Sumenes, der aus dem nackten Felſenſchlunde

Digitized by Google

des Rintor in das zauberische Thal des Hérault führt. Die weißen Marmorwände sind verschwunden, der Thonschiefer mit seinen wunderschönen Formen, mit den prächtig modellirten, bis ins Kleinste individualisirten Rippen, die als Strebepfeiler die himmelhohen Zinnen tragen, ist an die Stelle des Kalkgebirges getreten. Man überschreitet den Hérault auf hoher Brücke, um ihn sogleich wieder zu verlassen und einem ebenso schönen Seitenthale nach Le Vigan zu folgen. Le Vigan ist ein bezeichnendes Exemplar der Sevennenstädtchen. Hohe, massive Häuser, enge Gassen, ein einziger, mehr langer als breiter Platz. Auf Schatten und Kühle ist die ganze Bauart eingerichtet. Folgt man, statt nach Le Vigan sich zu wenden, dem Hérault in seine Quellgegend, so gelangt man in ein prächtiges und, wie sich bei dem Reichthum der Kulturen erwarten läßt, wohlbevölkertes Thal; freundliche Ortschaften mit anmuthigen Landhäusern liegen malerisch die Hügel hinan, darunter Vallerauguе, welches Ebrard keinen Anstand nimmt, als das Berchtesgaden der Sevennen zu bezeichnen. So schroff sind die Höhen, so tief das Thal, daß der Ort Vallerauguе im Winter mehrere Monate lang die Sonne nicht zu sehen bekommt. Wenige Flüsse haben ein engeres und wilderes Bett, als der Hérault, welcher sich im Verlaufe von Jahrtausenden seine Bahn durch das feste Urgestein gebrochen hat. Wenn er aus den felsigen Schluchten des Rigoual heraustritt, in denen er entspringt, so nimmt er die Gewässer der Boignes und des Lamalou auf und durchfließt dann die berüchtigten Schluchten von St. Guilhem du Désert, wo er sich mit starkem Fall durch sein tief eingeschnittenes, launenhaft gewundenes Bett zwängt, und die harten Klippen auf beiden Ufern nicht einmal Raum zu einem Saumpfad, geschweige denn zu einer Brücke oder einem Stege geben. Zuweilen ist sein Bett hier so schmal, daß ein geübter Springer wohl mit einem kühnen Satze darüber hinwegsetzen kann; an anderen Stellen aber, wo der Pfad oder Weg zwischen zwei Dörfern über den Hérault führt, kann man nicht anders über den Fluß setzen, als indem man auf einem ausgespannten Tau hinüberreitet oder rutscht, wie ein solcher origineller Uebergang in der Nähe von St. Guilhem du Désert besteht. An manchen Stellen scheint der Hérault früher einen unterirdischen Lauf genommen zu haben und seine Decke erst später eingestürzt zu sein, wie bei der Quelle des Foureade, wo man noch die halb zerbrochenen Deckplatten sieht, durch deren eine diese Quelle sich in Hunderten von Wasserfäden ergießt, so daß die rege Einbildungskraft der Umwohner dieser Stelle der Aehnlichkeit wegen den Namen des „Regenschirms“ gegeben hat. Unter den übrigen zahlreichen Quellen, welche dem Hérault zufließen, ist die bedeutendste die der Clamouse, welche mit donnerndem Brausen aus dem Schooß der Felsen hervortritt (woher auch ihr Namen la clamosa, die lärmende), wenige Schritte von ihrem Ursprung eine Mühle treibt, dann von einem halbkreisförmigen gemauerten Becken aufgefangen wird und nun durch Hunderte von Spalten und Ritzen sich in den Hérault ergießt. Wahrhaft großartig und wild ist die Natur hier am Oberlauf dieses Flusses, welchen aber nur selten ein Fremder besucht. Der Hérault ist nur auf einer sehr kurzen Strecke schiffbar, nämlich von dem Flecken Bessan bis zu seiner Mündung.

Alpinisch ist der Charakter der Berge und Thäler in den südlichen Sevennen, aber nicht der der Dörfer und ihrer Bauart. Der Mangel an Bauholz und der Ueberfluß an festem Gestein mußten zum Steinbau führen und der Mangel an ebenem Raum zum Aufthürmen der Gebäude in die Höhe. Da zudem der Sevenole kein Getreide-, sondern ein Seidenbauer ist, so fällt auch das Bedürfniß der geräumigen Scheune neben dem Wohnhaus hinweg. Die Häuser stehen möglichst zusammengedrängt; wo ein Hof vorhanden, ist er sehr klein und eng. Eine einzige, enge gepflasterte Gasse windet sich zwischen und an allen Häusern vorbei, stets in gebrochener Linie, und macht so die Anlage von Quergassen überflüssig; bei etwas abhängigem Boden bildet sie auch den natürlichen Abfluß zwischen einer höher und einer niedriger gelegenen Düngerstätte. In der Regel hat das Haus eine „Galerie“ (auch Terrasse genannt), d. h. einen steinernen Vorsprung, zu dem eine Steintreppe seitwärts von außen hinaufführt. Von dieser Galerie aus geht eine Thür, die bei Tage stets offen und mit einem Leinenvorhang verhängt ist, in die fensterlose Wohn- oder Küchenstube, aus welcher dann zur Rechten und Linken andere Thüren, meist auch nur mit Tüchern verhängt, in weitere Stuben gehen, die je nach Bedarf als Schlafgemächer oder Arbeits- oder Besuchszimmer verwendet, immer aber sehr einfach gehalten sind. In einem höheren Stockwerke befindet sich unter anderen der Raum für die Zucht der Seidenwürmer oder auch die Vorrathskammer der Cocons. Was nun die Menschen und ihr Leben betrifft, so ist der Sevenole durch-

Digitized by Google

ſchnittlich ſchlank, hoch, muskelkräftig, der Geſichtsausdruck intelligent und geiſtig geweckt, die Geſichtsbildung angenehm; die Hautfarbe nicht ſo gebräunt, als man bei der großen Hitze erwarten ſollte. Die Sprache iſt die der alten Troubadours, lo lengo d'oe, welche man die provençaliſche nannte, wobei nicht an den Umfang der franzöſiſchen Provence, ſondern an den der römiſchen Provincia zu denken iſt; ou wird wie u ausgeſprochen, dagegen ſind ai, au, ou, ei, eu, ieu, oi und oa wahre Diphthongen = ai, au, ou, ei, eu, ieü, oi und oa; die auslautenden Conſonanten ſind niemals ſtumm, eh lautet = tſch, auch dj, j = dſch, gue = dem engliſchen w. Ich bin, du biſt ꝛc. = iou siéu (auch ieu sioi), tu sias, el es (auch éi), nostres sian (auch sen), vostres sias (auch ses), elles soun. Der Vater = lou payre, der Bruder = lou frayre, die Kirche = l'egleiso, der Brunnen = lo founi, der Eſel = lou nase, die Eſelin = lo soumo, das Haus = l'oustau; mon eher petit cousin = moun eher mounid cousin; biſt du in deinem Hauſe geweſen? Nein = Sias estad din toun oustau? Nani ꝛc. Arbeit iſt des Sevenolen Loſung; fleißige, ſtrenge Arbeit von früh bis in die Nacht. Um vier Uhr Morgens beginnt das Tagewerk; bald nach acht Uhr Abends geht man zu Bette. Bei ſolcher Thätigkeit hat der Sevenole viel Hunger. Er ißt viel, aber ſeine Koſt zeichnet ſich mehr durch Quantität, als durch nahrhafte Qualität aus. Gemüſe und Vegetabilien ſind ſeine Hauptnahrung. Kaſtanien vertreten unſere Kartoffeln, gelten aber als gemeine, ſchlechte Koſt. Rindfleiſch und Kuhmilch ſind völlig unbekannt, auch in den Städten; eingepökeltes Schweinefleiſch, auch in Geſtalt einer ſcharfgewürzten Wurſt (Frieandeau), iſt die einzige Fleiſchkoſt des gewöhnlichen Bauern und ſeiner Knechte. Zum Kaffee nimmt er Ziegenmilch, aus der auch ein einfacher, ſehr ſchmackhafter Käſe (Demi-Fromage) bereitet wird. Gurken werden roh und ohne alle Zuthat außer Salz genoſſen. Als beſondere Delikateſſe gilt aber die Aubergine, die länglich keulenförmige Frucht einer Solanee (Solanum melongena). Die Bevölkerung der Sevennen iſt, wie im ganzen Süden Frankreichs, faſt durchaus republikaniſch geſinnt, dabei zum großen Theil reformirter Konfeſſion. In den Bergen der Sevennen ſetzten ſich die Hugenotten vor zweihundert Jahren feſt und man begreift, daß ſie ſich in deren ſchroffen Felsgebirgen und tiefen Schluchten auch gegen eine große Uebermacht ſo manches Jahr hindurch halten konnten. Die ganze Bevölkerung war damals ſommambül. Die Frauen aber wurden Prophetinnen. Die berühmteſte war die ſchöne Iſabeau, die Tochter eines Wollkämmers aus dem Dauphiné. Im December 1685 erſchien das ſchreckliche Edikt, das den Raub fünfjähriger Kinder verordnete, ſelbſt wenn die Eltern katholiſch wurden. Damals, in den Tagen der „Camisarden" — ſo genannt, weil die proteſtantiſchen Landleute über ihren Kleidern Hemden (Camises) trugen — 1702 bis 1710, wurde die Reformation in den Sevennen, wie faſt in ganz Frankreich für einige Zeit vernichtet. Was fliehen konnte, iſt geflohen in die Schweiz, nach Deutſchland, Holland, England und Amerika. Sobald die Zeiten aber wieder beſſer wurden, trat das reformirte Bekenntniß auch wieder hervor, und heut zu Tage ſind faſt überall in den Sevennen zahlreiche evangeliſche Gemeinden anzutreffen, erhebt ſich der reformirte Temple neben der katholiſchen Eglise. Dieſe Gemeinden haben, vornehmlich auf dem Lande, noch den alten kirchlichen Sinn bewahrt, und wo glaubenstreue Paſtoren ſind, da ſteht es heute noch gut und erfreulich; vielfach aber ſind dieſelben für den Methodismus bearbeitet worden, zu dem gar viele förmlich übergetreten ſind.

An dieſe ſüdlichen Sevennen ſchließt ſich der eigentliche Centralſtock des Gebirges an, welcher hauptſächlich den Südoſten des Departements der Lozère bedeckt. Es iſt dieſes das ehemalige Gevaudan, bewäſſert von der Truyère, dem oberen Lot mit der Colagne, dem oberen Tarn und Gard. Nach dieſer Landſchaft heißt jener Theil der Sevennen auch die Berge von Gevaudan; ſie ſind im Mittel 1385 m hoch und erreichen in den granitiſchen Monts de la Lozère, den Sevennen im engeren Sinn, mit dem Pic de Finiels ihre höchſte Höhe: 1702 m. Sie erheben ſich zwiſchen den Oberläufen des Tarn und des Lot; der erſtere tritt etwa bei bei Ispagnac, einem hübſchen Marktflecken, aus den Bergen in die Cauſſe Mejean, worin er eine tiefe Rinne gräbt. Eine andere troſtloſe Cauſſe, die baumloſe, unfruchtbare Cauſſe de Sauveterre, erſtreckt ſich bis zum Lot, an deſſen Ufern ſich das unbedeutende Chefſtien des Lozère-Departements, Mende, erhebt, ein Städtchen von blos 7500 Einwohnern, aber umgeben von Luſthäuſern und Gärten. Die Straßen haben Fontainen die Kathedrale kühne Thürme. Bemerkenswerth ſind blos die hier erzeugten Sergeſtoffe, die weithin verſandt werden. Weſtlich von Meude liegt an der Colagne und in 640 m Meereshöhe die hübſche Stadt Marvejols

Digitized by Google

Mende.

mit Blei- und Kupfergruben, mit Wollſpinnerei und Sergefabrikation. Von allen dieſen Orten hat man den Blick auf den weſtlichen Abfall der Sevennen, welche hier aber mehr als der gehobene Rand des centralen Plateaus von Frankreich erſcheinen, während ſie zum Rhônethale und Languedoc in kurzen, ſteilen Abſätzen abfallen. Die Südoſt- und Oſtflanken der Sevennen enthalten in Folge deſſen nur tiefe und trockene Thäler, in denen Regen ſeltener, aber in heftigen Güſſen fällt und die Hitze durch die Strahlenbrechung an den ſchroffen Felſen noch erhöht wird. Auf der entgegengeſetzten Seite iſt dagegen der Regen ungleich häufiger, die Feuchtigkeit bedeutender, aber auch die Wärme weit geringer, und in manchen Gegenden bleibt der Schnee in 1400 m Höhe ſechs bis ſieben Monate liegen. Dieſer Unterſchied wirkt natürlich auf die Bodenkultur und Bodenerzeugniſſe: öſtlich findet man, wie wir ſahen, Pflanzungen von Oliven, Maulbeeren, Wein, Kaſtanien,

Ispagnac

aber wenig Feld und faſt keine Weide; weſtlich von der Gebirgsſeite dagegen, im Lozère-Departement und in dem nördlich angrenzenden der Ober-Loire, giebt es vorwiegend Wald, Weide, Feld, friſche, durchaus mitteleuropäiſche Vegetation. Doch fehlt es in der Lozère auch nicht an wilden Gegenden und an Waſſerfällen. Vom Lozère-Gebirge erſtreckt ſich ein Ausläufer in nordweſtlicher Richtung, der nördlich von Mende, von Oſt nach Weſt gehend, die Kette de la Roche heißt; dieſe, zwiſchen der Colagne und der Truyère, iſt im Südweſten verbunden mit den Aubrachergen, die im Mittel 900—1000 m hoch ſind, in den Truques d'Aubrac aber bis zu 1442 m emporſteigen. Sie ſind im Allgemeinen granitiſch, aber zwiſchen La Guiolle und St. Urcize ein wildes Baſaltgebirge. Im Norden von Mende zieht zwiſchen Truyère und dem oberen Allier, der in der Lozère, unfern von den Lotquellen entſpringt, von Südweſt nach Nordweſt gegen die Auvergne hin das Margeride-Gebirge, deſſen höchſter Punkt der Mont de Randon mit 1554 m iſt, während die mittlere Höhe 1200—1400 m beträgt. Nach der Auvergne hin nimmt dieſe Kette bedeutend an Höhe ab; ſie entſendet lange, niedrige Ausläufer und iſt zum Theil noch jetzt bewaldet; ihr Kamm iſt granitiſch, das ganze Gebirge über-

Digitized by Google

haupt aus primitiven Maſſen beſtehend. Wegen dieſer vorwiegend gebirgigen Natur des Landes wird in der Lozère Korn und Wein nicht hinreichend gewonnen; der Hauptreichthum des Bodens beſteht in den Mineralſchätzen, in Silber, Blei und Gold. Das Departement iſt auch nur ſpärlich von Eiſenbahnen durchfurcht. Eine von Millau im Aveyron, dann von Weſten den Lot heraufkommende Linie findet in Mende ihr Ende. Hart an der Oſtgrenze des Departements hält ſich die große Linie Nimes-Paris, welche in höchſt maleriſcher Weiſe die Sevennen mit Hülfe einer Reihe von Kunſtbauten durchbricht. Ueber das liebliche Alais, eine Stadt von 20 000 Einwohner und wichtiger Fabrikort, von Eiſenhämmern und Glashütten umgeben, aber auch mit reicher Seideninduſtrie, dringt ſie aufwärts im Thale des Gardon oder oberen Gard bis Ste. Cécile, ſchneidet dann das Thal des Chaſſézac, in welchem ſich bei dem Dörfchen Planchamp die pittoresken Felſen von

Marvejols.

Ste. Madeleine aufbauen, und gewinnt durch einen Tunnel unter der Waſſerſcheide das Thal des jungen, nordwärts ſtrömenden Allier, dem ſie weithin getreu bleibt.

Das rechte, öſtliche Ufer des Allier begleiten die Montagnes du Velay, welche den Raum zwiſchen dem Allier und dem Oberlaufe der Loire ausfüllen. Die alte Sevennenlandſchaft Velay hat den Grundſtock zum heutigen Departement der Ober-Loire gegeben. Der Hauptzug der Sevennen, in welchen wir hier den 1519 m hohen Tanargue bemerken, nimmt bei Pradelles ſeine Richtung gegen Nordoſt; Lavaſtröme haben hier die Loire und den Allier mehrfach geſperrt und abgelenkt. Das ganze Gebiet iſt durchaus vulkaniſch. Hier ſtehen unfern von Pradelles die alten Vulkane Tartas (1348 m), die Injernels, der Mount Caou oder Mont Chaud. Der See von Bouchet, 30 m tief und 909 m im Durchmeſſer, ſcheint ein Krater zu ſein. Außer wunderlichen vulkaniſchen Felsgeſtaltungen iſt beim Dorfe Goudet an der oberen Loire der „natürliche Tempel“ zu erwähnen; dort hat ein Lavaſtrom einen runden Thurm gebildet, der ein koniſches Dach hat, und ein Periſtyl von Säulen, 58 m hoch. Im Nordoſten hat der 1757 m hohe Mont Mézenc, gleichfalls vulkaniſchen

Digitized by Google

Le Puy.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ursprungs und 128 m über seiner Granitbasis aufsteigend, prächtige Basaltsäulen. Mit ihm enden die eigentlichen Sevennen. Er steht an der Grenze des Ardèche-Departements, in welchem auch schon der 1551 m hohe Gerbier des Jonc liegt, die Geburtsstätte der Loire in 1373 m Seehöhe. Bald nachdem die junge Loire ihren gewundenen Lauf durch die Sevennen begonnen, gesellt sich zu ihr ein kleiner Zufluß, die Borgne. Die Scenerie bei diesem Zusammenflusse steht in scharfem Gegensatze zu dem übrigen Laufe des Flusses. Stundenweit strömt da die Loire durch ein klufartiges Thal, von wilden Granitriffen umsäumt, die nur hie und da mit zwerghaften Fichten oder Buschwerk spärlich besäet sind; nur wunderselten zeigen sich gedeihlicher Pflanzenwuchs an den Abhängen, Dörfer oder irgend welche menschliche Behausungen auf den schmalen Thalstreifen. Wetterbraun und entblößt erscheint das Land, wie kahl geworden im Kampf mit den Elementen, allein eben in

Felsen von Sainte-Madeleine bei Planchamp.

seiner, man könnte sagen, asketischen Wildheit reizvoll. Wenden wir uns jedoch in das Thal der Borgne, so wechselt die Scenerie ihren Charakter mit Einem Male: die Hügelketten weichen zurück und die schroffen Klippen verwandeln sich in sanftere Abhänge. Der Fluß windet sich durch grünes Wiesenland, von Pappeln und Weiden umsäumt; auf der einen Seite senken sich Kornfelder von einem hochgelegenen Plateau nieder, auf der andern sonnen sich mit weißen Mauern umschlossene Weingärten, jeder mit seinem vereinsamten Häuschen. In der Mitte dieses Thalbeckens erhebt sich ein Hügel, von zwei seltsamen Felsenklippen gekrönt, und auf dieser natürlichen Festung steht das Chefstieu des Departements, die Stadt Le Puy (19,000 Einwohner), eine seltsame Ueberraschung nach dem langgezogenen Wege durch das kahle Hügelland.

Von der Mitte des Hügels, auf dessen Abhang Puy hingebreitet liegt, erhebt sich eine hohe, dunkle Felsengruppe. Ihren Gipfel bildet eine kleine Plattform, ungefähr 130 m über der Ebene, und nun durch eine Kolossalstatue der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde geschmückt. Auf einem hohen Piedestal stehend, erhebt sich die Gestalt der Maria volle 16 m hoch und schädigt eben durch ihre Kolossalität den künstlerischen

Digitized by Google

Eindruck, denn die menſchliche Geſtalt, zu rieſenhaften Dimenſionen ausgedehnt, trägt ſtets etwas Groteskes an ſich. Der Entwurf an ſich wäre, in beſcheidenen Dimenſionen ausgeführt, recht hübſch. Zweihundert zu Sebaſtopol erbeutete Kanonen ſind zu dieſem Denkmal franzöſiſcher Frömmigkeit und franzöſiſchen Ungeſchmackes eingeſchmolzen worden. An einer Stelle des Hügels, hoch oberhalb der Häuſerdächer, beinahe auch riffartig, erhebt ſich die Kathedrale mit ihrer Kuppel und ihrem Glockenthurme, auf der anderen Seite ſpringt eine Felſenſpitze hervor, beinahe den Fluß überhängend, die ein kleines Kirchlein mit ſchlankem, hohem Thurme

Kathedrale von Le Puy.

abſchließt. Das Geſammtbild aber, das Le Puy bietet, iſt ungemein ſchön; dieſe beiden mächtig emporragenden Spitzen, die rothen und grauen Häuſer an den Abhängen und an den Ufern der Borgne die ſaftigen Wieſen und Wälder. Und die Stadt hält, was ihr Anblick aus der Ferne verheißt. Obwohl die Eiſenbahn ſie nun der modernen Welt annektirt hat und hier und dort Bauten mit dem Charakteriſtikum des neunzehnten Jahrhunderts aufgetaucht ſind, iſt ſie noch von recht primitivem Gepräge. Und zwar auch durchaus nicht immer in der angenehmſten Form. Viele der Straßen ſind eng, gewunden und ſchmutzig und ein eigenthümlicher Geruch, der eben kein Duft iſt, macht ſich allenthalben, auch in den erſten Gaſthöfen bemerkbar; auch würde das cicutis allium nocentius der Küche den Zorn des Horaz erwecken. Dafür aber finden wir noch ein Stückchen vom alten Frankreich, welches durch das Empire und Haußmann nicht berührt worden iſt.

Digitized by Google

Das Hauptintereſſe von Le Puy liegt jedoch in ſeinen Kirchen, obwohl auch die Straßen noch manche ſchöne Häuſer aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert aufweiſen. Von dem doppelten Mauergürtel, welcher die Stadt in den Kämpfen des Mittelalters zu einem Punkte von Bedeutung machte, iſt nur wenig übrig geblieben. Im Muſeum finden ſich noch Fragmente des alten römiſchen Aniscum vor; ob dieſes den Platz einer noch älteren galliſchen Stadt einnahm, iſt eine immer noch offene Streitfrage, doch läßt die vorzügliche Lage dies immerhin als wahrſcheinlich annehmen. Aus jener Epoche jedoch iſt eine große Steintafel die einzige Reliquie. Seit dem zehnten Jahrhundert beginnt Le Puy von architektoniſcher Bedeutung zu werden. Bis zu Anfang des zwölften Jahrhunderts herrſcht der gallorömiſche Stil vor, und in Le Puy finden ſich einige der ſchönſten Beiſpiele dieſes Stiles. In erſter Reihe ſteht da die Kathedrale. Auf dem ſteilen Abhang

Schloß Polignac.

des Hügels erbaut, führt eine lange Treppenflucht zu ihrer weſtlichen Façade. Das Aufſteigen währt nach dem Eingange noch fort, bis man die Kirche ſelbſt betreten, was jetzt durch das Transept der Fall iſt, früher aber gegenüber vom Hochaltare ſtattfand. So kann das Schiff als das obere Stockwerk eines gigantiſchen Vorhauſes oder der Haupteingang als die Oeffnung einer, jedoch nicht unterirdiſchen, Krypte betrachtet werden. Der größte Theil des Bauwerkes ſtammt aus dem elften Jahrhundert, einzelne Partien jedoch ſind noch um Erhebliches älter. Der ungemein ſchöne Glockenthurm wurde muthmaßlich eben vor dem Beginn des zwölften Jahrhunderts erbaut und die Enge ſeines oberen Stockwerkes läßt, wie Viollet le Duc bemerkt, annehmen, daß er mehr noch zu einer loge de guetteur als zum Glockenthurm beſtimmt geweſen. Die mittlere Kuppel dürfte ein Jahrhundert jünger ſein und weiſt, wie andere Partien der Kirche, orientaliſchen oder genauer adriatiſchen Einfluß auf, der wohl durch den Handelsverkehr mit Venedig entſtanden. Sehr bemerkenswerth ſind in der weſtlichen Fronte zwei aus gleicher Zeit wie dieſe Baupartie ſtammende hölzerne Thüren, ganz bedeckt mit ziemlich roh geſchnitzten Figuren. Schön iſt die Wirkung, welche die abwechſelnd angebrachten Blöcke von grauem

Digitized by Google

Sandſtein und vulkaniſchem Tuffſtein hervorbringen. Häufig auch ſind die beiden Steinarten rautenweiſe in einander gefügt. Im Innern wie am Aeußern des Bauwerkes bildet ſtrenge Größe den Charakterzug. Das anſtoßende Kloſter iſt ein Jahrhundert ſpäter erbaut. Die Galerie deſſelben und das Kapitelhaus ſtammen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Die außerordentliche Eigenthümlichkeit der Kathedrale, die große Mannigfaltigkeit ihrer einzelnen Partien iſt durch keine Beſchreibung anſchaulich zu machen und wir müſſen uns nur damit begnügen, auf das merkwürdige Bauwerk aufmerkſam zu machen.

Die ſeltſame Kirche auf der Felsſpitze an der anderen Seite iſt, wie in der Auvergne gewöhnlich, dem heiligen Michael geweiht. Die Spitze erſcheint auf den erſten Blick unerreichbar, iſt jedoch durch eine in den Felſen gehauene ſteile Flucht von Stufen zu erreichen. Ehe man hinaufſtimmt, ſoll man es jedoch ja nicht

Schloß La Roche-Lambert.

verſäumen, die kleine Todtenkapelle der heiligen Clara zu beſichtigen, ein achtſeitiges Bauwerk mit einer halbkreisförmigen Apſe, von der treffend geſagt worden, daß ſie „l'expression la plus délicate de l'art roman d'Auvergne arrivé à son apogée; il est difficile de produire plus d'effet à moins de frais". Vernachläſſigt, ja ſchon halb in Verfall gerathen, verdient ſie dieſes Lob immer noch. Die Felſenkirche ſelbſt iſt, obwohl weit kleiner, doch um nichts weniger ſchwer zu ſchildern, als die Kathedrale. Von einem Plane iſt hier, wo die Felſenſtruktur die bauliche Form beſtimmte, nicht zu ſprechen. Ihr älteſter Theil ſtammt aus dem zehnten Jahrhundert und gemahnt an die Todtenkapelle unter den in den Felſen gehauenen Gräbern des Mont-Majour zu Arles. Im zwölften Jahrhundert wurde dieſer Partie eine Art Schiff angefügt und das Ganze durch einen ſchlanken Thurm gekrönt, der mit jenem der Kathedrale Aehnlichkeit aufweiſt.

Ueber eine große Anzahl anderer hochintereſſanter Bauten müſſen wir hinweggehen, um noch flüchtig der Kirche St. Laurent aus dem vierzehnten Jahrhundert zu erwähnen, welche das Grabmal des „très noble et vaillant" Du Guesclin enthält. Das Muſeum, ein ſchönes modernes Bauwerk, umfaßt eine ſtattliche

Digitized by Google

Sammlung lokaler Antiquitäten, namentlich aus der römischen und vorhistorischen Zeit. Unter seinen geologischen Schätzen befindet sich der berühmte fossile Mensch von La Denise.

Auch über die interessanten Punkte der Umgebung gestattet uns der Raum nur wenige Andeutungen. So z. B. der vulkanische Hügel, in welchem das eben erwähnte Fossil gefunden worden; die grandiosen Basaltsäulen, die Depositе des alten Sees; dies Alles sind Gegenstände des höchsten Interesses für Geologen, wie die isolirte Klippe, die sich oberhalb des Dorfes Espailly erhebt, mit ihrer schon ruinenhaften Mauerkrone und dem sich um ihre Basis windenden Fluß das Entzücken der Maler bildet. Weiter entfernt ist der interessante Fels von Ceyssac mit dem Schlosse. Hier, wie häufig in der nahen Auvergne überhaupt, ist der Fels mehrfach zu Grotten ausgehöhlt. Der größte Theil einer unterhalb des Schlosses befindlichen Kirche ist in dieser Weise

Tournon.

errichtet. Was jedoch Schloßruinen anbelangt, so giebt es gewiß keine interessanteren, als jene des Schlosses Polignac. Es erhebt sich auf einem ausgedehnten Felsenplateau, das, nach allen Seiten steil abfallend, eine natürliche Festung bildet. Einst ein „Oppidum“ der Gallier, später, wie es eine Inschrift mit dem Namen des Kaisers Claudius bezeugt, ein römisches „Castrum“, ging es im Mittelalter, zu einer Festung umgewandelt, an das Haus Polignac über. Mit seinen verschiedenen Bautheilen vom zwölften bis zum siebzehnten Jahrhundert bildet es eine Art Geschichte der Architektur selbst, aber leider sind dieselben jetzt schon arg in Verfall gerathen. Die kleine Dorfkirche ist ein guter romanischer Bau und man kann nicht umhin, wenn man diese Gegend durchreist, zu bedauern, daß dieser Stil so gar keine Wiedergeburt feiert. Etwas weiter als das nur 4 km von Le Puy entfernte Polignac, nämlich 11 km nordnordwestlich von jener Stadt, liegt in der Gemeinde von Borne das große Schloß de la Roche-Lambert, von dem wir wie von Polignac eine Abbildung mittheilen.

Den nördlichsten Abschnitt der Sevennen bilden die Berge von Vivarais, welche vom Mont Mèzenc bis zum Mont Pilat als Grenzscheide zwischen den Departements der Ober-Loire und der Ardèche 90 km

Digitized by Google

weit ſtreichen; ihre mittlere Höhe beträgt etwa 1200 m. Während die eigentlichen Berge des Vivarais aus Granit und kryſtalliniſchem Schiefer beſtehen, ſind dieſe im Süden, von mächtigen Vulkanen durchbrochen, die wildeſte und rauheſte Partie der Sevennen, mit nackten Gipfeln und engen Schluchten, nur am Fuße Wälder, Wieſen und Kultur tragend. Die Straßen von Le Puy nach Valence und Vienne im Dauphiné führen darüber. Alles Intereſſante, welches das Ardèche-Departement bietet, knüpft ſich an dieſe vulkaniſchen Erſcheinungen. Der Krater von St. Léger, nahe der Ardèche, welche nördlich vom Tanargue entſpringt und ganz im Süden des Departements in die Rhône mündet, haucht große Mengen von Kohlenſäure aus. Der Pont de la Baume an der Ardèche iſt ein baſaltiſcher Lavaſtrom aus Säulen aller Richtungen auf einem Unterbau großer, ſenkrechter Säulen, zugleich mit einer ſchönen Grotte. Der Berg Chenevari zeigt von der

Die Ruinen des Schloſſes Dentadour.

Nordſeite eine Reihe baſaltiſcher Säulen auf Kalkunterlage, von etwa 200 m Entwickelung. Bei dem durch ſeine Mineralwäſſer bekannten Bals iſt an den Ufern des Volant der „berühmte Rieſendamm“; bei Pont de Rigodel ein majeſtätiſcher Säulenhauſe, beim Dorfe Colombier ein prächtiger Damm von Rieſenſäulen; die herrliche Kaskade der Höllenſchlucht fällt von einem mit Baſaltſäulen bedeckten, 180 m hohen Granitfels. Der Pont d'Arc, 54 m lang und 32 m hoch, unter welchen die Ardèche hindurchfließt, iſt jedoch nur die Decke einer gewöhnlichen Höhle, die an beiden Seiten offen iſt, wie der Kalk dort deren viele hat. Nordweſtlich von Largentière, nahe dem Allier, bilden Hügel das vulkaniſche Gebirge von Praſoncoupe, d. h. Krater der Wieſen, 1000 m hoch und von ſchönen Wieſen umgeben; dies iſt wegen der Fälle der Laven einer der wichtigſten Krater des Vivarais. Vom Loubareſe, ebenfalls einem Vulkan, überſieht man das Valgorge, das maleriſcheſte Thal des Vivarais, d. h. der Landſchaft zwiſchen Sevennen und Rhône, gegen welche ſich vom Gerbier des Jonc die gleichfalls vulkaniſchen Berge de Coirons ſüdöſtlich vorſchieben, während weiter ſüdlich in den Bergen der Tanargue wieder die Geſteine auftreten, welche im ganzen Sevennenſyſteme vorherrſchen.

Digitized by Google

Privas.

Digitized by Google

Das Vivarais wird außer von der Ardèche bewäſſert vom Cance, Doux und Erieux, welche insgeſammt der Rhône zufließen. Das Land an der Rhône genießt ein warmes Klima, während die Gebirgsſtriche in den Sevennen faſt acht Monate Winter haben. Das heutige Ardèche-Departement entſpricht ziemlich genau dem ehemaligen Vivarais, dem römiſchen Helvia. Seine Bewohner ſind rauhen Weſens und ſtark von Aberglauben befangen. An Städten bietet es nur wenig bemerkenswerthe Orte. Annonay, Tournon und Privas ſind die anſehnlichſten darunter. Annonay mit 15,000 Einwohnern, der Geburtsort der Luftſchiffer Gebrüder Mongolfier, theilt ſich mit Aubenas in den Ruhm, der bedeutendſte Induſtrieplatz des Vivarais zu ſein. Tournon an

Ruinen des Schloſſes Rochemaure.

der Rhône beſitzt eine Hängebrücke zum gegenüberliegenden Tain, deſſen Weine hier in den Handel kommen, dann aber auch die Ruinen einer Brücke Cäſars. Privas an der Ouvèze hat zwar ebenfalls Handel und Induſtrie, würde aber mit ſeinen 8000 Einwohnern keine beſondere Erwähnung verdienen, wenn es nicht das Cheflieu des Ardèche-Departements wäre. Wie überall in Frankreich, finden ſich auch hier intereſſante Ruinen alter Edelſitze und Schlöſſer. Wir heben unter denſelben blos jene von Pentadour hervor, von welchem ein dereinſt mächtiges Herzogsgeſchlecht den Namen zog, dann die Trümmer des Schloſſes Rochemaure am rechten Ufer der Rhône und in der Nähe des obenerwähnten Vulkans von Chenovari.

Digitized by Google

Dauphiné und Comtat Venaissin.

Am linken Ufer der Rhône liegt im Gebiete der Westalpen ein Land mächtiger Gebirge, nicht von den Franzosen erobert, nie von ihnen verwüstet, nie ihnen ungetreu und ihren Königen: das Land der keltischen Allobrogen. Seit Julius Cäsars Tagen stand es unter der Herrschaft der Römer, deren Kaiser Honorius es zur Provinz Viennensis schlug, von welcher es den Namen führte. Nach der Zerstörung des Weströmischen Reiches, im fünften Jahrhundert, eroberten die Burgunder das von Vandalen und Gothen verheerte Land, dessen Hauptstadt das alte, schon zu Cäsars Zeiten berühmte Vienna oder Vindobona an der Rhône blieb. Gegen Ende des neunten Jahrhunderts bildete das alte Allobrogenland einen Theil des Königreichs Arelat, dann des transjuranischen Reiches von Burgund und kam nach Rudolfs II. Tode unter die deutschen Könige. Die Großen des Landes waren aber nach und nach aus Vasallen selbständige Fürsten geworden, unter denen die Grafen von Albon, auch nach ihrer Hauptstadt Grafen von Grenoble genannt, die mächtigsten waren und sich zu Herren des Landes machten. Weil sie einen Delphin im Wappen führten, nannte man sie Dauphins und ihr Land Dauphiné von Viennois. Der letzte des dritten regierenden Geschlechts trat 1349 sein Land an Karl von Valois, Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich, den nachmaligen König Karl V. gegen eine Rente von 100 000 Goldgulden und unter der Bedingung ab, daß stets der älteste Sohn des Königs von Frankreich „Dauphin" genannt werde, das Land stets im Vollgenuße der ihm verliehenen Freiheiten bleibe und nie dem französischen Staate ganz einverleibt, sondern immer gesondert verwaltet werde. Der deutsche Kaiser gab die Abtretung zu unter der Bedingung, daß der Vasalleneid geleistet und das Dauphiné nie dem deutschen Reiche entfremdet werde, was Anfangs noch beobachtet, später aber ganz aufgegeben wurde, wie auch die Bedingung wegen der Nichteinverleibung, als den Zeitanforderungen nicht mehr entsprechend, nicht eingehalten wurde. Dagegen lebte der Dauphinstitel in der französischen Königsfamilie fort; doch erhielten ihn nur unmittelbare Nachkommen des lebenden Königs; daher hieß ein Bruder des Königs niemals Dauphin. Seit 1830 hat der Titel ganz aufgehört; der letzte, der ihn führte, war der Herzog von Angoulême, der älteste Sohn Karls X. Das Dauphiné zerfiel in ein östliches Oberland und ein westliches Unterland; ersteres umfaßte die Landschaften Graisivaudan, Gapançois, Briançonnais, Embrunois und die Baronien, das letztere begreift das Viennois, Valentinois und Tricastin. Gegenwärtig ist das Dauphiné in die drei Departements der Isère, Drôme und Hochalpen (Hautes Alpes) zerstückt. Im Süden grenzt daran das heutige Departement Vaucluse, welches einst drei kleine, aber gesonderte Staaten bildete, von welchen das Comtat Venaissin mit der Hauptstadt Carpentras der größte war; seit 1299 an war es im Besitze des päpstlichen Stuhles, dem 1348 auch die Grafschaft Avignon zufiel und der sie beide durch Legaten regieren ließ, bis sie 1791, in den Stürmen der Revolution, mit Frankreich vereinigt wurden. Der dritte Staat war Orange, ein burgundisches Fürstentum, welches 1530 durch Erbschaft an die Ottonische Linie des deutschen Hauses Nassau kam und erst im Utrechter Frieden, 1713, an Frankreich abgetreten wurde. Das Vaucluse-Departement bildet den Uebergang vom Dauphiné zur Provence, dem sonnigen Wein- und Blumenlande am Mittelmeer.

Nieder- und Ober-Dauphiné stellen zwei geographisch so sehr verschiedene Individuen dar, daß, um ein richtiges Bild zu gewinnen, es unthunlich ist, der heutigen Departementaleintheilung zu folgen, welche willkürlich Hoch- und Tiefland vereinigt hat. Wir thun besser, ohne Rücksicht auf die bestehende administrative Eintheilung beide Theile des Landes für sich gesondert zu betrachten und wenden uns zunächst dem Gebirge zu. Es schließt unmittelbar südlich an die savoyischen Alpen an und gliedert sich in die Alpen des Dauphiné, namentlich des Graisivaudan, welche den Osten des Isère-Departements füllen, und die Cottischen Alpen, als deren nördliche Grenze gewöhnlich die Mont-Cenis-Straße angenommen wird und deren westliche Ausläufer das Departement der Hochalpen bedecken. Dort kommt vom Mont Genèvre (1860 m) die reißende vielbesungene Durance herab, welche nach 380 km langem Laufe und mächtigem Bogen bei Avignon die Rhône erreicht. Diese Gegend enthält die höchsten Berge und einige der schönsten Landschaften Frankreichs. Hinter der Schweiz steht sie vielleicht zurück, hat aber ihre eigenen Reize. Ihre Klippen, Bergströme und Schluchten sind

Digitized by Google

Grenoble.

Digitized by Google

unvergleichlich, ihre tiefen und wilden Thäler bieten großartige und selbst erhabene Schauspiele dar, und was die Kühnheit der Bergformen betrifft, so hält sie mit jeder andern Landschaft den Vergleich aus. Man findet hier eine Masse von Thälern, die in Eigenthümlichkeit des Charakters mit einander wetteifern und das verschiedenste Klima haben. Einige sind so tief und eng, daß sie von den Strahlen der Sonne nie erreicht werden. Andere bilden den reinsten Gegensatz und haben mehr die Temperatur der italienischen Ebenen als der französischen Alpen. Diese große Verschiedenheit des Klimas übt auf die Fluren dieser Thäler den stärksten Einfluß. In einigen derselben herrscht Unfruchtbarkeit; Steine nehmen den Platz von Bäumen ein, Schlamm und Geröll ersetzen die Kräuter und Blumen, aber einige Stunden weiter kommt man bei Reben-, Aepfel-, Birn- und Kirschbäumen vorbei und sieht Birken, Erlen, Eschen, Lärchen, Fichten und Nußbäume mit Feldern wechseln, die mit Roggen, Hafer, Gerste, Bohnen und Kartoffeln bestellt sind. Die Thäler sind meist kurz und unregelmäßig. Scheinbar sind sie nach keinem bestimmten Plane geordnet und laufen nicht in rechten Winkeln oder Parallellinien mit den höchsten Gipfeln, wie dies anderswo der Fall ist, sondern streichen hierhin und dorthin, nehmen eine Strecke weit eine gewisse Richtung, kehren um und schlagen vielleicht ihre erste Richtung wieder ein. Weite Fernblicke gewinnt man deßhalb selten und kann sich von der Vertheilung der Bergspitzen schwer einen Begriff machen. Die höchsten Gipfel sind so vertheilt, daß sie ziemlich eine Hufeisenform annehmen. Der höchste von allen, der in der Mitte steht, ist die Pointe des Ecrins (4103 m). Der zweithöchste, La Meije (3987 m), auch Aiguille du Midi de la Grave und Aiguille de la Meige genannt, erhebt sich im Norden und der Mont Pelvoux (3935 m), welcher der ganzen Gebirgsmasse seinen Namen giebt, ist fast isolirt und steht draußen vor der Kette. Diese Alpen bilden just den mächtigsten Granitstock der französischen Alpen mit noch viel andern Gipfeln von mehr als 3000 m Höhe, darunter die Aiguille d'Olan mit 3583 m, Berge, welche also dem Großglockner, dem höchsten Gipfel der österreichischen Alpen, nahe kommen. Die mit den Westalpen, längs welchen nach Osten zu die aus Savoyen kommende Isère läuft, in Verbindung stehenden hohen, aber kurzen Ketten sind die Alpen von Les Rousses und dem Pelvoux-Stocke, dem der Bénéon, ein Nebengewässer der Romanche entquillt. Vorgelagert ist die eigentlich dazu gehörige Gruppe der Oisans-Berge mit dem 2861 m hohen Pic de Taillefer, zwischen Romanche und Drac, welche Gewässer nach ihrer Vereinigung der Isère unterhalb Grenoble zufließen. Diese Alpen von Oisans sind ein großartiges gletscherreiches Gebiet voll tiefer, enger Felsthäler, schwach bevölkert, sehr schwer zugänglich und beinahe gar nicht besucht. Ab und zu hat sich der Geognost mit seinem Hammer, in neuester Zeit wohl auch ein kühner Bergsteiger dahin verirrt, wie Dr. Edmund Zsigmondy, welcher bei der Erforschung jener merkwürdigen Gebirgswelt 1885 sein Leben verlor. Der ganze Bezirk ist auch heute noch so wenig bekannt, daß es wahrscheinlich manche Thäler und ganz gewiß manche Bergspitzen giebt, welche nie vom Fuße eines Reisenden betreten worden sind. Die Gebirgsländer des Dauphiné sind überdies auf Fremde weit weniger eingerichtet als die Schweiz, Tyrol oder selbst die italienischen Thäler. Wo Wirthshäuser existiren, sind sie abscheulich unrein. In ihren Betten findet man keine Ruhe, in ihren Küchen keine gute Nahrung, und Führer sind selten. So kann es nicht überraschen, daß diese Gegenden weniger besucht werden und unbekannter sind als die übrigen Alpen.

Der Weg in diesen Centralstock der französischen Alpen führt von Chambéry, der alten Hauptstadt Savoyens, abwärts im Thale der Isère, welche bald zur Linken das Bredaschlößchen aufnimmt. Zwischen beiden Wasserläufen türmt sich ein Bergzug auf, welcher in dem 2981 m hohen Pic de Belbonne gipfelt und durch ein Querjoch mit der Kette verknüpft ist, deren Kamm die Grenze zwischen Savoyen und Dauphiné bezeichnet. In ihr erhebt sich der Pic de Frêne zu 2804 m, und an seinem Fuße liegt das ob seiner kalten Schwefelquellen und Bergwerke bemerkenswerthe Städtchen Allevard im Bredathale, welches von allen Thälern des Dauphiné am meisten jenen der Schweiz ähnelt. Im Isèrethale führt die Eisenbahn nach Grenoble, dem uralten Gratianopolis der Römer. Die jetzt 52000 Einwohner zählende Stadt, welche eine sehr bedeutende Handschuhfabrikation treibt, zugleich eine wichtige und starke Festung mit doppelter Umgürtung, hat vielleicht die schönste Lage in ganz Frankreich und bietet von ihren hochgelegenen Forts prachtvolle Aussichten dar auf die schneebedeckten Alpenzüge, während sie selbst in dem prachtvollen, breiten, von der Isère durchströmten Thalgrunde des Graisivaudan von frischem Grün umgeben ist. Der Stadttheil St. Laurent oder La Perrière,

Digitized by Google

zwiſchen dem rechten Iſère-Ufer und dem Mont Rachais, iſt durch zwei Brücken mit dem Bonne genannten Theile verbunden. Ein Fort an der alten Feſtung, Baſtille genannt, 483 m hoch, beherrſcht die Stadt; von dort überblickt man die ſchönen Thäler der Iſère und des Drac. Das Innere der romantiſchen Stadt entſpricht nicht ganz dem Glanze ihrer Umgebung. Wohl beſitzt ſie einen ſchönen gothiſchen Juſtizpalaſt, zum Theil auf der Stelle des alten Dauphinpalaſtes, ſonſt aber wenig bemerkenswerthe Bauten. Ihre Straßen ſind krumm und ſchlecht gepflaſtert. Ihren Geruch und die Abſcheulichkeiten, die man in den Häuſern ſieht, muß man kennen, um ſo etwas für möglich zu halten, berichtet Edward Whymper, der berühmte Alpenſteiger, doch ſtammt ſeine Schilderung aus dem Jahre 1861. Wir vermögen nicht zu ſagen, ob die Neuzeit eine Beſſerung in dieſer Hinſicht gebracht hat. Jedenfalls ſind längs der Iſère ſchöne Kais mit großen, regelmäßigen Gebäuden und

Allevard.

Fontänen entſtanden, welche Grenoble ein großſtädtiſches Ausſehen verleihen. Recht freundlich nimmt ſich auch der von hübſchen Kaffeehäuſern umgebene Platz aus, auf welchem mitunter die Militärmuſik ihre Weiſen erſchallen läßt.

Grenoble beſitzt mehr und ſchönere Ausflugsziele als irgend eine andere Stadt Frankreichs. Wir können ſie natürlich nicht alle anführen und gedenken deßhalb blos des durch ſeinen Käſe berühmten Städtchen Saſſenage, 6 km nordweſtlich von Grenoble, auf der linken Seite des Drac. An zwei cylindriſche Löcher, die ſogenannten Caves de Saſſenage, in den Höhlen in der Nähe, knüpfen ſich abergläubiſche Vorſtellungen. Hexen und Zauberer wohnen darin in Geſtalt von Fledermäuſen. Weiter unten im Iſèrethal liegt die Eiſenbahnſtation Voreppe, von welcher jene abzweigen, welche — was kein Touriſt verſäumen ſollte — den Escorial des Dauphiné, die Grande Chartreuſe, beſuchen wollen. Ein enges Seitenthal zieht gegen Norden zwiſchen ſteilen, himmelhohen Felſen und wüthenden Gießbächen, an der Caſcade des Guiers, tief vorüber, — ein im Frühjahr gefährliches Emporklimmen. Oberhalb gewahrt man, aus einem dichten Fichtenwalde tretend, in der Buchenregion zwiſchen Wieſen und Wäldern in der Coſſonſchlucht am Fuße des mächtigen Mont

Digitized by Google

Granſon oder Grand Som und in faſt 1000 m Seehöhe das würdige große Gebäude der berühmten Großen Karthauſe, das wichtigſte Kloſter des 1082 vom heiligen Bruno geſtifteten Karthäuſerordens. Es liegt 44 km nördlich von Grenoble entfernt, iſt ungemein einfach und entbehrt allen architektoniſchen Schmuckes. Was dem Kloſter ſeinen unausſprechlichen Reiz verleiht, iſt ſeine Weltabgeſchiedenheit inmitten der großartigen Alpennatur. Heute leben in der Grande Chartreuſe noch an ſechzig Mönche, welche aus Alpenkräutern den unter dem Namen Chartreuſe bekannten und beliebten Liqueur, ſowie einige andere ſtomachiſche Mittel bereiten. In der Umgebung des Kloſters beſucht man die Einſiedelei des hl. Bruno, unfern vom Dorfe Chartreuſe. Wer die Mühe nicht ſcheut, beſteigt wohl auch den 2000 m hohen Granſon, deſſen Gipfel eine entzückende Fernſicht ins Rhônethal, nach Savoyen und auf die Alpen vom Montblanc bis zum Monte Viſo gewährt.

Die Grande-Chartreuse.

Wie erwähnt waren ſchon die Römer in der Gegend wohl bekannt und feſtangeſeſſen. Mitten durch das ebenſo herrliche als wenig bekannte Dauphiné führte eine alte Römerſtraße, welche noch jetzt die kürzeſte Verbindung Italiens mit Südfrankreich bildet. Napoléon I. begann im Dauphiné und Napoléon III. beendigte einen neuen wichtigen Waſſerzug, um das Dauphiné mit Piemont zu verbinden. Die Landſchaft iſt von großartiger Pracht, namentlich von der Gorge de Liwet angefangen; 50 km von Grenoble entfernt liegt Le Bourg d'Oiſans, ein Städtchen von 3000 Einwohnern, deſſen Quellen guten Ruf beſitzen. Es iſt der Mittelpunkt eines ganzen Strahlennetzes ſchönſter Partien, leichter und ſchwerer; zu den erſteren wird der Gang nach La Garde gerechnet, wo noch Reſte römiſcher Bauten zu ſehen ſind, zu den letzteren der Marſch nach La Bérarde, acht Stunden Fußreiſe von Le Bourg d'Oiſans. Südlich von Le Bourg öffnet ſich das wildromantiſche Thal des Venéon, in dem man erſt nach drei Stunden den erſten Weiler erreicht. Das Thal iſt das abgeſchloſſenſte Thal der Alpen und kann darin nur mit dem Thale von Zermatt in Wettſtreit treten; es übertrifft aber jenes an Wildheit und Oede. Von den 3—4000 m hohen Bergkoloſſen ſind über furchtbare Gletſcher hinab Rieſen-

Digitized by Google

felsblöcke gerollt; wie wenn sie an die abkürzenden Schrofen angeklebt wären, hängen sie in der Luft; über dem durch das sich zu einer Schreckensschlucht verengende Thal fließenden Fluß liegt an einer Stelle ein solcher Felsenkoloß, eine natürliche Brücke bildend; immer steiler wird der Pfad, den auch kein Maulthier mehr abschreiten könnte, bis der Wanderer endlich die höchstgelegene Ortschaft des Thales St. Christophe en-Oisans oder La Berarde erreicht, die blos 600 arme Einwohner zählt. In der Gegend wächst nur noch Roggen. Der Ausblick von den umliegenden Anhöhen ist ein wunderherrlicher, schnee- und firndeckte Bergriesen umstehen das Thal, himmelhochragende Wächter mit silbernen Helmen, darunter der Mont Pelvoux, dessen Eigenthümlichkeit in einer endlosen Reihe von Vorsprüngen besteht. Von hier führt ein Paß, der Col de Pilatte, 3444 m hoch und zugleich der höchste im Dauphiné, hinüber ins frostige, von der Gyronde bewässerte, hochromantische Val Louise, dessen Bewohner einen abscheulichen Geruch verbreiten. Männer und Frauen kleiden sich nämlich in Schaffelle, die man trocknet und mit Salz einreibt, indem man die Beine als Schnüre benützt, die Vorderbeine um den Nacken und die Hinterbeine um die Hüften knüpft. Ihre Arme tragen sie nackt, und die beiden Geschlechter unterscheiden sich blos dadurch, daß die Männer Hosen von grobem Stoff und die Frauen eine Art von Unterrock tragen, der nur bis zur Knöchelhöhe reicht. Ohne sich auszukleiden, schlafen sie auf Stroh und decken sich blos mit einem Schaffelle zu. Die Beschaffenheit ihrer Nahrung und ihre Unreinlichkeit lassen von ihnen einen häßlichen Geruch ausgehen, der sich schon von weitem bemerkbar macht und für Fremde fast unerträglich ist. Sie leben in dem größten Leichtsinn dahin oder faullenzen vielmehr im tiefsten Elend. Ihre Körper werden von gelenken Geschöpfen bewohnt, deren Geschwindigkeit blos durch ihre Menge und ihre Gefräßigkeit übertroffen wird. Bei La Ville de Val Louise, dem Hauptorte des Hochthales, an dessen Eingang sich die sogenannten Murailles des Vaudois, die „Wände der Waldenser“ malerisch aufbauen, theilt sich das Thal in zwei Ausläufer, das Thal d'Entraigues zur Linken und den Vallon d'Alefred zur Rechten. Die Sennhütten des Alefred sind ein Haufen elender, hölzerner Hütten und liegen dicht an der Vereinigung der Bäche, die vom Gletscher der Sapenière links und von dem Schwarzen und Weißen Gletscher rechts herunterkommen. Ein öderes und schrecklicheres Thal läßt sich kaum denken; stundenweise enthält es nichts als Felsblöcke, Steine, Gerölll, Sand und Schlamm. Die wenigen Bäume liegen so hoch, daß man sie kaum sieht. Nicht ein Mensch bewohnt das Thal, in der Luft giebt es keine Vögel, im Wasser keine Fische. Selbst für Gemsen ist der Berg zu steil, für Murmelthiere zu ungastlich, für Adler zu abstoßend. Nur die Waldenser hatten friedlich und fleißig diese abgeschiedenen Thäler um den Mont Pelvoux etwa drei Jahrthunderte lang bewohnt, ehe sie der Erzbischof Albert von Cremona mit Stumpf und Stiel ausrottete. König Ludwig XII. schickte wieder Ansiedler hin, und nachdem wieder mehr als drei Jahrthunderte verflossen sind, ist das Resultat — ein Geschlecht von Affen. In ihrer Kindheit erreichen die Cretins in der Gemeinde des Val Louise die höchste geistige Entwickelung, deren sie fähig sind. Mit majestätischen Köpfen versehen, die mit dem Alter länger und dicker werden, gleichen sie den Orangutan, die nach drei Jahren nichts mehr zu lernen haben. Im Alter von fünf Jahren haben die kleinen Trottel bereits den reifen und ruhigen Charakter, den sie ihr Leben lang behalten. Der Weg von Val Louise nach Entraigues ist gut und von üppigem Laubwerk beschattet. Das Thal von Entraigues ist schmal und von schönen Klippen eingefaßt. An seinem westlichen Endpunkt wird es von einem edlen Gebirgsblock geschlossen, der höher aussieht als er ist. Der höchste Punkt, der Pic de Bonvoisin liegt 3505 m über dem Meere. Bei Entraigues (1610 m) zieht man Kartoffeln, Erbsen und andere Gemüse, obgleich die Felder dem Winde offen liegen und keine Sonne haben.

Kehren wir nach unserem Ausgangspunkt zurück, nach Le Bourg d'Oisans. Eine gute, schöne Poststraße führt von hier im Thale der Romanche hinüber in das Departement der Hochalpen. Man betritt die Combe de Malval und hört, wie die Romanche durch diese prachtvolle Schlucht rauscht und genießt die herrlichste Aussicht bei La Grave, wo der Meije sich in mehreren ungeheuren Felsenstufen 2400 m über die Straße erhebt. Er ist der einzige und letzte Alpengipfel, der nie den Fuß eines Menschen gekannt hat, und seine zackigen Grate, seine wie erstarrte Ströme gestalteten Gletscher und fürchterlichen Abgründe sind derart, daß man bei ihrer Beschreibung nicht übertreiben kann. Das Dorf La Grave ist ein schiefes, gleichsam umgefallenes Nest, in dem es, wie Moore witzig bemerkte, nur ein Ding giebt, das sich nie verändert: der Gestank. Indeß

Digitized by Google

ſoll ſogar dies ſich ſeither, und zwar zum Beſſern geändert haben. Der Straße weiter folgend, überſchreitet man den Col de Lantaret, welcher die Grenze zwiſchen dem Iſère- und Hochalpendepartement ſcheidet. Den beſten Fernblick auf den Paß bietet jenſeits des Col ein Punkt in der Nähe von Monestier. Ganz im Hintergrunde ſchießt ein Berg in die Luft, den man gewöhnlich für den Monte Viſo hält. Im Mittelgrunde liegt die ſchlecht gebaute und ſchlecht bevölkerte Veſte Briançon mit ihren unendlichen Wäldern, und den Vordergrund, der zur Guiſane hinabſtreicht und ſich hoch über die mächtigen Hänge erhebt, bilden fruchtbare, mit Dörfern und Kirchthürmen beſäete Felder. Briançon, durch Feſtungswerke, welche die Thäler beherrſchen, uneinnehmbar gemacht, liegt in 1321 m Meereshöhe am Fuße des 1973 m hohen Poulx, welchen wiederum der 2570 m hohe St. Chaffrey beherrſcht. Die wüthende Durance, welche in den nahen Bergen entſpringt, fließt auf dem

Die „Murailles des Vaudois," am Eingange des Val Louise.

Grunde eines 56 m tiefen Schlundes, über den eine Brücke von nur einem Bogen, aber von 40 m Spannung zu der etwas Induſtrie treibenden Stadt führt. Die Durance bringt, wenn im Frühjahre von geſchmolzenem Schnee geſchwollen, zuweilen ſo viele Felsblöcke herab, daß man an der Stelle, wo ſie durch die enge Schlucht von La Beſſée ſtrömt, unterhalb Briançon, gar kein Waſſer, ſondern blos Steine ſieht, die einer über den andern rollen, ſich gegenſeitig zu Staub zerreiben und ſo viel Funken ſchlagen, daß der Strom in Feuer zu ſtehen ſcheint. Von Briançon kann man über den Col Iſoard nach dem Dorfe Ville Vieille gelangen, zu welchem die Veſte Queyras gehört. Sie liegen im Thale des Guil, der vom Monte Viſo herabkommt und ſich bei Abries zur Schlucht geſtaltet. Von Abries geht ein Paß ins Thal des Pelice in Piemont hinüber, und drei andere Päſſe an der Nordſeite und dicht neben dem Monte Viſo führen vom Thale des Po in jenes des Guil. Die bedeutendſte und dem Monte Viſo nächſt gelegene Einſenkung, welche der eigentliche Col Viſo zu ſein ſcheint, wird nicht als Paß benützt; der zweite wird als Col del Color del Poreo bezeichnet, der dritte iſt der Col de la Traverſette und dieſen, den höchſten von allen, benutzen die Einwohner, wenn ſie aus einem

Digitized by Google

Thal ins andere gehen. Rings um Abriès ſpricht man ein Patois, das im Charakter mehr oder weniger italieniſch iſt, wie es denn in dieſem Winkel Frankreichs eine bedeutende Zahl von Dialekten giebt. Zuweilen findet man im Umkreiſe einiger Stunden mehrere, die dem Bewohner der umgrenzenden Bezirke ebenſo unverſtändlich ſind, wie dem Fremden. In einem Seitenthale des Guil liegt das Dorf St. Véran, das für das höchſtgelegene in Europa gilt. Seine Meereshöhe beträgt 2012 m und hier, ſowie überhaupt rings um den ganzen Monte Viſo, giebt es noch Gemſen in beträchtlicher Zahl. Dort wo der Guil ſich mit der Durance vereinigt, erhebt ſich auf ſteilem hohen Berge die vier Thäler beherrſchende kleine Feſtung Montdauphin, ſeit deren Erbauung das weiter ſtromabwärts gelegene, gleichfalls befeſtigte Embrun ſeine militäriſche Bedeutung verloren hat.

Embrun iſt das keltiſche Ebrodunum, doch iſt von der alten gallo-römiſchen Stadt nichts mehr vorhanden. Das heutige Embrun liegt maleriſch auf ſeinem ſteilen Felsplateau am rechten Ufer der Durance, iſt nicht

Fort Queyras.

ſchlecht gebaut und weiſt als Sehenswürdigkeiten allenfalls ſeine Kathedrale und den ehemaligen erzbiſchöflichen Palaſt auf. Eigentümlich ſind die dort üblichen Faſtnachts-Picknicks. Am Tage vor den Faſten ſchaffen alle Familien, welche durch die Bande des Blutes und der Freundſchaft vereinigt ſind, ihre aus der Karnevalszeit übrig gebliebenen Mundvorräthe nach einem einzigen Hauſe, wo dann ein Mittagsmahl angerichtet und gehalten wird, ein Rieſenpicknick, den ein vortrefflicher Rothwein und die ungebundenſte Fröhlichkeit würzen. Seitdem die Vorſchriften der Kirche nicht mehr ſo ſtreng beobachtet werden und jeder ſich unter mancherlei Vorwänden dem unbequemen Faſten zu entziehen ſucht, ſind die übrigen Gebräuche, welche mit dieſen Picknicks verbunden waren, ſtark im Verſchwinden begriffen. Vor Jahren wußten die Armen der Stadt ſehr wohl, an welchen Orten dieſe Zuſammenkünfte am zahlreichſten und die Tafeln daher am beſten beſetzt waren. Sobald dann die Nacht herankam und Meſſer und Gabeln nicht mehr ſo raſch arbeiteten, begaben ſie ſich gruppenweiſe nach jenen Häuſern, ſtellten ſich vor der Thüre auf und ſangen nach einer monotonen und klagenden Melodie folgende Strophe:

Eun pauo dé gro gruó — Gebt uns, ihr Reichen dort im Saal
Qui n'a dé restom'en aduó. — Ein wenig von dem feſtern Mal.

Digitized by Google

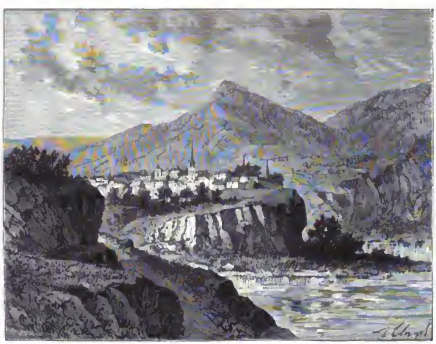
Gap.

Digitized by Google

Digitized by Google

Und sogleich öffnete sich die Thür; der Herr des Hauses ließ alle Ueberbleibsel des Mahles herbeibringen und vertheilte sie selbst unter den Unglücklichen und Nothleidenden, welche auf diese Weise den letzten Fastchingstag etwas fröhlicher feiern konnten. Keine Fleischspeise blieb im Hause; die Periode der Stockfische und der trockenen Bohnen kam, und die der Schmausereien durfte keine Spur hinterlassen. Heute macht man sich nichts mehr daraus, am Aschermittwoch einen Rest von einer Hammelskeule oder einen halben Kapaun im Hause behalten zu haben; die „gute alte Zeit“ ist verschwunden.

Etwa 40 km westlich von Embrun liegt das Departements-Chefsieu Gap, gleichfalls eine uralte Stadt, über welche sich jedoch nicht viel sagen läßt. Merkwürdigkeiten besitzt sie nicht; dagegen ist sie schlecht gebaut und liegt an den Flüßchen Luze und Bonne zwischen weißen Kalkfelsen, hat aber durchaus südliches Gepräge. Bis vor wenigen Jahren war Gap, das dermalen 11,000 Einwohner zählt, Endstation der von



Embrun.

Süden kommenden Eisenbahn; jetzt ist der Schienenweg über Embrun im Durancethale bis Montdauphin fortgeführt.

Unterhalb der Eis- und Schneekronen der höchsten Alpenspitzen, des Mont Pelvoux, des Monte Viso, des doppelköpfigen Mont Ventoux, unterhalb der Alpenwiesen, auf denen die Gentiana, der Steinbrech, das Rhododendron gedeihen, die Gemse und das Murmelthier wohnen, öffnen sich steil abfallende Schluchten. Die Abhänge, die sie umschließen, sind theils von Erdfällen oder Gewässern zerrissen, mit Felstrümmern und Steingeröll bedeckt; theils mit Flechten, Moosen, Kriechtannen und Buchsbaumgesträuch bekleidet. Im Grunde der Schluchten bahnen sich Waldströme ihren Weg zwischen Granit, Basalt und Schiefergeschieben. Wo die ungestümen Wasser sich tiefer eingegraben haben, sind oberhalb des jetzigen Bettes tiefe Galerien in den Felsen gehöhlt, die der Hirt als Weg benutzt, wenn er mit seiner Heerde zu den höchstgelegenen Weideplätzen zieht. Hie und da zeigt sich ein verlassener, von Grubenwasser erfüllter Schacht oder das Thor einer Höhle, deren

Digitized by Google

an Stalaktiten reiche Gewölbe sich tief ins Gebirge erstrecken. Am Ausgange der Schlucht stehen wir wieder auf wüstem, felsbedeckten Plateau, oder ein Bergsee funkelt im Sonnenlicht, oder waldige Abhänge führen in tiefere Thalbecken hinunter. Aus dem Grün der Tannen und Lärchenbäume strecken sich zerklüftete Felszacken empor, oder die Fluthen des Sees, die vereinigten Wasser der Bergströme stürzen von schroffer Bergwand in das Thal. Dann und wann finden wir Weiden von Schafen, Eseln und Ziegen belebt. Während der Hirt, in seinen Mantel von Schaffell gehüllt, träumend im Sonnenschein liegt oder am Feuer vor seiner Erdhütte das Mahl bereitet, umkreisen die großen Wolfshunde die ihnen anvertraute Heerde und suchen durch zorniges Gebell die Ziegen zurückzurufen, die keck und neugierig von Felsstufe zu Felsstufe klettern.

Viele dieser Hirten führen ein Nomadenleben, das sie jahraus, jahrein von jeder Theilnahme an Familien- und Gemeindeinteressen ausschließt. Wenn sie der Herbst von den Gebirgswiesen vertreibt, ziehen sie mit ihren Schutzbefohlenen in die Provence, wo die Weiden in der Ebene von Crau Hunderttausenden von Schafen und Ziegen zum Winteraufenthalte dienen. Die zum Verkauf bestimmten Thiere bringt man nach den Märkten von Beaucaire, Arles und Salon. Im März werden die Schafe geschoren; an einem Freitage, womöglich am Charfreitag, werden die Ohren und Schwänze der Lämmer beschnitten, das Zeichen des Eigenthümers wird auf ihre Nase eingebrannt, und nach dieser Feierlichkeit rüstet man sich zum Fortziehen zurück ins Hochgebirge. Ein Anführer, boile comptable, wird für das friedfertige Heer ernannt; er muß die Märsche regeln, die Ordnung und die Ausgaben überwachen. Sein Adjutant ist der Schreiber, boile écrivan. Die Heerde wird in Züge von 2000 Thiere getheilt, die escabouet heißen, von sechs Schäfern und zwölf Hunden geführt werden und verschiedene Wege einschlagen, damit es ihnen nicht an Nahrung gebricht. An der Spitze jedes Haufens gehen die Schafböcke, menouns genannt; sie tragen Glocken um den Hals und scheinen sich ihrer Würde bewußt zu sein. Unruhiger und leichtfertiger drängen sich die Ziegen hinterdrein, dann kommen die Schafe, und die Lämmer beschließen den Zug. Um den Hauptanführer schaaren sich die Esel, die oft zu Hunderten bei einer Heerde sind. Die geduldigen Lastträger sind mit allen Geräthschaften und dem Proviant des Heeres beladen. Von jeder Heerde kommt täglich ein Abgeordneter in dies Hauptquartier, um Bericht zu erstatten, Befehle und Lebensmittel in Empfang zu nehmen. In dieser Weise geht es langsam fort; hie und da sind Weiden, relargnuers genannt, auf denen die Heerden für einen mäßigen Preis einige Tage verweilen, und oft dauert es über vier Wochen, ehe der Sommeraufenthalt erreicht ist, wo abermals jeder Schäfer seinen eigenen Weg sucht und in der Einsamkeit der Hochalpen ein entbehrungsreiches Leben führt.

Nach längerer Wanderung durch diese Hochgebirgsweiden zeigen sich endlich gebahnte Wege, die zu einzelnen Gehöften, zu Weilern und Dörfern führen. Die kleinen, niedrigen Gebäude sind theils von Basalt, theils von Marmor aufgeführt und mit Schieferplatten bedeckt. Statt der Glasscheiben ist ölgetränktes Papier über die Fensterrahmen gezogen, zuweilen muß die Hausthür allein dem ganzen Raum Luft und Licht verleihen. Es sind erbärmliche Wohnungen! Der Fußboden aus gestampfter Erde ist feucht und mit dem Unrat der Schweine und Hühner bedeckt, die hier mit den Menschen in Gemeinschaft leben. Das große Familienbett nimmt die eine Wand des Hauses ein, gegenüber ist der Kamin; ein Tisch, eine Bank, einige Schemel aus Tannenholz, Küchengeschirr, Ackergeräth und das Kruzifix mit dem Weihwasserbecken vervollständigen die Einrichtung. In dem einen Winkel liegt ein Haufen Kartoffeln, in dem andern hängen alte Kleider, und Zwiebeln, Kohl, Schafkäse, Wolle, eine qualmende Lampe und das harzreiche Holz vereinigen ihre Gerüche zu einen unbeschreiblich widerlichen Dunst. Die Bewohner dieser Marmorhütten sind bleiche, hagere von Fiebern geplagte Wesen. Den Sommer über pflegen die Männer als Schäfer, Holzhauer oder Schleichhändler ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Nur Weiber und Kinder bleiben daheim und bebauen die mageren Felder am Bergabhange, auf denen Rüben, Kohl, Kartoffeln und Hafer gedeihen, wenn nicht Erdfälle und Ueberschwemmungen die Ernte des Jahres zerstören und das Erdreich fortreißen. Aber trotz ihres mühevollen Lebens sind die Bergbewohner heiter, gastfrei und mitteilsam. Steigt man weiter hinab in die Gegend von Orpierre und Serres (im Westen des Hochalpen-Departements) so gewinnen die Ortschaften ein reinlicheres, die Menschen ein gesünderes Aussehen. Aber das Klima ist noch immer rauh, die Berge sind schroff und zerklüftet; die Waldströme und Bäche, hier „Buech" genannt, bedrohen die Thäler beim Schmelzen des Schnees oder bei

Digitized by Google

Regengüssen mit ihren Verheerungen, und der steinige Boden giebt nur geringen Ertrag. Bessere Ausbeute gewähren Holzschläge, Sägemühlen, Steinbrüche, Berg- und Hüttenwerke.

Die Berge des Dauphiné liefern Eisen, Kupfer, Blei, Bergkrystall, Gyps und Steinkohlen; ihre Gold- und Silberminen sind jedoch verlassen. Die Bewohner von Baujaui und La Cochette erzählen: daß der Berggeist, erzürnt über die Zudringlichkeit der Menschen, seine Schatzkammer verschlossen hat. Eine Jungfrau im silbernen Kleide, mit goldener Sense bewaffnet, behütet den Eingang. Nur selten gestattet sie einem Sterblichen den Zutritt, und wer dann wagt dem Begünstigten zu folgen, würde unsehlbar den Weg verlieren, zerschmettert in Abgründe fallen oder von Lawinen begraben werden. Ueberhaupt ist die Gebirgsregion von wundersamen Spuckgestalten belebt, unter welchen Hexen und Zauberer eine große Rolle spielen. Und da es nun einmal so viele böse Geister giebt, die sich einzuschleichen wissen, wohin keines Heiligen Blicke jemals gedrungen sind, ist's gut, sich auch mit ihnen zu verständigen. In gewisse Abgründe wirft jeder Vorübergehende ein Steinchen als Opfer für den „Berggeist"; in der Neujahrs- und Johannisnacht wird für die reisenden „Fodets" und „Blanquettes" in jedem Hause ein Mahl gedeckt, bestehend aus Brot, Käse und Wein. Wenn es lange nicht geregnet hat, muß sich ein unbescholtenes Mädchen in der Quelle von L'Epine baden, dann wendet der Brunnengeist die Trockenheit. Wer auf einem Kreuzwege einer Hexe begegnet, die zum Sabbate reitet, darf sie nicht ansehen, sonst kann sie ihm schaden; hat er sie aber erkannt, so mag er sich hüten davon zu sprechen. Die Verrathene würde ihn, seine Familie und seine Heerden verderben. Gegen Fieber und Seuchen weiß Niemand wirksamere Mittel als die sogenannten Wahrsager (devins), die den Uebergang zu den Zauberern und Hexen bilden. Sie binden den kranken Menschen oder Tieren Kräuterpäckchen oder Pulverbeutel auf, wobei sie unverständliche Sprüche murmeln. Oft haben sie geholfen, wo die berühmtesten Heilgen umsonst angerufen wurden, und darum finden sie in jeder Hütte einen gedeckten Tisch und ein Nachtquartier. Ebenso rücksichtsvoll ist man aber auch gegen die Mächte des Himmels. Die Messe wird fleißig besucht; dem Schutzpatron des Dorfes und der einzelnen Familien wird die gebührende Anzahl von Gebeten und Litaneien geliefert. Zu besonderen Gnadentagen werden Kerzen angezündet und Opfer aller Art gebracht; und für die Ruhe der Verstorbenen werden Seelenmessen in Menge gestiftet.

Bei allen Festen im Dauphiné sind Wettlauf, Ballspiel und Tanz die Hauptbelustigungen; stundenlang wird die „Farandole" oder „Faraundoulo" getanzt. Männer, Weiber, Bursche und Mädchen bilden eine lange Kette und springen, begleitet von Tamburinschlägern und Flötenspielern, durch alle Gassen und Höfe des Dorfes. Gewöhnlich singen sie dabei ein Lied, das der Chorführer angiebt und je länger sie tanzen, um so rascher wird der Takt. Reißt die Kette, so stürmen die einzelnen Glieder unaufhaltsam fort, bis sie sich auf dem Dorfplatze wieder vereinigen, wo sie erst den allgemeinen Rundtanz halten, sich dann in kleinere Kreise trennen und immer singend und springend ihre Lungen- und Muskelkraft beweisen. Desto ernster und feierlicher ist der „Bachu-ber," der nur bei besonders festlichen Gelegenheiten getanzt wird. Die älteren Frauen beginnen die Weise, die jüngeren singen den Refrain, und neun, es oder dreizehn geübte Tänzer stellen sich in einen Kreis. In der Rechten halten sie den Griff eines breiten Schwertes, mit der Linken ergreifen sie die Klingenspitze ihres Nachbars, und bilden — indem sie bald vor- bald rückwärts springen, die Schwerter heben und senken, sich um sich selbst drehen und unter dem Arm ihres Nebenmannes durchschlüpfen — die mannigfaltigsten Figuren. Das Tempo ihrer Bewegungen ist langsam, und die Würde des Tanzes verlangt Schweigen und ernsthafte Mienen.

Auch bei Hochzeitsfeierlichkeiten spielen die Schwerter eine Rolle. Die Brautführer schmücken sie mit Blumen oder Bändern und geleiten damit das Brautpaar zur Kirche. Ist die bürgerliche und kirchliche Trauung vollzogen, so begiebt sich das junge Paar in Begleitung der Hochzeitsgäste nach seiner zukünftigen Wohnung. Diese Wanderung wird den Neuvermählten auf mannigfache Weise erschwert. Auf dem ganzen Wege erheben sich Barrikaden vor ihnen — freilich von befreundeten Händen erbaut. Zwei hübsche junge Mädchen stellen sich zu beiden Seiten der Straße auf und halten ein Band quer über den Weg; darunter befindet sich ein Tisch, aufs prächtigste mit Bändern, Schleifen und Blumen geschmückt, auch reichlich mit Wein, Früchten, Zuckerwerk und vorzüglich mit eingemachten Nüssen besetzt. In unmittelbarer Nähe stehen die

Digitized by Google

Freunde und Freundinnen der Neuvermählten, und die bewaffnete Macht, welche den Hochzeitszug mit Flinten- und Pistolenschüssen begleitet. Der Bräutigam kennt seine Pflicht zu gut, um gleichgültig an einer so reizenden Schranke vorüberzugehen. Er ergreift ein gefülltes Glas, trinkt und stößt wiederholt mit seinen Freunden und Bekannten an, kostet die Leckerbissen und reicht endlich den jungen Burschen ein Geldstück, das sie in Stand setzt, gründlich auf die Gesundheit der neuen Haushaltung zu trinken. Darauf schreitet er unbehindert auf dem rohen bestreuten Pfade weiter, gepriesen und umjubelt wie ein Herrscher.

Langt der Hochzeitszug, welcher stets von dem Dorfspielmann und zwei jungen Burschen eröffnet wird, von denen der eine den Rocken und die Spindel, der andere ein mit Bändern geschmücktes und an der Spitze einer langen Stange befestigtes Huhn trägt, vor dem Hause der Neuvermählten an, so tritt die Mutter des Bräutigams heraus und überreicht der Braut einen Teller voll Getreidekörner, welche sofort den Hühnern hingestreut werden, und einen Korb mit einigen Brotrinden. Die Braut steigt auf den Balkon und wirft die „glückbringenden" Brotrinden auf die Hochzeitsgäste, denn glücklich preist sich das junge Mädchen, welches die erste herabfallende Brotrinde erhascht: es wird sich noch in demselben Jahre verheiraten. Nach dieser Ceremonie begiebt sich das Hochzeitsgeleit, gewöhnlich 150—200 Personen, in das Haus und setzt sich zu Tisch. Im Sommer dient ein grüner Wiesenplan zugleich zum Speisezimmer und zum Tanzsaal. Der sonst so mäßige Gebirgsbewohner ist dann ein ganz anderer: Ochsen, Hämmel und volle Weinfässer verschwinden wie durch Zauberei. Die gesetzteren Männer und Frauen bleiben den ganzen Abend hindurch bei Tisch sitzen, die jungen Burschen und Mädchen aber belustigen sich am Tanze.

Einen bedeutend malerischeren Anblick bietet der Hochzeitszug, wenn Braut und Bräutigam aus verschiedenen Gemeinden sind. Die jungen Eheleute werden dann in allen Dörfern, die sie bei der Heimkehr berühren, von bewaffneten Burschen bewillkommt und alle Gäste werden durch Maultiere und Pferde von dem einen Dorfe zum andern befördert. Sehr häufig muß dabei jedes dieser Tiere ein männliches und ein weibliches Wesen tragen.

Da Leben der Eheleute im Dauphiné wird nicht allein, wie überall, von Verwandten und Nachbarn überwacht und besprochen, sondern die Gemeinden erlauben sich in manchen Gegenden, häusliche Mißverhältnisse auf ihre Weise zu bestrafen. Wird in Gap und den umliegenden Ortschaften bekannt, daß sich ein Mann von seinem Weibe schlagen läßt, so setzen die Nachbarn das unglückliche Opfer eigener Schwäche auf einen Esel „verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." Er ist barhaupt, ein schäbiger Mantel bedeckt ihn. Zwei junge Burschen, mit dem Schellenhalsband eines Maulthieres geschmückt, leiten den Esel, und ein Dudelsackpfeifer geht vor dem Zuge her, dem sich alle Kinder des Ortes anschließen und der überall mit Gelächter, Spottliedern und höhnischen Beileidsbezeugungen begrüßt wird. Aber an die kühne Verbrecherin selbst wagt sich Niemand — wahrscheinlich ist sie genug durch den Schimpf bestraft, den sie dem Herrn ihres Hauswesens zugezogen hat. In sittlicher Beziehung sind die Bewohner der Dauphiné nicht allzu streng, doch kommt es immer darauf an, welchen Einfluß der Geistliche in der Gemeinde ausübt.

Die Tracht verliert wie überall immer mehr von ihrem ursprünglichen Charakter. Die Zahl der guten Alten mit aufgeschlagenen Hut, breitschößigen und mit Stehkragen versehenen Rock und kurzen Beinkleidern ist fast Null. Obgleich die letzteren noch am meisten getragen werden, so verschwindet doch der alterthümliche Schnitt mehr und mehr; die Stadt steigt zum Gebirge empor. Die Tracht der Frauen und Mädchen wird auch von Tag zu Tag einfacher; der weite dicke Rock von grünem Tuch mit bauschigen Aermeln und kurzer Taille, das hellfarbige Tuch, die bunte Schärpe und der Strohhut von eigenthümlicher Form sind nur selten mehr zu sehen. Die Mützen mit breitem Hinterstück und kleinen Falten an der Vorderseite werden höchstens noch von Greisinnen getragen; die jüngere Generation spottet über dieselben.

Je weiter wir aus dem Gebirge ins Land hinabsteigen, um so mehr nehmen mit der Milde des Klimas, mit der Fruchtbarkeit des Bodens und der Erweiterung des Handels Wohlhabenheit, Behaglichkeit der Lebensweise und äußere Politur der Sitten zu. Dagegen steigern sich Genußsucht und religiöser Fanatismus.

Digitized by Google

Katholiken und Protestanten stehen sich oft schroff gegenüber, besonders in der Gegend von Montélimar, das sich rühmt, die erste französische Stadt zu sein, in welcher der Protestantismus offen hervortrat. Die Zeiten blutigen Kampfes sind nun freilich vorüber; man beschränkt sich heuttzutage darauf, einander das Leben durch kleine Quälereien zu verleiden, sich gegenseitig die ewige Seligkeit abzusprechen und das reine Blut der rechtgläubigen Familie vor jeder Verwandtschaft mit der Gegenpartei zu hüten, wodurch zu manchem bürgerlichen Trauerspiel Veranlassung gegeben wird. Im Allgemeinen ist jedoch die Bevölkerung der Nieder-Dauphiné zum heitersten Lebensgenusse geneigt. Der Einfluß der nachbarlichen Provence macht sich in ihrer Gemüthsart wie in ihrem Aeußeren bemerklich, und statt der keltischen Sprachüberreste, die man in den Bergen der Ober-Dauphiné findet, hört man die weichen Laute, die vollen Vokale des Languedoc, von dem nur die Rhône das Land im Westen scheidet. Gegen Norden hin reicht das Nieder-Dauphiné in dem flachen Theile des Isère-Departements bis hart vor die Thore Lyons, und dort nimmt auch die beliebte modische Reiseroute ihren Anfang, welche nach dem Süden, nach den Gestaden des Mittelmeeres führt und die an der Rhône oder in deren nächstem Bereiche gelegenen wichtigsten Städte des Dauphiné berührt.

Bei Lyon beginnt die Rhône sich fast senkrecht hinunterzustürzen und reißt die Schiffe, welche sich ihr anvertrauen, gewaltigen Laufes mit sich hinab. Bis Avignon behauptet sie sich als ein stolzer, königlicher Renner, im vollen Schmucke seiner Gewässer. Auch ziert sie sich auf diesem Laufe mit den herrlichen Drahthängebrücken, die in majestätischer Pracht hoch über ihr in den Lüften schweben. Auf dem den Strom zur Linken begleitenden Schienenwege nach Marseille fehlt es zu keiner Zeit an hübschen Aussichten. Auf dem rechten Ufer der Rhône erfreut uns der Anblick der Sevennen, die jedoch bald zurücktreten und allmählich niedriger werden. An manchen Punkten gewährt der Strom freundliche und belebte Bilder wie der Rhein. Man kann in der That die Rhônefahrt in einzelnen Theilen sehr wohl mit der des Rheines vergleichen: steile, zum Theil kahle, meist aber in Terrassen mit den edelsten Weinreben, so dem Vin de la Côte rôtie sorgfältig bebaute Berge, an ihrem Fuße das üppige Grün des Maulbeerbaumes, die breite Platane, die zahme Kastanie, deren Früchte als les marrons de Lyon berühmt sind, der breitschattige Nußbaum, stattliche Burgruinen, alte Städte fast in die Felsen gebaut, mit Thürmen, Mauern, romanischen und alten Knuppelkirchen, im Strome selbst zahlreiche Inseln. Allerdings fehlt diesen Städten und Ruinen ganz der freundliche, reinliche Charakter, die zierliche Erneuerung, die frische Färbung, die am Rhein in den menschlichen Anlagen so wohl thut; hier sind sie oft selbst zu Steingebilden verwittert. Dagegen bieten von Zeit zu Zeit die Mündungen der bedeutenden, große Kies und Schuttmassen mit sich führenden Nebenflüsse, der Isère, der Drôme, der Aigues und Sorgues die großartigsten Fernblicke über weite Ebenen zu den schneebedeckten Alpenhäuptern, zu den Felsenmauern der Rovalpen, unter denen bald der sturmumwehte Mont Ventoux majestätisch hervortritt. Dazu der Wechsel in der Vegetation, der sich bei den geringen Höhenunterschieden im Rhônethale nur mit der geographischen Breite vollzieht. In etwas mehr als sechs Stunden fahren die Eilzüge von Lyon bis ans Mittelmeer, und in dieser kurzen Zeit gewinnt man $2^1/_2$ Grad an geographischer Breite und nur mehr als 150 m an absoluter Höhe. Gleich hinter Lyon erscheinen in Gärten der Judasbaum, die Oleander, die Rosen in voller Pracht, im Freien überwinternde Feigenbäume, Cypressen und als Handelsgewächs der niedern Lagen der Maulbeerbaum. Morgendünste, die den Flußbetten der Rhône und Saône entsteigen, sind hier eine alltägliche Erscheinung. Je weiter wir gegen Mittag fahren, desto mehr zerreißen die Nebel; schon bricht die Sonne durch die dichten Schleier und ergießt ihr flüssiges Gold auf das alte Vienne mit seiner stattlichen Hängebrücke und dem gegenüberliegenden Ste. Colombe. Vienne, der alte Mittelpunkt des mächtigen, zwischen Rhône und Alpen herrschenden Stammes der Allobroger, früher ein offener großer Flecken, zu Strabo's Zeit bereits eine Stadt nach antikem Begriffe mit bestimmten politischen Rechten, bald darauf in die Klasse der römischen Kolonien, aber ohne Kolonisation eingetreten, bildet von Anfang einen strengen Gegensatz zu dem benachbarten jungen, rasch emporblühenden Lyon. Was ist jetzt Vienne mit seinen 26,000 Einwohnern, mit seinen stillen Straßen gegen die fast 400,000 Einwohner Lyons! Zwar verschönert sich die am Fuße des Salomonberges gelegene Stadt von Jahr zu Jahr, und die hier in die Rhône einmündende, reißende Gère treibt wichtige Tuchfabriken, berühmte Gerbereien und Metallwerkstätten; immerhin verschwindet Vienne neben seiner mächtigen Nebenbuhlerin. Dagegen

Digitized by Google

begegnen uns in Vienne zuerst mitten im Straßenleben der Gegenwart die großen Denksteine einer längst vergangenen Zeit. Steigen wir vom stattlichen Quai nur einige kurze enge Straßen hinauf, so stehen wir vor einem wohlerhaltenen korinthischen Tempel. Und wie ist dort in die enge Straße ein reich geschmückter Bogen, die sogenannte Triumphpforte, gedrängt mit einzeln stehenden Säulen dahinter in weitern Bogen! Sie gehörten einst zum Theater der Stadt. Leicht könnten wir an der steilen Höhe hinauf in einem geistlichen Garten die Rundung des antiken Amphitheaters mit Gewölben aus betrachten oder der römischen Mauer sowie den Resten der Aquäducte nachgehen, welche seit 1820 die Stadt wieder mit Wasser versehen. Wir wollen aber lieber in eine der Kirchen, wie die auf steilem Abhange liegende, alterthümliche Prioratskirche André le Bas oder vor die herrliche, schwungvolle Fassade der gothischen Kathedrale des heiligen Moritz treten. Unmittelbar sieht

St. Moriz-Kathedrale in Vienne.

man hier die Fortwirkung der griechisch-römischen Kunst, wie denn nirgendwo, selbst in Italien kaum die Fortwirkung des Alterthums im Mittelalter so klar und sichtbar ist, als in Südfrankreich.

Wir müssen uns losreißen von der alten Allobrogerstadt und die Fahrt im Rhônethale fortsetzen. Einen der schönsten Blicke genießt man von der Station Pain nördlich der Mündung der Isère. Malerisch liegt das kleine Städtchen Tournon drüben am Rhôneufer am Fuße eines Felshügels, während auf der andern Seite die blaue Alpenkette den Horizont abschließt. Pain selbst ist gebettet am Fuße des Hügels, auf welchen die grünen Reben der Hermitage und der Côte-rotie, dieser edlen Gewächse, in reicher Fülle gedeihen. Bis um den 45 n. Br. trifft man reichen Weinbau im Rhônethal, südlicher wird er seltener und verschwindet allmählich völlig. Doch blüht er noch in der Umgebung von Valence, des Chefliеu des Drôme-Departements, einer gewerbthätigen, gut gebauten Stadt von 25,000 Einwohnern, aber ohne sonderliche Merkwürdigkeiten, außer einige Denkmäler der ersten Renaissance, das Castell, die Apollinariskirche und die großartige Promenade Le Polygone, mit dem Denkmale des republikanischen Generals Championnet. Erst bei Valence treten die

Digitized by Google

Valence.

Digitized by Google

Oliven auf, kaum mannshoch und auf ſchwächlichem Holz. Sie gleichen dort an Stamm und Aſthau unſeren Pflaumenbäumen, an Belaubung unſeren Weiden. Die Grenze des Oelbaumes, der ſeine Blätter nicht abwirft, iſt zugleich die Grenze der immergrünen Belaubung, und wo er auftritt, da beginnt im klimatiſchen Sinne Südeuropa. In der Ebene von Valence, am Ausfluſſe der blauen Iſère, die wir auf eiſerner Brücke paſſiren, zwiſchen den Weinhügeln von Ampuis und Condrieux, glauben wir uns in das vielgeprieſene Land der Troubadours verſetzt: da iſt der Himmel tiefblau und glänzend, die Luft iſt warm und mild; da gedeihen der Maulbeerbaum, die ſüße Kaſtanie, die Melone, der Pfirſich und feurige Weine; da liegen kleine weiße Häuſer, von Nußbäumen beſchattet, von Wieſen umgeben, am Abhange der Hügel; da eilen helle Gewäſſer der Rhône zu, die im Frühlingsübermuth zahlloſe glattgeſchliffene Kieſel über ihre Ufer verſtreut haben, und dazwiſchen blühen

Montélimar.

und duften die köſtlichen Kräuter, womit ſich im Süden die Ebene ſchmückt. Unter dieſen Gewäſſern iſt die blos 118 km lange Dröme, welche dem Departement den Namen giebt, eines der anſehnlichſten; ſie kommt vom Embal-Berge herab, und ihr Thal iſt eines der maleriſchſten und mannigfaltigſten in Frankreich. Südlich von der Dröme-Mündung treten die Gebirge ab und zu in den Vordergrund, in die Nähe der Rhône, und dieſe braunen und hyazinthfarbigen Felſen und Berge verleihen der Landſchaft ein eigenthümlich ſüdliches Kolorit. Dieſe ſeltſame Färbung iſt wenig geeignet, die merkwürdigen Ruinen der Abteien Cruas und Rochemaure, an denen man vorbeikommt, ſcharf hervortreten zu laſſen, und ſo hat es namentlich bei den erſtgenannten den Anſchein, als ob die Mauern, Theile der Felſen bildend, aus denſelben herauswachſen würden. Bis Montélimar, deſſen ſtattlichen Felſendonjon man ſchon von der Ferne gewahr wird, und weiterhin auf unſerer ſüdlichen Fahrt begleiten uns dieſe Wahrzeichen mittelalterlicher Geſchichte. Montélimar liegt nicht ſelbſt an der Rhône, ſondern etwas entfernt davon, am Roublion, welcher am Mont de Couspeau, einem beträchtlichen, gegen Weſten vorgeſchobenen Höhenzuge, entſpringt und mit dem Jabron vereinigt, ſüdweſtlich von Montélimar

Digitized by Google

ſich in die Rhône ergießt. Wieſen und fruchtbare Ebenen umgeben die Stadt, und die Hügelgehänge erzeugen geſchätzte Weine; 27 km von Montélimar liegt das Städtchen Grignan, einſtmalen im Beſitze eines der ſchönſten Schlöſſer Frankreichs, von dem noch großartige Ueberreſte vorhanden war. In demſelben ſtarb am 28. April 1696 die Marquiſe von Sévigné, deren Tochter eine Gräfin von Grignan war, und in der heutigen kleinen Stadt iſt ein Denkmal der berühmten Frau zu ſehen. Noch weiter gegen Südoſten, am Fuße des 1340 m hohen Bergzuges La Lance liegt theils in der Ebene, theils auf dem Berge, am Eingange eines herrlichen Thales das Städtchen Nyons, deſſen Einwohner ſich mit Seifenfabrikation und Seidenſpinnerei beſchäftigen. Eine Römerbrücke ſpannt ſich hier über den Aigues, ein weiterer Nebenfluß der Rhône, den die von Montélimar kommende Eiſenbahn bald nach ihrem Eintritt in das Departement Vaucluſe überſchreitet.

Grignan.

Wohl ließe ſich noch Manches von dem düſtern Montdragon erzählen und von dem mächtigen Schloſſe Mornas, denn ſie haben viel Denkwürdiges mit angeſehen, das heitere Leben der Maierhöfe, wie die Schrecken der Religionskriege; aber wir nähern uns, an Oelbäumen und Cypreſſen vorüberfliegend, der Stadt Orange, wo wir etwas länger verweilen müſſen.

Schon zu Römerzeiten war Orange, damals Arausio genannt, eine der wohlhabendſten Kolonien der „Provinz“, mit welchem Namen jener Theil des römiſchen Gallien bezeichnet wurde. Im Jahre 1531 kam die Grafſchaft, wie ſchon einmal erwähnt, an das Haus Naſſau, welches von derſelben den Beinamen Oranien führte. Bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts verblieb Orange im Beſitze dieſer Herrſcherfamilie. Als Wilhelm III. von Naſſau, König von England, kinderlos ſtarb, kam es an Friedrich I., König von Preußen, deſſen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., es im Utrechter Vertrage, 1713, an Frankreich abtrat. Das heutige Orange iſt ein düſterer Ort, der vollſtändig den Charakter einer kleinen franzöſiſchen, unſcheinbaren Landſtadt an ſich trägt. Von einem größeren ungepflaſterten Platze gelangt man in ein Gewirr von

Digitized by Google

langen ſchmalen Gaſſen, welche die Stadt von Norden nach Süden in gerader Linie durchſchneiden. Das Familienleben und gewerbliche Treiben erſcheint nach ſüdländiſcher Sitte vor die Hauſthore verſetzt; hier gewahrt man ſchmutzige Kinder im Staube ſpielen, Frauen und Mädchen mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, im Geſpräche mit einem Kaufmann, der nebenan ſeinen Laden hat, oder mit einem Handwerker, der nach Thunlichkeit ſeine Werkſtatt auf die Straße verlegt. Ein Rinnſal, durch das ſich ein trüber, übelriechender Abfluß ergießt, theilt die Gaſſe in zwei Theile und trägt nicht dazu bei, die ſchon an ſich mit Düften von Knoblauch und ranzigem Oele geſchwängerte Luft angenehm zu machen. Die Stadt macht ihrem wohlklingenden Namen durchaus keine Ehre; weder Orangenbäume noch Orangenduft ſind dort zu finden. Der Stadt wegen dürfte man auch hier kaum den Bahnzug verlaſſen, wenn man nicht durch die beiden großartigen

Nyons.

römiſchen Denkmäler angezogen würde, welche dieſelbe an ihrem nördlichen und ſüdlichen Ende gleichſam beherrſchen; wir meinen den Triumphbogen der von Norden her nach der Stadt führenden Landſtraße, ein herrliches Eingangsthor bildend, deſſen koloſſale Dimenſionen zu den niedrigen Häuſern der Stadt in keinem Verhältniſſe ſtehen. Die Wirkung dieſes mächtigen Baues wird noch weſentlich dadurch erhöht, daß derſelbe, durch keine ſtörende Umgebung beeinträchtigt, ſich frei über der durch die Wölbungen führenden Straße erhebt und dem aus der Stadt Heraustretenden eine ſchöne Perſpective in die offene Landſchaft gewährt. Leicht kann man ſich hier in die alte Zeit, mitten in eine Landſchaft des alten Gallien verſetzt glauben. Die Durchgänge werden durch drei Bogen gebildet, einem größeren in der Mitte und zwei kleinere zu beiden Seiten; dieſe Bogen tragen eine herrliche Attika mit prachtvollem Geſimſe. Das Basrelief über dem mittleren Bogen ſtellt ein wildes Gefecht dar, Reiterei und Fußvolk in buntem Gewirr; zu den Seiten ſieht man den Augurſtab und Opfergeräthe. Ueber den kleineren Bogen ſind Trophäen, Schilde und Lanzen, auch Schiffsſchnäbel und Dreizacke; auf einem Schilde lieſt man das Wort Mario, welches darauf hinweiſen mag, daß dieſe

Triumphpforte dem ſtolzen Beſieger der Cimbern und Teutonen errichtet wurde, vielleicht um anzudeuten, daß die von den römiſchen Heeren hier erlittene Scharte wieder ausgewetzt worden. Mächtige korinthiſche Säulen zieren den ganzen Bau; an den Schmalſeiten gewahrt man zwiſchen denſelben Trophäen, unter welchen man Bilder von Gefangenen je zwei und zwei mit auf den Rücken gebundenen Händen ſehen kann; oben auf dem Friese die Darſtellung eines Gladiatorenkampfes. Im Mittelalter wurde ſowohl dieſer mächtige Römerbau, wie auch viele ſeines Gleichen in dem ſüdlichen Frankreich zu Vertheidigungszwecken verwendet; man baute in die geräumigen Thorwölbungen eine Burg und erſt 1721 wurde das verunſtaltende Beiwerk wieder beſeitigt. Während der Schreckensherrſchaft war unter dem mittleren Thorbogen die Guillotine thätig; ein ſeltſamer Contraſt, wenn man an die urſprüngliche Beſtimmung dieſes Monumentes denkt.

Römiſcher Triumphbogen zu Orange.

Am entgegengeſetzten Ende der Stadt ſteht ein römiſches Theater, über dem ſich ein Kalkſteinhügel erhebt, deſſen Gipfel mit einer Marienſtatue geziert iſt. Auch das Theater befindet ſich mit ſeiner Hauptfront einer Reihe von unanſehnlichen Häuſern gegenüber und erſcheint dadurch in ſeinen gewaltigen Dimenſionen, in welchen es ſelbſt die höchſten Bauten der Stadt überragt, nur um ſo mächtiger. Die Vorderſeite ſtellt zwei übereinander ſtehende Bogenreihen dar, welche oben mit einer Attika endigen; in der Mitte befindet ſich das große Hauptportal, rechts und links davon Seitenthore. Zwei übereinander geſetzte Reihen horizontal vorſpringender durchlöcherter Steine, welche oben der ganzen Breite des Gemäuers entlang laufen, dienten zur Befeſtigung von Stangen, über welche Tücher geſpannt wurden, um das Theater zu bedecken. An der Rückſeite der Mauer liegt die Bühne mit dem Proſcenium; die im Halbkreiſe angebrachten Zuſchauerſitze lehnen mit dem Rücken an dem Bergabhang und ſtoßen zu beiden Seiten an große Nebengebäude: von jedem derſelben führt eine Pforte in das Innere des Theaters. Auf dem Proſcenium findet man eine Sammlung antiker Fragmente ausgelegt, die einſt das Theater ſchmückten. Neuerdings hat man nahebei noch einen Circus bloßgelegt, der 20,000 Zuſchauer

Digitized by Google

saſſen konnte. Von der oberſten Reihe der Zuſchauerplätze gelangt man durch eine kleine Thür an den Bergabhang, von wo man nach kurzem Anſtieg über ſteiles Kalkgeröll in wenigen Minuten den Gipfel der Anhöhe erreicht.

Hier ſtand einſt das alte Schloß der Grafen von Orange, aus deren Geſchlecht die bekannten Troubadours Rambaut III., dann Prinz Wilhelm IV. von Orange, der Gönner und Freund Rambauts von Vaqueiras, hervorgegangen waren. Hier wurde Hof gehalten und offene Tafel und über der Pforte des Schloſſes hing ein Helm zum Zeichen der Gaſtfreundſchaft. Manche Burgfrau mochte auch von dem hohen Söller hinausgeblickt haben in die blühenden Gefilde der venaiſchen Städte, denn weit kann das Auge ſchweifen nach Avignon, der unteren Provence und Languedoc, den Rhôneſtrom verfolgend in ſeinem Laufe durch die an Italien erinnernde Landſchaft. Fernher grüßen die Berge des Dauphiné und der ſchneebedeckte Mont Ventoux, weithin ſichtbar mit ſeinen ſchöngeformten Contouren. Nach wem die Dame ausſpähte, ob nach dem reiſigen Gatten, der von der Kreuzfahrt aus dem heiligen Lande heimkehrte, oder nach dem ſangreichen Troubadour, welcher, den Spielmann zur Seite, ſeine Herrin mit einem Liede zu erfreuen kam, oder zum Turniere zog, wer kann uns das heute noch ſagen! Aber eine heitere Zeit herrſchte damals in dieſem geſegneten Lande und mit Recht konnte Peire Vidal 1215 davon ſingen:

„Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhônestrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein ſo vergnüglich Leben."

Von Orange ab wird die Phyſiognomie der Landſchaft ſüdländiſcher; man ſieht neben den vorherrſchenden Weinbergen ſchon anſehnliche Oelbaum- und Orangenpflanzungen, tritt aber zugleich auch in das Gebiet des berüchtigten „Miſtral" ein, eines kalten Alpenwindes, der die Ebene der Provence oft mit raſender Gewalt durchtobt und im 1930 m hohen Mont Ventoux, dieſem acht Monate im Jahre mit Schnee bedeckten Vorberg der Weſtalpen, dem höchſten Punkt im Innern Frankreichs, ſeinen „alten Gaſtſitz und Anhaltspunkt" hat. Der von Orange nach Süden ziehende Schienenweg führt an dem weingeſegneten Pont de Sorgues vorüber, wo ſich eine Bahnlinie nach Carpentras, der ehemaligen Hauptſtadt des Comtat Venaiſſin abzweigt, und tritt bei Le Pontet in die Ebene von Avignon, das man von ferne ſchon erblickt.

Das heutige Eheſiſen des Vaucluſe-Departements, die Stadt, die faſt ein Jahrthundert lang die Nachfolger Petri beherbergt, dehnt ſich an der Rhône, nahe der Durance-Mündung ſüdlich und öſtlich am ſteilen Abhange eines nackten Felſens, des Rocher des Domns, aus. Gewaltige Mauern mit zackigen Zinnen und Thürmen, mit dem zierlichſten Steinwerk ſcheinen Avignon noch heute, wie bis vor 1790, als ein abgeſondertes Territorium vertheidigen zu wollen. Eine vierfache Reihe uralter Platanen zieht ſich zwiſchen ihnen und der Rhône hin, die, hier mehrfach zertheilt, die Feſſeln einer hohen, mittelalterlichen Steinbrücke bereits ſeit lange geſprengt hat. Dieſe Brücke, von welcher ein Liedchen ſagt:

Sur le pont d'Avignon
Tout le monde danse

gilt für das Wahrzeichen der Stadt; mitten im Strome bricht ſie ab, und an ihrem Ende ſteht phantaſtiſch eine kleine Kapelle, dem heiligen Bénézet, ihrem Erbauer, geweiht. Die Vollendung des Werkes fällt in das Jahr 1188; die Zerſtörung deſſelben begann zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Was heute davon übrig, iſt, wie geſagt, eine Ruine, aber ein ſolider Bau, der auf großen Strebepfeilern ruht, und darauf feiert man alljährlich am 14. April das Feſt des Heiligen mit nationalen Tänzen, worauf ſich das obige Sprüchlein bezieht. Quer über den Strom mit ſeinen lohfarbenen Bogen iſt, wie ein Märchenſchloß, Villeneuve erbaut, mit ſeinen den Thoren und den ſchießſchartenverſehenen Mauern der päpſtlichen Stadt gegenüberſtehenden runden Thürmen. Statt der geſprengten Bénézet-Brücke ſtellt jetzt eine prächtige Drahtbrücke die Verbindung zwiſchen beiden Ufern her. Avignon (34,000 Einwohner) iſt nicht groß, auch nicht ſchön, an ſich düſter und ſieht in ſeinem älteren Theile mit zahlloſen engen Gaſſen herabgekommen aus, zugleich aber intereſſant und höchſt fremdartig. Verkörpert ſich doch hier ein Stück Mittelalter, reich an geſchichtlichen Erinnerungen und an Werken der Baukunſt und Bildnerei, welchen erſtere gleichſam als Illuſtration dienen. Einen bedeutenden Eindruck machen die prächtigen Stadtmauern mit ihren 39 meiſt viereckigen Thürmen, ringsumher mit den wunderbar zierenden „Machicoulis" bekränzt, vortrefflich erhalten und ſichtbar gepflegt. Sie ſind ein Werk

Digitized by Google

der Päpste, vornehmlich von Innocenz VI. Was die Dogen für Venedig gewesen, waren die Päpste für Avignon, nur mit dem Unterschiede, daß die Herrschaft der letzteren gleich einem strahlenden Meteore nur für die kurze Spanne Zeit von 72 Jahren (1305—1377) der provençalischen Stadt den Rang einer Metropole der Christenheit verlieh. Seither ist Avignon zu einer kleinstädtischen Provinzialstadt herabgesunken, welche sammt der Grafschaft Venaissin bis zum Ausbruche der französischen Revolution von Cardinal-Legaten oder päpstlichen Vice-Legaten verwaltet wurde; heute ist auch dieser letzte Schimmer alter Herrlichkeit geschwunden und nur die Erinnerung an einstigen Glanz zurückgeblieben. Ab und zu kommt man noch an einem hohen, altersgrauen Hause vorbei, über dessen Thor ein steinernes Wappen darauf hindeutet, daß einst ein vornehmer Prälat oder ein sonstiger Würdenträger der päpstlichen Hofhaltung da gewohnt. Francesco Petrarca, der große italienische Dichter und Weise, welcher so viele Jahre seines Lebens in Avignon am päpstlichen Hofe zugebracht, entwirft davon eine Schilderung, die fast an die späteren Zeiten Alexanders VI. erinnert. An den Wänden der gothischen Kathedrale Notre Dame des Domns — in ihren schweren massigen Formen ein wahres Bollwerk mit gewaltigen Thürmen — sind die Bilder der sieben Päpste (Clemens V., Johann XXII., Benedikt XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V., Gregor XI.) angebracht, welche in dem Zeitraume von 1305—1377 die Kirche zur Abhaltung ihrer Pontifikalien erwählt hatten. In derselben ist auch Johann XXII., einem Provençalen, der für die Stadt eine besondere Vorliebe hatte und den Grund zu dem mächtigen Palastbaue legte, in einer Seitenkapelle ein prachtvolles Grabdenkmal in gothischem Style errichtet, welches mit seinen graziösen Thürmchen und Spitzen, in deren Mitte die Gestalt des Papstes, auf einem Sarkophage liegend, dargestellt ist, an das Sebaldusgrab Peter Vischers in Nürnberg erinnert. Von den übrigen Kirchen der Stadt verdienen St. Didier wegen der edlen Gothik und eines 1481 im Auftrage des Königs René ausgeführten Reliefs, St. Pierre wegen der schönen Façade (vom Beginne des sechzehnten Jahrhunderts) und der anatomisch merkwürdigen Petrusstatue von Puget, dann endlich St. Agricol wegen der seltsamen Hauptfront mit breiten, von gezackten Auffätzen gekrönten Thürmen, erwähnt zu werden.

Auf einer Anhöhe über einem Netze von engen Straßen erheben sich die stolzen Mauern des alten Papstpalastes. Nach Norden fällt der Hügel Rocher des Domns gegen den Rhônefluß ab. Die künstlichen modernen Gartenanlagen, auf deren sonnigen Terrassen die Pinie, der Oleander, Lorbeer und Ginster gedeihen, durchrauscht von den sprudelnden Cascaden der Wasserleitung, bilden einen seltsamen Gegensatz zu den hohen, nüchternen Wänden des Palastes, dessen imposanter, aus dem Felsboden emporstrebender Bau mit seinen viereckigen Zinnen und Thürmen weit eher einem mächtigen Festungswerke gleicht. Als solches wurde es auch thatsächlich von Papst Johann XXII., der seine Residenz gegen die Gewalt der französischen Könige sichern wollte, verschanzt; und auch heute, nach mehr denn fünfhundert Jahren, kann die Burg den ihr einst aufgeprägten Charakter eines Festungbaues nicht verleugnen. Heute ist dieser Palast eine Kaserne, und das Innere der Papstburg weist vielfache Spuren beklagenswerther Zerstörung und Vernachlässigung auf; die Fresken sind meist bis zur Unkenntlichkeit vernichtet, die weiten hohen Räume durch kahle Seitenwände zu Kasernenzimmern eingerichtet und in zwei Stockwerke getheilt, so daß jedes architektonische Detail verloren geht. Neben der Papstburg steht die Kathedrale Notre Dame des Domns. Das reiche romanische Portal ruht auf zwei antiken korinthischen Säulen, wie überhaupt dem ganzen Baue, welcher ältesten Ursprunges ist, so mancher ornamentale Ueberrest aus Römerzeiten im Leibe stecken mag. Das Innere der Kirche stellt eine einfache Basilika im Kreuzgewölbstyl dar. Der Vandalismus der Religionskriege und der Revolution, unter dem die meisten Baudenkmäler des südlichen Frankreich arg gelitten, hat auch die Kirchen Avignons nicht verschont. Die den Sculpturen zugefügten Schäden, die abgeschlagenen Ornamente sind nicht durch pietätsvolle Restaurirung wieder gut gemacht worden, so daß manches dieser schönen Bauwerke ein Bild der Zerstörung bietet.

Wie dieses Palais des Papes mit den Kerkern der Inquisition, der schrecklichen „Glacière“ und der trostlosen Keuche Rienzi's, in welcher der römische Volkstribun in Ketten schmachtete, ein Denkmal der Blutschuld von Avignon ist, so steht auch das Palais National, in welchem 1815 Marschall Brune ermordet wurde, noch zum Gedächtniß einer nicht minder blutigen Unthat da, durch welche das finstere und tückische Geschlecht der Avignoner sich in der neueren Geschichte verewigt hat. Die Ermordung des französischen

Digitized by Google

Avignon.

Digitized by Google

Marschalls, den man für den Mörder der Prinzessin Lamballe hielt, war lediglich der Grausamkeit des dortigen Volkscharakters zuzuschreiben, der allgemein in einem schlechten und zweideutigen Rufe steht. Bei jedem Schritt, den man durch die düstere und unheimliche Stadt thut, bestätigt sich auch die widerwärtige Frechheit des Charakters, die den niedrigen Volksklassen auf die Stirne geschrieben ist und in ihren Benehmen sowohl unter einander als gegen den Fremden sich verräth. Es lastet viel Sünde und Schmach auf Avignon, von der frühesten bis auf die neuesten Zeiten, und schon Petrarca erhebt in seinen Briefen die Stimme des Zorns und der Klage gegen die sittenlose und verwilderte Stadt, die er als das Babel seiner Zeit züchtigt. Heute rühmt man an Avignon die Heiterkeit, Anmuth und Schönheit seiner Frauen, auch hat sich die Bevölkerung vielfach der Industrie ergeben, namentlich eine sehr bedeutende Seidenindustrie, die 12—14,000 Arbeiter beschäftigt, hat sich entwickelt.

Das auf dem Hauptplatze, der, von dem Theater, dem Hôtel de Ville und einigen neueren Gebäuden umgeben, in die moderne Petrarcastraße ausläuft, herrschende Leben ist das einer Garnisonsstadt; Soldaten und Offiziere bilden die Mehrzahl der Lustwandelnden und vor allen Kaffeehäusern erblickt man bunte Uniformen in dichtgedrängten Gruppen. Die Alleen in diesem Straßenzuge bilden aber auch die einzig möglichen Spazierwege im Innern der Stadt, da die spitzigen, unregelmäßig behauenen Steine, mit denen die übrigen Gassen gepflastert sind, das Gehen zu einer ausgesuchten Marter gestalten. Die Mitte des Platzes ziert die Statue Crillons des Braven, des Freundes von Heinrich IV., welcher im Jahre 1615 zu Avignon starb und dessen Palast im Renaissancestyl an die besten Bauwerke jener Kunstepoche erinnert. Auf dem Platze gegenüber der Paysiburg macht ein Bronze-Standbild den Perser Jean Althen unsterblich, welcher 1765 den Bau der Krapp-Pflanze (Rubia tinetorum) in der Provence einführte, wodurch einem großen Theil der Bevölkerung Arbeit und Erwerb geboten wurde.

Für Diejenigen, welche keine Zeit zu versäumen haben, wenn sie nach oder von dem Süden gehen oder kommen, ist es der Mühe werth, einen oder zwei Tage in dem behaglichsten, charakteristischen alter französischer Wirthshäuser, im Hôtel de l'Europe in Avignon, zuzubringen. Sollte es Regenwetter sein, so ist das Museum Calvet eines Besuches werth. Sonst ist die von duftenden Kräutern und der üppigen Cytisusstaude überwucherte Plattform des Rocher des Domus, gewissermaßen die Akropolis von Avignon bildend, wenn irgend ein Punkt, geeignet, den allgemeinen Charakter der Provence, in die man in Avignon die ersten Schritte thut, in einem großartigen Rundblick zu erschließen, der weit von den Alpen die ölbaumreiche Strecke wellenförmigen, offenen Landes mit den dunklen scharf ausgezackten Gebirgsausläufern und dem fiesreichen Bette der Durance, Sorgue, des Gardon bis an die Sevennenkette umfaßt und die majestätisch heranbrausende Rhône abwärts bis an die unbedeutende Camargue reicht. Freundliche Anlagen haben die Höhe verschönert, und es verlohnt sich wohl der Mühe, hier auf dem Felsen, unter einem hochragenden Kreuze gelagert, sich der Anschauung der Gegend, der weit gedehnten Stadt zu überlassen. Von den vielgerühmten und häufig übertriebenen Naturschönheiten der Provence wird man zwar hier noch nichts gewahr. Im Gegentheil ist die Vegetation meistens dürftig und das Grün selten frisch, denn der ungeheure Staub, welcher in dieser ganzen Gegend bis nach Marseille hin herrscht, bedeckt Alles mit einem undurchdringlichen und dichtgewebten Flor. Der wirbelige und leicht sich zertheilende Sandstein, welchen man hier überall findet, bereitet diesen Staub, den die kreuz und quer treibenden Südwinde in dicken Wolken durch die Lüfte jagen. Dies ist der gewöhnliche Anblick der Provenee, deren Oasen mühsam aufgesucht werden müssen. Aber bei allem Staube, welcher den Menschen wie die Vegetation beeinträchtigt, und bei dem beständigen Mangel an Regen, hat doch dieses Land seinen innern Segen an den vielen Quellen, die es durchrauschen und die überall natürliche artesische Brunnen hervorspringen lassen. Allmählich wird auch das Auge an das Kahle und Graue dieser provencalischen Landschaft gewöhnt, und dann finden wir, daß die Scenerie um Avignon ungemein malerisch ist. Nehmen an einem hellen Octobermorgen die Weingärten ihre letzten Gold- und Karmoisinfärbungen an, und mischt das gelbe Blätterwerk der Pappeln am Flusse sich mit dem feierlichen Grau der Olivenbäume und Weiden, so würde jeder Gewiertzoll dieser Landschaft, in dem Schimmer seines Lichts und seiner Farbe, die um so schöner ist wegen der Feinheit und Seltenheit derselben, ein herrliches Gemälde bilden. Ein bläulicher Aether umflimmert meist diese große hügelige Landschaft. Auf dem rechten Ufer des Stromes zeigen sich geld und dürr wie Felsen Sizilieus die Ufer von Villeneuve, das Fort St. André, Chateau neuf des Papes, die olivenreichen Berge von

Digitized by Google

Vaucluse, weiter der hohe Ventoux, im Südosten der blaue Mont du Luberon, die Alpenspitzen des Dauphiné und der Provence, im Westen endlich die Bergreihen Languedocs. Diese Berglinien haben nicht die edlen Formen Italiens, aber sie athmen doch im südlichen Duft und lassen als Vorstufen das schöne Land ahnen.

Bei günstigem Wetter sollte man einen Besuch in Vaucluse nicht unterlassen, und zwar nicht sowohl Petrarcas als der interessanten Fahrt und des Wunders der Sorgue-Quellen wegen. Eine Zeitlang führt man längs dem ebenen Lande hin, dann kommt ein Bergrücken, auf welchem die Olivenbäume, die Maulbeerbäume und die Weingärten ihre Farben vereinigen und zart in fernes Purpurroth verschmelzen. Dann erreicht man L'Isle, — bis daher kann man mit der Eisenbahn fahren — ein Inselborf, das von der langsam fließenden Sorgues umgeben, von riesenhaften Platanen überschattet ist und von dem Plätschern des aus

Dorf Vaucluse.

moosigen farnbuschigen Mühlrädern herabstürzenden Wassers widerhallt. Wer da erwartet, daß Petrarca's Sorgue der träufelnde Bach irgend eines Dichters sei — ein Bach, der aus einer feuchten Grotte zu Tage tritt — der dürfte wohl in Erstaunen gerathen bei dem Rauschen und Toben dieses azurblauen Stroms so nahe an seinem Urquell. Er hat eine solche Wassermasse und eine so spezialartige Raschheit des Laufes, daß man mit dem Gefühl üppiger Fruchtbarkeit und Leben erfüllt wird. Doch gehen wir weiter über die Ebene, zwischen Krappfeldern, in denen die rothen Wurzeln der Garance in Reihen längs den Furchen liegen; vor uns erheben sich aschgraue Berge kahler Felsen, die da und dort von den Blättern des Zwerg-Sumach in Karmoisinfarbe schimmern. Eine ungeheure Klippe thürmt sich empor und scheint den Weg zu verperren. Indeß der Fluß tobt schäumend uns zur Seite vorüber. Von wannen mag er kommen? Diese Frage gewinnt an Interesse, wenn wir in den engen Hohlweg von Kalksteinfelsen, welcher zu der Klippenbarre führt, eintreten, und uns mitten unter den Feigen- und Olivenbäumen von Vaucluse (vallis clausa) befinden. Hier ist das hübsche Dorf mit seiner schön gelegenen Burgruine, die kleine Kirche, die häßliche Säule zu Petrarca's

Digitized by Google

Andenken, das Wirthshaus mit ſeinen Laura-Caricaturen und ſeinen vortrefflichen Forellen, die Brücke und die ſchäumende, wirbelnde, von Mühlrädern gepeitſchte, durch Wehren unterbrochene, in ihrem Lauf getheilte, kanaliſierte und eingedämmte, dennoch aber unwiderſtehlich und rein hinfließende Sorgue. Blau, violett, grün von Moos und Waſſergräſern, ſilberfarben von ſchneeweißen Kieſeln läuft der Fluß, ſo klar und friſch wie elementariſcher Diamant, auf ſeinem ſaubern, glatten Bette dahin. Die Felſen auf beiden Seiten ſind grau oder gelb, terraſſirt in Olivengärten, und zeigen da und dort eine Cypreſſe, einen Feigen- oder Maulbeerbaum. Bald hören die Gärten auf und Maſtixbäume, Rosmarin, Buchs- und Steineiche — Provencer Geſträuche — und hin und wieder außer dem Bereich ein Sumach, klettern an dem harten Geſtein empor, und ſo werden wir endlich in die Nähe eines völlig unpaſſirbaren Abgrundes gebracht. Am Fuße deſſelben liegt, ruhig, ein

Die Quelle von Vaucluſe.

ungetrübter Teich: ein kleiner See, in welchem man die ſchützenden Felſen und die ſich einniſtenden wilden Feigen wie in einem Spiegel abgebildet ſieht — einem Spiegel blauſchwarzen Waſſers wie Amethyſt oder Flußſpat — ſo rein, ſo ruhig, daß man da, wo er die Kieſel in ſeinen Schooß aufnimmt, kaum ſagen kann, wo Luft beginnt und Waſſer endet. Nun, dies iſt Petrarca's „Grotte", dies iſt die Quelle von Vaucluſe. Herauf aus ſeinen tiefen Behältern, aus den geheimnißvollen Grundlagen des Berges, quillt der ſchweigende Strom: ununterbrochen und bewegungslos fällt er ſeine Urne, ſteigt ruhig fort und fort, bis der Rand erreicht iſt, dann überfließt und ſchäumt und geht toſend ein Katarakt hinab unter das Gerölle der Berge. Zu allen Zeiten war die Quelle von Vaucluſe berühmt, aber dem größten Lyriker Italiens, Petrarca, war es vorbehalten, die Najade dieſer Quelle und mit ihr den Namen der ſchönen Laura von Sade ſowie ſeinen eigenen Dichterruhm unſterblich zu machen durch die reizende Beſchreibung des von ihm viele Jahre lang gewählten einſiedleriſchen Aufenthaltes zu Vaucluſe.

Digitized by Google

Die Provence und Nizza.

Die poetiſche Provence, die römiſche Provincia, dieſes ſonnige Wein- und Blumenland im Alpengebiete, iſt, obwohl es überall italieniſchen Einfluß zeigt, immerhin ein rauhes Land. Ohne ſeiner pontiniſchen Sümpfe oder des Val d'Ollioules oder des tigerhaften Ungeſtümes der Toulonер Bauern zu gedenken, iſt ſchon der von den Alpen herabwehende kalte „Miſtral“, welcher die Bäume des Geſtades im Sande begräbt und die Schiffe an die Küſte wirft, eine ſchwere Plage. Die Windhöſe, plötzlich und raſend, treffen tödlich den Provençalen, deſſen Charakter zu lebhaft iſt, um ſich in den Mantel des Spaniers zu wickeln. Und auch die ſengende Sonne, das gewöhnliche Feſtkleid in dieſem Lande der Feſte, ſie brennt heiß auf die Köpfe nieder, wenn ſie mit Einem Strahl den Winter in Sommer verwandelt. Sie belebt die Pflanzen und ſie verbrennt ſie. Und die Fröſte brennen auch. Die häufigen Gewitter machen aus den Bächen Ströme; der Landmann findet dann ſein Feld wieder am Fuße des Hügels, oder ſieht es fortgetragen von der Flut und angeſchwemmt an des Nachbars Grund. Sonſt freilich fehlt es an Waſſer. Kahle Berge, verwüſtende Gewäſſer, grüne Oaſen, ein dunkelblaues Meer, Oliven- und Orangenwälder, und ein Miſchvolk aus Iberern, Griechen und Italiern machen die Provence zu einem von dem Norden gänzlich abweichenden Landſtriche. Hier herrſcht eine launenhafte Natur, furchtbar und lieblich zugleich.

Die Rhône iſt das Symbol der Provence, ihr Fetiſch, wie der Nil jener Aegyptens. Das Volk will nicht glauben, daß die Rhône ein bloßer Strom ſei; es meint, daß die Verheerungen der Rhône Zornesausbrüche, ihre wirbelnden Schlünde Windungen eines Ungeheuers ſind, des „Drac“ oder der „Tarasque“, einer Art Drachen-Schildkröte, deren Abbild bei gewiſſen Feſtlichkeiten feierlich und geräuſchvoll umhergeſchleift wird. Am Marientage führt ein junges Mädchen das gefeſſelte Unthier nach der Kirche, damit es dort unter dem Weihwaſſer umkomme, mit dem man es begießt. Auf dem Wege zur Kirche wirft es Alles meder auf ſeinem Zuge. Das Feſt iſt nicht ſchön, wenn es dabei nicht wenigſtens einen Arm- oder Beinbruch giebt. Dieſe Rhône, wüthend wie ein Stier beim Anblick des rothen Tuches, bricht ſich zu beltabildenden Armen an der Spitze der Camargue, der Inſel der Stiere und der ſaftigen Weidegründe. Das Feſt der Inſel iſt die „Ferrade“, ähnlich dem, das wir in Nimes kennen lernten. Dabei offenbart ſich der Geiſt der unteren Provence, worunter man die Campagne der Provence, die Camargue, Crau, das Eſterel und die Maures verſteht. Dieſer Geiſt äußert ſich lärmend, heftig, barbariſch, aber nicht ohne Grazie. Man muß ſie ſehen, dieſe unermüdlichen Tänzer, wie ſie, Schellen an den Knien, die „Moresque“ oder „Turque“ tanzen, eine Art Farandole und mit dem Bolero verwandt, oder zu neun, elf, dreizehn den Schwertertanz ausführen, den „Bacchuber“, wie ihre Nachbarn in Gap ihn nennen; man muß ſie ſehen zu Ries alle Jahre die „Bravade“ der Sarazenen ſpielen, auf welches Volk wohl die meiſten Tänze des Landes ihren Urſprung zurückleiten. Wie alle Südländer, liebt der Provençale die Vergnügungen aufs Aeußerſte. Ein kräftiger Menſch von mittlerer Größe, mit braunen oder ſchwarzem Haar, brauner Hautfarbe, lebhaftem Auge und geiſtvollem, heiterem Antlitz, iſt der Provençale leidenſchaftlich, mäßig, arbeitſam, voll Mut und Freimütigkeit, hat aber wenig Sanftmuth und Mäßigung; ein tapferer Soldat und kühner Seemann, ein gewandter Redner, aber erfüllt von demokratiſchem Gleichheitsſinn, das Erbe der alten griechiſchen Städterepublilen und römiſchen Municipien, die im Alterthume das Land erfüllten. Und dennoch iſt daſſelbe in unſeren Tagen, ſieht man von Marſeille ab, halb erſtorben. Ohne die ungeſunden Küſten, die dahinſiechenden Städte, wie Fréjus und die benachbarten Gemeinden zu erwähnen, die ſeit einem halben Jahrhundert neun Zehntel ihrer Bevölkerung verloren haben, gewahrt man nichts als Ruinen. Und dabei handelt es ſich nicht um die herrlichen Ueberbleibſel aus dem Alterthume, um die römiſchen Brücken, die römiſchen Waſſerleitungen und ſo viele andere Denkmäler. Nein, auch im Geiſt des Volkes, ſeiner Anhänglichkeit an die alten Sitten, welche ihm eine ſo originelle und antile Phyſiognomie verleihen, erkennt man die Ruine. Es iſt ein Volk, welches die Vergangenheit nicht ernſt nimmt und doch deren Spuren bewahrt. Ein Land, von allen Völkern durchfluthet, lange von den Gothen und den ſpaniſchen Arabern beſetzt, ſpäter zum Theil

Digitized by Google

den Grafen von Barcelona angehörend, hätte — sollte man denken — mehr vergessen sollen; aber nein, es verbohrt sich in seine Erinnerungen. Wie Italien, gehört die Provence in gewissem Sinne dem Alterthume an.

So urtheilt wohl nicht mit Unrecht der von Norden kommende Reisende, welcher auf dem Wege von Avignon nach Marseille zugleich die Provence von ihrer wenigst erfreulichen Seite kennen lernt. Rasch durchschneidet man die quer vor sich schiebenden, nackten Felsenrippen, die letzten Ausläufer der Alpen. Da liegt an der Rhône und der Stadt Beaucaire gegenüber, mit der es durch eine 450 m lange, kühne Kettenbrücke und einen Eisenbahnviadukt verbunden ist, das uralte Tarascon, welches zwei Sehenswürdigkeiten von Bedeutung zu einem der interessantesten Flecken des Südens erheben. Die erste ist das jetzt in ein Zuchthaus umgewandelte Schloß des „guten Königs" René I., ein gewaltiger bastillenartiger, fast fensterloser Bau auf

Schloß des Königs René zu Tarascon.

trotzigem Felsen, an welchem die Rhône brandend ihre Wellen bricht. Der Eindruck ist nicht minder großartig, für manche vielleicht noch mächtiger als der des Papstpalastes zu Avignon. Fast unmittelbar daran grenzt die Kathedrale Ste. Marthe, ein Denkmal romanischer Prachtarchitektur, um 1187 erbaut, dann aber später in vielen Theilen verpfuscht. Die zweite Sehenswürdigkeit, welche Tarascon mit Beaucaire gemein hat, sind die schönen Mädchen und Frauen, die Nebenbuhlerinnen der arlesischen Griechinnen. Das ganze Departement der Rhônemündungen (Bouches du Rhône), in dem Tarascon liegt, besonders dieses, dann Arles und Umgebung, haben nicht ohne allen Grund den Ruf, die schönsten Frauen Frankreichs zu besitzen. Griechen, Römer, Sarazenen und Gallier, welche nach und nach über dieses Land herrschten, alle scheinen sich förmlich bestrebt zu haben, die eigenthümlichen Schönheitszüge, welche ihre Rasse auszeichneten, auf die Frauen zu vererben. Für Maler und Bildhauer ist hier, so zu sagen, ein unentdecktes Kalifornien. Wenn bei den großen Stiergefechten oder anderen ähnlichen festlichen Gelegenheiten sich die Bevölkerung versammelt, wird man unter hundert Frauen kaum eine finden, die nicht hübsch, aber über fünfzig, deren Schönheit würdig ist, durch den

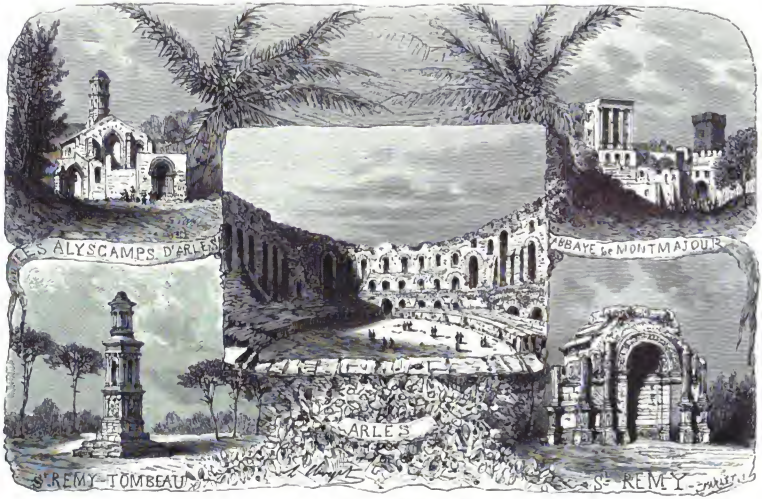
Digitized by Google

größten Künstler verewigt zu werden. Und die Nationaltracht, welche noch von Hoch und Niedrig getragen wird, paßt ganz vortrefflich zu der herrlich entwickelten Büste, zu dem feinen lichtbraunen Teint und dem kohlschwarzen Haar. Diese Nationaltracht besteht aus einem schwarzen Kleide mit faltenreichem Rocke und engem Mieder, welches, vorn offen mit weißen Blonden oder Spitzen besetzt ist, so, daß wenigstens eine dreieckige Spitze des Busens entblößt bleibt; um den Hals winden sich ein paar Perlenschnüre mit einem Kreuz, und auf dem Kopfe wiegt sich eine ganz kleine kokette Mütze über dem schwarzen Haar, das in Form eines zugespitzten Kegels mit zwei breit ausstehenden Flügeln, die flach an der Stirne liegen, aufgebunden ist. Ein feiner Kenner des Landes, Maler Laurens, gab den schönen Töchtern von Beaucaire und Tarascon den Vorzug vor ihren weltberühmten Nebenbuhlerinnen in Arles.

Abtei Saint-Trophime in Arles.

Die Eisenbahn nach letzterer Stadt zieht parallel mit der Rhône unweit des Alpinen-Gebirges und durchschneidet die fruchtbare Getreideebene, die von Arles nach Norden und Osten beginnt. Eine uralte schöne Ulmenallee, welche aber durch Erhöhung des Terrains tief in die Erde gesenkt ist, führt vom Bahnhofe zur Stadt, welche von stattlichen Mauern fast verdeckt ist. Daneben zieht ein Damm sich hin, hinter dem unmittelbar die Rhône strömt; mancherlei kleine Schiffe haben da angelegt, um Salz, Getreide, Thiere einzunehmen, denn Arles ist ein Hafenort, am obersten Theilungspunkte, am linken Ufer der Rhône gelegen, in welche sich hier der von der Durance abgeleitete Kanal von Crapoune ergießt. Doch macht das Ganze nicht den Eindruck regen Lebens und größerer Mittel, wie denn die geschichtliche Rolle des alten Arelate und die gegenwärtige Bedeutung von Arles mit seinen 24,000 Einwohnern, in schneidendem Gegensatz zu einander stehen. Bereits zu Kaiser Augustus Zeiten war die südliche Provincia im Getreide, Oel, Wein, Weizen und Bau aller sonstigen Südfrüchte Italien gleichgestellt. Wir finden das treu gesinnte Arelate damals als Hauptkasse in Gallien neben Lyon, Trier und Rheims, als Münzstätte neben Lyon und Trier, als Sitz der Staatsbehörde für die

Digitized by Google



Reste altrömischer Bauwerke in Arles und St. Remy.

Digitized by Google

kaiserlichen Wollenmanufakturen der Provincia Viennensis sowie der Privatanstalten des Kaisers im Vivarais; eine kaiserliche Filigranfabrik fand sich daselbst. Endlich war es mit Vienne Stationsort der Rhônеflotte. Rasch genug ist allerdings dieses merkantile Leben durch die Verwüstungen der gegen die Rhône immer von Neuem vordringenden, endlich nach dreimaligem vergeblichem Versuch Arles eroberndenden Westgothen, durch Burgunder, Franken, dann Sarazenen furchtbar zerstört worden. Aber ein lebhafter Handel hat hier in der Gegend sich erhalten, so bei St. Gilles und im Hafen von Magelone; dann aber seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist er mehr und mehr an die Rhône wieder, nur wenig Stunden oberhalb Arles, zu der noch heute berühmten Messe von Beaucaire konzentrirt worden.

Von seiner vergangenen Größe bewahrt Arles zahlreiche Spuren in Gestalt von Denkmälern sowohl aus dem Alterthum als aus dem Mittelalter. Das Stadtthor, die Porte de la Cavallerie, mit seinen hohen Mauern zu beiden Seiten nimmt uns auf. Der Weg durch die ziemlich öden Straßen mit dem gänzlichen Mangel jedes eleganten freundlichen Ladens, mit dem spitzen Kiefelsteinpflaster zu einem der wichtigsten antiken Ueberbleibsel, zu dem höher liegenden römischen Amphitheater im östlichen Theile der Stadt ist bald gefunden. Hoch ragt es mit seinen dunklen Bogengängen als gewaltige ovale Masse aus dem Kranze der zum Theil 10 m höher auf altem Schutt gelegenen Häuser. Es ist größer als das zu Nimes, aber weit weniger gut erhalten, und mag etwa der Zeit des Severus angehören. Daneben ragt die Steinpyramide des Rolandsthurmes, selbst nur ein Aufbau auf den drei Stockwerken der Außenwand des römischen Theaters, welches nach gleichem Plane angelegt und von derselben Ausdehnung wie das zu Orange ist. Es konnte etwa 16,000 Zuschauer fassen und mag prächtig gewesen sein, wie durch das, was davon bloßgelegt ist, darunter zwei kolossale korinthische Säulen und das reiche Gebälk über den zwei ersten Geschossen, bezeugt wird. Hier fand man auch 1651 die berühmte Statue der Venus von Arles, die jetzt im Louvre zu Paris ausgestellt ist. Vom alten Forum, antiken Thürmen, sowie von einem Palaste Kaiser Konstantins am Ufer der Rhône sind nur noch geringe Spuren übrig. Dagegen erhebt sich ein schöner antiker, aber nicht aus Aegypten stammender Obelisk von der Kathedrale St. Trophime, einem im zwölften Jahrhundert begonnenen romanischen Bau, außen mit nackter Façade aber prachtvollem Portal, im Ganzen von großartiger Gesammtwirkung und lebendigsten Formen in allem Ornamentalen. Neben der Kirche ist die Abtei St. Trophime, in welcher man einen mit Recht berühmte Kreuzgang bewundert. Außerhalb der Stadt liegt im Südosten das merkwürdige Todtenfeld der Alyscamps. Es ist dies geradezu eine der interessantesten Stätten für die Geschichte der altchristlichen Kunst. Kaum besitzt Rom in seinen Museen, Kirchen und Klosterhallen einen solchen Schatz altchristlicher, mit Darstellungen geschmückter Sarkophage, als hier in den Alyscamps (Elisii campi) vereinigt waren, und zwar zugleich neben heidnischen, spätrömischen Grabstätten. Sie sind seit Jahrhunderten aus der Erde gewühlt, geöffnet, in feuchten Katakomben aufgehäuft, auch vielfach verschenkt worden, und dennoch ist das Museum von Arles (Musée lapidaire) in der Kirche St. Anne noch überraschend reich an ihnen. Aus diesen alten Tagen stammen noch die in Arles und sonst in der Provence üblichen Maifeste. Durch eine seltsame Vermischung des alten und des neuen Kultus setzte Kaiser Konstantin in Arles, welches er bekanntlich vor allen bevorzugte und nach seinem Namen benannte, an die Stelle der barbarischen Gladiatorenkämpfe die durchaus friedliche Feierlichkeit der Maios, eine Reihe heidnischer Feste zu Ehren der Göttin Maia, welche durch ein schönes, reich geschmücktes Mädchen dargestellt wurde. Dieses am ersten Mai abgehaltene Fest der Maios verbreitete sich im südlichen Theile Galliens und hat sich dort bis in unsere Zeit erhalten, nur stellt man keine Venus mehr den Blicken der Menge zur Schau, sondern ein kleines Mädchen. Seit den ersten Tagen des Mai und besonders an Sonntagen sieht man an allen Straßenecken solche junge Maias, ganz mit Blumen bedeckt, kerzengerade und regungslos auf einfachen Stühlen sitzen und ihre Füße auf Schemel stützen, die mit einem bis zur Erde herabhängenden weißen Tuche bedeckt sind. Unterdessen durchstreifen die jungen Gespielinnen der Maias, ebenfalls aufs Schönste geschmückt, ihren Bezirk und bestürmen jeden Vorübergehenden, um einige Sous zu erhalten. Aus den gesammelten Beiträgen werden die Kosten eines kleinen Vesperbrotes bestritten, welches in Gemeinschaft am nächsten Sonntag verzehrt wird. Diese Sammlung erzwungener Gaben beginnt an den Wochentagen von Neuem, und am Sonntag folgt wiederum ein gemeinschaftlicher Schmaus. So geht es fort bis zu Ende des Maimonats.

Digitized by Google

Ehe wir von Arles uns verabschieden, um der Rhône Lauf nach Süden zu verfolgen, müssen wir noch bei zwei Punkten der Umgebung verweilen. Es ist dies die Abtei Mont Majour auf einem Felsen gelegen, der wie eine Insel aus den ihn rings umgebenden Sümpfen auftragt. Die Abtei ward im zehnten Jahrthundert gegründet und weist noch zum Theil höchst interessante Gebäude auf. Dicht daneben steht die kleine romanische aber schmucklose Kapelle Ste. Croix, welche jährlich von 150,000 Wallfahrern besucht wird. Wir pilgern indeß lieber nach einem ferner gelegenen Ziele, nach dem Städtchen Les Baux im Alpinengebirge, das man gewissermaßen das „Pompeji der Provence" nennen kann. Es läßt sich sowohl von Tarascon als von Arles aus erreichen. Von ersterem Orte führt eine Eisenbahn nach St. Remy, welches selbst durch sein Mausoleum, einem wahrscheinlich noch der letzten republikanischen Epoche Roms angehörigen Bau, und durch seinen dem Titusbogen in Rom sehr verwandten, aber leider nicht völlig erhaltenen Triumphbogen Interesse bietet. Von hier aus führt ein Marsch von zwei Stunden über die Alpinen einen rüstigen Fußgänger nach Les Baux. Von Arles aus fährt man noch bequemer mit der Zweigbahn nach Fontvieille, dann zieht der Weg eine gute Stunde durch Olivenpflanzungen bergan. Die blühende Vegetation verschwindet, je näher man dem Grat der Berglette kommt. Endlich wird die Scenerie steinig, zerklüftet, wild; man begreift kaum, wie die zahlreichen Schafherden rechts und links von der Chaussee noch Weide finden. Mit einem Male schlagen wir uns seitwärts in die Felsen, die ein natürliches Thor bilden. Der Blick fällt auf ein sonnenverbranntes Thal. Soweit das Auge reicht, nichts als Fels und Stein. Doch nein, wenn wir schärfer auf die zur Linken des Thales liegende Bergwand hinschauen, gewahren wir in dem Trümmer-Chaos Mauern, Straßen, Thürme, Kapellen, Zinnen, Wälle, Alles Grau in Grau, wie von Cyklopenhand in Fels gehauen oder aus Fels gebaut und immer eins mit ihm. Wo aber hört der Berg auf und beginnt die Mauer? Was ist Naturgewalt und was Menschenwerk? Wo Natur, wo Kunst?

Wir halten unseren Einzug in diese steinerne Stadt. Der Himmel ist wollen- und nebelfrei und strahlt, soweit das Auge reicht, in gesättigter Bläue, von der sich die sonnenbeschienenen, schimmernden Felsen und Mauern abheben wie weiße Spitzen auf blauem Sammtgrund. Man tritt durch die Bresche eines ehemaligen Schlosses in die engen Straßen der Stadt. Die Gebäude links und rechts sind einstöckig und, wenn sie unbewohnte Ruinen, nur Substruktionen bis zur Höhe des Daches oder muthmaßlichen Obergeschosses, also wie in Pompeji. Der Vergleich mit der Todtenstadt Campaniens drängt sich dem Besuche von Les Baux unwillkürlich auf. Dort eine Stadt in Ruinen, hier eine bewohnbare, aber fast unbewohnte Stadt. Ehemals, zur Zeit seiner Blüthe, hatte Les Baux 8000 Einwohner, im siebzehnten Jahrhundert war die Zahl auf die Hälfte geschmolzen; 1760 blieben nur noch 2000 Seelen übrig, die nach der Revolution sich auf 1200 verringerten; heute findet sich kaum ein zweites Hundert Insassen, und selbst von diesen sind die meisten unten im Thale an einer Quelle angesiedelt und überdies den größeren Theil des Jahres abwesend, um in den Sümpfen des Rhônedeltas als Taglöhner ihr Brod zu verdienen. Wo wenigstens 6000 Menschen hausen könnten, hat man Mühe, einen einzigen Bewohner zu finden. Die tiefe Melancholie, welche die Provence trotz ihrer südlichen Schönheit athmet, steigert sich hier zu ihrem Höhepunkt, während Pompeji auch noch in Trümmern von griechisch-römischer Lebensfreude spricht. Dort deckte die Natur, wie eine liebende Mutter, die ihre jähzornige That bereut, das todte Kind mit ihrem Lapillenmantel zu, um es in seiner Schönheit späteren Geschlechtern aufzubewahren — hier ist ein stolzes Menschenwerk von wüthender Menschenhand zertrümmert und dann in seiner Einöde vergessen und auf diese Weise erhalten worden.

Bei Arles, nach welchem Punkte wir zurückkehren müssen, verwandelt sich der Sand und die kleinen Kiesel, welche die Rhône während ihres ganzen Laufes von Lyon bis Beaucaire führt und die, je näher der See, desto kleiner werden, schon zu Schlamm oder mindestens zu ganz feinem Sande. Dieser Teil des Stromes ist beinahe so flach wie ein See und bei Arles liegt sein Wasserspiegel, obwohl noch 50 km vom Meere entfernt, kaum mehr als 1 m über demselben. Seine Breite dehnt sich außerordentlich, stellenweise sogar kilometerweit aus. Hier auch lagert er das mitgeführte Erdreich ab, das Inseln bildet, deren Gestalt sich fortwährend

Digitized by Google

ändert. Eine 731 qkm große Insel, die Camargue (Cali Marii Ager), theilt die Rhône von Arles abwärts in die zwei Arme der großen und der kleinen Rhône und bildet dergestalt ein regelrechtes Dreieck, zugleich ein äußerst fruchtbares Alluvialland, aber ausgezeichnet im ganzen Süden durch seinen wilden Charakter. Doch war die Camargue nicht immer so sehr der Civilisation entfremdet, als noch die Städte Les Saintes Maries de la Mer und Aigues-mortes des Verkehrs und Wohlstandes sich erfreuten. Es steht fest, daß die Insel früher große Wälder trug, und in den jetzigen Sümpfen gefundene Reste römischer Bauten zeigen, daß sie ehemals auch allenthalben bewohnt war. Ueberfluthungen und Anschwemmungen der Rhône haben die Verhältnisse des Ländchens umgestaltet und zumal dessen Ackerbau, Handel und Gewerbe zerstört. Doch scheint es, daß die Versumpfung und die ungesunde Fieberluft erst seit Errichtung der großen Dämme eingetreten sind, welche zwar den angeschwemmten Boden gegen Ueberschwemmungen schützen und zum Theil in fettes Marschland verwandelten, aber auch das Aufhören des Wasserabflusses zur Folge hatten. Während der Rand des Rhônedeltas mit einem Schlammbord eingefaßt ist, welchen reiche Fruchtfelder, grüne Wiesengründe und Obstgärten schmücken, ist das Innere der Camargue ein ungeheures Sumpfland mit dem tiefen Etang de Valcarés in dessen Mitte. Er ist der größte unter den zahlreichen Strandseen der Camargue, 12 km lang, 12,000 ha groß, steht mit dem Meere in Verbindung und hat daher Salzwasser. Das ist das Paradies für eine Unmasse von Wasservögeln; auch Biber kommen hier noch vor. Sandbünen oder düstere „Pinèdas", d. h. Fichtengehölze unterbrechen da und dort die halbflüssige, grüne Fläche. Das Uebrige ist Weideland, auf dem sich zahlreiches Vieh, besonders Schafe und eine Race halbwilde Pferde herumtummeln, wodurch die Landschaft mit ihren 9 Dörfern, zahlreichen Landhäusern und über 350 Bachthöfen oder „Mas" ein an Holland erinnerndes Aussehen gewinnt. Traurig wie die Landschaft unbestreitbar ist, waltet aber doch ein gewisser Zauber über ihr, der aus deren gewaltigen Umrissen, der allenthalben verbreiteten Ruhe und dem tiefen Schweigen der Natur entspringt. Die Berührung des Meeres verleiht der Camargue einen ganz eigenthümlichen Charakter: als wollte es der Rhône ihre Herrschaft entreißen und deren Delta unter seinen Fluthen begraben, schlägt das Mittelmeer unablässig an die sandigen Küsten, bringt bis in die Pinèdas ein, und hängt den Tang an den harzigen Stämmen auf; das Schilf wird von dem Schaum mit schneeweißen Flocken überpritzt, der auf dem Sande trocknend seltsame Zeichnungen bildet und die Sumpfpflanzen mit Krystallperlen schmückt. Weite Becken von Salzwasser dehnen sich aus, oder es schlängelt sich in Rinnen und Gräben durch das Land. Die Haupternte in diesen wässerigen Savannen oder „Roselières" besteht in Schilf und Binsen. Außer als treffliche Nahrung für das Vieh dienen diese Pflanzen auch als Bedachung und Flechtwerk der „Mas" oder Behausungen; es werden Stühle und jene Matten daraus geflochten, welche die „Lameller" oder Salztafeln gegen Regen oder neue Saaten gegen salzigen Anflug schützen. Die Salzgewinnung bringt jeden Sommer Leben und Bewegung in diese unfruchtbaren Sandstriche, welche Frankreich sein bestes Salz liefern. Der Anbau beschränkt sich thatsächlich nur auf einen Raum von etwa 13,000 ha im Norden, welche Weizen, Gerste, auch Wein hervorbringen, und dort entfaltet sich ein eigenthümliches Leben zur Erntezeit, wenn Tausende von Schnittern aus den französischen Alpen dahin kommen. Die ganze Camargue gehört Besitzern aus Arles und Les Saintes-Maries de la Mer, einem der bedeutendsten Plätze der Insel.

Die sehr geringe und sich noch immer verringernde ständige Bevölkerung der Camargue, des Landes würdig, ist ausdauernd und geduldig. Während ein Theil derselben sich der Viehzucht hingiebt und wilde Herden bändigt, ist der andere Theil bemüht, die Salzfelder auszubeuten, ein Geschäft, das durch die verpestete Luft und die Mückenschwärme ein sehr beschwerliches wird. Geschwader von gelblichen Heuschrecken, schweigsame Sumpfvögel, giftiges Gewürm im Schlamm erinnern beständig den Bewohner der Camargue an die Naturkräfte, denen gegenüber er seinen ganzen Muth aufwenden muß. Hier weiden wilde Stiere oder Büffel, bis an die Brust in das Schilf der Wassergräben versunken; dort galoppiren scheue Pferde mit wirrer Mähne über den harten Salzboden hin. Seltsamerweise ist das Rindvieh schwarz wie Ebenholz, während die Pferde, eine aus Afrika stammende Rasse, alle schneeweiß sind. Die Hirten der Camargue sind ein eigenthümlicher Menschenschlag. Das Leben der Civilisation ist ihnen unbekannt, wie sie es selbst ihren gesitteten Nachbarn sind, bis sie bei Gelegenheit eines Wettrennens vielleicht plötzlich auf dem Schauplatz erscheinen, um nach

Digitized by Google

wenigen Stunden, wenn ihre Rolle ausgespielt ist, in die Einsamkeit der Steppe zurückkehren. In einen rauhen, von Dornen und Winden zerrissenen Mantel gehüllt, lagern sie jahrein jahraus unter freiem Himmel, und suchen nur in seltenen Fällen mit ihren Herden Schutz gegen ein nächtliches Unwetter in den großen offenen Schuppen, die zu diesem Zwecke mitten in der Ebene errichtet sind. Ihre Gesellschaft sind die ihnen anvertrauten Thiere, und ihr bester Kamerad ist das Roß, das sie reiten und mit dem sie gleichsam verwachsen sind. Ihre schwierige Aufgabe, die Pferde zusammenzuhalten, wird dadurch in etwas erleichtert, daß dieselben große kupferne Glocken von weithin schallendem Ton am Halse tragen, die ihr Entweichen verhindern. Beim Marsch der Herden bildet das Geläute dieser Glocken eine eintönige dumpfe Musik, die mit dem Charakter der Gegend in wunderbarem Einklange steht. Zur Zeit der Ernte werden die Rosse nach den großen Tennen getrieben, die man unter freiem Himmel errichtet, um das Korn von den Hufen der Thiere ausdreschen zu lassen, und diese Erntearbeit ist die einzige, wozu man die Pferde braucht, so lange sie in den sandigen Ebenen ihres Vaterlandes leben. Dieselben originellen Gestalten der Hirten finden wir auch als Wächter der wilden Ochsenherden, die sich in der Nachbarschaft der Pferde und zwar zunächst dem mittelländischen Meere aufhalten. Ueber die Herden herrscht der „Gardien“ oder Oberhirte, dem ein friedlicher Leitochse zur Seite geht, der „Doudaire“, mit einer großen Glocke am hölzernen Halsband, dem durch einen geheimen Zug seine wilden Gefährten unbedingt Folge leisten. Der Gardien auf seinem weißen Rosse ist nur mit einem Dreizack bewaffnet, er trägt um den Kopf ein seidenes Tuch und darüber einen breiten Filzhut; in Felle gekleidet, mit bloßen Füßen und gebräuntem Gesicht gleicht der athletische Hirt der Camargue den wilden Ganchos in den südamerikanischen Pampas und führt wie diese ein freies unabhängiges Leben unter seinen Herden.

Sehr verschieden ist das Dasein des Salzgräbers. Des Winters in eine armselige Hütte eingeschlossen, in der Nähe der verödeten Teiche, wird er des Sommers zum Anführer eines kleinen Heeres von Arbeitern. Verschieden von dem untherschiedslosen Gardien, kennen die an ihre Salzgruben gefesselten „Sauniers“ keine andern Freuden als die der Häuslichkeit und der Familie. Eine Schaar rhachitischer und fieberbleicher Kinder spielt an der Sonne vor den Hausthüren. Entbehrungen aller Art, die Eintönigkeit ihrer Existenz, die Krankheit in der Nähe der Sümpfe würden diese armen Geschöpfe zu den bellagenswerthesten der ganzen Schöpfung machen, wären die Zollwächter, welche ihr Leben auf dieser Küste hinschleppen und das Familienglück entbehren müssen, nicht noch weit mehr zu bedauern. Deshalb bilden nicht die Salzgräber, sondern die Hirten das unterste Glied in dem gesellschaftlichen Verbande der Camargue; diese kühnen Burschе sind die Paria, während der kränkliche Salzgräber das Mittelglied zwischen diesen und dem Stadtbürger darstellt. Die Notabeln sind die Grund- und Herdenbesitzer, in deren Dienst die Gardiens stehen. Nur selten werden eheliche Verbindungen zwischen diesen verschiedenen Rangstufen abgeschlossen, was dazu beitragen mag, daß die Typen sich erhalten, und der Gardien durch Abstammung und Lebensweise sein kräftiges Wesen bewahrt, während die salzgewinnende Bevölkerung immer mehr verkümmert.

Unter den wenigen Ortschaften der Camargue ist Les Saintes Maries de la Mer, unfern von der Mündung der Kleinen Rhône, eine der bemerkenswerthesten, nicht etwa wegen ihrer Einwohnerzahl oder Größe, denn sie besteht nur mehr aus einem Bauwerke, das zur Hälfte Festung und zur Hälfte Kathedrale ist, aber es giebt vielleicht auf dem Erdenrunde kein Bauwerk von armseligerem Aussehen und reicherem Legenden-Glorienscheine. Im Jahre 40. n. Chr., als schon die Christenverfolgung begonnen, seien da von Bethanien gelandet: die Schwester der heiligen Jungfrau und die Mutter der Apostel Johannes und Jakob. Eine Dienerin des Namens Sara begleitete sie und ist seither die Patronin der Wanderer in der Camargue geworden. Auch waren Lazarus der Auferstandene und Martha und Maria Magdalena nach der Legende mit ihnen. Lazarus begab sich nach Marseille, Martha nach Tarascon und Maria Magdalena nach Sainte-Baume, die beiden Marien mit ihrer Magd Sara zurücklassend. Die in der Kathedrale aufbewahrten Gebeine der heiligen Marien sind nun immer noch im Besitze einer wunderthätigen Kraft, welche sich besonders auf dem medizinisch-wissenschaftlichen Gebiete geltend macht, und übertroffende Heilungen bewirkt. An einem bestimmten Tage im Jahre, am 25. Mai, werden die im Thurme der Kirche beigesetzten Heiligenschreine herabgelassen und bleiben im Chor der Kirche während der Nacht und bis zum folgenden Nachmittage stehen. Es gilt also, diese vierundzwanzig

Digitized by Google

Stunden zu benutzen; denn wenn die Reliquien sich wieder an ihrem Platz im Thurme befinden, kann Niemand vor dem nächsten Jahre zu ihnen gelangen. Daher bringen an diesem Tage nicht bloß die Rhônedampfer andächtige Gäste in Masse nach der alten Kirche, sondern auch alle Wege der Camargue sind mit Hunderten von Wagen bedeckt, unter denen Leinenbach Gesellschaften und Familien und Freunde zu den Reliquien wallfahren. Selbst aus ferneren Gegenden Südfrankreichs kommen die Pilger, von welchen viele in frommen Eifer den Weg zu Fuß zurücklegen, trotz der brennenden Sonne und trotz der zu durchwandernden Sumpfgegend. Die Bevölkerung des Ortes schwillt dann plötzlich auf eine Zahl von ungefähr 10,000 Menschen.

Sonst ist Saintes Maries das ganze Jahr hindurch ein so unbedeutendes Dorf, wie man sich nur denken kann. Es hat kaum 800 Einwohner, von welchen sich sogar ein paar hundert die meiste Zeit fern, und zwar auf dem Meere behufs der Fischerei befinden. Ist der große Wallfahrtstag vorüber, so versinkt der Ort in schläfrige Stille, aus welcher ein einziger Zeitvertreib ihn aufzurütteln und ihm ein fröhliches Ansehen zu geben vermag, und zwar zur Zeit, wenn die Stierkämpfe beginnen. Die Stiergefechte haben sich nämlich von Spanien aus auch nach Südfrankreich verbreitet, wo besonders in der Provence das Volk eine entschiedene Vorliebe für diese grausamen Belustigungen zeigt, wenngleich dieselben auf französischem Boden nicht so blutig und, was äußere Ausstattung betrifft, viel primitiver sind, als jenseit der Pyrenäen. Nicht nur die größeren Städte der Provence, wie Arles und Tarascon, sondern auch kleinere Orte wollen einige Male im Jahre ihr Stiergefecht haben, zu denen Alles aus der näheren und ferneren Umgegend herbeigeeilten Bauern umstellt. Diese Fahrzeuge müssen nun zugleich improvisirte Tribünen für die im Sonntagsputz erschienenen Schönen bilden, während die männliche Bevölkerung sich innerhalb des auf solche Weise abgegrenzten Kampfplatzes bewegt und ungeduldig harrt, bis der Maire das Zeichen zum Beginn des Schauspiels gibt. Ein Hornsignal erschallt, die Thüren eines Stalles fliegen auf, und ein Stier erscheint, der sich zuerst umblickt, dann zögert und hierauf in die Arena schreitet, wo nun alsbald das Necken des Thieres beginnt. Die Männer haben sich nach den Seiten zurückgezogen, um im Falle der Noth unter oder hinter den Fahrzeugen Schutz suchen zu können. Flinke junge Burschen übernehmen die Rolle der spanischen Picadores, Banderilleros und Chulos. Die Einen ziehen den Stier beim Schwanze, Andere reizen ihn mit rothen Tüchern, dann wieder stößt man ihm einen alten Schiebkarren zwischen die Beine, den das wüthende Thier mit den Hörnern zertrümmert, stets aber weichen die Burschen seinen Stößen gewandt aus, wofür der Beifall des Publikums die Künstlern und Muthigsten belohnt. Hat nun dieses Spiel lange genug gedauert und den Stier hinreichend aufgeregt, dann erschallt plötzlich ringsum der einstimmige Ruf: „li ferri! li ferri!“ d. h. die Eisen, womit man jene Dreizacke meint, welche die Hirten der Carmargue führen, um ihre Thiere damit in Ordnung zu halten. Alsbald erscheinen denn auch zwei Männer, jeder mit einem Dreizack versehen, die sie mit starkem Arm dem Thiere entgegenhalten. Das Thier rollt die Augen, scharrt den Sand mit den Hufen und stürmt dann gesenkten Kopfes gegen die Feinde. In seiner blinden Wuth sieht der Stier die Waffen gar nicht, deren scharfe Zacken ihm nun bei dem Anprall die Stirn zerfratzen, die Nüstern zerreißen oder in die Augen dringen. Er fährt zurück, schnaubt und geht dann abermals zum Angriff über, natürlich mit demselben für ihn ungünstigen Resultat, und so noch drei- oder viermal, bis er endlich ermüdet und muthlos abläßt und unter dem Jubel des Publikums in seinen Stall zurückgeführt wird. Alsdann erscheint ein neuer Stier auf dem Schauplatze, mit dem nunmehr das nämliche Spiel beginnt.

Obgleich außerhalb des Rhônedeltas und im Gard-Departement gelegen, kann doch Aiguesmortes als der Hauptort der Camargue angesehen werden, deren seltsamen eintönigen Charakter die ganze Umgebung trägt. Inmitten einer ungeheuren Ebene, deren Sümpfe und Seen sich diesseits des Sandstreifens, welcher den Cordon littoral bildet, ausdehnen, besitzt Aiguesmortes, immer noch von wohlerhaltenen Mauern aus der Zeit der Kreuzzüge umzogen, nur eine Straße in dem Hohen Damme, der sich zwischen tiefen Teichen

Digitized by Google

hinzieht, und ist zweifelsohne eine der größten archäologischen Merkwürdigkeiten Europas. Die Festungswerke von Philipp dem Kühnen sind noch vollständig erhalten und bilden ein ziemlich regelmäßiges Viereck mit 15 Thürmen und 9 Thoren. Der Grundriß der Festung ist jener, den alle Kreuzfahrer bevorzugt haben, und Aigues-mortes besitzt große Aehnlichkeit mit dem Antiochien des dreizehnten Jahrhundert. Ohne daß Aigues-mortes im Mittelalter einen Hafen besessen hätte, drangen die Schiffe bis zur Stadt vor. Heute besitzt es einen Hafen, allein nur ganz kleine Schiffe gelangen bis dahin und vermittelu den beinahe ausschließlichen Handelsartikel: Orangen von den balearischen Inseln. Von allen Seiten von Morästen eingeschlossen, in welchen Seen und Kanäle, wie die wirren Fäden eines Garngewindes, unter ihren Mauern sich verschlingen, scheint die „todte" Stadt mit ihrem ungeheuren Wartthurm und den beinnten Wällen den Lauf der Zeiten aufzuhalten. Das Leben schleicht ruhig und gleichmäßig hin in der schlafenden Gemeinde; die Stürme des Jahrhunderts scheinen sie kaum zu berühren. Bleich, vom Fieber verzehrt, tragen ihre Einwohner gleichsam den Widerschein der grünlichen eintönigen Sümpfe auf ihren matten Gesichtern. Diese Sümpfe sind ungemein salzergiebig und liefern durchschnittlich 60,000 t Salz im Jahre. Sie dehnen sich ringsum bis an die Horizontallinie aus, mit der sie sich in seltsamen Lichteffekten zu vermischen scheinen. Der Boden, von Seesalz gesättigt, giebt nur matten Fettpflanzen, farblosen Blumen, Schilf und Rohr, und hier und da in Tümpeln Wasserlilien Nahrung, kräftige Vegetation vermag auf dem Boden noch nicht Wurzel zu fassen, und es wird vielleicht noch mehrerer Jahrhunderte bedürfen, ehe sie sich dieses Terrains bemächtigen kann, dieser Lagunen, welche die Ueberreste eines entschwundenen Meeres sind.

Die sandigen Ufer des Festlandes fallen nämlich beinahe regelmäßig in die See ab, und der Wogenschwall bildet die Küste entlang einen Sandstreifen, welcher der Cordon littoral genannt wird. Diesem Sandstriche ist die Bildung der Lagunen an der Küste zuzuschreiben; sie waren früher seichte Buchten und wurden eben durch diesen Sandstreifen, der durch der Küste parallel laufende Strömungen gebildet wurde, von der See abgeschnitten. Die Massen Erdtheile, welche die Rhône jährlich in ihr Delta und ihre Mündung schwemmt, wird auf durchschnittlich 17,000,000 ebm geschätzt. In der großen Rhônemündung erstreckt sich das Land jährlich 50 m weiter in das Meer hinaus. Die Mündung der Rhône ist eine der interessantesten Flußmündungen in Europa, und der Meerbusen, in welchen sie sich ergießt, wird abwechselnd als Golf von Lyon oder Lowengolf, Golfe du Lion genannt. Es ist aber ausgemacht, daß der Name mit der Stadt Lyon in keinerlei Beziehung steht. In alten Schriften wurde der Meerbusen Sinus gallicus geheißen, und erst im vierzehnten Jahrhundert und nicht früher benannten ihn Schriftsteller Sinus Leonis, was jedoch mit Lugdunum Leonis in keinem Zusammenhange steht. Muthmaßungen leiten diese neuere Benennung des Meerbusens daher ab, daß Sturm und Wogen darin so fürchterlich hausen, daß es nur mit dem Wüthen des furchtbarsten Thieres zu vergleichen sei.

Oestlich von der Großen Rhône, zwischen dieser und dem Etang de Berre breitet sich bis gegen die Durance nach Norden hin eine steinige Ebene aus, welche die von Arles nach Marseille führende Eisenbahn ihrer Länge nach durchschneidet. Es ist dies das öde kieselbedeckte Steinfeld La Crau (Crau der Provençalen), das etwa 78 qkm Flächenraum besitzt, und nur eine öllliche Fortsetzung der Camargue ist. Es giebt kaum einen düsterern, unangenehmeren Anblick als diese wüste Strecke. Wenn irgendwo so kann man dort Europa sich entrückt und in eine völlig fremde Welt versetzt dünken. Dieser Eindruck rührt nicht von einem Wechsel des Pflanzenwuchses, sondern vielmehr von seiner gänzlichen Abwesenheit her. Diese rothgelbe Ebene bildet ein Dreieck mit der Spitze nach dem Meere zu, und erhebt sich von diesem aus regelmäßig ansteigend bis zu 30 bis 40 m Höhe. Ueberall treten in ihr flach gelagerte und zerklüftete Felsarten zu Tage, eine Steinwüste, auf der jede Lebensregung erstarrt und auf die man in der Provence zu stoßen nicht vorbereitet ist. Um diese niederen Felsen legt sich eine glatte Ebene von nenester Bildung, ganz mit Rollsteinen bedeckt, die durch ein grobes Bindemittel zusammengebacken sind. Auch diese schattenlose Fläche erscheint im Allgemeinen pflanzenleer, doch wachsen zwischen den Kieseln der gelbe Jasmin, der Alpenthymian, der Rosmarin, das Wundkraut, die Goldwurz, Lavendel und Meernarzissen sowie andere Futterkräuter in Menge, die dem Fleisch der Thiere einen

Digitized by Google

Marseille.

Digitized by Google

aromatischen Geschmack geben sollen, weshalb hier über 300,000 Schafe weiden, die den Sommer über auf den Alpen der Dauphiné zubringen. In dem milden Klima dieser Gegend, in welcher, dort wo eine sehr dünne Schicht Ackererde auf einer Unterlage von überaus hartem Tuff in den flachen Mulden der Steinwüste sich gesammelt hat, Wein, Oliven- und Maulbeerbäume gezogen werden können, können die Herden den ganzen Winter über im Freien bleiben, was die Feinheit der Wolle erhält. In diesem traurigen Lande der Crau ist stundenweit kein Haus, kein Feld, kein Baum zu sehen — die Weideplätze, hier Coussous genannt, die gewöhnlich auf viele Jahre verpachtet sind, werden durch große Steinhaufen abgegränzt. Jedes Coussou enthält eine Hütte für den Schäfer und einen Stall, in welche die Esel bei Nacht eingeschlossen werden. Dach und Wände bestehen aus Pfählen und Schilf; Melkeimer, Kochgeschirre und einige Schaffelle, die als Sitz und Bett benutzt werden, sind der einzige Hausrath der Hirten, und ihre Lebensweise ist einförmig wie die Umgebung. In neuerer Zeit macht der Ackerbau von den Rändern aus, namentlich durch Austrocknung von Sümpfen, jährlich neue Eroberungen, wobei der am Nordrande der Crau hinziehende Crapponnekanal von größter Wichtigkeit für die Bewässerung ist. Denn dem Mangel von sommerlichen Niederschlägen und wohl auch der Durchlässigkeit des Untergrundes muß hauptsächlich die Verödung der Crau zugeschrieben werden, in der Luftspiegelungen wie in der Sahara nicht selten überraschen. Die Regenlosigkeit im Rhônedelta wird übrigens dem Reisenden auch ohne meteorologische Beobachtungszeichen bestätigt, je weiter ihn das Dampfroß gegen Marseille hin führt. In einiger Entfernung zieht sich eine Wasserfläche hin, schon begrüßt man freudig das ewig jugendliche Meer des Südens, doch bittere Täuschung: es ist ein kaum bewegtes, flaches Haff, hinter den Sandbänen geborgen, der 150 qkm große, fischreiche und für kleine Schiffe fahrbare Etang de Berre, der in einer muldenförmigen Vertiefung zwischen felsigen Anhöhen liegt, gegen Südwesten aber eine Verbindung mit dem Meere, den Canal de Bouc besitzt. Dort an der inneren Mündung dieses Kanals liegt das originelle Städtchen Martigues, an Miniatur-Venedig, dessen Bewohner, die Martigao, fast ausschließlich von Fischfang leben und in dem keineswegs schmeichelhaften Rufe stehen, die Abderiten der Provence zu sein. Die sanft ansteigenden Ufer des Etang de Berre sind besäet mit Städtchen, Dörfern, Reben und reichem Anbau, im See selbst wird aber unter freiem Himmel Salz gewonnen, indem der Strand, durch schmale Dämme netzartig eingefaßt, als Pfanne dient, während die Sonne das eingelassene Seewasser verdunstet. Ein solches Gewerbe wäre nicht möglich, wenn nicht monatelange Trockenheit herrschte, denn jedes reichliche Gewitter oder ein einziger beharrlicher Regentag müßte die abgesperrte Salzlauge wieder verdünnen.

Es kann die Lage einer Stadt bei ihrem Eintritt nicht leicht einen überraschenderen Anblick gewähren, als die von Marseille. Ein Tunnel durchstößt die östliche Felsenmauer des Beckens, in dem der Etang de Berre gebettet ist. Dumpf braust die Maschine in den Eingeweiden des Berges fort, fast scheint es, daß wir nie wieder diesem infernalen Aufenthalte entrinnen, — da tagt es und wir treten auf einmal aus der öden Crau in einen reich bebauten großen Garten. „Bastide" (Landhaus) reiht sich an Bastide, dicht gedrängt stehen die südlichen Fruchtbäume, die Pinie wiegt sich auf den Anhöhen, ein Kranz gewaltiger Berge umschließt das reiche Bild und siehe — rechts auf der bläulichen Höhe lebt es und regt sich's wie ein Vogelschwarm mit weißem glänzendem Gefieder: es ist das Meer mit seinen Schiffen, die alle einem Ziele zustreben oder von ihm ausgehen. Vor uns breitet sich die gewaltige Stadt um die Seiten eines dichten, schmalen Mastenwaldes gelagert, nach drei Seiten aufsteigend und in unzähligen Landhäusern allmählich sich auflösend.

Marseille, von kleinasiatischen Joniern aus der Stadt Phokäa um das Jahr 599 oder 340 v. Chr. gegründet und somit eine der ältesten Städte Europas, war bis auf Cäsars Zeiten eine Handelsrepublik, von den Römern unter dem Namen Massilia oder Massalia gekannt und geachtet, zugleich der strahlende Mittelpunkt, von welchem aus griechische Sitte und Bildung in viele Kolonien an der gallischen und spanischen Küste sowie über einen Theil des inneren Gallien sich verbreiteten. In unseren Tagen ist Marseille, nachdem es an den wechselreichen Geschicken des südlichen Frankreich seinen vollen Antheil gehabt, von allen Häfen des Mittelmeeres derjenige, welcher die größte Zukunft vor sich hat. Ungestüm wächst die Stadt, nach Paris die zweitgrößte in Frankreich und mit ihren 360,000 Einwohnern nur von Lyon übertroffen, nach allen Himmelsrichtungen. Marseille vereinigt die Reize eines südlichen Hafenplatzes mit den Vorzügen der großen französischen

Digitized by Google

Städte und gehört zu denjenigen, welche das zweite Kaiſerreich verjüngt hat. Der Kern der Stadt zerfällt in zwei ſtreng geſchiedene Hälften: die Alt- und Neuſtadt, letztere mit ihrem ſchönſten Theile am Meere gelegen, freundlich, hell, mit großartigen Gebäuden und prachtvollen Quais, jedoch im Allgemeinen etwas nüchternen Charakters. In Betreff ihrer Volksmenge, des Reichthums ihrer Läden, des Luxus der Wohnungen gleicht dieſe Neuſtadt den ſchönſten Theilen von Paris. Längs der gemauerten Hafenleiſten herrſcht geſchäftliches Getümmel, ein Babel von Sprachen, ein Gemiſch aller Trachten und Hautfarben bis zum Ebenholzſchwarz der Kinder des Sudans. Eine Prachtſtraße, die berühmte Cannebière, öffnet ſich ſenkrecht auf das Hafenbecken. Man denke ſich ein Stück Pariſer Boulevards mit all ſeiner Eleganz und ſeinem Leben unter den dunkelblauen Himmel der Provence gezaubert, auslaufend in einen von Hunderten von hohen Maſten erfüllten Hafen, im

La Cannebière in Marſeille.

Hintergrunde durchſchimmernd das glitzernde Meer, und man kann ſich annähernd eine Vorſtellung von jener Straße machen, von welcher der Marſeiller ſtolz ausruft: „Si Paris avait une Cannebière, Paris serait une petite Marseille!“ In Einem allerdings hat dieſe Straße vor den Pariſer Boulevards etwas voraus, nämlich darin, daß ſie den Zugang zu einem der größten Stapelplätze des Welthandels bildet und daß ſich in derſelben das buntbewegte Treiben des Hafenlebens mit dem ſteten Ab- und Zuſtrömen eleganter Spaziergänger zu einem ſo lebensvollen Bilde geſtaltet, wie wir dies in Paris oder auch in einer anderen Seeſtadt als Marſeille vergeblich ſuchen würden. Auch der wärmere Pulsſchlag, welcher das Straßenleben Marſeilles durchhaucht und ſich in dem lauteren Tone und raſcheren Tempo der klangvollen provençaliſchen Mundart, ſowie in der lebhafteren Geſtikulation der einheimiſchen Bevölkerung äußert, unterſcheidet daſſelbe nicht unweſentlich von dem ruhigeren Charakter der Pariſer Straßen.

In unmittelbarſter Nähe des alten Hafens, in welchen die Cannebière einmündet, befindet ſich die neue Börſe, ein prachtvolles Gebäude, von den bedeutendſten einheimiſchen Künſtlern mit Marmorſtatuen und

Digitized by Google

Basreliefs geſchmückt und von der reichen Kaufmannſchaft der Stadt mit einem Koſtenaufwande von neun Millionen Francs erbaut. An dieſen mächtigen, freiſtehenden Bau, der um die Mittags- und Abendſtunde von einer nach Hunderten zählenden Menge erfüllt wird, deren dumpfes Gewoge der brandenden Meeresfluth gleicht, die manch koſtbaren Gewinn ans Land ſpült und manch Hab und Gut brauſend verſchlingt, an dies Handelsemporium ſchließt ſich nach der Stadt zu eine lange Reihe hoher Gebäude, welche die Kontore der verſchiedenen Schifffahrts-Geſellſchaften, luxuriöſe Kaufläden, verſchwenderiſch ausgeſtattete Caffeehäuſer und palaſtähnliche Gaſthöfe enthält.

Die Cannebière, die in der prachtvollen Rue de Noailles und Allée de Meilhan mit ihren Rieſen-Exemplaren dichtgewipfelter Ulmen und Platanen eine würdige Fortſetzung findet, wird zu beiden Seiten von

Cours Belzunce in Marſeille.

dem Cours de Belzunce und Cours de St. Louis, zwei plataartigen, dichtbeſchatteten Straßen, unterbrochen, von denen die letztere wegen des daſelbſt abgehaltenen Blumenmarktes zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört. In originellen Verkaufspavillons, denen man die Form von Blumenkörben gegeben und die von einem chineſiſchen Dache geſchützt werden, wird eine Fülle der farbenprächtigſten, duftigſten Blumen und Blüthen um billiges Geld feilgeboten; der den franzöſiſchen Gärtnerinnen angeborene Geſchmack weiß das einfachſte Veilchen- oder Roſenbouquet ſo graziös und kokett in weißer Papierhülle zu verſtecken, daß man unwillkürlich zum Kaufe verlockt wird; nur ſchade, daß die Verkäuferinnen weder an Jugend noch an Schönheit den Blumen gleichen.

Wenn man die Cannebière in ihrer Verlängerung, der Allée de Meilhan, verfolgt, ſo gelangt man zu dem ariſtokratiſchen Boulevard Longchamp, deſſen Abſchluß durch eines der effektvollſten Dekorativgebäude gebildet wird. Wie ein Feenpalaſt baut ſich das Palais des Longchamp, ein Meiſterwerk moderner Renaiſſance, mit ſeinen breiten Treppen und vornehmen Gartenanlagen, mit ſeinen Marmorbecken und Waſſerkünſten vor unſeren Blicken auf. Die beiden vorſpringenden Hauptflügel dieſes prachtvollen Baues werden durch eine im

Digitized by Google

Halbbogen zurückreichende Colonnade verbunden. Im Mittelpunkte derſelben, gleichſam als Krönung der ganzen Anlage, erhebt ſich ein reich mit Sculpturen geſchmückter Pavillon, deſſen geräumige Niſche ein mächtiges Baſſin birgt, aus welchem ein Neptun mit Nymphen emporragt, während im Halbkreiſe um dieſe Gruppe vier eherne Rinder mit halbem Leibe aus dem Becken hervorſehen, indem ſie ſich mit den Vorderfüßen auf deſſen Rand ſtützen. Die ganze Niſche gleicht einem Waſſerſchloſſe, aus welchem ſich die plätſchernden Fluthen von allen Seiten in ſymmetriſchen Cascaden auf ein tieferliegendes Baſſin ergießen, von wo ſie über Marmorſtufen in das große Hauptbecken hinabgleiten. Die Waſſermaſſen, welche dieſe prachtvollen Anlagen beleben, werden der Stadt in einem der großartigſten modernen Aquäducte aus den klaren Fluthen der Durance zugeführt und verſorgen ganz Marſeille mit kühlem, vortrefflichem Trinkwaſſer. In den beiden flankirenden Seitenflügeln befinden ſich das naturhiſtoriſche Muſeum und die Gemälde-Galerie, während hinter dem oberen Säulengange ein geſchmackvoll angelegter zoologiſcher Garten liegt, der einen ſchönen Ausblick auf die Stadt und ihre Umgebung gewährt.

Der Hafen von Marſeille iſt einer der ſchönſten und großartigſten der Welt; er beſteht aus dem alten Hafen (Ancien Port, Vieux Port, der Lacydon der Phokäer), ein natürliches, vorzüglich gegen den Miſtral geſchütztes Becken, das 1 km weit in das Land hinein ſich erſtreckt und bis 1200 Kauffahrteiſchiffe faſſen, ſeiner geringen Tiefe wegen jedoch keine Kriegsſchiffe aufnehmen kann, und aus ſechs großen Baſſins; vier Leuchtthürme markiren ihn Nachts, und geſchützt iſt er durch mächtige Molen. Zwei Forts, St. Nicolas und St. Jean, vertheidigen den Eingang des alten Hafens, der von einem breiten gutgepflaſterten Quai eingefaßt wird. An der durch das Fort St. Jean gebildeten Ecke beginnen die neuen Hafenanlagen des Baſſin de la Joliette und Baſſin du Lazaret mit den großartigen Docks, welche in ihren hohen Räumen ungeheure Mengen von Waarenvorräthen aufgeſpeichert enthalten und ſich in ihrer anſehnlichen Ausdehnung den ganzen Quai entlang hinziehen. Auf einer Anhöhe über dem Quai de Rive erhebt ſich auf untermauerter Terraſſe die neue Kathedrale, ein in ſeinen Dimenſionen koloſſaler, im Innern noch unvollendeter Kuppelbau im byzantiniſchen Styl, der in ſeiner Vollendung zu den bedeutendſten Denkmälern franzöſiſcher Architektur zählen wird. Seltſam nimmt ſich das hierzu verwendete Material von ſchwarzem und goldig ſchimmerndem Kalkſtein aus, welches der Façade eine eigenthümliche Polychromie verleiht. Die Formen des Baues, namentlich im Innern des Domes, machen durch ihre edle Einfachheit ein überaus erhebende Wirkung.

Von den breiten Hafen-Quais führt eine große Anzahl enger und ſteiler Gaſſen und Gäßchen aufwärts nach der alten Stadt, welche in ſchneidendem Gegenſatze zur Neuſtadt ſteht: ein Gewirr winkliger Straßen mit hohen Häuſern voll ſchmutziger finſterer Wohnungen, die Brutſtätten aller möglichen Krankheiten. Die rechte Seite am geräumigen Hafenbecken iſt die ſogenannte „Boutique“; dort vor den farbenreichen Läden, den Schatzkäſten des Seevolks, wirbelt Alles ſo dicht, daß man ſich immer durchdrängen muß. Hinter der Ladenreihe gähnen die dunklen engen Gaſſen der Altſtadt, voll von Menſchen, die ärmſten von Marſeille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eigenen Kaſte, welche ſich ſowohl in der Sprache als in der Sitte, Kleidung und den übrigen Gebräuchen von allen anderen Franzoſen unterſcheidet. Die groben Lumpen, die ſie nothdürftig bedecken, und ihre kümmerliche Nahrung erwerben ſie einzig mit ihren Fiſchernetzen. Von den übrigen Bewohnern der Stadt wegen ſeiner Wildheit gemieden, lebt dies ſonderbare Volk bloß für ſich und verlangt nach keiner Gemeinſchaft mit ſeinen Nachbarn. Die dunklen, düſtern Geſichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weiſe aus. Auch ſonſt iſt die Altſtadt von den niederen Volksklaſſen beſetzt, ein gelbbraun Weib immer häßlicher als das andere. Alles näht und ſchmiedet, wäſcht und barbiert auf der Straße. Maleriſche Effekte ſind in Menge vorhanden, allein man wird bald ohnmächtig von all den abſcheulichen Düften. Durch viele Gaſſen rinnt von oben die Goſſe herab und theilt, die Luft verpeſtend, den ohnehin ſchmalen Gehweg in zwei Theile. Die hohen, ſchmutzigen, rauchigen Häuſer ſind der Sitz des Kleingewerbes, ſowie zahlreicher Branntweinſchänken und übelberüchtigter Spelunken, aus deren matterleuchteten Räumen des Abends ein wilder verworrener Lärm betrunkener Matroſen und ſchäkernder Dirnen dringt. Man ſollte kaum glauben, ſich hier in derſelben Stadt zu befinden, welche die elegante Cannebière und das vornehme Palais de Longchamp in ihren Mauern birgt. Während dort glänzende Reſtaurants und Cafés, geräumige Theater und

Digitized by Google

der duftige Blumenmarkt dem Luxus des Geld- und Geburtsadels entsprechen, wird hier den Bedürfnissen der unteren Volksklassen durch qualmerfüllte niedrige Schankstuben und kreischende Bänkelsänger Genüge geleistet; auch der Fisch- und Gemüsemarkt, der in den alten Stadttheilen sein Hauptquartier aufgeschlagen, prägt denselben mit seinen faulen Düften und leisenden Fischweibern einen nichts weniger als vornehmen Charakter auf. Die andere Seite des Hafens heißt der „Commerce". Hier lagert sich der Welthandel ab: Seifenthürme aus den nahen Fabriken neben den Spezereien des Orients, Berge von Zuckertonnen und Reisballen neben carrarischen Marmorblöcken und Farbhölzern von Fernambuco. Nebenan sind die Kaffeehäuser mit Schildern in französischer und englischer Sprache, außer diesen vornehmsten Idiomen lassen sich aber hier fast alle Mundarten Europas hören. Große verschlossene Magazine nehmen die Stelle der Läden auf der Boutique ein.

Die Kathedrale von Marseille.

Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und Allem, was zum Schiffbau gehört, angefüllt. Deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltener hierher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist als der auf der entgegengesetzten Seite. Aus dem Gewühl von Geschäftigen, welches diesen Theil Marseilles als seine Domäne betrachtet, rettet man sich entweder in die nahen breiten glänzenden Straßen, welche in die Neustadt und zu dem imposanten modernen Präfekturpalast, einem weitläufigen Bau in französischem Renaissancestyl, führen, oder klimmt zu den kahlen Felshöhen hinauf, von denen zu beiden Seiten der Hafen eingeschlossen ist.

Wie Paris sein Boulogner Wäldchen und Wien seinen Prater, so besitzt Marseille für Corsofahrten seinen Prado, dessen 4 km lange Fahrallee in mancher Hinsicht an die schattigen breiten Fahrwege des Wiener Praters erinnert. Gelangt man jedoch ans Ende der Allee, wo sich der reizende Park du Château Borelli und des Château des Fleurs, ein Reuniongarten, mit allen Erfordernissen eines eleganten Vergnügungsortes versehen, befinden, dann leuchtet uns mit einem Male zwischen dem dichten Laub der Bäume das blaue Meer

Digitized by Google

entgegen und im Osten treten über den Gartenanlagen die scharf gezackten Umrisse der kahlen Kalkgebirge hervor, deren ödem, ausgebranntem Boden die Sonne des Südens ein eigenthümlich hellgraues Kolorit verleiht, das sich von dem tiefen Indigoblau der See und dem reinen Azurglanze des Firmaments seltsam abhebt. Interessant, aber beschwerlich ist der Weg nach Notre Dame de la Garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich 160 m hoch über der Meeresfläche erhebt. Eine Citadelle und eine der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, der Hort, welchen die Gebete und Gelübde der Seeleute suchen in stürmischer Meeresnacht, krönen denselben, und von letzterer trägt er auch den Namen. Man ist jetzt daran, diesen Stadt und Meer beherrschenden Aussichtspunkt und Wallfahrtsort durch eine Hebemaschine (Ascenseur) leichter zugänglich zu machen. Es wird hier ein 3—3½ m breiter Tunnel am Fuße des Berges in dessen Inneres geführt; er mündet in einen

Der Präfekturpalast zu Marseille.

zweiten senkrecht aufsteigenden Tunnel. Dieser letztere, 3×6 m weit, umschließt ein kolossales, aus zwei Thürmen bestehendes, schmiedeeisernes Gerüst, das zur Circulation zweier Körbe aufgeführt ist und an dem Abhang des Berges in der Höhe des Berggipfels die obere Oeffnung überragt. Die beiden Körbe, deren Bewegungen getrennt sind, fassen je 10—16 Personen und funktioniren durch am Ausgang des senkrechten Tunnels angebrachte Dampf- und Wasserkraft. Die Verbindung des Berggipfels mit dem aufsteigenden Gerüste ist durch eine ebenfalls eiserne Brücke hergestellt.

Will man die ganze Schönheit der ersten Seestadt Frankreichs genießen, so eile man sofort nach diesem Punkte, wo der stolze Kuppelbau einer prächtigen romanischen Kirche, deren 45 m hoher Glockenthurm in einem riesigen vergoldeten Standbild der heiligen Jungfrau als weithinanblickenden Wächterin der Stadt gipfelt, seit 1864 an die Stelle einer aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Kapelle getreten ist; sie war ein berühmter Wallfahrtsort, in welchem die verehrte Schutzgöttin der Schiffer waltete. Das Bild ist heute fort, der Glaube ist geblieben; noch immer empfehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutz von

Digitized by Google

Notre Dame de la Garde, die ihnen hoch vom mistralumbrauſten Felſen noch lange entgegenleuchtet, wenn ſie ihre gefahrvollen Reiſen antreten. Ein maleriſcher Blick von dieſer frommen Akropolis aus! Ringsum gelagert Tauſende von Häuſern, Straßenzeilen mit alten Bäumen bepflanzt, der Maſtenwald des Hafens. Landeinwärts ſchweift der Blick über Fluren und Wälder, ſtreift bis zum Fuße mächtiger, meiſt kahler Felſengebirge, die nicht ohne anmuthige Formen durch die Zartheit der ſüdlichen Farbentöne außerordentlich maleriſch werden. Wie Oaſen zerſtreut, ruhen auf ihnen freundliche Sommerpaläſte und dunkelgrüne Gärten, deren Pinienwipfel unmittelbar über dem blauen Lichte der See noch ſchwärzlicher erſcheinen als ſie ſind. Ringsum erſtreckt ſich dann der blaue Kranz des Meeres, aus welchem etwa eine Stunde entfernt ein paar völlig nackte Felſeninſeln aufragen, die dem Hafen als Wogenbrecher dienen, als nächſte jene hiſtoriſch berühmten maleriſchen Felſkanten, auf deren Gipfel das bekannte traurige Chateau d'If, dieſes frühere faſt unzugängliche, fürchterliche Staatsgefängniß, erbaut iſt. Jetzt dient es als Quarantaineſtation. Mehr ſeitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Inſel Ratonneau. Die Ueberbleibſel eines alten verödeten Schloſſes und eine kleine Citadelle ſind die einzigen Gebäude, arme Fiſcher, die zuweilen in Felſenklüften und elenden Baracken dort hauſen, die einzigen Bewohner dieſes ganz unfruchtbaren Felsklumpens. Die Inſel Pomègues iſt die größte und von Marſeille am weiteſten entfernt. Auch ſie beſteht aus einem einzigen großen Felſen, öde und unfruchtbar, voll tiefer Spalten und Klüfte; doch trägt ſie noch das weitläufige Gebäude der Quarantaine. Eine herrliche Ausſicht auf das Meer und dieſe Eilande gewährt die „Corniche", die Straße, welche von der Anſe des Catalans, im Weſten des alten Hafens in die alten Uferfelſen eingeſprengt, zum Theil hoch über dem ſtets unruhigen, oft ſogar furchtbar tobenden Meere und die Landzunge, auf deren Gipfel Notre Dame de la Garde ſich erhebt, herumführt. In der wechſelvollen Kette ſehr ſteiler Berge, welche den Süden von Marſeille begrenzen, gähnen da und dort Oeffnungen und Spalten von entſetzlicher Weite und Tiefe, die zu grottenartigen Vertiefungen, meiſt unbekannten Felshöhlen, führen. Eine der ſchönſten, wenn auch ſehr ſchwer zugänglich, iſt die ſogenannte Rolandshöhle, ein gewaltiger Saal, ein unendlicher Kreisraum, darüber eine Decke, die der Blick nicht ganz zu umfaſſen vermag. Es ſind rieſige Säulenhallen, immenſe Verſteinerungen, welche dem aufgehäuften Geſtein zur Stütze und Zierde dienen und die feuchte Felſendecke bilden, von der in ſchwachen Tropfen das Bergwaſſer herniederperlt. Auch unmittelbar hinter dem Dörfchen Nouë, nahe bei Marſeille, findet ſich eine ähnliche Grotte in dem ziemlich hohen Berge, deſſen Scheitel die Ruinen eines alten Schloſſes krönen. Vor ihm und hoch über ihm dehnt ſich ein ungeheurer Felsblock aus, bekannt unter dem Namen La Sainte Beaume, und auf einer Seite deſſelben iſt eine geräumige und tiefe Höhle, in welche nur ſelten und höchſt ſpärlich ein Sonnenſtrahl dringt und die in ihrem unteren Theile eine Nachbildung des heiligen Grabes enthält, ein ſchauerlicher Ort mit einem kleinen Waſſerbecken, deſſen immer friſches und helles Naß als ungemein heilſam von den Landleuten nahe und ferne verehrt wird. Nicht ſehr weit davon öffnet ſich die ſogenannte Eiergrotte, in die man durch drei Felsſpalten mittelſt einer Leiter und eines Seiles zum Schutz vor dem auf beiden Seiten gähnenden Abgrunde hinabſteigen kann. Sie hat ihren Namen von der eirunden Geſtalt der ſie bildenden Felſen erhalten. Die Gläubigen verehren in Sainte Beaume die heilige Magdalena, und die nahe und ferne Umgebung feiert hier viele Feſte, und eine große Anzahl Weihgeſchenke ſchmückt die Wände der Höhlen.

Die Menſchen in Marſeille muß man im Allgemeinen als ſchön bezeichnen. In allen Klaſſen bemerkt man im Durchſchnitt große herrliche Geſtalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Geſichtern, ſchwarzen blitzenden Augen und weit weniger braun an Farbe, als man es in dieſem Klima vermuthen ſollte. Unter den Frauen der höheren Stände ſieht man ſogar viele blendend weiße Blondinen mit goldenen Locken und ſchwarzen Augen, überhaupt viele auffallend ſchöne Weiber, welchen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas unwiderſtehlich Reizendes giebt. Die Marſeillerinnen haben viel vom griechiſchen Typus bewahrt. Reizende Füße, regelmäßige Züge, lebhafter Teint, ſchwarze feurige Augen, ebenholzſchwarze Haare bilden die Majorität. Ihr Charakter iſt heiter wie die Sonne ihrer Heimath; ſie ſind luſtig und lachen viel, nicht etwa nur um ihre blendend weißen Zähne zu zeigen, ſondern einfach weil Lachen ein Bedürfniß für ſie iſt. Ihre Toilette iſt reich: Seide, Sammt, Spitzen ſieht man auch bei den weniger Bemittelten; ihr Geſchmack dagegen iſt nicht immer der feinſte; ſie lieben das Auffallende und überladen ſich mit Schmuck. Die Lebhaf-

Digitized by Google

tigkeit des Volkes in rascher Sprache und Bewegung, in unermüdlichen Gesten ist nicht minder groß als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute sehen nicht immer aus, als zankten sie miteinander und wollten sich todtschlagen, sondern als ob sie mit einander tanzen wollten. Ueberhaupt spielt der Tanz in Marseille eine große Rolle; der älteste Tanz von den Phokäern nach Marseille und zu den Provençalen gebracht, ist die „Falandoulo" oder „Farandole", ihr lebhaftester Ausdruck der Freude: alle Theilnehmer bilden eine Kette, welche dem Führer in allen Windungen, in Verschlingungen und Verknotungen folgt, wie bei unseren Polonaisen; jedoch darf die Kette nie zerreißen. Dabei ertönen Tamburin und Pickelflöte, oder man singt dazu. Dieser Tanz fehlt bei keinem Fest und keiner öffentlichen Lustbarkeit. Außerdem sind von Tänzen in Gebrauch: „leis Bouffets" oder les Soufflets", „leis Fielouès" oder die Spinnrocken; seltener sieht man „les Olivettes", „les Bergères", „les Jarretières", „la Cordelle". Dagegen finden sich in Marseille noch Spuren altprovençalischer Feste. Beim Weihnachtsfeste versammelt man seine Freunde um das „Caco Fuech", d. h. Feuer der Freundschaft. Die Prozession St. Ferréol ist noch immer sehr glänzend. Am Johannisabend zündet man große Freudenfeuer an; die Patronatsfeste kann man in den umliegenden Dörfern mit provençalischen Gesängen und nationalen Tänzen feiern sehen. Bei allen diesen Festen herrscht die dem Provençalen angeborene Heiterkeit und Lebensluft, und der volle schöne Klang des provençalischen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehm zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volk nicht zu sehr trauen, denn im Zorn ist es jeder Unthat fähig, entsprechend seiner Unkultur und Unwissenheit, da es trotz der vielen Institute für Wissenschaft und Handel, die Marseille auszeichnen, auf einer sehr tiefen Stufe der Bildung steht.

Der Marseiller ist leidenschaftlich dem Vergnügen ergeben und liebt namentlich Landpartien, so daß Sonntags die Stadt ganz verödet erscheint. Bei alledem ist er indeß arbeitsam, vernachlässigt keineswegs sein Interesse und sucht sich durch Thätigkeit und Industrie die Mittel zu verschaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf seine beliebte Weise zu beschließen. Wer gearbeitet und gewonnen hat, hält von Zeit zu Zeit an, um wie das Eichhörnchen auf dem Zweig die Frucht seiner Arbeit zu knacken, um zu genießen; er wartet nicht, ehe er in den Apfel des Genusses beißt, bis ihm der letzte Zahn entfallen ist. Dabei macht, wenn irgend eine Stadt in Frankreich, Marseille den Eindruck eines thätigen, aber auch in dieser Thätigkeit ganz aufgegangenen Lebens. Handel und Fabriken blühen und werden eifrigst betrieben. Die höchst bedeutende Industrie erstreckt sich namentlich auf die Erzeugung von Seife, welche in Stadt und Umgebung über 50 Werkstätten mit mehr als 1000 Arbeitern und jährlich eine halbe Million Metercentner Seife im Werth von 28 Millionen Mark producirt. Es werden namentlich Sesam und Erdmandeln verarbeitet, Soda und Sodasalze hergestellt. Daneben giebt es Zuckerfabriken, Getreidemühlen, Nudelfabriken, Hohöfen und andere metallurgische Werkstätten, Gerbereien, Wollmäscherein und Färbereien. Mit dieser Großindustrie hängt die Bedeutung des Handels eng zusammen, denn außer den dazu nothwendigen Rohmaterialien müssen eine Menge von Hilfsmaterialien u. dgl. von Außen bezogen werden. Der Handel Marseille's beschäftigt sich vorzugsweise mit Getreide, Oel, Zucker, Kaffee, Häuten, Wolle und Seide. Der Haupthandelsartikel der Stadt ist das namentlich aus dem Schwarzen Meere, Algerien, der Türkei und Italien eingeführte Getreide. Im Jahre 1876 kamen 8746 Schiffe mit 2,645,000 t in Marseille an, davon ab gingen 8654 Schiffe mit 2,590,000 t; 1879 liefen ein 9445 Schiffe mit 3,313,469 t, aus 9344 Schiffe von 3,286,132 t; von dem Tonnengehalt der eingelaufenen Fahrzeuge entfiel mehr als reichlich die Hälfte (nahezu 2,000,000 t) auf die französische Flagge; in den Rest theilten sich hauptsächlich italienische, englische, spanische und deutsche Schiffe. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Frankreichs Handelsflotte nach ihrem wirklichen Bestande den sechsten Rang unter den Handelsflotten der Welt einnimmt. Voran gehen ihr dem Tonnengehalte, nicht der Zahl der Schiffe nach: Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Norwegen, Britisch-Amerika und Deutschland. In der Schiffszahl wird es aber blos von Großbritannien und den Vereinigten Staaten übertroffen. Vor wenigen Jahren zählte die französische Handelsmarine 15,527 Fahrzeuge mit 1,005,350 t, davon 588 Dampfer mit 275,305 t und 14,939 Segelschiffe mit 730,075 t. Zu dieser Flotte trägt Marseille selbst an 800 Schiffe, darunter über 200 Dampfer bei. Die bedeutendste Dampfschifffahrtsgesellschaft ist die Société générale de transports maritimes à vapeur, welche über Barcelona, Gibraltar

Digitized by Google

und St. Vincent nach Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos-Ayres Fahrten macht. Die Messageries maritimes, welche von Marſeille auslaufen, ſind eine der am vorzüglichſten eingerichteten Dampferlinien des Mittelmeeres und unterhalten den Verkehr durch den Suezkanal nach Oſtaſien. So iſt denn Marſeille, nächſt Konſtantinopel die erſte Seehandelsſtadt des geſammten Mittelmeergeſtades, der Ausgangspunkt zweier Linien der Paris-Lyon-Méditerranée-Eiſenbahn, durch zahlreiche Dampferlinien mit allen wichtigen Häfen des Mittelländiſchen Meeres ſowie mit Oſtaſien und Südamerika in Verbindung. Was die Verkehrsländer betrifft, ſo nimmt Algerien, mit dem eine doppelte unterſeeiſche Kabelverbindung beſteht, entſchieden die erſte Stelle ein, da auf dieſes ungefähr der dritte Theil des Geſammthandels kommt, wie denn das raſche Aufblühen von Marſeille überhaupt ſeit der Beſitznahme Algeriens durch die Franzoſen herrührt.

Wer von Marſeille nach der oberen Provence, etwa in das Departement der Niederalpen (Basses Alpes) will, den führt die Schienenſtraße zunächſt nach Aix, dem überrühmten. Sie überſteigt die Marſeille und Aix trennende Gebirgswand und fällt dann in eine fruchtbare Ebene hinab, worin in günſtiger Lage Aix ſich ausbreitet in einem weiten zum Etang de Berre führenden Thal, das zwiſchen dem Küſtengebirge von Marſeille, Toulon, Fréjus und dem hochaufſteigenden, parallel laufenden Bergzuge der Chaine de Ste. Victoire (925 m), dann der Chaine de l'Etoile in die Höhe führt und den niedrigſten Uebergang von der Rhône in die weiter öſtlich tief in das Land einſchneidenden Thäler des Argens und Var gewährt. Aix iſt das einſtige Aquae Sextiae, eine der älteſten römiſchen Kolonien in Gallien am Borde warmer Quellen, die der Stadt ihre Stelle und ihren Namen gaben und in unſeren Zeiten wieder ſeit anderthalb hundert Jahren nach langer Vergeſſenheit Badegäſte an ſich zu ziehen begannen, jedoch in ſehr mäßiger Zahl. Hier ſchlug Marius die Teutonen und Ambronen, 102 v. Chr. Den Sieg bezeichnet noch der Name des Mont de Ste. Victoire; doch ſind außer unbedeutenden Bruchſtücken alle antiken Bauwerke ſpurlos verſchwunden. Im Uebrigen iſt Aix, obgleich von ſeiner früheren Bedeutung herabgeſunken, noch immer eine der anſehnlicheren Städte Südfrankreichs und zählt an 24,000 Einwohner. Sie iſt in Form eines Quadrates gebaut und zerfällt in zwei Theile, einen alten und einen neueren, beide getrennt durch den „Cours“, einen ſchönen Boulevard, die Hauptſtraße der Stadt, an welcher die Gaſthöfe, die bedeutenderen Kaufläden, Kaffeehäuſer u. dgl. liegen. Unter den Gebäuden ſind die alte Kathedrale St. Sauveur mit einem von acht antiken Säulen getragenem Baptiſterium, die gothiſche, aus dem dreizehnten Jahrhundert ſtammende Kirche St. Jean de Malte und ein Stadthaus mit altem Urthurm, von dem man einen guten Ueberblick über Stadt und das ganze Thal mit dem fernen hohen Gebirge gewinnt, die intereſſanteſten. Nördlich vom Cours iſt die alte eigentliche Stadt mit unregelmäßigen, aber theilweiſe ziemlich breiten Straßen. Große Platanen- und Ulmenalleen gewähren angenehmen Schatten und mehrere ſchöne Springbrunnen beleben und zieren die Stadt. Gleich am Ende des Cours tritt uns le bon roi René als Brunnenſtatue mit ſeinem freundlichen, wohlwollenden Geſicht, der gedrückten, eher gelehrten als königlichen Haltung entgegen.

Im Mittelalter war Aix die Reſidenz der Grafen von Provence, die Wiege der provenzaliſchen Poeſie, der glänzende Mittelpunkt der echt provenzaliſchen höfiſchen Bildung, der Sitz der Liebeshöfe, aber auch mit ſeiner Hauptheiligen Maria Magdalena, die ihre ſpäteren Tage hier verlebt haben ſoll, ein Centrum kirchlichen Legendenreichthums, welcher Anlaß zu zahlreichen Feſten gab. Einige derſelben haben ſich aus König Renés Zeiten erhalten und in ihnen ſpiegelt ſich die kindliche Frömmigkeit, die naive Poeſie jener Tage wieder. Was Heinrich IV. für Bearn, Du Guesclin für die Bretagne waren; das iſt der „gute König“ René von Anjou für die Provence. Er iſt gleichſam der verkörperte Geiſt ſeines Volkes und ſeiner Heimath. Er iſt kühn, wenn ihn Gefahren ereilen, aber er ſucht ſie nicht, er erfaßt das Neue, das Glänzende mit feurigem Sinne, aber ihm fehlen Fleiß und Ausdauer es zu nutzen oder feſtzuhalten; er liebt den Ruhm, aber noch mehr den Genuß und darum zieht er den Lorber des Dichters und Künſtlers dem des Kriegers vor. In ſeinem glücklichen Lande bringt die Natur freiwillig hervor, was zum Lebensunterhalt gehört — und ſo hat ſich René

Digitized by Google

durch die Einführung prunkender Festzüge bei seinen Landsleuten größeren Dank erworben, als wenn er sich bemüht hätte, Ackerbau und Industrie zu heben. Die bedeutendsten dieser Feierlichkeiten sind die Prozessionen des Fronleichnamsfestes, die König Réné 1462 in Aix eingeführt und zu deren jährlicher Wiederholung er der Stadt bedeutende Kapitalien vermacht hat. Das Fronleichnamsfest wird allerdings in allen südlichen Städten Frankreichs und besonders in der Provence noch mit all der Feierlichkeit begangen, welche dasselbe vor Jahrhunderten auszeichnete. Jeder beeifert sich, den festlichen Tag nach Kräften verherrlichen zu helfen, gleichsam als ob es gälte, einen öffentlichen Beweis seines Glaubens darzulegen. Unter den zahllosen geschäftigen Händen gewinnen die Straßen plötzlich ein frisches, sauberes und zierliches Aussehen, und schaarenweis durchwandert sie die fröhliche Bevölkerung, im schönsten Sonntagsstaate prangend. Am großartigsten gestaltet sich aber die Prozession zu Aix, wo sie sich in einen Maskenzug verwandelt, zu dem man seit Pfingstmontag Vorbereitungen trifft. An jenem Tage wählen die Spielenden aus ihrer Mitte die drei Führer des Zuges: den Fürsten der Liebe (prince de l'amour), den Priester der Jugend (abbé de la jeunesse) und den König des Gerichts (roi de la basoche). Diese müssen das Ganze leiten, für die Leistungen ihrer Untergebenen einstehen, die Tänze einüben und die Pantomimen einstudiren lassen. Die Anzüge, die Masken („Tétières" genannt, weil sie wie große Kappen den ganzen Kopf bedecken) stammen aus Rénés Zeiten, und so erscheinen Götter und Göttinnen, Heilige und Teufel im Kostüm des fünfzehnten Jahrhunderts. Unter diesen Charaktermasken bemerken wir die Ruhmesgöttin, der ein von Fackeln umringter Zug der von Réné gestifteten Halbmondsritter folgt; den Herzog und die Herzogin von Urbino, Renés bittersie Feinde; den Gott Momus, der wie alle Bewohner des Olymps und der Unterwelt hoch zu Rosse erscheint; Merkur und die Nacht im sternbesäeten, schwarzen Gewande; lous Bazeassetas, die Auslaßtigen vorstellend, von denen die Bibel erzählt. Hinter ihnen schreiten Moses und Aaron. Um sie herum führt einer aus der Schaar der Israeliten lou jouco dou eat, das Katzenspiel, auf, indem er eine lebendige Katze in die Luft schleudert und wieder auffängt. Aber die Hölle folgt den Sündern auf dem Fuße. Pluto und Proserpina führen sie an. Das Gefolge dieser Gottheiten besteht aus christlichen Teufeln, welche ein Seelchen, dargestellt von einem Kinde im weißen Hemde, mit nackten Beinen und fliegenden Haaren, peinigen, dem aber ein handfester Engel mit goldenen Flügeln zur Seite steht. Es ist lou piehoun jouco dels diables oder l'armetto (das kleine Teufelsspiel oder das Seelchen). Der Mittelpunkt des großen Teufelsspieles ist S. Majestät der höchstselige König Herodes, der trotz Scepter und Krone von den Obengabeln der Teufel arg behandelt wird. Nach den Bewohnern des ewig brennenden Höllenpfuhles kommen die Götter und Göttinnen der Wogen, des Waldes und der Fluren, Satyre und Nymphen. Pan und Syring reiten hinterdrein. Nun kommt Bacchus auf einem zweiräderigen Karren. Mars und Minerva folgen dem fröhlichen Gott mit Helm und Speer; hinter ihnen die chivaoux frux (munteren Pferde) oder Centauren. Hierauf erscheinen Apollo und Diana. Da die Königin von Saba nicht dem Olymp entstammt, spaziert sie mit ihrem Freunde Salomo zu Fuß hinterdrein. Nun kommen wieder hoch zu Roß Saturn und Cybele. Die fröhliche Gruppe der piehoux dansaires und grand dansaires (kleine und große Tänzer) verkündigen das Herannahen der vornehmsten Götter: Jupiter, Juno, Venus, Amor mit seiner Amorettenschaar. So zieht diese wunderliche Prozession durch alle Hauptstraßen von Aix. Aber die Hauptfeierlichkeit ist erst am folgenden Tage, nachdem die Messe vorüber ist. Die heidnischen Gottheiten sind nun verschwunden, der „Fronleichnam", der Leib des Herrn, ist der Mittelpunkt der Welt wie des Festes; vor seinem Sonnenglanze sind die Götzenbilder früherer Zeiten in den Staub gesunken. Viele der Scenen des Vortages sind beibehalten, wie das Katzenspiel, die Bazaffettes, die Königin von Saba und das große Teufelsspiel. Dazu gesellt sich aber la bello estello, der schöne Stern, mit den drei Weisen aus dem Morgenlande und die Gruppe dels tarassouns, eine wunderliche Darstellung des bethlehemitischen Kindermordes. Später zeigt sich die würdige Schaar der Apostel. St. Christoph, ein enormer Heiliger aus Pappe, trägt das Jesuskind auf seiner Schulter; dann kommen die Stabträger, Lanzknechte und Fahnenträger als Vorläufer der drei obenerwähnten Führer des Zuges. An diese Häupter der weltlichen Prozession schließt sich der Umgang der Kirche mit all ihrem Gepränge. Endlich erscheint das Allerheiligste getragen vom Erzbischof unter goldenem Baldachin. Bei diesem Anblick verstummt das Gelächter, senkt sich das Haupt, beugen sich die Knie, und

Digitized by Google

Digne.

Digitized by Google

während der Kirchenfürst den Segen ertheilt, schwingt nur wenige Schritte hinter ihm der Tod seine Sense, und ein unheimliches Geheul dringt aus der Todtenkopf-Tétière hervor.

Von diesen Seltsamkeiten abgesehen, ist Aix ein ruhiges stilles Städtchen, dessen Einwohner sich mit Olivenkultur, Kohlenbergbau und Seidenzucht beschäftigen. Für Olivenöl besonders ist es einer der ersten Handelsplätze im Süden Frankreichs. In Frankreich wächst und gedeiht der Olivenbaum nur im Languedoc und in der Provence, und auch dort ist er nicht so akklimatisirt, daß er nicht dann und wann durch den Frost litte. Man vermehrt die Olivenbäume mit Hülfe von Wurzeln, die einen Schößling treiben, welchen man pfropft, sobald er stark genug ist. Man erhält auf diese Weise Bäume, die schon im fünften oder sechsten Jahre Früchte tragen. Die Oelbäume werden gewöhnlich in schiefen Reihen und je nach der Güte des Bodens und der

Barcelonnette.

stärkeren oder schwächeren Sorte 6—8 m weit auseinander gesetzt. Man macht zu diesem Zwecke gewöhnlich schon ziemlich lange vorher große Löcher, senkt dann die Bäume hinein, bedeckt die Wurzeln mit einer Schicht Dünger und schüttet dann die Gräben zu. Die stete Vermehrung durch Absenker hat übrigens die natürliche Größe und die ursprüngliche Schönheit des Baumes beeinträchtigt. In den meisten Pflanzungen Südfrankreichs wird er jetzt nicht mehr höher als etwa 5 m. Der Wipfel des Baumes gleicht einer abgeglatteten Halbkugel. Die Olivenernte ist für den Landmann der Provence und des Languedoc ein Fest, etwa wie es die Weinlese in anderen Gegenden ist, aber auch eine Zeit angestrengter Thätigkeit. Das Pflücken und Pressen der Früchte gehört zu den wichtigsten Geschäften des Jahres, denn das Oel wird mit Recht für das vorzüglichste Erzeugnis des Landes angesehen. Nachdem man vierzehn Tage vor Allerheiligen auf den Böden und in den Scheuern der Maiereien Schlafplätze für die Arbeiter und Arbeiterinnen bereitet hat, schickt der Eigenthümer eine Anzahl Wagen nach der Stadt, um die schon im Voraus gedungenen Hülfstruppen einzuholen. Diese bringen mit alle Vorräthe, die sie für die Zeit der Erndte brauchen, denn der Pflanzungsbesitzer liefert seinen Arbeitern nichts

Digitized by Google

als ein Strohlager mit einem Betttuch für je zwei Perſonen und Morgens und Abends eine soupe aux légumes. Jeder „Oliveur“ und jede „Olivenſe“ — ſo nennt man die Arbeiter, — läßt ſich einen Napf davon geben und ſchneidet von dem eigenen Brod ſoviel hinein, als erforderlich iſt. Vom erſten Morgenſtrahl pflücken mit der Hand die mit Leitern und Schemel verſehenen Arbeiter bis zum Sonnenuntergang Oliven, die dann in Säcke geſchüttet und, wenn eine Wagenladung voll iſt, nach der oft ſehr einfach eingerichteten Oelmühle gefahren werden, wo man ſie höchſtens vierundzwanzig Stunden liegen läßt, ehe man ſie unter den Mühlſtein bringt. Je friſcher die Oliven, deſto feiner und aromatiſcher das Oel. Die feinſten Oele können nur von gepflückten, ausgeleſenen und friſch und kalt gepreßten Oliven gewonnen werden und erfordern eine ſo aufmerkſame und ſorgfältige Behandlung, daß ihr Preis nothwendig ein ſehr hoher bleiben muß.

Sißteron.

Von Aix gewinnt die Eiſenbahn das Thal der Durance und dringt dieſem aufwärts folgend in das Departement der Niederalpen vor. Dieſes iſt ein wahres Bergland, wenn auch ſeine Gipfel ſelten an die Höhe der Hochzinnen in dem nördlich angrenzenden Departement der Hochalpen hinanreicht. Immerhin mißt der Grand Rioubourent 3396 m, der Pic de Pelvat 3218 m, die Aiguille de Chambeyron 3400 m, der Brec de Chambeyron 3388 m und der Mont Pelat 3053 m. Er ſteht öſtlich von einer Gebirgskette oder richtiger vom Knotenpunkte zweier Ketten, die in faſt entgegengeſetzter Richtung ſtreichen, zuſammen eine hufeiſenförmige Geſtalt haben. Es ſind dies die Montagnes de la Blanche und die Montagnes du cheval blanc. Die erſteren ziehen von der Quelle des Bled an nordweſtlich zwiſchen den Gewäſſern Blanche und Ubaye, welche wie die meiſten des Departements der Durance zufließen. Im Thale der oberen Ubaye und ſchon in 1113 m Meereshöhe liegt das 1230 von Graf Raym und Berengar, deſſen Ahnen aus Barcelona ſtammten, gegründete Städtchen Barcelonette, welches auch jenem Theile des Ubayethales ſeinen Namen giebt. Auf den reichen Weiden wird außerordentlich viel Vieh, namentlich Schafe gezogen, welche nebſt den Ziegen und Maulthieren den Hauptgegenſtand

Digitized by Google

Draguignan.

Digitized by Google

Digitized by Google

der Viehzucht bilden. Rinder und Pferde kommen nur wenig in Betracht. Die Montagnes du Cheval blanc streichen gegen Südwesten zwischen Verdon und Bléonne, an welch letzterem Nebenflusse der Durance das Ehefsieu des Departements, Digne, in malerischer Gegend liegt. Es ist ein ganz kleines Städtchen mit nur 7000 Einwohnern, das erst seit wenigen Jahren durch eine Zweigbahn dem Weltverkehre zugänglich geworden ist. Sehr alt, mit steilen, krummen Straßen und bethürmten Mauern bietet es doch keine Merkwürdigkeit, so wenig wie die übrigen Städte des Departements, in welchen man sonst fast auf Schritt und Tritt Spuren und Ruinen aus der Römerzeit begegnet; sie sind aber nirgends von so hervorragender Bedeutung, daß sie zu weiterer Beschreibung einladen. In der Umgegend von Digne sind Thermen, welche viele Badegäste anziehen. Dort wo die von Digne kommende Bléonne mit der Durance sich vereinigt, treten an diese von Westen her die

Forcalquier.

Montagnes de Lure (1827 m), an deren Fuße der Fluß aus dem Departement der Hochalpen hervorbricht. Gerade an der Grenze der Provence und des Dauphiné, an der Einmündung des Buëch in die Durance klettert auf steilen Felsen das Städtchen Sisteron empor, überragt von einer Citadelle, welche die Thalenge beherrscht. Auch Sisteron, welches etwa 4300 Einwohner hat, ist sehr alt, und hat schon zur Römerzeit bestanden als Municipium. Es war die Civitas Segestericorum. Das Klima in diesem Theile der Alpen ist im Allgemeinen kalt und veränderlich, übrigens je nach der Meereshöhe auch ein sehr verschiedenes. Zum Ackerbau ist es der Natur der Dinge nach nur wenig geeignet; eine der fruchtbarsten Gegenden ist noch jene, worin die ebenfalls sehr alte Stadt Forcalquier, eine keltische Gründung, auf einem zuckerhutförmigen Berge sich erhebt. Sie ist schlecht gebaut, ihre Straßen sind eng, winkelig und schmutzig, doch hat sie eine ziemlich schöne romanische Kirche und angenehme Spaziergänge. Industrie ist hier wie im ganzen Departement wenig verbreitet. Das Land ist romantisch aber arm, besonders in seinem östlichen Theile, welchen der Verdon, wohl der ansehnlichste Nebenfluß der Durance, bewässert. Er entspringt am Fuße des Mt. Pelat aus den drei Bächen von Allos, in der Gegend

Digitized by Google

wo auch der beträchtlichste Gebirgsee des Departements zu suchen ist. Bären und Murmelthiere bewohnen diese Alpenhöhen mehr als die Menschen, welchen der wenig ergiebige Boden kaum den nöthigen Unterhalt gewährt. Deshalb wandern die armen aber thätigen Leute — größtentheils Katholiken, aber mit Reformirten und Waldensern untermischt — zur Sommerszeit als Händler aus, während die Daheimbleibenden etwas Alpenwirthschaft, geringe Viehzucht und noch geringeren, aber dafür desto beschwerlicheren Ackerbau treiben.

Auch das Departement des Var ist in seinen nördlichen Theilen noch vorwiegend Gebirgsland, von den niedrigen Verzweigungen der See-Alpen durchzogen, welche dem östlichen Nachbardepartement den Namen geben. In diesem fließt auch der Var, der dem ersteren Departement als Pathe diente, jetzt ihm aber völlig fremd ist. Dies rührt daher, daß 1860, bei der nach der Annexion der Grafschaft Nizza nothwendig gewordenen Neubildung eines Departements, eben jenes der See-Alpen, der Bezirk abgetrennt ward, welcher vom Var als Grenzstrom vom damaligen Königreiche Piemont geschieden wurde. Aus alter Gepflogenheit ward dem Departement auch nach der neuen Eintheilung sein bisheriger Name belassen. Der Var entspringt im Gebiete des Mont Pelat und fließt eine Strecke lang von Norden nach Süden ziemlich parallel mit dem Verdon, welch letzterer nach seiner großen Wendung gegen Westen die Grenze zwischen den Nieder- und dem Var-Departement bildet. In der Gegend dieser westlichen Krümmung des Verdon baut sich auf seinem linken, südlichen Ufer das 1130 m hohe Massiv der Cabrière-Berge auf, welchem der zum Verdon fließende Artuby entquillt. Ihren Südabhängen entspringt der zum Argens, dem jetzigen Hauptgewässer des Departements, fließende Nartuby, und im Thale dieses letzteren Flusses, aber nicht unmittelbar an demselben liegt in lieblicher Gegend das Chesticu des Departements, das hübsche Städtchen Draguignan mit etwa 10,000 Einwohnern. So klein dieses abgelegene Nest ist, so bietet es doch eine unerwartete Fülle von geistigen und materiellen Hülfsmitteln. Es giebt da eine gelehrte und archäologische Gesellschaft, mehrere Museen, eine Münzsammlung, ein naturhistorisches Kabinet und selbst einen botanischen Garten, endlich gegen hundert industrielle Anlagen, welche jährlich für mehr denn 7 Millionen Franken Waare erzeugen. Die Milde des Klimas lockt auch eine Anzahl Fremder dahin, deren bescheidene Börse den Ansprüchen der berühmteren Küstenplätze nicht gewachsen ist. Draguignan treibt auch viel Handel mit Wein und Olivenöl. Eine Eisenbahn, welche von der großen Linie Marseille-Genua abzweigt, verbindet es mit Toulon und Fréjus sowie den übrigen Plätzen an der französischen „Riviera“.

Von Marseille aus benutzten früher die Touristen das Dampfboot zur Fahrt nach Nizza, dem besuchtesten dieser Orte. Jetzt legt man die Strecke mit dem Schnellzug in sechs Stunden zurück. Zwischen dem lärmenden und lebenstrotzenden Marseille und Nizza liegt nun in trutziger Einsamkeit Toulon, genannt das Plymouth von Frankreich. Einen im Felsgestade ausgeschöhlten prächtigen Hafen umgiebt halbkreisförmig die dichte Häusermasse der über 70,000 Einwohner zählenden Stadt, und hinter ihr ranken Tausende von Gärten und Weinbergen mit Villen und niedlichen blinkenden Winzerhäuschen hinan am Gehänge der Berge, deren kahle oder beholzte Gipfel fast traurig auf die paradiesische Landschaft und das Meer hinabschauen. In Toulon weht schon italienische Luft, und Winterfröste sind so selten wie in Neapel. In den Gärten der Stadt beugen sich die Orangenbäume unter der Last ihrer Früchte, der Oelbaum dauert im Freien aus, selbst die Palme erhebt da und dort einsam ihr Fächerhaupt und Kaktusarten bekleiden mit ihren hellrothen Blüthen und saftigen Blättern Fels und Gemäuer. Die Trauben der Touloner Rebgärten sind die süßesten in der ganzen Gegend und werden bis nach Paris verfrachtet. Prachtvoll ist der Ueberblick von den Felsen der Nordseite. Die Stadt, die Festungswerke, der Hafen mit seinem dichten Mastenwalde, die mit Schiffen bedeckte Runde und der zwischen Hügeln und Landzungen hervorglitzernde Ozean geben ein Bild, das das Auge entzückt und das Herz erweitert.

Toulon ist die größte Festung, der Hauptwaffenplatz und der erste Kriegshafen Frankreichs. Hier ist stets ein ansehnlicher Theil der französischen Kriegsflotte versammelt, welche 1881 im Ganzen 356 Schiffe, darunter 59 gepanzerte, mit einer Besatzung von 42,781 Mann zählte, somit eine der ansehnlichsten der Welt, nach der englischen wohl die größte ist. Auch wird sie beständig in gutem, kampffähigen Stande erhalten, doch fehlt es ihr noch an genügenden Torpedobooten, Kreuzern und Rekognoscirungsschiffen. Solche in hinlänglicher Menge

Digitized by Google

herzuſtellen, iſt jetzt das Beſtreben der Regierung. Panzerſchiffe ſind genug vorhanden und es werden ihrer vorläufig keine weiteren mehr gebaut. Toulon iſt nun auch die Hauptrüſtkammer Frankreichs, ſein Arſenal das reichſte in ganz Europa. Die Docks für den Neubau der Schiffe reihen ſich unmittelbar an die Arſenalgebäude, und auch ein großes Becken für die ausrangirten Schiffe, die Invaliden, welche nach langem Dienſte und mancher Schlacht hierher geſchafft werden, um wie in einem Spitale, unter dem Roſt der Zeit und der Näſſe zu verwittern oder abgebrochen zu werden. Die großen Arſenale und Schiffswerften ſind ſeit 1870 den Fremden unzugänglich, die übrigen Anlagen darf man mit ſpezieller Erlaubnis der Seebehörde beſichtigen. Dahin gehören die Hammerſchmiede, der Geſchützpark, die Salle d'Armes, die Waffenſchmiede, Zeilerei, die Modellkammer und der intereſſante Modellſaal im Musée maritime. Am meiſten feſſelt aber doch das Drängen und Treiben im

Der Hafen von Toulon.

Hafen ſelbſt, dieſes Jagen und Vorüberſchießen der tauſend Barken und Boote, dieſes geſchäftige Gewühl der Matroſen, dieſes ewige Auf- und Abmarſchiren der Marinefoldaten, dieſes Rufen und Schreien beim Ein- und Ausladen, dieſes Knarren der Krahnen, dieſes Raſſeln der Wagen, welche Güter oder Munition holen oder bringen; Alles dies macht mächtigen Eindruck ſelbſt auf den, welcher an das lebendige Treiben großer Handelsſtädte gewöhnt iſt. Der friedliche Kauffahrer im unbedeutenden Handelshafen erſcheint wie eine zerbrechliche Nußſchaale gegen den Panzerrieſen, und ſtatt des Menſchengedränges auf der Uferleiſte eines Handelshafens, ſtatt der bunten Gruppen in allerhand Trachten, wie ſie z. B. im nahen Marſeille, das Morgen- und Abendland vertretend, bei jedem Schritte Ohr und Auge anziehen, ſtaunt man über die Mannigfaltigkeit der Uniformen des Staatsdienſtes und der gewaltigen Apparate der Macht und Herrſchaft.

Seltſamerweiſe iſt Toulon, dieſer Stützpunkt Frankreichs für ſeine Herrſchaft im Mittelmeere und in Afrika, vergeſſen von den ſüdfranzöſiſchen Dichtern, die ſonſt ihre Heimath ſo überſchwänglich zu preiſen pflegen. Nur die Verfaſſer ſentationeller Kriminalromane verlegten einen Theil, zumeiſt den letzten ihrer Werke in dieſe

Digitized by Google

Stadt, denn bis 1873 beherbergte sie noch den düstern Bagno, die Strafanstalt für todeswürdige Verbrecher. Der Bagno ist zwar aufgehoben worden, aber die Bewohner von Toulon, welches nicht ein einziges Bauwerk hat, das von seiner einstigen Größe in der Phöniker- und Römerzeit sowie im Mittelalter Zeugniß gäbe, haben wenig gethan, um ihre frühere Beschwerde zu rechtfertigen, daß lediglich der Bagno den üblen Geruch verschulde, in dem ihre Stadt stehe. Toulon ist — von einigen äußeren Theilen abgesehen — fast unberührt geblieben von jener Bewegung der „Haußmannisirung der Städte", die unter dem dritten Napoleon von Paris die Rundreise durch Europa antrat und die Schleifung unnütz gewordener Festungswälle, die Verwandlung der Stadtgräben in lachende Gärten, die Niederreißung ungesunder Quartiere, die Verbreiterung der Gassen, die Anlage von Boulevards und Squares, die Einrichtung eines wohlberechneten Kloakensystems in ihrem Gefolge hatte. Wohl hatte man sich einst auch von Marseille mehr als eine saftige Anekdote erzählt, um die alte Pholäerstadt wegen ihres eigenthümlichen Lokalgeruchs zu behelligen. Allein der Vergangenheit gehört jener Marseiller an, der nach einer Reise um die Welt schiffbrüchig geworden, in der Entfernung einer Stunde vom Laude plötzlich entzückt ausrief: Wir sind gerettet, ich rieche die Cannebière! Aber Toulon hat bis auf den heutigen Tag ganz und gar die unberechtigte Eigenthümlichkeit bewahrt, die es mit französischen Städten niedrigeren Ranges, wie Cette, Narbonne, Carcassonne theilt. Jene für die südliche Menschheit fast unentbehrlich gewordene Einrichtung, die man mit einem englischen Namen verschämt zu bezeichnen pflegt, ist hier in Wohn- und Gasthäusern noch in ihrer primitivsten Form zu schauen: ein Winkel, am Boden desselben eine Steinplatte, in dieser ein Loch. Bei der Natürlichkeit, welche den Südfranzosen auszeichnet, pflegt diese Abtheilung des Hauses nicht von den andern Räumlichkeiten abgeschieden zu sein und ihr Dunstkreis fließt mit demjenigen der benachbarten Küche zusammen, in welcher das für nordeuropäische Nasen und Mägen gleich unerträgliche Nationalgericht bereitet wird, die „Bouillabaisse", eine Art Fischgollasch, das nach ranzigem Oele, Knoblauch und anderen vordringlichen Ingredienzien duftet. In den meisten Häusern ist aber sogar diese Einrichtung noch als höchst überflüssiger Luxus angesehen. Und die Bewohner huldigen einer Gewohnheit, deren Ausübung durch die Milde des Klimas Winters und Sommers, Tag für Tag gestattet ist: zur Zeit des Abendspazierganges kann man nämlich auf den belebteren Wegen um die Stadt die Revue über die Bevölkerung abnehmen, die da, zum Theil in traulichem Gespräche begriffen, den Funktionen jener philosophischen Vögel obliegt, die V. Scheffel in einem seiner reizendsten Lieder besungen hat. Kein Wunder also, daß Toulon von einer Atmosphäre umgeben ist, welche an diejenige der Lagerplätze der Karawanen von Mekkapilgern erinnert.

An die orientalischen Cholera-Herde wird man in Toulon aber auch noch durch den Anblick der Gassen und Plätzchen gemahnt. In ihrer Enge und Dunkelheit bieten dieselben allerdings zur Zeit des Hochsommers den Einwohnern willkommenen Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne des Südens. Allein ein polizeiwidriger Schmutz macht dieselben wenigstens für Fremde ungangbar, ja unnahbar, wenn im Winter der zerfließende Schnee und im Frühjahr häufig niederströmender Regen die Rinnsale in der Mitte der Gassen füllt, in denen sonst der Abfluß aus den Häusern und aus den Werkstätten stagnirt. Da Toulon der zweite feste Seehafen des Reiches ist, von dem aus vorzugsweise die Expeditionen der französischen Kriegsmarine stattfinden, so ist das verhältnißmäßig geringfügige Gewerbe, welches von der Civilbevölkerung betrieben wird, fast ausschließlich der Herstellung von allerlei Ausrüstungs-Gegenständen gewidmet. Schuster-, Lederer- und Seilerwerkstätten reihen sich in den Gassen neben einander, und diese Gewerbe werden bei guter Witterung zum nicht geringen Theile sogar auf offener Straße betrieben. Auch hier hätte naturgemäß eine öffentliche Gesundheits-Aufsicht ein kaum minder reiches Feld für ihre Thätigkeit, als in den licht- und luftscheuen Bazaren des Orientes, die man in Europa als Cholera-Herde par excellence zu betrachten gewöhnt ist.

Der Bagno, eine Schöpfung Colbert's, ist zwar abgeschafft worden, die Arsenale und Befestigungen, eine Schöpfung Vauban's, wurden erweitert, aber die Stadt ist im Wesentlichen dieselbe geblieben und bietet für die Unterbringung der heute unverhältnißmäßig stärkeren Marine- und Landtruppen keine ausreichende Unterkunft. So herrscht namentlich in den Gassen, die zum großen Hafen und zu den kleineren Binnenhäfen führen, ein Gedränge von Matrosen, Marinesoldaten, Fischern, Arsenalarbeitern, wie nur in irgend einem Hafenorte der Levante. In elenden Kneipen sitzen die Seeleute beisammen und verzechen in Weinsorten, die

Digitized by Google

drüben in Cette die Taufe erhalten haben, ihren Sold, und der verſoffene „Jungfernſtieg“ von Hamburg war ein Ort klaſſiſcher Reinlichkeit gegen die Höhlen des Laſters, in welchen hier aus der Fremde heimkehrende Matroſen mit ihrem Lohn ihre Geſundheit liegen laſſen. Niedrige Trödlerbuden ſtehen offen für die Seeleute die hier den aus fernen Himmelsſtrichen mitgebrachten Tand, oft zweifelhafteſten Werthes, in Geld umſetzen wollen. Und der ſtrengen Schiffsdisciplin ledig bummeln Matroſen herum, ebenſo abenteuerliche als ſchmutzige Toilettestücke, die ſie in China oder Afrika zuſammengerafft, zur Schau tragend. Man denke ſich die Karrikaturen ordnungs- und reinlichkeitsfeindlicher franzöſiſcher Seeleute, welche das „Journal Amusant“ faſt in jeder Nummer bietet, noch bedeutend übertrieben, und man hat ungefähr ein Bild von dem Stock der Bevölkerung, die ſich im Hafen von Toulon drängt und mit den Einwohnern in vielfältigſter Berührung mengt.

Franzöſiſche Kriegsſchiffe vor Toulon.

Ohne Bedauern kehren wir deßhalb dem großen Kriegshafen den Rücken. Von Toulon verläßt der nach Oſten führende Schienenweg das Mittelmeer und wendet ſich binnenwärts durch eine dünn bewohnte Gegend, die anfangs wenig Intereſſe bietet. Doch verlohnt es ſich — was eine Zweigbahn zu thun leicht geſtattet, — einen Abſtecher nach dem wegen ſeines milden Klimas gefeierten Städtchen Hyères zu machen. Zahlreiche Bruſtkranke, beſonders Engländer, halten ſich in dieſem Geburtsorte Maſſillons auf. Hyères iſt 5 km vom Meere entfernt und durch einen Hügelzug mit 300 m hohen Gipfeln mit ihm verbunden, während die ſüdöſtliche Seite durch eine flache Ebene eingenommen wird. Es lehnt ſich an den Südabhang eines ſteilen Berges, deſſen Gipfel mit den Ruinen eines Schloſſes gekrönt iſt und um den herum ſich ein Panorama von großer Schönheit entrollt. Der Berg gehört zu dem nur 2 km langen Hügelzug der Maurettes; dieſer fällt nach Norden und Oſten in das Thal des Gapeanfluſſes ab, der oſtwärts von Hyères zum Meere fließt. Nördlich davon ſchützen die Granithöhen der Montagnes des Maures Hyères gegen die Nordoſt- und Nordwinde. Doch unterbricht nordweſtlich eine Ebene für den Fluß dieſe Mauer und läßt dem Miſtral noch vollen Zugang.

Digitized by Google

Den Hintergrund bildet das nackte, zackige Hochgebirge. Die näheren Berge sind aber nicht mehr wie bei Marseille von der Sonne ausgeglüht, so daß sie nur kahle Felsen und dürres, röthlich braunes Erdreich zeigen, sondern hier ist das Gebirge dicht belaubt. Die Abstufung des Baumgrüns, das von dem Dunkel der hohen Berge bis in die sanfte Helle an Meere niedersteigt, als wollte es sich da vermählen mit der klaren, blaugrünen Fluth, kann gar nicht ausdrucksvoller, gar nicht lieblicher sein. An diesen Hügeln, seinen alten Schutz und Trutz, hat sich Hyères angeschmiegt, ländlich und malerisch, und doch fehlt in seinen Häusern nichts vom städtischen Behagen. Die alte Stadt, noch mit Mauern und Thoren versehen, hat freilich enge winkelige Straßen und bietet wenig Sehenswerthes, die untere Stadt aber, die Stadt der Fremden, ist in moderner Weise angelegt, besitzt hübsche Boulevards und den lauschigen „Palmen-Platz“, von sieben großen Dattelpalmen

Place des Palmiers in Hyères.

beschattet, mit schöner Aussicht auf die unterhalb liegenden Gärten und auch das Thal bis nach den Inseln, welche die Reede von Hyères umkränzen. Es sind ihrer vier: Porquerolles, Bagueau, Port Cros und Ile du Levant. Sie erheben sich 147, 197 und 129 m über die See und waren den Alten als Stöchaden bekannt. Porquerolles, welches hauptsächlich besucht zu werden pflegt, hat etwa 300 Bewohner, einen Leuchtthurm, ein Fort mit schwacher Besatzung und eine Sodafabrik. Port Cros, 4 km lang und 2 km breit, hat nur wenige Bewohner und ist die mildeste der Hyérischen Inseln, zugleich die höchste und mit außerordentlich wildreichen Wäldern. Die Ile du Levant, die östlichste und größte der Gruppe, ist mineralogisch interessant; ehemals fruchtbar und ganz mit Orangengärten bedeckt, ist sie jetzt völlig steril.

Nehmen wir die Fahrt auf der nach Italien führenden Eisenbahnlinie wieder auf, so gelangt man schon nach zweistündiger Fahrt, noch ehe man Fréjus erreicht, durch eine entzückend schöne Berglandschaft,

Digitized by Google

deren Thalſohle durch Pinienwälder verherrlicht wird, während nach der See zu Felſengebirge aufſteigen, die obgleich kaum 600 m hoch, doch an rauher Zerklüftung und zackigen Umriſſen vollſtändig unſeren höchſten Alpenkämmen gleichen. Die See ſelbſt erreicht die Bahn erſt bei Fréjus am gleichnamigen Meerbuſen und unſern der Argens-Mündung. Keine Stadt der Provence macht einen ſchöneren Eindruck. Im Alterthum als Forum Julii groß und glänzend, hatte ſie den wichtigſten Hafen Galliens, der doppelt ſo groß war wie der von Marſeille, und war Station der römiſchen Flotte. Die Anſchwemmungen des Argens haben den Hafen aber ausgefüllt, und ein 1600 m breites Ufer trennt die jetzt ſehr unbedeutende Stadt vom Meere. Doch ſtehen noch das Cäſarthor, das Goldene Thor und die gewaltigen Hafenleiſten. Ferner ſind noch die Ruinen eines Amphitheaters von 114 m und 82 m Durchmeſſer, eines Theaters, Tempels und die Reſte eines 30 km langen

Ruinen des Amphitheaters zu Fréjus.

Aquädukts vorhanden. Jetzt leidet Fréjus ſchwer an dem Sumpfboden und der Sumpfluft ſeiner Umgebung. Von hier an läuft der Schienenweg hart an ſteil abfallenden Bergen fort, deren zahlreiche Felſenvorſprünge durch Tunnel durchſtochen und deren zwiſchenliegende, dichtbewachſene Schluchten überbrückt werden mußten. Die See bricht ſich ſchäumend an Klippen und über felſigen Untiefen, deren Purpurfarbe verſtärkt durch die Wärme abendlicher Lichter ſo grell aus dem blauen Meere tritt, daß ein Maler ſie auf dem Bilde mildern müßte, um nicht für unwahr gehalten zu werden. Hier treten wir auch ein in den europäiſchen Wintergarten, in eine Gegend, die Jeden, der nur ein bischen Sinn für die Natur hat, in Begeiſterung verſetzt, wo ſelbſt im rauheſten Monat, im Januar, noch achtzig verſchiedene Pflanzenarten blühen. Wie mit einem Schlage iſt aber auch die Gegend anders geworden: die Olivenbäume, die vorher verkrüppelt auf dem Boden hingekrochen ſind, recken ſich mächtig in die Höhe und nehmen jetzt das Ausſehen der Eichen an, mit welchen ſie auch der Stärke nach wetteifern. Oefters führen förmliche Treppen zu den Bänken hinauf, die im Geäſt dieſer Oelbäume angebracht ſind. Es iſt ein Land, wie es ſich die weitgehendſte Phantaſie nicht ſchöner denken kann, ein Land,

Digitized by Google

in welchem man wohl die Sehnsucht begreift, in welcher sich Mignon aufzehrt: Es ist das Land,

... wo die Citronen blüh'n
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorber steht.

Wohl gehört die Gegend politisch noch zu Frankreich, dem Klima, der Flora, der Bevölkerung und der Sprache nach aber gehört sie zu Italien, und auf keinen Strich der Halbinsel kann der Goethe'sche Vers besser passen, als auf diesen Anfang der Riviera di Ponente. An zahlreichen Ortschaften, malerisch an der See gelegen, geht es vorüber und draußen auf dem blauen Meeresspiegel ziehen schwanengleich die Schiffe mit geschwelltem Segel ihre Bahn. Villa an Villa und Park an Park künden die Nähe eines der Mittelpunkte des Fremdenverkehrs, denn nirgends in der ganzen Welt liegen berühmte Kurorte so dicht bei einander wie hier an der Riviera, wo der aus Italien Kommende auf einer $2^1/_2$ stündigen Eisenbahnfahrt an S. Remo, Bordighera, Ventimiglia, Mentone, Monaco, Villafranca, Nizza und Cannes vorübereilt.

Letzterer Platz, Cannes, liegt am Golfe de la Napoule und in einem förmlichen Garten. Prächtig heben sich die dunkelgrünen Orangenhaine gegen die blaßgrünen Olivenwälder mit ihrer malerischen Besäumung und der lichten duftigen Belaubung ab. Denkt man sich hierzu noch die blaugrünen Fieberbäume (Eucalyptus globulus), welche in einem Alter von 8 Jahren schon über 16 m hoch sind, mit den wolligen Blüthen, die Lorberbäume mit den glänzenden schwarzen Beeren, die Magnolien mit den 10 cm langen, tulpenartigen, blendend weißen Blüthen und hochrothen Fruchtständen, die Feigen mit der weißgrauen Rinde und den blauen birnförmigen Früchten, die Paulownien mit den mehr denn tellergroßen Blättern, Pfefferbäumen, Aloen, Agaven, Cactus, Fächer- und Dattelpalmen, Wälder von immergrünen Korkeichen, Pinien, Seekiefern, mit Myrthen und Mimosen als Unterholz und hundert andern Bäumen und Blumen, welche in Deutschland selbst in den sorgfältigst gepflegten Gewächshäusern nicht fortkommen; denkt man sich alle diese Gewächse hier im Freien und zu einem großen Theil noch in Blüthe stehend, so bekommt man vielleicht eine blasse Vorstellung von der Schönheit des Gartens, in welchem Cannes liegt. Nirgends sind die berüchtigten weißen Kalkfelsen der Provence und die verödeten, waldlosen Berge Südfrankreichs zu sehen, welche der Umgebung von Monaco, Bordighera u. s. w. einen solch' einförmigen tristen Charakter aufdrücken. Wenn man von einem der vielen in der Nähe von Cannes gelegenen Aussichtspunkte aus, etwa dem durch die Gefangenhaltung der eisernen Maske und die Flucht Bazaine's berühmt gewordenen Fort der Insel Marguerite, das trunkene Auge umherschweifen läßt, so hat man überall eine in wahrhaft tropischen Farben glänzende Flora vor sich, ein Anblick, welcher durch die zierlichen Villen und die prächtigen Schlösser der Stadt, die aus der Ferne herüberschimmernden, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Seealpen und das in's Unendliche sich ausdehnende tiefblaue Meer zu einem so lieblichen und zugleich so großartigen sich gestaltet, wie es wohl kaum irgendwo ähnlich gefunden werden kann. Was die Temperatur anbelangt, so gedenkt man unwillkürlich der Worte Goethe's, welcher in seiner „Italienischen Reise" sagt: „Die Sonne scheint heiß und man glaubt wieder einmal an einen Gott", während er an einer andern Stelle bemerkt: er wolle den Landesbewohnern gern Alles lassen, wenn er nur, wie Dido, soviel Klima mit Riemen umspannen könne, um die Wohnungen damit zu umfassen. Fürwahr, es liegt ein eigenthümlicher Zauber in einem Klima, wo man in einem gegen Süden belegenen Zimmer während des ganzen Winters durch die offene Altanthüre auf eine lachende Landschaft hinausschauen kann, und wo die marmornen Kamine fast nur als Gesimse für immer frischgefüllte Blumengefäße dienen. Einen Winter in unserem Sinne kennen die Einwohner von Cannes so gut wie gar nicht, und obendrein ist Cannes durch die Felsenmauer des zackigen Estérel-Gebirges, im Mont Vinaigre mit 616 m gipfelnd, gegen den äußerst heftigen und für Kranke ungemein gefährlichen Mistral, der die ganze übrige Küste heimsucht, fast vollständig geschützt. Es ist das Verdienst Lord Broughams, daß er, als ihn 1834 Unannehmlichkeiten, die er mit der italienischen Zollbehörde gehabt, davon abschreckten wieder nach Nizza zu gehen, die klimatisch glückliche Lage und die Reize der Gegend von Cannes entdeckte und so den Grund dazu legte, daß aus dem damaligen ärmlichen Fischerdorfe eine Stadt von Villen und stattlichen Straßen entstand, die erfolgreich mit allen klimatischen Kurorten an der vielgerühmten Riviera di Ponente wetteifern kann und auch einen so raschen Aufschwung nahm, wie es bei keinem anderen Badeorte erlebt wurde. Cannes ist jetzt eine Stadt von 15,000 Einwohnern, die im

Digitized by Google

Winter faſt eben ſo viele Fremde beherbergt. Kein Wunder, daß „un magistrat français et les habitants de Cannes“ dem früheren Lordkanzler von England 1869 ein Denkmal in einem hübſchen nach ihm benannten öffentlichen Garten errichteten.

Seinen eigentlichen Charakter erhält Cannes durch die zahlreich hier weilenden Engländer, deren glänzende Equipagen, gewandte Reiterinnen und rüſtige Fußgänger die ganze Gegend unſicher machen, während Sonntags in ihren drei freundlichen, in der Weihnachtszeit reizend mit Palmenzweigen, Blumenguirlanden und Inſchriften verzierten Epiſkopalkirchen und dem Bethauſe der ſchottiſchen Presbyterianer kein Platz leer bleibt, und nachher der unvermeidlich hohe Cylinderhut auf allen Promenaden maſſenhaft über die anſpruchsloſeren Kopfbedeckungen aller Uebrigen hervorragt. Im Weſtende der Stadt, dem Hauptſitze der engliſchen

Cannes.

Colonie, das deshalb auch nur „le quartier anglais“ genannt wird, hört man zu allen Zeiten mehr engliſch als franzöſiſch ſprechen. Trotz vereinzelter Todesfälle, und trotz der großen Zahl der Aerzte, wird man übrigens durch nichts daran erinnert, daß im Grunde doch auch Cannes eine Krankenſtation iſt. Die alljährlich wiederkehrenden Villenbewohner unterhalten unter ſich einen lebhaften geſelligen Verkehr, und es bedarf der näheren Bekanntſchaft mit einem oder einigen von ihnen, um in deren ziemlich excluſiven Kreis aufgenommen zu werden. Die übrige Geſellſchaft trifft ſich Nachmittags bei der faſt täglich von einer guten ſtädtiſchen Capelle auf dem einen oder anderen öffentlichen Platze aufgeführten Muſik, in Wohlthätigkeitsconcerten und Bazaren, im Roll-Schlittſchuh-Club (skating ring), beim Taubenſchießen (tir aux pigeons) oder in den gut ausgeſtatteten Leſezimmern des Cercle Nautique. Für die Abendunterhaltung ſorgt man durch Veranſtaltung von Tanzpartien, kleinen Concerten durchreiſender Künſtler, Vorſtellungen von Zauberkünſtlern in den verſchiedenen Gaſthöfen. Das Hauptvergnügen bilden gemeinſchaftliche Pienic-Touren in die nähere und entferntere Umgegend, die durch eine Pferde-Eiſenbahn von der Ebene von Laval bis zu dem, nur durch das Kap de la Croiſette von der

Bucht von Cannes getrennten, schönen Golf von Jouan noch leichter zugänglich gemacht ist, welchen das französische Geschwader aus Toulon mit Vorliebe zu seinen Uebungen aufsucht. Der für größere Schiffe nur schwer zugängliche Hafen von Cannes selbst ist allerdings im Ganzen wenig belebt, doch verstreicht selten ein Tag, an welchem nicht, außer Küstenfahrern und zahlreichen Fischer- und Lustbooten, mindestens eine, fast ausnahmslos englische, Dampf- oder Segelyacht ein- oder auslaufe oder auf der Rhede läge.

Die landschaftlichen Schönheiten dieser kann freilich nur derjenige voll genießen, welcher die großen Straßen verläßt und zu Fuß einen der hundert kleinen Bergpfade einzuschlagen vermag, die das eigenthümlich geformte Hügelland in allen Richtungen durchziehen. Zwar leidet der Holzbestand auf den Höhen keinen Vergleich mit unsern deutschen Waldungen, aber es fehlt doch fast nirgends an Schatten, und jedes kleine Thal und jede Schlucht, welche, wie die Einschnitte zwischen den Zacken eines Sporns oder zwischen den Fingern der Hand, nach allen Seiten hin von dem eigentlichen Bergstock auslaufen, bringt, auf künstlichen Terrassen mit Orangenbäumen, Cassia oder Wein bestanden, oder mit Rosen- und Jasmin-Feldern und Gemüsegärten ausgefüllt, einen reizenden Farbencontrast gegen die großen Olivenpflanzungen hervor, in deren Schatten das junge Korn schon üppig in die Aehren schießt. Ueber solchen mannigfachen Vordergrund und manche freundliche Bauernhöfe, Dörfer und Städtchen hinweg schweift der Blick auf die in weitem Kreise höher und höher sich erhebenden Berge, die gegen Osten durch die schneebedeckten Seealpen, westwärts durch das Esterel-Gebirge und seine Ausläufer abgeschlossen werden. Dieses Gebirge und das von den neuen Stadttheilen weit überflügelte, auf und an einem steil abfallenden Hügel belegene, alte Cannes mit den Ruinen des ehemaligen Schlosses und der von außen kaum weniger verfallen erscheinenden uralten Kathedrale auf dem aussichtsreichen Mont Chevalier bilden, nebst dem Meer, überall die Glanzpunkte der Gegend.

Dem Vorgebirge Croisette gegenüber steigt eine Gruppe felsiger Eilande aus dem Meere auf, die Iles de Lérins oder Lerinischen Inseln. Aus ihr treten zwei größere, parallele und länglich gestreckte Inseln hervor, St. Honorat und Ste. Marguerite. Eine kleine Meeresstraße von $1^1/_2$ km Breite trennt dieselben von der Küste, an welcher Cannes mit seinen Orangen- und Limonen-Gärten, Oliven- und Wein-Geländen emporsteigt. Es ist das zugleich ein reich historischer Boden, auf welchem die vielgesuchte Heilstation unserer Zeit einen so raschen Auf erlangt hat. Nach dem mythischen Helden Lero, welchem die Gruppe der Lérins ihren Namen verdankt, haben Griechen und Römer, Saracenen und Spanier, Genuesen, Franzosen, Deutsche und Austro-Sarden um den Besitz jenes gesegneten Küstenlandes gestritten. Auf der Insel Ste. Marguerite, ehedem Lero genannt, hatte der Heros dieses Namens seinen Tempel stehen. Außerdem erwähnt Plinius noch einer Stadt Bergoanum, die sich auf derselben erhoben haben soll, die aber bereits zur Zeit des römischen Historikers nicht mehr existirte. Die Römer hatten später auf der Insel ein Arsenal für ihre Flotte errichtet, aber auch von diesem ist, Dank den nachfolgenden Barbaren und den französischen Ingenieurs, keine Spur mehr erhalten. Nachdem der heil. Honoratus den Lero-Tempel hatte zerstören lassen und auf der Nachbarinsel ein Kloster gegründet hatte, wurde Ste. Marguerite der beliebte Aufenthalt der Mönche, welche das beschauliche Leben den geselligen Genüssen des Conventes vorzogen, der nebenbei gesagt, im Jahre 699 nicht weniger als 3700 Köpfe zählte. Fast tausend Jahre später fiel die Insel in die Hände des Cardinals Richelieu, der sich ihrer im Namen des Königs bemächtigte und dieselbe befestigen ließ. Am ziemlich hohen, felsigen, nördlichen Ufer von Ste. Marguerite liegt noch das kleine, zur Zeit Richelieu's erbaute, jetzt ziemlich verfallene und nicht einmal mit einer Garnison versehene Fort, das dem mysteriösen Manne mit der eisernen Maske und, 1874, dem Marschall Bazaine als Gefängniß diente. Die Zelle, in welcher der erstere siebenzehn lange Jahre vertrauert haben soll, ist leider nicht ganz in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten. Der gemauerte Fußboden, zu dem man früher auf Stufen hinabsteigen mußte, ist um 3 m erhöht und befindet sich jetzt auf gleichem Niveau mit dem Vorplatz und der Thürschwelle. Dadurch ist das noch immer ausreichend hohe und ziemlich geräumige Zimmer offenbar viel wohnlicher geworden. Denn man kann jetzt bequem durch das Fenster sehen und hat, trotz des vierfachen starken Eisengitters, das vor demselben in die dicke Mauer eingefügt ist, eine leidliche Aussicht, während der unglückliche Gefangene kaum einen Lichtschimmer von der Fensteröffnung gehabt haben kann. Auch ist die Oeffnung in der gewölbten Decke des Zimmers, durch welche, nach der gewöhnlichen Angabe, der

Digitized by Google

Gouverneur St. Mars den Gefangenen beobachtet haben ſoll, nicht mehr vorhanden, und ſie ſoll auch niemals vorhanden geweſen ſein.

Ste. Marguerite iſt höher und grotesker geformt als die Nachbarinſel St. Honorat. Ihre Hauptzierde aber beſteht in einem ſchönen Nadelgehölz, welches den ganzen öſtlichen und ſüdlichen Theil des Eilandes bekleidet und von Kaninchen, Faſanen und vielen hier vor dem Feuerrohr der jagdluſtigen Cannenſer geſicherten Singvögeln belebt iſt. Den Waldbeſtand bilden Seefichten, untermiſcht mit anderen Bäumen und blühenden Geſträuchen, während der weſtliche, großentheils mit niedrigerem Geſtrüpp bekleidete, in der Blüthenpracht der verſchiedenartigſten wild wachſenden Blumen deutlich erkennen läßt, daß die Inſel klimatiſch noch mehr begünſtigt iſt als das nahe Feſtland. Ein ringsumherlaufender ſchattiger Weg iſt beſonders reich an den ſchönſten Ausſichtspunkten, bei denen das von den Wellen in den phantaſtiſchſten Formen zerriſſene Felsufer mit überhängenden Schirm-Fichten einen maleriſchen Vordergrund, erſt für die majeſtätiſche Kette der Seealpen, dann, nachdem man an der Südoſtſpitze ein kleines Erdwerk paſſirt hat, für mehrere der Schiffahrt ſehr gefährliche kleine Felsinſeln, für die nun ganz naheliegende Inſel St. Honorat, für das Eſtérel-Gebirge und das Meer bildet.

St. Honorat, das nur durch einen ſchmalen Meeresarm von Ste. Marguerite getrennt und kaum halb ſo groß iſt, trägt einen völlig verſchiedenen Charakter. Von dem dort ſchon im Jahre 410 von dem heiligen Honorat gegründeten Kloſter aus, das nach vielen Wechſelfällen jetzt von dem Biſchof von Fréjus Ciſtercienſer Mönchen übergeben iſt und eine Art Ackerbau-Colonie bildet, iſt im Laufe der Zeit auch über das Feſtland Südfrankreichs reiche Cultur verbreitet worden. Von den Kämpfen, die man dort einſt mit Seeräubern zu führen hatte, zeugen noch die ſtattlichen Ruinen eines alten feſten Schloſſes und ſeiner Abtei-Kirche. Die noch erhaltene Capelle und das Refectorium eines alten Kloſtergebäudes, neben dem ſich jetzt neue Räumlichkeiten für die 47 Brüder und eine, auf eine viel größere Zahl berechnete, neue Kirche erheben, bieten nichts von hiſtoriſchem oder künſtleriſchem Intereſſe. Nur der kleine, die Gebeine mancher Märtyrer enthaltende Kirchhof mit ſeinem Blumenſchmuck und die in ihren für ſolche Beſchäftigung wenig geeigneten braunen Kutten im Felde arbeitenden oder eine Kuh hütenden Patres rufen Gedanken über Vergangenheit und Gegenwart wach, die uns auch dann noch folgen, wenn die freundliche Inſel ſchon weit hinter uns liegt.

Gegen die Fremden iſt die Bevölkerung von Cannes und Umgebung überaus zuvorkommend und freundlich. Einen Einblick in die Gewohnheiten der Landbevölkerung zu thun, unter der man auffallend viele hübſche Männer mit glänzenden Augen und ausgeprägten ſüdlichen Geſichtszügen ſieht, geſtattet das Marktgetreide. Ein Urtheil über die Producte dieſes geſegneten Landſtriches gewähren aber die ausgeſtellten Marktwaaren nicht. Außer Hämmeln, Oliven und den ſchönſten friſchen Gemüſen iſt alles aus weiter Entfernung herbeigeführt. Nur die ſeltenen Seethiere, die, namentlich nach einem Sturme, in den mannigfachſten Farben und den wunderbarſten Formen die Körbe der Fiſchweiber füllen, und die auf den Tiſchen der Wildhändler friedlich neben einander liegenden Faſanen, Rebhühner, wilden Enten, Eichhörnchen, Katzen, buntfarbigen Häher, Stieglitze und andere Singvögel aller Art ziehen die Blicke der Vorübergehenden immer von Neuem auf ſich. Am Sonntag Nachmittag aber herrſcht, auch nachdem die Buden der bis Neujahr dauernden St. Nicolaus-Meſſe längſt wieder abgebrochen ſind, ein höchſt charakteriſtiſches Volksleben auf dem großen freundlichen Platze neben dem Hôtel de Ville. Ein Quackſalber mit großen Ringen in Naſe und Ohren, einem Feder-Barett auf dem Kopf und einem Tigerfell über die Schultern — der echte Charlatan, dem nur die Stimme fehlt, um ſofort die Rolle des Dr. Dulcamara im „Elixir d'amore“ zu übernehmen — preiſt von der Höhe eines gut beſpannten Wagens herab ſeine Heilmittel an, und zieht öffentlich einem willigen Opfer, deſſen Geſchrei durch türkiſche Trommeln und Pfeifen übertönt wird, einen Zahn aus. Ein anderer in einem ähnlichen Gespann, mit weiblichen Tambours, aber im gewöhnlichen Anzuge, ſucht ihm Concurrenz zu machen. Taſchenſpieler, Wahrſager, Seiltänzer und Gymnaſten ꝛc. ſammeln in gleicher Weiſe einen dichten Zuſchauerkreis um ſich. Den meiſten Zulauf aber haben zahlreiche Lotterien von allen möglichen Schnurrpfeifereien und candirten Früchten, vor allem aber die verſchiedenartigſten Roulettes, Würfel- und Kartenſpiele um Sous und ſchlechte Regie-Cigarren. Spielen ſcheint überhaupt die Hauptleidenſchaft Aller zu ſein. Das Lieblingsſpiel der Erwachſenen iſt auch hier das italieniſche Boccia, das man zu allen Zeiten und auf allen Wegen, Stegen und

Digitized by Google

Plätzen mit großem Eifer und Geschick betreiben sieht, während nur ganz vereinzelt ein paar alla mora-Spieler sich die Finger entgegenschlendern. Die Straßenjugend findet ihr Hauptvergnügen darin, mit Kupfermünzen nach einem in die Erde gesteckten Sou zu werfen, Wappen oder König, oder, malerisch in einer Straßenecke zusammengekauert, mit von Schmutz starrenden Karten zu spielen. Zur Abwechslung bombardirt man sich mit bitteren Orangen. Wie überall im Süden, ist auch hier die Zahl der großen und kleinen Faulenzer — von den zahllosen eigentlichen Bettlern aller Art ganz zu geschweigen — überraschend groß. Les gueux, les gueux, sont des gens heureux", singt Béranger. Die fleißigsten Arbeiter scheinen die Italiener zu sein.

Die Hauptbeschäftigung in dieser Gegend besteht in den schwunghaft betriebenen Industriezweigen, Parfümerien, candirten Früchten, schön geformten, emaillirten Thonwaaren, kunstvoll mit andern farbigen Holzarten ausgelegten Luxusartikeln aller Art aus polirtem Olivenholz u. dgl. Der Hauptindustrie, der Parfümfabrikation, dient der systematische Anbau aller jener auf ausgedehnten Feldern gezogenen wohlriechenden Pflanzen, des Jasmins, der Rosen, Tazetten, Veilchen, Cassia, die neben den Blüthen der bitteren Orangen, des wilden Rosmarin, des Thymian, Lavendel u. s. w. der Luft, theilweise auch im Winter, einen würzigen Geruch verleihen, die Parfümerien von Cannes und des nahen Städtchens Grasse mit ihrem wichtigsten Rohmaterial versehen und mit den Oliven den Haupterichthum des Landes bilden. Dieser Theil der Provence darf füglich die Heimath der Wohlgerüche heißen. Anderwärts sind Blumen Zierrathen, reizende Nebendinge; in dem Dreieck zwischen Cannes, Grasse und Nizza sind sie Stapelartikel. Sie wachsen wie Gras und Korn, wie Kartoffel und Mangelwurzel. Breite farbige Felder brechen unter der heißen Sonne hervor. Hier betreten wir Heimstätten nicht von goldenem Korn, sondern von Lavendelflächen; nicht von Käse, sondern von Olivenöl, nicht von Bier und älterem Wein, sondern von Orangenblüthe und Rosenwasser in Fässern; nicht von geronnenem Rahm, sondern von Jasmin- und Veilchenbutter. Es ist wie ein Land aus Tausend und Einer Nacht. Man erwartet, der dunkeläugige Bauer werde die an ihn gerichteten Fragen in Versen beantworten, und selbst das Bellen der Hunde werde eine Blumensprache sein. Man fühlt sich gedrückt von der verschwenderischen Pracht der Natur. Der Boden ist so fruchtbar, daß, um Douglas Jerrolds Witzwort anzuführen, wenn man den Boden mit einer Haue kitzelt, er mit einer Blume entgegenlächelt; oder, wie die Eingebornen sagen, wenn man einen Spazierstock pflanzt, so wird der Griff eine Blume treiben. Obwohl nichts einfacher und urzeitlicher sein kann als der südfranzösische Blumenfeldbau, ist doch die Blumenernte eine ungemein beträchtliche. Nizza allein hat 50,000 kg Orangeblüthen aufzuweisen, und Cannes, dessen Erzeugnisse dieser Art vorzugsweise wohlriechend sind, desgleichen; 100 kg Blüthen liefern etwa 40 kg Orangenwasser, wie es in den Handel kommt, 250 kg Blüthen 10—11 kg reines Neroliöl. Das Oel der noch unreifen Orange führt den Namen „Essence de petits grains", das Oel der Schale reifer Früchte heißt „Essence de Portugal", das der Blüthe „Neroli". Die Cassia von Farnese oder Cassia der Levante (Acacia Farnesiana), eine Leguminose, gedeiht besonders schön in Cannes und liefert jährlich an 4500 kg Blüthen. Cannes und Nizza sind im wahren Sinne des Wortes ein Veilchenparadies zu nennen. Die Veilchen, unter deren verschiedenen Sorten besonders das gefüllte oder Parmaveilchen prangt, werden unter dem grünen Schatten der Orangen- und Limonenbäume gepflanzt, oder eng an Mauern und Häusern, aber wie alle lebenden Blumen von den Damen der Gegend gering geschätzt. Nur die Bauern befassen sich mit ihrer Zucht, und zwar lediglich des Ertrags wegen; übrigens schätzen sie dieselben nicht mehr als wir Kartoffeln oder Kohl. Im Allgemeinen verpachten die Grundbesitzer ihre Felder nicht zu einem festgesetzten Preis, sondern sie treffen ein Uebereinkommen mit den Eigenthümern eines Laboratoriums, um das Gut und sein Erzeugniß zu bearbeiten, indem sie einen Theil des Gewinnes erhalten. Kleine Grundbesitzer verkaufen ihre Blumen an das Laboratorium, das ihnen den besten Preis bietet. Diese Laboratorien stehen meist in der Mitte der Blumenfelder, und der Hauptsitz der Parfümeriefabrikation ist die oben erwähnte Stadt Grasse, in diesem Artikel nächst Paris der wichtigste Ort Frankreichs. In ihren engen, steilen und krummen Straßen duftet es zur Erntezeit nach allen Wohlgerüchen; die Aussicht von dort ist wundervoll; sie erstreckt sich bis zu den Seealpen, bei klarem Wetter sogar bis zu dem an 180 km entfernten Korsika.

Wir setzen nun unsere Fahrt von Cannes längs der Küste weiter fort. An herrlichen Meeresbuchten

Digitized by Google

vorüber, durch reizende Landſchaften mit prächtiger Vegetation zieht ſich die Bahnlinie. Nur 15 km öſtlich von Cannes liegt Antibes, das Antipolis der Phökäer von Maſſalia. Später fanden die Römer gleichen Geſchmack an dieſem herrlich gelegenen Hafenort, und verliehen ihm Titel und Charakter einer lateiniſchen Stadt und Colonie. Die Via Aurelia, vom etruriſchen Geſtade heraufkommend, zog hier vorüber nach dem Forum Julii, dem heutigen Fréjus, wo einſt Agricola geboren wurde. Schon nach einſtündiger Bahnfahrt rollt der Zug in den Bahnhof von Nizza (franzöſiſch Nice), einem der ſchönſten der großen Eiſenbahn-Geſellſchaft Paris-Lyon-Mittelmeer. Wir machen natürlich Halt in dieſem Chefſitz des Departements der Seealpen (Alpes maritimes). In raſchem Wagen geht es hinunter durch die duftigen Alleen rieſiger Eucalyptusbäume, die prächtige Avenue de la Gare entlang, mitten hinein in's bunte Treiben der kleinen Weltſtadt. Man

Graſſe.

braucht Paris nicht geſehen zu haben, ein Gang über die Place Maſſéna und die Avenue de la Gare giebt einem ein vollſtändiges Bild der prächtigen Seineſtadt, ſo wogt und treibt die Menge auf den Boulevards, die Häuſer ſind hier wohl etwas kleiner oder um einige Stockwerke niedriger, aber die Pracht und der Reichthum in den Auslagen der Magazine wetteifert mit Paris, und inmitten der Straße daſſelbe Wogen von Tramways, Omnibus, prächtigen Karoſſen und Reitern. Nur macht ſich in Paris die niedere demi monde nicht ſo breit, wie hier in Nizza. Das erſte Ziel unſerer Streifzüge durch die Stadt gelte aber dem Schloßberg. Cannes hat ſeinen Mont Chevalier, Nizza ſeinen Schloßberg; wie dort, hat man auch hier einen wundervollen Blick auf die ganze Stadt und Umgebung. Vor uns die herrliche blaue See, zur Linken das Cap Montboron, gekrönt mit prächtigen Villen und Schlöſſern, links, uns zu Füßen, der geſchützte Hafen mit ſeiner geſchäftigen Umgebung, und hinter uns unten die grauen Dächer und engen Gaſſen der Altſtadt, ſie iſt von der täglich wachſenden Neuſtadt getrennt durch das breite, heute faſt waſſerloſe, ſteinige Bett des Paillon, an dem auf den geſchäftigen Quais palmenbeſetzte Promenaden und prächtige Straßen ſich hinziehen. Nach rechts

Digitized by Google

dehnt ſich in ſcheinbar endloſer Länge der Cours, das Boulevard du Midi mit dem Jardin public und in ſeiner Fortſetzung die Promenade des Anglais am Strande hin. Letztere erinnert viel an den Boulevard de la Croiſette in Cannes, der aber weniger großartig, wenngleich lieblicher iſt. An der Promenade des Anglais drängt ſich Gaſthof an Gaſthof und Villa an Villa und dahinter ein Häuſermeer, manchmal unterbrochen durch ſchattige Anlagen, grüne Squares, reizende Parks und Gärten. Trotz der Unmaſſe von Hôtels und Penſionen entſtehen immer wieder neue an allen Ecken und Enden, ſein Wunder, wird doch die Zahl der Einwohner (ca. 50,000) im Winter ſtets durch Fremdenzuzug mehr als verdoppelt und zieht das großſtädtiſche Leben in dem herrlichen Klima mit jedem Jahre mehr Fremde herbei. Wer fände in Nizza auch nicht ſeine Freudenrechnung? Der Naturfreund in der wunderbaren Schönheit des Ortes, der die mannigfachſten Reize vereint: der Weltling in dem Zuſammendrängen der verſchiedenartigſten Vergnügungen, wie ſie ſich ſonſt wohl nirgends in ſolcher Maſſe und von ſo heterogenem Charakter zuſammenfinden. Das Antlitz der See zugewendet, den Rücken an die Berge gelehnt, auf der einen Seite vom Cap d'Antibes, auf der anderen von den mit der alten Citadelle gekrönten Höhen von Villafranca flankirt, iſt es von geradezu bezaubernder Schönheit. Die Küſtenfläche, auf der es ſteht, iſt in einem Jahrtauſende langen Prozeſſe entſtanden durch Anſchwemmungen vom Meere, welche durch das Gebirgsland gegen das Wiederwegfluthen geſchützt und feſtgehalten wurden. Nun dehnt ſich zwiſchen den Bergen und der See die lange Küſtenſtrecke von Nizza nach Antibes 40 km weit und auf ihr erhebt ſich die Stadt, die lange mit Marſeilles um den Rang der „Königin des Mittelländiſchen Meeres“ gerungen.

Wie Cannes iſt Nizza, Garibaldi's Vaterſtadt, eine wahre Blumenſtadt! Der Jardin public, dieſes Toilettenzimmer Nizzas, iſt eine grüne Palmenvaſe in der immer weiter ſich ausdehnenden Häuſerwüſte. Wie üppig die Bäume ſtehen, die Lorbeeren und immergrünen Eichen, die Pfefferbäume und Kaſuarinen, die Agaven und Roſen, die Myrthen und die prächtigen Palmengruppen! Orangengärten mit ihren berauſchenden Düften klettern im Rücken Nizzas auf den Hügel von Cimiez empor, auf dem die Alten mit römiſcher Klugheit ihre Stadt gebaut. Aber Nizza begnügt ſich nicht zu grünen, zu blühen und zu duften. Florens liebliche Kinder müſſen ihre Düfte herleihen zur Erzeugung der verſchiedenſten Wohlgerüche, denn auch Nizza iſt eines der großen Centren dieſer Art von Fabrikation und dieſe bildet mit dem hochgeſchätzten Oele eine Hauptquelle des Reichthums für die Bewohner der Umgebung. Mit dieſen ſich zurecht zu finden, koſtet den Fremden, ihres Idiomes wegen, oft nicht geringe Mühe. Es iſt franzöſiſch, was da geſprochen wird, und doch hat es kaum eine Aehnlichkeit mit dem Franzöſiſch, das wir in Paris hören, es iſt auch italieniſch, allein es klingt ganz anders als die Sprache, die in Florenz an unſer Ohr geklungen. Das Eine und das Andere iſt mit Provençaliſchem ſo ſtark vermiſcht und wird in ſo tiefen Gutturaltönen geſprochen, daß es Zeit und einiges Talent erfordert, um ſich trotz tüchtiger Kenntniß des Franzöſiſchen und Italieniſchen darin zurecht zu finden.

Iſt Cannes nahezu eine engliſche Colonie, ſo iſt Nizza geradezu überfluthet von Amerikanern. Ihr Idiom erfüllt die Luft; zur Freude der Ladenbeſitzer, die in ihnen ihre beſten Käufer ſehen, ſchwärmen ſie ſchaarenweiſe durch die Straßen und das Sternenbanner ſpielt eine gar große Rolle in Nizza und ſeinen Gewäſſern. Im Cercle, in der Oper, auf der Promenade, in den Salons, allenthalben bilden die Amerikaner das vorherrſchende und beherrſchende Element. Erzählten nicht die Baulichkeiten und die Ruinen in Sicht von einer alten Welt und wäre nicht die franzöſiſche Garniſon, man würde ſich jenſeits des Oceans glauben. Die Nizzarden ſelbſt befreunden ſich zwar mit den Amerikanern ganz wohl, können ſich aber immer noch nicht an das franzöſiſche Regime gewöhnen. Man braucht nur der Frau, die den kleinen Buchladen am Hafen hält, zuzuhören, um ihrem Geplauder die Stimmung ſo ziemlich der ganzen Bevölkerung zu entnehmen. In ihrem ſchwer verſtändlichen, aber wohllautenden Idiome predigt ſie gegen die „Inſolens“ der neuen Herren, wie ſie das Gebahren der Franzoſen tauft. Klagen die Nizzarden über die Franzoſen, ſo klagen die Franzoſen nicht minder über die Nizzarden. Die Buchhändlerin am Hafen hat ihr diametrales Widerſpiel in der Vollblut Pariſer Marchande-de-Modes, die über die „unartige Stupidität“ der Eingeborenen zu klagen kein Ende findet und dieſelben wieder ihrerſeits als eine Art Barbaren betrachtet. Sie klagt, daß man auf das freundlichſte bon jour keine Antwort erhalte, und jammert, daß man im Café oder wo immer einer Dame nicht Platz

Digitized by Google

Nizza.

Digitized by Google

Digitized by Google

mache, ein für eine Franzöſin allerdings beinahe unerhörter Act der Rohheit. So bleibt denn die Kluft zwiſchen den Eingebornen und den neuen Herren des Landes immer noch eine unausgefüllte. Zwiſchen zwei ſo abſolut verſchiedenartigen nationalen Temperamenten, wie es jene der Franzoſen und Italiener, bei wenn auch großer Verwandtſchaft in den Charaktergrundzügen, dennoch ſind, iſt ein guter Einklang nur ſchwer zu gewärtigen.

Wer mehr Vergnügen ſucht, als Cannes bietet, wem Mentone zu ſehr Sanatorium iſt, der findet in Nizza den genußreichſten Winteraufenthalt. Scheut man aber den ſtarken, kalten Luftzug von den Seealpen aus, dann erſtiegen man im Rücken der Stadt den Hügel zu Cimies. Dort finden ſich auf den ſchönſten Ausſichtspunkten die reizendſten Villen in den verſchiedenartigſten Dimenſionen. Cimiés iſt für Nizza, was Canet eines Tages für Cannes ſein wird. Eine Hügelkette ſchützt es vor den eiſigen Winden, die über ſein Haupt hinweglegen, die Luft reinigend, und die ſüdwärts gewendeten Häuſer fangen all den köſtlichen Sonnenſchein ein, mit dem die Gegend auch im Winter geſegnet iſt. Wer aber an Stelle Nizza's Cimies erwählt, der iſt auch, was Unterhaltung anbelangt, nur auf ſeine eigenen Hülfsquellen angewieſen. Da giebt es keinen Cercle kein Theater, keine Concerte, keine Promenaden zu den Klängen einer Muſikcapelle. Während man all das in Nizza in Hülle und Fülle findet, iſt der unterhaltendſte Ort zu Cimies im Kloſter; inſofern nämlich der unterhaltendſte, als die freundlichen Mönche in liebenswürdigſter Bereitwilligkeit den Fremden ihre große Bibliothek zur Verfügung ſtellen. Was aber braucht man mehr, um glücklich oder doch mindeſtens zufrieden zu ſein, als eine ſo herrliche Gegend und treffliche Bücher? Welchen Weg immer man da einſchlägt, er iſt reizvoll und führt zu einem Ausſichtspunkte, der ganz allein ſchon eine weite Reiſe dahin der Mühe werth machte, aus einem Lande, in dem der Winter nichts Anderes bietet als erſtarrende Kälte und eine dicke Schneedecke über Alles, was der Landſchaft Reiz verleiht. Hat man von dem ſtillen Cimies aus dem lebensluſtigen Nizza einen Beſuch abgeſtattet und klimmt man den ſteilen, 260 m hohen Hügel wieder hinauf, ſo gedenkt man wohl des Virgil'ſchen Aphorismus über den Unterſchied zwiſchen dem descensus und ascensus Averni. Doch iſt Nizza die Nährmutter von Cimiés, das durch Vermittlung der „Chefs" und Poſtboten alle guten Dinge aus dem bunten Chaos dort unten erhält. Der Verkehr aber der Gäſte zu Cimies und Nizza von einem Orte zum anderen iſt ein nur ſeltener. Und doch giebt es wohl kaum eine genußreichere Fahrt als jene von der Riviera über die Promenade des Anglais, durch Carabacel nach Cimies und von da über das römiſche Amphitheater die nördliche Straße herunter nach Nizza. Kaum minder ſchön iſt der Weg von Mentone nach Cimies.

In alten Zeiten machte man die Fahrt an der Riviera hin mit dem Vetturin: es war wohl genußreicher als jetzt mit der Bahn, aber drei Tage von Genua nach Nizza und mindeſtens 150 Lire werden jetzt Wenige aufwenden mögen; die Eiſenbahnfahrt dauert blos 7—8 Stunden und auch ſie bietet des Herrlichen eine wahre Fülle. Kaum irgendwo wird eine Küſte eine ſo reiche Gliederung aufweiſen: tiefe Buchten wechſeln fort und fort mit Vorgebirgen, ſtarre Felſen, an denen ſich die Woge bricht, mit ſaftigen Geländen, über und die zerriſſenen Berge mit Dörfern und Ruinen, alten Burgen, Thürmen und Klöſtern, zur Seite das tiefblaue Meer mit einigen intereſſant geformten Inſeln. Anziehend geſtaltet ſich die Fahrt da, wo von einem Ende einer Meeresbucht ein beherrſchender Blick auf den weiten Bogen ſich aufthut, ſo beſonders ſchön auf Savona, Porto Maurizio, S. Remo, Mentone, Monaco. Aber freilich rauſcht jedesmal, wenn es am ſchönſten iſt, der Zug in einen Tunnel ein, viel öfter und ſtörender noch als am Gotthard, und ſo löſt ſich denn, was man ſchauen kann, in eine Anzahl prachtvoller Guckkaſtenbilder auf. Man muß deshalb den ſchönſten Punkten einen Beſuch widmen, vor Allem in die Höhe ſteigen. Außer der Eiſenbahn führt eine neue unter Napoleon III. erbaute Straße am Meere hin. Sie iſt ein glänzendes Zeugniß der Straßenbaukunſt, zu einem großen Theil den Felſen abgewonnen, öfters durch kleine Tunnelle, noch mehr durch lange Felſeneinſchnitte, die oft über 100 m hoch geſprengt werden mußten; die Eiſenbahn läuft neben, unter und über der Straße.

Vielleicht die an ſchönen Bildern mannigfaltigſte Tour gewährt aber die alte Route de la Corniche von Nizza nach Mentone. Dem Umſtande, daß die Altvordern noch nicht ſo weit im Felſenſprengen und Tunnelbohren waren, wie unſere Zeit, vielleicht auch, daß ſie ihre Straßen außer dem Bereiche der Räubereien von Normannen und Sarazenen halten, oder zwiſchen zwei Küſtenpunkten die nächſte Linie über die Berge

Digitized by Google

einhalten wollten, verdanken wir heute noch in der alten, übrigens wohl gehaltenen Straße von Nizza nach Mentone eine Reihe der entzückendsten landschaftlichen Scenerien, südliche und Gebirgslandschaft im innigsten Einklang. Im Thal des reißenden Nizza'er Gießbachs, des Paglione, immer steil bergauf, nördlich ins Gebirg hinein, steigt die Straße; Agaven, Kaktus, Yucca mit ihren langen Blüthenstängeln zieren die Raine; rückwärts und seitwärts schweift der Blick über das dichtbebaute Paglionethal und die wunderbare Stadt an seinem Ausfluß; wie ein Maulwurfhügel schaut schon der belaubte Schloßberg von Nizza drein, der selbst eine so schöne Rundsicht entfaltet; viel umfassender ist sie hier, weit draußen am Meere zeigt sich Cannes, das schöngeschweifte Estérelgebirge in seinem Hintergrunde, die Lerininseln davor. Immer weiter hebt sich der Blick; die Straße steigt zu dem die Spitze des ersten Berges krönenden Observatorium empor; wo sie sich, ins Gebirge eindringend, wieder gegen Süden wendet, harrt eine herrliche Ueberraschung: auf einmal steht eine lange Reihe der eis- und schneebedeckten Seealpen, in der Gegend des Col di Tenda, in ihrer ganzen Majestät, schimmernd im Sonnenlicht, ganz klar und anscheinend ganz nahe vor uns. Dann aber löst wieder für unser Schauen die See das Gebirge ab. Nirgends zeigt sich die reiche Gliederung dieser Küste und die Farbenpracht des Mittelmeers so üppig wie von dieser hohen Warte aus. Der weite Golf von Villafranca ist der Mittelpunkt des Bildes. Er dient, seit er mit Nizza französisch geworden, der französischen Flotte als Marinestation, das alte Fort Montalban, das manchem Seeräubereinfall Einhalt gethan haben mag, ist jetzt Sperrfort des Hafens; westlich schützt der hohe Monte Borone diesen tief ins Land eingeschnittenen Golf, östlich die lange waldige Halbinsel St. Jean mit der Laterna an der Spitze; und damit die Gliederung dem von oben schauenden Auge noch reicher sich gestalte, streckt die Halbinsel gegen Osten hin weit hinaus eine schmale Landzunge, Ospizio, zur Belebung der nun folgenden weiten Bucht, des mar d'Eza. Während wir uns an dieser Landschaft kaum satt sehen können, macht die Landstraße wieder eine Wendung, und wieder strahlen prunkend in Eis die Seealpen herüber. Endlich nach vollen zwei Stunden, welche ein paar tüchtige Rosse brauchen, ist die Höhe erreicht, ebenfalls zwei Stunden geht es dann allmählich wieder herab. Bald kommt ein neues Bild an die Reihe: auf einem isolirten Fels, rechts tief unter uns, aber fast senkrecht hoch über dem Meer, von diesem als Hintergrund sich abhebend, einem Schwalbennest ähnlich, steht Eza, einst eine Raubburg, jetzt ein paar in die Felsen eingebaute halbverfallene Häuser mit einer Kirche. Lange fesselt dies merkwürdige Felsgebilde das Auge; eine Krümmung der Straße bringt eine neue Ueberraschung, das Städtchen Turbia, überragt von einem kolossalen Römerthurm, dem Reste der im Jahre 12 n. Chr. hier von den Römern zum Preise der Unterwerfung ligurischer Völker errichteten Tropaea Augusti. Dem ganzen Gebirge giebt der auch von unten weit und breit sichtbare Thurm sein Gepräge. Weiteste Aussicht, wieder bis zum Esterel, gewährt diese Höhe. Wir aber schauen wieder erwartungsvoll zur Tiefe nieder: eine Ecke, ein Vorgebirg noch, und Monaco, an dem wir (geographisch) längst vorüber sind, wird plötzlich sichtbar: der gewaltige Felsen, wie ein Ellbogen ins Meer hinausragend, trägt auf seinem Rücken fast das ganze Fürstenthum Monaco, Schloß und Häuser, eine von Frankreich umklammerte Halbsouveränetät, ein Fürstenthümchen, dessen unter französischem Schutze stehender Herrscher zur Freude der Liebhaber über einen wahrhaft geschmackvollen, schönen, glänzenden Ordensstern verfügt. Leider wird das Bild von Monaco durch den Fleck der im Monte Carlo eingenisteten Spielbank getrübt, welche sich, aus ganz Europa vertrieben, auf dieses wunderbare Stück Erde geflüchtet hat und in ihrem Gefolge eine große Menge jener männlichen und weiblichen problematischen Existenzen mit sich führt, für welche die bekannte Bezeichnung der „Halbwelt" eigentlich noch als eine unverdiente Begünstigung erscheint. Die Bevölkerung des kleinen Ländchens ist seit Aufhebung der deutschen Spielbanken außerordentlich schnell angewachsen. Im Jahre 1881 wurden 9108 Personen bei der Volkszählung ermittelt, doch befanden sich darunter nur 1203 innerhalb des Fürstenthums Geborene; ja die eingeborne Bevölkerung vermindert sich allmählich, wogegen die Zahl der Franzosen sich innerhalb neun Jahren vervierfacht hat. Vielleicht ist die Bucht von Monaco das reizendste Landschaftsbild der ganzen Riviera; an den steilen Fels von Monaco schmiegt sich ein lachendes Gelände und der reizende Hügel Monte Carlo mit dem Casino, und weit im Osten schließt die lange Halbinsel San Martino den weiten Busen, welchen wir hoch oben am Berge umkreisen. Es ist ein Paradies, theils von der Natur, theils vom Menschengeiste geschaffen, welch letzterer in den geradezu wunderbaren Gartenanlagen von Monte Carlo wahre Triumphe feiert. Herrlich ist von der

Digitized by Google

Terraſſe des Caſino die Ausſicht, nun iſt Monaco's Fels im Vordergrund. Prachtvolle Gärten mit Palmen und alle Blumen des italieniſchen Himmels laden zum Genuß; Alles iſt hier Jedermann geöffnet, die Spielſäle gegen bloßes Vorzeigen der Karte. Villen, Gaſthöfe und Parkanlagen charakteriſiren dieſe Stätte des Luxus, aber auch die Hauptſtadt des Fürſtenthums, Monaco ſelbſt, bietet Komfort in jeder Beziehung und im Ueberfluß.

Ziehen wir von Monaco weiter, ſo ſchwebt hart über der alten Straße ſenkrecht im Felſen eingeniſtet wieder ein alter Adlerhorſt, jetzt theils Ruinen, theils Citronengärten und Häuſer: Roccabruna oder Roquebrune. Auf der Höhe des Vorgebirges Martino iſt jetzt Mentone ſichtbar, weiterhin das ſchon italieniſche Ventimiglia und das palmenreiche Bordighera. An der franzöſiſchen Riviera, wie man den Küſtenſtrich von Nizza bis Mentone bezeichnen könnte, hat man das Wort: „In Nizza unterhält man ſich, in Monte Carlo läßt man

Mentone.

ſein Geld, in Cannes wird man geſund und in Mentone — geht's zu Ende.“ Das Letztere iſt nun freilich ſtark übertrieben. Vielmehr ſteht Mentone, dicht an der italieniſchen Grenze, vom ärztlichen Standpunkte unter all den reizenden Küſtenplätzen der Riviera unſtreitig in erſter Linie. Hart am Meeresufer gelegen, im Weſten vom Cap San Martino, im Oſten durch die Rochers rongés, begrenzt, im Norden ſich an die ſteilen Ausläufer der See-Alpen anlehnend, bietet es alle Garantien einer möglichſt geſchützten Lage. Die Bucht, an welcher es liegt, wird durch eine Landzunge in einen öſtlichen und einen weſtlichen Theil geſchieden, und von den Fenſtern eines höhern Stockwerkes etwa im Hôtel du Louvre bietet ſich ein wunderbarer Anblick über die Stadt und die Landſchaft mit ihren Palmen-, Orangen und Citronenbäumen nach dem unendlich ſcheinenden Meere hin. Auch die Nacht gehört ein Spaziergang am Ufer der See bei dem prachtvollen Lichte des Vollmondes zu dem Genußreichſten, was man ſich vorſtellen kann.

Digitized by Google

Die Insel Korsika.

Nur 180 km südlich von Frankreich entsteigt die Insel Korsika der blauen Meeresfluth, Frankreich, Italien und Spanien so nahe, und doch scheinbar aus der Welt, von der Welt abgeschlossen, — von derselben seltsam verschieden. Seiner Natur nach gehört das Eiland, welches ein französisches Departement bildet, ganz zu Italien. Die Gestalt der Insel ist eine Ellipse, mit einem 40 km langen, 12 km breiten, nach Norden angesetzten, schmalen Zeigefinger, Cap Corso genannt, der früher feindlich, wie ein Dolch, gegen das eroberungssüchtige und gehaßte Genua gerichtet war und seit der glücklichen Vereinigung mit Frankreich als der Ansatz zu einer internationalen Brücke hinüber zu dem festen Lande anzusehen ist. Die länglich ovale Gestalt Korsikas ist bedingt durch ihr massiv steinernes Knochengerüst von Urgranit, einem gewaltigen, ebenfalls ovalen Ringgebirge, welches das Innere der Insel wie einen weiten, in sich zerrissenen Krater umschließt, nach Norden zum Cap Corso und nach Süden zum Felsenvorsprung von Bonifacio zwei fast gleich lange Spiralverlängerungen, nach Westen ein längeres, nach Osten ein kürzeres Rippensystem entsendet. Diese hohe Gebirgsfeste, welche mit 2710 m im Monte Cinto gipfelt, der größten Höhe der Mittelmeerinseln außer Sicilien, durchzieht Korsika wie eine organisch gebaute Wirbelsäule und bedingt den wild erhabenen Charakter der Insel; die Gebirge sind außerordentlich zerklüftet, jäh zerrissen, was nur durch die Einlagerung von Kalk ins Urgebirge sich erklären läßt. Die Zersetzung des Kalkes auf den Spitzen des Hochgebirges ist die Ursache der wunderbar pittoresken Formen und der Schönheit der Berge. Zugleich gewährt die ungewöhnliche Erhebung des Innern eine merkwürdige Abwechslung der Klima- und Pflanzenzonen in den kürzesten Entfernungen von einander. Im ganzen Umkreis der verhältnißmäßig nicht großen Insel — sie ist fünfmal kleiner als die Schweiz — kann man am gleichen Tage mit Bequemlichkeit drei vollständig verschiedene Zonen durchstreifen.

Da ist zunächst das Tiefland oder die feuchtwarme Zone. In den Niederungen und am Unterlauf der vielen aus den breiter gewordenen Thälern hervorbrechenden Flüsse bis zu 600 m Höhe gedeiht eine fast tropische Flora: die Fächerpalme, welche auf Felsen am Meeresstrande wächst, und die Dattelpalme, wahrscheinlich aus Afrika her verpflanzt, auf den geschütztesten Stellen der Küsten. Die Cactus opuntia und die amerikanische Agave wachsen überall an warmen, felsigen, dürren Orten. Ich erwähne ferner den Johannisbrodbaum, die Citrone, Pomeranze, Orange, Stein- und Korkeichen, den Oelbaum, nicht zu verwechseln mit dem wilden Oleaster. Die Feige, die Granate, der Weinstock geben in Korsika gute Früchte, selbst wenn der Landmann sie nicht pflegt; und das Klima wie der Boden dieser schönen Insel sind der Limone und der Orange und anderen Bäumen derselben Familie so günstig, daß sie hier, besonders auf der Westküste, wahre Wälder bilden. Die Mandel, die Kirsche, die Pflaume, der Apfelbaum, der Birnbaum, der Pfirsich und die Aprikose und im Allgemeinen alle Obstbäume Europas sind dahier gemein. Endlich könnte der Mensch, wenn er wollte, ohne viele Mühe das Zuckerrohr, die Bammwolle, den Tabak, die Ananas, den Krapp und selbst den Indigo mit Erfolg hierher verpflanzen; mit einem Worte, Korsika könnte für Frankreich das Klein-Indien des Mittelmeeres sein. Die zweite Zone kommt dem Klima von Mittelfrankreich und der Bretagne, den Kanalinseln gleich. Der charakteristischste Baum für diese Zone ist die zahme Kastanie, welche bis zur Höhe von 2000 m hinaufgeht, um dann von den immergrünen Eichen, Tannen und Juniperus abgelöst zu werden; es ist dies die Zone, in welcher die Korsen in ihren Gebirgsdörfern leben. Die dritte Zone, welche durch die Tanne und das Wildschaf charakterisirt ist, zeigt den felsigen Hochgebirgs-Typus mit geringer Vegetation bis zu den niedersten pflanzlichen Organismen.

In der Tieflandsregion liegt im Norden der Insel und an ihrer Ostküste der kleine aber gar malerische Hafen von Bastia, der früheren Hauptstadt Korsikas, von wo aus wir einen Streifzug durch die Insel unternehmen wollen. Der erste Eindruck von Bastia, wo uns statt Dienstmännern eine ganze Reihe stattlicher Mädchen erwarten, ist ein völlig fremdartiger, man möchte fast sagen maurischer: eine bastionirte, mit Thürmen wohlbefestigte Stadt voll alter brauner Häuser auf hohem Felsen, selbstverständlich schmutzig und ihre Boulevards

Digitized by Google

ſtinkend. In der etwa 18,000 Einwohner zählenden Stadt iſt mit Ausnahme des anſehnlichen Juſtizpalaſtes und einem Standbilde Napoleons I. kaum etwas zu ſehen. Um ſo herrlicher ſind die Spaziergänge in ihrer Umgebung, deren außerordentliche Fruchtbarkeit bis hoch in die Berge hinauf geht. Baſtia liegt eben dort, wo an den Rumpf der Inſel ſich der gebirgige Vorſprung des Cap Corſo anſetzt, der an ſeiner weſtlichen Baſis den Hafen von San Fiorenzo (St. Florent) im gleichnamigen Golf hat. Dahin führt auf guter Straße eine 2—3ſtündige Wanderung, einer der ſchönſten Spaziergänge auf der ganzen Inſel. Unterwegs ſind überall verfallene Coſtelle, von den Genueſen angelegt. Man gewinnt hier ſchon einen Einblick in die „Moquis", d. h. den Buſchwald, der Korſika eigenthümlich iſt. Ueberall auf der Inſel, wo das Land nicht cultivirt iſt, wächſt dieſer Moquis, ein bis 5 m hohes, buntes, dichtes Gemiſch, oft von niedriger Baumhöhe, aus Myrthen,

Baſtia.

Arbutus, Ciſtus, wildem Spargel, Baſtardlorbeer, Rosmarin, Ginſter, Piſtazie, Lentiscus, Erica, Thymian, Pfeffermünze u. ſ. w. zuſammengeſetzt und damit vermengt und darin eingeflochten Cactus und Agaven. Vom Col di Tighime, der etwa 1300 m Paßhöhe, hat man einen wundervollen Ausblick weſtlich auf den Golf von San Fiorenzo mit ſeinen maleriſchen Ausbuchtungen und gegen das Cap Corſo, öſtlich auf das Meer zwiſchen Korſika und dem italieniſchen Feſtlande mit den drei pittoresken bergigen Inſeln Capraja, Monte Chriſto und Elba. Wer nicht die ganze Halbinſel des Cap Corſo umkreiſen will, ſollte doch nicht verſäumen, an der Küſte nordwärts gegen das Cap Corſo zu pilgern, ſo weit, bis er den ſogenannten Thurm Seneca's erblickt, der viele Jahre in Korſika, aber nicht hier in der Verbannung lebte. Wie ein in Gedanken ſtehen gebliebener Stoiker ſchaut die ſteile Felsnadel weit ins Land und Meer hinaus. Südlich von Baſtia breiten ſich dagegen ſumpfige, Fieber aushauchende Niederungen aus, welche von den Sümpfen von Biguglia geſpeiſt werden. Eigenthümlicherweiſe iſt die Italien zugekehrte Oſtküſte flach, von Lagunen begleitet, malariaſchwanger und unwohnbar, und nur im äußerſten Süden und Norden finden ſich gute Häfen: der, leider von Fiebern heimgeſuchte von Porto

Digitized by Google

Vecchio und Bastia, letzterer der bei weitem wichtigste, das Organ, wodurch Korsika seit jeher den lebhaftesten Verkehr mit Italien, namentlich mit Genua und dem sehr nahen Livorno unterhalten hat. Die Sümpfe oder Lagunen an der Ostküste Korsikas, dem am meisten von Malaria geplagten Bezirk im Mittelmeere, haben aber nicht seit jeher bestanden. Vor 2000 Jahren gab es eine vertheidigungsfähige Stadt an der Küste mit Namen Alcria, und 120 Jahre später wurde eine römische Kolonie daselbst gegründet, der Sitz eines sehr beträchtlichen Handelsverkehrs. Dies dauerte fort und die Küste war bewohnt bis ins Mittelalter, als wegen der Seeräuber die Einwohner sich veranlaßt sahen, ihre Sitze in den Bergen aufzuschlagen. In den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts hörten die Ebenen auf bewohnbar zu sein, und seitdem hatten sie ununterbrochen im Sommer die tödtliche Malaria. Mariana, eine andere alte und mittelalterliche Colonie an der Lagune von Biguglia, ist gleichfalls verlassen worden. Nördlich von den Lagen dieser beiden Städte erstreckt sich eine Lagune, die früher aller Wahrscheinlichkeit nach eine offene Bucht war. Der feine Sand und Schlamm der Flüsse wird nach Norden getrieben und bildete eine Barre oder Sandbank vor der Küste, die offene Bucht in eine Lagune verwandelnd. Das Wasser ist darin im Winter nahezu süß, im Sommer überall brackisch und von dem Schließen der Lagunen rührt die Malaria her. In neuester Zeit fangen die Franzosen an, leider noch viel zu wenig in Folge der Lässigkeit der Bevölkerung, den Fieberbaum Eucalyptus globulus an sumpfigen Stellen zu pflanzen, neben der Drainage und der Ableitung der Sümpfe ins Meer das einzige Mittel, um die unangebauten Gegenden bewohn- und bebaubar zu machen.

Ein Stück dieser gemiedenen Gegend durchzieht die von Bastia quer durch die Insel nach Ajaccio führende Eisenbahn, ehe sie bei Vescovato direkt nach Westen ins Gebirge abschwenkt. Sie ist erst seit Kurzem eröffnet und ist auch vorläufig die einzige Linie der Insel. Ehedem bediente man sich der vortrefflichen Post, besonders der „Berlina" (Eilpost), mittelst deren man die Strecke von Bastia nach Ajaccio, etwa 200 km, in 17 Stunden, bergauf im Trab, bergab im Galopp zurücklegte. Einen prächtigen Anblick gewähren die Hunderte und Tausende von Agaven, worunter immer von Zeit zu Zeit eine blühende, mit den 5—6 m hohen Blüthenschäften, welche eine natürliche und undurchdringliche Hecke auf beiden Seiten der Straße bilden. Noch bei Vescovato fallen die erdfahlen Gesichter und die eingefallenen Wangen der Menschen auf, die kaum sich auf den Beinen zu erhalten vermögen. Die Landschaft bis hierher, mit Goldwurzblüthen übersäet, ist eine der fruchtbarsten in Korsika und mit Oel- und Fruchtbäumen, sowie mit Mandeln, deren Früchte schon im Mai reifen, reich besetzt, aber auch eine der vom Fieber am meisten heimgesuchten. Nunmehr wird die Landschaft immer öder und unfruchtbarer, die Vegetation tritt zurück, während sich auf beiden Seiten der Straße kolossale Serpentinfelsen in unerreichter Schönheit zeigen. In dieser Gegend, wie überhaupt fast im ganzen centralen Korsika sind noch lauter ungehobene mineralische Schätze, es existirt kaum ein Erz, welches nicht vorhanden wäre. Vor Vescovato trennt sich die Straße nach Süden und ins Innere der Insel; letztere, sowie der andere Schienenweg, biegt unter rechtem Winkel ab und steigt allmählich ziemlich steil am linken Ufer des wildschäumenden Golo-Flusses empor; immer reicher wird der Buschwald, immer farbiger die Scenerie, bis wir Ponte nuovo erreichen. Dieser Fieberort ist das korsische Thermopylä, wo Clemens, der Bruder Pasquale Paoli's, des heldenmüthigen Vertheidigers seines Vaterlandes, und seine Schaar in mörderischer Schlacht am 9. Mai 1769 der Uebermacht der Franzosen erlagen, welche der Unabhängigkeit der Insel ein Ende machte. Wir übersetzen den Golo auf einer großen steinernen Brücke, jenseits welcher die Landschaft wilder und wilder wird, bis Ponte à la Leccia sichtbar ist, wo man den schönen, gar wunderlich gezackten Monte Pedro in Sicht bekommt und die Straße nach Calvi und der Balagna, einem außerordentlich fruchtbaren Gebirgsthal, nach dem Westen der Insel abzweigt. Der grüne Golo ergießt sich unterwegs oft recht wildschäumend über kühne Thonschiefer- und Marmorgebilde. Auf der Paßhöhe erscheint dann in prächtigem Kessel, von Bergen amphitheatralisch umschlossen, das romantische Corte mit seiner das Thal beherrschenden Citadelle, eine Mondlandschaft, wie man sich für dieses ehemalige Brigantennest keine schönere denken kann. Corte ist die moralische Hauptstadt, wenn wir sie so nennen dürfen, weil im Centrum des Landes gelegen und von hier aus der ganze Freiheitsdrang und Unternehmungsgeist der Korsen sich der Peripherie mittheilte; jetzt freilich ist es ein ärmliches Städtchen von 6000 Einwohnern, aber noch zehrend von den Erinnerungen an seinen großen Helden

Digitized by Google

Ajoccio.

Digitized by Google

Digitized by Google

Pasquale Paoli; die Statue dieſes Waſhingtons Korſikas erhebt ſich auf einem kleinen Platze am Eingange der Stadt, welche ſeinerzeit der Mittelpunkt der Republik geweſen. Corte's Altſtadt, welche man nicht wegen ihrer Geſchichte, ſondern auch wegen der Regelloſigkeit ihrer Anlage mit Sparta vergleichen, iſt auf einen Ausläufer des ſchneigen Monte Rotondo, den Abhang eines Hügels, gebaut, der ſchroffer und ſchroffer aufſteigt, auf ſeiner Spitze die aus den korſiſchen Freiheitskriegen berühmte Feſte trägt — ſie nimmt ſich wie ein Adlerhorſt aus — und dann in jähem Falle zu dem Bette abſtürzt, in dem der Tavignano brauſt. Die roſtbraunen Felſen, aus denen nur hie und da ein grüner Buſch oder ein hellangeſtrichenes Häuschen hervorſchaut, ſind nach der Weſtſeite ganz unzugänglich und von finſterem, drohendem Ausſehen. Der neuere Theil der Stadt wird weſentlich durch eine breite, zu beiden Seiten mit Bäumen beſetzte Straße gebildet. In der

Corte.

unmittelbaren Nähe Corte's ſind wohlunterhaltene Felder, Obſt- und Gemüſegärten. Drüben aber auf dem rechten Ufer des Tavignano thürmen ſich die rauhen Vorberge des Monte Rotondo empor, deſſen meiſt mit Schnee bedecktes und in Nebel gehülltes Haupt nur ſelten ſichtbar wird.

Seine herrliche geſunde Lage läßt Corte m nicht zu ferner Zukunft als einen Centralplatz für Hochgebirgsreiſende vorausſehen, denn hier iſt der Ausgangspunkt für die Beſteigung der höchſten Berge von Korſika, insbeſondere des Monte Rotondo (2625 m), welcher für den höchſten Gipfel des Eilands galt, bis neuere Meſſungen ihm dieſen Ruhm zu Gunſten des Monte Cinto raubten. Man reitet vier Stunden durch das prächtige Felſenthal der Reſtonica, deſſen Wildheit von wenigen in den Alpen erreicht, geſchweige denn übertroffen wird. In den erſten Stunden kann ſich das Auge nicht ſatt ſehen an den Kaſtanienwäldern, welche die fahrbare Straße zu beiden Seiten begleiten und deren Grün ſo prächtig abſticht von dem tiefen Blau des Himmels und dem düſtern Grau der Granitfelſen. Die Kaſtanie iſt der eigentlich nationale Baum Korſikas, der Baum der Mittelzone, wo die Mehrzahl der Korſen, gleichweit entfernt von den kahlen Eis- und

Digitized by Google

Schneegipfeln der Berge und von dem Giftdunste der sumpfigen Küstenebene, wohnt. Er ist gewaltiger an Wuchs und fruchtbarer als sein Bruder auf dem Festlande. Donnernd fällt die krystallhelle Restonica manchmal in gewaltigen Absätzen herab bis zu den Sennhütten, wo man Nachtquartier hält, das freilich bescheiden genug ist, in Ermanglung von Decken in Gesellschaft von Wanzen und Flöhen, welch' freundliche Thierchen in einer Höhe von 2200 m dem reinlichen Hirten gefolgt sind. Gegen diese Behausungen sind die Schäferhütten in unseren Alpen, ja die Pfahlbauten unserer Urahnen wahrhaft üppige Paläste. Man denke sich einen mannshohen Haufen ungefüger Steine übereinandergewälzt und an einen Felsen gelehnt, darüber einige mit Steinen beschwerte Bretter; vor dem Schlupfloch, durch das man in das Innere kriecht, ein einige Fuß breiter, von einer Steinmauer eingeschlossener Raum zur Aufbewahrung des Geräthes, in den Seiten dieses idyllischen Gebäudes hie und da ein Loch, durch das der Rauch des Herdfeuers dringt. Die Gegend wird nun immer wilder; an die Stelle der Kastanien treten Tannen und Fichten, terrassenförmige Felsen steigen zur Pianura empor, wo sich die letzte Grotte oder besser gesagt das letzte Steinloch befindet. Nach zwei weiteren Stunden ermüdenden Steigens über ein wahres Felsenmeer, welches nur noch von den niedersten Pflanzen, Flechten und einigen Moosen bekleidet ist, kommt man an den Lago Nero, der der munteren Restonica den Ursprung giebt. Von hier aus ist der beschneite Gipfel zu erblicken, der aus diesem kraterförmigen Felsenamphitheater noch 500 m emporgehoben ist. In anderthalb Stunden ist der Gipfel in beschwerlicher Wanderung, theilweise über Schneefelder, erreicht. Wer vom Glücke begünstigt ist, überschaut dann ein Panorama weit großartiger als das vom Montblanc. Weithin streift das Auge über das Inselland weg in die strahlenden Meereserne des Westens und des Ostens hinaus über die toscanischen Inseln nach dem Festlande Italiens, das bei heiterer Luft die weißen Seesalpen und die ganze Küste von Nizza bis Rom zeigt. Auf der anderen Seite tauchen die Berge von Toulon auf, und so umspannt der Blick ein wunderbares Gemälde, welches Berge und Meere, Inseln, die Alpen, sowie den Apennin und das nahe Sardinien in einen Zauberring schließt. Korsika selber erscheint als ein ungeheures Felsenskelett, welches vom Centrum nach der Peripherie fortschreitet und eine Reihe von bebauten und bewohnten Thälern bildet. Die nächste Umgebung erscheint dem Auge wie ein riesiges Conglomerat von Bergruinen und Felsenwüsten, ein ungeheurer Gegensatz zu der Farbenpracht des Horizonts, sodaß man gern den Abstieg beginnt, um wieder Vegetation und Farben zu erblicken, welche man unter diesem Breitengrad doppelt schmerzlich entbehrt.

Die Fahrt von Corte nach Ajaccio durch den Forst von Vizzavona, die Sommerfrischen Vivario, Bocognano gehören zu dem landschaftlich Schönsten, was man sehen kann. Die Lage von Vivario ist eine gar eigenthümlich schöne. Zwischen den beiden Ketten des Monte Rotondo und des Monte d'Oro ist der Becchio eingeengt, und die Brücke über denselben bietet eine prachtvolle Aussicht auf den mächtig und kühn vom Felsen niederstürzenden Wasserfall. Dann geht es nach der Wasserscheide des Tavignano und Gravone, die 1145 m hohen Paß von Vizzavona und dem gleichnamigen Forst; er ist der größte nächst dem am Retone im Canton Evrisa und gehört, wie fast alle Waldungen, der Gemeinde, welche sich übrigens keine Mühe giebt, denselben auszubeuten. Welche Schätze noch unberührt liegen, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß man auf Korsika nicht weniger denn 46 große Wälder zählt. Der Forst von Vizzavona besteht größtentheils aus Lärchenbäumen, die oft eine Höhe von 60 m und eine Dicke von 7 m erreichen. Am Rande des Waldes trifft man nicht selten 1 m lange Exemplare von Vipera amodytes, eine in Südtirol heimische Giftschlange, die aber hier viel größer ist, grünlich schillert und überhaupt einen höchst unheimlichen Anblick gewährt, wenn sie aus dem niederen Buschwerk ihren breiten Kopf mit den funkelnden Augen hervorstreckt. Scharf abwärts senkt sich die Straße nach Borognano, einem Flecken in herrlicher Lage und Vegetation, förmlich eingebettet in Kastanienlaub, so dicht ist er von den schönsten Bäumen dieser Art umgeben. Der gewaltige Monte d'Oro (2391 m) dehnt seine herrlichen Buchen- und Fichtenwaldungen bis Vizzavona hin, sie mit seinem schneigen Gipfel weit überragend. In weiten und jähen Serpentinen hinab erreicht man das Thal des Gravone in anmuthiger aber sehr wenig bebauter Landschaft, welche schon das am Fluß angeschwemmte Land, eine Vorstufe der Golfslandschaft, vertritt. Hunderttausende von Farnen, besonders Pteris aquilina, der Adlerfarn, welche statt der Sättel dem Korsen und seinem gespreizt hinter ihm auf dem Maulesel sitzenden Weibe dienen, bilden die Staffage der jetzt immer reizloser werdenden, ziemlich sumpfigen Landschaft.

Digitized by Google

Endlich zeigen sich die Umrisse des Golfes von Ajaccio nebst der gleichnamigen Stadt, deren Lage den Vergleich mit Neapel nicht zu scheuen hat, wenn wir vom Vesuv absehen. Das alte Ajaccio lag auf einem nördlich gelegenen Hügel, den heute noch die Trümmer eines Castells krönen. Von hier aus hat man das freundlichste Bild in Korsika und einen unvergleichlichen Horizont. Wolkenhohe Berge weit ins Land hinein nach rückwärts, nach vorne der majestätische Golf in azurner Farbe, tiefblauer Himmel und halb tropische Vegetation, kein Wunder, daß bei den ungemein günstigen klimatischen Verhältnissen hier ein Kurort für Brustkranke entstanden ist, der bei der geschützten Lage, dem vollständig staubfreien Boden mit jedem andern klimatischen Kurort der Riviera aufs Erfolgreichste die Konkurrenz auszuhalten vermag. Besonders bei der Einfahrt in den gewaltigen Hafen bietet sich den Blicken ein Panorama von bezaubernder Schönheit: im Osten der Monte Rotondo und der Monte d'Oro, zwei gewaltige Bergriesen von über 2400 m Höhe, an deren Fuß eine Landschaft von tropischem Charakter sich ausbreitet; nach Norden hin lachende Hügel im Grün der Myrthen und Palmen, des Oelbaums, Mandelbaums und Weinstocks, südwärts ein azurblauer Meerbusen mit waldreichem Hügellande umrahmt, westlich vom Golf das weite offene Meer und über dem ganzen Paradiese der wolkenlose Himmel des Südens. Wenn man nach der Ankunft im Hafen das Schiff verläßt, steht man gleich auf dem geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Marktplatz, dessen Mitte eine Marmorstatue Napoleons I. ziert. Zehn Schritte weiter gelangt man zum größten Brunnen der Stadt, welcher den ganzen Tag von wasserschöpfenden Weibern und Kindern umlagert ist. Das Wasser zu diesem Brunnen wird aus einem Bergbache bei Cannelo, etwa 25 km weit nach einem im Nordosten der Stadt gelegenen großen, in den Granitfelsen gehauenen Behälter geführt, der nach stattgefundener Filtrirung desselben die verschiedenen Brunnen Ajaccios speist. Diese Wasserleitung hat die Stadt, die vorher nur Cisternenwasser hatte, wie so vieles Andere, Napoleon I. zu danken. Am linken Ende der Marktgasse ist das Café „Roi Jerôme" das bedeutendste der Stadt und der Hauptsammelplatz der Offiziere des französischen Regiments. Durch die Marktgasse hinauf lenkt man in den Cours Grand-Val ein, welcher mit der Marktgasse vom Hafen aus eigentlich nur eine lange, die Stadt halbirende Straße bildet. Hart an der Straße oberhalb der letzten Häuser des Cours Grand-Val trifft man die ausgemauerten Kellerräumlichkeiten und Grundmauern eines großartig geplanten Baues, den eine französische Gesellschaft aus Marseille im Jahre 1870 als Kurhotel aufzuführen und aufs Komfortabelste einzurichten beabsichtigte. Wie die Zufahrtstraße zur Stadt, so sind auch die Straßen innerhalb derselben mit Ulmen- und Platanenalleen besetzt: in der schönsten derselben, dem Cours Napoleon, nehmen stolze Orangenbäume die Stelle der Ulmen ein, was im April und Mai, wo die goldenen Früchte reifen, wie ein glänzender Festschmuck aussieht. Am Ende dieser Straße liegt der Diamantplatz, auf dem die metallene Reiterstatue Napoleons I. und die Erzstandbilder seiner vier Brüder stehen. Dieser Diamantplatz ist einer der schönsten Plätze, den europäische Städte aufzuweisen haben. Die Stadt selbst zählt kaum 15,000 Einwohner. In den breiten Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herrscht eine ländliche Geräuschlosigkeit und Stille, man begegnet fast gar keinem Menschen, unter diesen wenigen aber sind Dreiviertel Geistliche. Eines der geräumigsten Häuser der Stadt, von Cardinal Fesch, dem Onkel Napoleons, erbaut und ursprünglich zu einem Jesuitenkloster bestimmt, ist das Lyceum von Ajaccio, genannt College Fesch, eine Anstalt, die dem ganzen Lande zur Zierde gereicht. Das Stadthaus ist mit dem College Fesch verbunden und bildet den rechten Flügel desselben. Es enthält die städtischen Sammlungen, eine werthvolle Bibliothek von 30,000 Bänden und die vom Cardinal geschenkte, 1200 Nummern enthaltende Gemäldesammlung. Linker Hand erhebt sich eine schöne Capelle aus schwarzem Marmor: sie enthält die Ueberreste der Madame Letitia, des Cardinals und anderer Glieder des Hauses Bonaparte. In der Mitte des Hofs steht die eherne Statue des Cardinals. Weiter nördlich am Ende der Rue Madame steht ein verschlossenes Haus mit grauen Jalousien und vor demselben eine Ulme. Auf der linken Ecke ist auf kleinem Täfelchen zu lesen: Place Létitia. Es ist dies Haus die Casa Buonaparte, die einst dem Notar Buonaparte in Ajaccio gehörte, in das er seine 14jährige Frau, die schöne Letitia Ramolino, führte, hinter dessen gelben Mauern Napoleon und seine Geschwister, Joseph, König von Spanien, Ludwig, König von Holland, Jerôme, König von Westphalen, Caroline, Königin von Neapel, Pauline und Elise, Fürstinnen Italiens, das Licht der Welt erblickten. Aus jeder Straße blickt übrigens der

Digitized by Google

stille blaue Golf und ebenso winken die Oelberge, welche hart über der Stadt aufsteigen, überall herein. Abends erst belebt sich der Corso und der Diamantplatz mit Spaziergängern, welche die Kühle genießen wollen; die Frauen tragen schwarze Schleier, häufig sieht man die malerische spanische Faldetta, ebenfalls eine Art Schleier. Eine solche Abendpromenade in Ajaccio ist nicht blos Genuß und Bedürfniß für die Gesunden, sondern ganz besonders vermöge der herrlichen Seebrise für die Kranken, Nerven- und Brustleidenden.

In dieser Beziehung sticht Ajaccio die ganze Riviera aus, weil man es im ganzen Jahr besuchen kann. Was Ajaccio als Luftkurort besonders empfehlenswerth macht, ist der Umstand, daß die amphitheatralische Stellung der Berge hinter der Stadt alle kalten Winde abhält, oder hoch über der Thalsohle wegstreichen läßt, während die erfrischende Brise des Meeres und ein erquickender Luftzug vom Lande her die Luft allezeit rein erhalten und schroffe Temperaturwechsel unmöglich machen. Der Himmel ist meist rein und unbedeckt, Nebel steigen fast nie auf. Die gleichmäßige Temperatur gestattet den ununsgesetzten Aufenthalt unter freiem Himmel vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang. Ein richtiges Zeugniß für die Vorzüglichkeit des Klimas von Ajaccio ist die Thatsache, daß selbst tropische Gewächse, wie Palmen, Zuckerrohr, Ananas und Baumwolle sich entwickeln und reifen. Pomeranzen und Citronen, Feigen und Mandeln von Korsika sind ohnehin berühmt und der korsischen Mandarine wird wegen ihres vorzüglichen Geschmacks der Vorzug vor der sicilianischen gegeben. Myrthe, Oleander, Erdbeer- und Lorbeerbäume erreichen eine beträchtliche Höhe und prachtvolle Wälder von Eichen, Kastanien, Korkeichen, Pinien und Buxbäumen bedecken die Berge. Nach mehrjährigen Beobachtungen ergab sich als mittlere Wintertemperatur + 12,03° C., mittlere Frühlingstemperatur + 15,07° C., mittlere Sommertemperatur + 24,20° C., mittlere Herbsttemperatur + 18,93° C. Ajaccio ist auch frei von Moskiten, Fieber und anderen südlichen Plagen; auch die langen, grün gefleckten Schlangen, die so manchmal, an der Mauer hängend und mit dem Kopf aus dem Buschwerk herausfahrend, beim Sammeln der Pflanzen erschrecken, finden sich nie daselbst. Nur der muntere Gecko, der von Stein zu Stein hüpft, erfreut uns mit seinem neckischen Zurufen und seinem plötzlichen Verschwinden in einer Spalte, wenn man glaubt, ihn zu erhaschen. Eine weitere Merkwürdigkeit ist die reizende kleine Salamandrina perspicillata mit orangeroth gefärbtem Bauch, die nur hier und im Neapolitanischen vorkommt. Wer nicht Furcht vor Haifischen hat, welche am gegenüberliegenden Ufer allerdings nicht selten sind, läßt sich hinaustudern in den stillen Golf und badet in den vom Mond versilberten Wellen. Nicht selten, namentlich im Herbste, hat man dann von hier aus das Schauspiel der Bergfeuer, welche in der Niederbrennung der Buschwälder, um urbares Land nebst dem dazu gehörigen Dünger zu gewinnen, ihre Erklärung finden. Man sieht sie oft tagelang in der Höhe fortbrennen und es ist dann die Aehnlichkeit mit dem Golf von Neapel wirklich frappant. Der Golf von Ajaccio, der vor allen Stürmen geschützt ist, könnte die Flotte der gesammten Welt beherbergen, aber der Hafen ist todt, es mangelt ihm der Verkehr.

Von Ajaccio können die schönsten Ausflüge ins Gebirge und längs der Küste gemacht werden. Einer der lohnendsten ist die Tour nach der am Südende der Insel an der nach ihr genannten Meeresstraße gelegenen Stadt Bonifacio. Aus dem Thal des Gravone steigt man über Cauro und den Col San Giorgio in jenes des Prunelli hinab. Die Maquis bestehen da aus Arbutus, Lauristinus, hohem weißen Haidekraute, aus Myrthen- und Mastixbüschen, und ihr Duft ist eben hier ganz besonders kräftig und köstlich. Napoleon pflegte zu sagen, daß man den Wohlgeruch, der sein Vaterland erfülle, auf hoher See schon wahrnehme. Gar köstlich ist die Vegetation zu Bastelica, dem Geburtsorte Sampiero Corso's, oberhalb Cauro. Der weiße und lilafarbene Cistus, der bleiche Helleborus mit seinen üppigen Blättern und mit grünlichem Schimmer angehauchten Blüthen, hochaufgeschossener gefiederter Fenchel mit tiefblauer Blüthe, die blaßgelbe Goldwurz, Vergißmeinnicht und Cyclamen bilden da blühende Inseln auf dem Waldgebiete, das, an manchen Stellen gar nie noch gelichtet, den Berg umkleidet. Bastelica liegt am Fuße des Monte Rotondo, der namentlich den geognostischen Aufbau, Granitmassiv mit Kalkeinlagerungen, in schönster Weise zeigt. Doch kehren wir auf unsere Hauptstraße zurück. Ueber Petreto Bicchisano gelangen wir nach dem auf einem Hügelabhange reizend gelegenen Olmeto mit seinen alten Häusern, deren Ziegeldächer ganz von gelblichem Moose überwuchert sind. Im großen Ganzen genommen aber ist die Architektur der Insel nicht eben malerisch zu nennen. Die Kirchen in ganz Korsika haben nichts Eigenthümliches und, obwohl die Einwohner ihnen meist ein sehr hohes Alter

Digitized by Google

beilegen. So dürfte doch keine über das elfte Jahrhundert hinaufreichen. Die Häuser tragen den Charakter von Gefängnissen an sich oder richtiger bemerkt, von aufrecht gestellten Domino-Steinen. Doch läßt ihre Lage am Abhange oder an der Flanke eines Berges die Städtchen und Dörfer häufig malerisch erscheinen. Mit dem düster angehauchten Charakter, den Natur und Architektur tragen, harmoniren auch die dunklen Gestalten der Männer und Weiber. Die Durchschnittskleidung der Letzteren besteht in einem schwarzen genuesischen „Coif“. Zu Propriano kommt man wieder an das Meer, welches hier eine hellgrüne Bucht bildet, am Grunde mit Korallen und Muscheln aller Art besäet. Dann biegt die Straße landeinwärts gegen Sariene, gabelt sich aber schon vor jenem Orte: nordwärts im Thale des Tacavo gegen Zicavo, südwärts zum Meere nach Bonifacio ziehend. Die Lage der uralten Genuesenstadt ist ganz originell und mit Worten schwer zu beschreiben. In grotesken Formen thürmen sich Kalkfelsen am Ufer empor und hoch in der Luft, auf weißem Felsenplateau thront die Stadt, deren Lage für das reizlose Innere entschädigen muß. Ihre Straßen sind schmal, die Gäßchen noch enger und ein steter Wind wirbelt Kalkstaub auf.

Von Bonifacio zurückkehrend, brechen auch wir in das Tacavothal ein, wenden uns aber bald seitwärts nach Sta. Lucia di Talliano, um nach dem berühmten Walde bei Bavella zu gelangen. Sta. Lucia di Talliano ist nicht allein ein schönes und wohlgelegenes Dorf, es erfreut sich auch nebst verschiedener anderer Vorzüge noch eines ganz ausgezeichneten Weines, der schon in seiner rothen Jugend ganz vortrefflich ist, aber wenn er im Laufe der Zeit die Farbe wechselt und weiß wird, geradezu köstlich mundet. Durch die abgelegenen Dörfer Zonza und Levié nähert man sich dem Ziele. Lange schon hat man die seltsam gezackten Felsspitzen oder Bavella in Sicht, ehe man den Wald erreicht. Diese Baumriesen, die wie gewaltige Säulen in den Himmel zu ragen schienen, heben sich imponirend ab von dem grauen und dunkelvioletten Hintergrunde des Felsens, der, senkrecht in den Abgrund abfallend, sich zu schwindelnder Höhe erhebt. Hier klebt an einer phantastisch vorragenden Felszacke merkwürdig grünendes Buschwerk, dort ragt ein vom Blitz gefällter Baumstamm in wagrechter Lage wohl 30 m weit über den Felsenrand hinaus, ohne hinunter zu stürzen, so wuchtig ruht sein Ende noch auf dem Boden, in dem er früher gewurzelt. Diese Gegend trägt einen geradezu gigantischen Charakter. Wir fahren nach dem zweiten Engpasse, der Bocca de' Favone, vorüber an der Maison Forestière von Alzo. Die Schlucht bietet wieder einen gar gewaltigen und herrlichen Anblick. Wild schäumend stürzt der Wasserfall aus einer Höhe von ein paar hundert Metern über die kühnsten, mannigfach gefärbten Felszacken nieder, in wilden Klüften verschwindend und vom dunklen Laube des Ilex umsäumt. Haben wir uns satt gesehen, so klimmen wir, voll vom Zauber dieser großartigen Natur, wieder nach Sta. Lucia nieder, den Weg nach Zicavo einzuschlagen. Von Serra ab geht es bergab durch einen jungbelaubten Buchenhain, dessen helles Grün nach dem düsteren Colorit der Gebirgsscenerie das Auge erquickt. In Zicavo haben wir in dem Schaume eines gewaltigen Wasserfalles, der sich dort in ein großes Granitbecken ergießt. Der Hügelabhang, auf dem Zicavo liegt, ist ebenso blühend wie die Umgebung St.-Lucia's.

Nicht minder interessant ist die korsikanische Westseite nördlich von Ajaccio. Da ist der kleine Hafen von Sagone und weiterhin Carghese, eine Colonie griechischer Einwanderer aus dem siebzehnten Jahrhundert, dann der geräumige Golf von Porto mit seinen Felsenmassen, ganz merkwürdig und bizarr in Klüfte zerrissen oder in gigantischen Blöcken wie durch launisches Titanenspiel so widersinnig und doch so malerisch über einander gethürmt. Landeinwärts liegen Vico und Evisa. Nach Valdoniello durchzieht man den Aitone, zum Theil noch Urwald, in dem einige gefallene Stämme zwischen 50—65 m Länge messen. 1548 m hoch ist der Paß nach dem Valdoniello fahrbar, dann heißt es zu Fuße weiter: zur Rechten den schneegekrönten Monte Artica, hinter dem sich der sehenswerthe See Ino befindet, zur Linken eine Kette der höchsten Gebirge Korsikas: der Monte Christo, Paglia-Orba und Tafonata. Der Paglia-Orba sieht gar wild und steil aus und gerade unterhalb seiner Schneekuppe, noch selbst mit Schnee gesteckt, zeigt sich ein Krater, der eine Lieblingsstätte der Mufflone ist, jener zottigen, schwarzen, gehörnten Schafe, deren Beschreibung uns das Alterthum hinterlassen. Die Waldung Valdoniello scheint, ein Ocean von Bäumen, das ganze wellige Thal Niolo zu füllen. Biegt man den Kopf noch so sehr zurück, so vermag man doch kaum den Wipfel der Bäume zu sehen, deren Stämme man vor sich hat. Der Küste entlang zieht die Straße nach Calvi. Diese Frankreich nächstliegende, von Antibes

Digitized by Google

in 8 Stunden ſeefahrend zu erreichende Stadt zeigt ein ganz mauriſches Gepräge durch ihre flachen Dächer und liegt auf einer Landzunge, in welche die Berge, die den Golf einſchließen: ſich verflachen; auf dieſe Weiſe entſteht ein prächtiges Amphitheater, an deſſen Abhängen Wein und Oel gedeihen. Die Niederungen ſind wegen ihrer Sümpfe ſehr berüchtigt und es iſt deßhalb die untere Stadt vom April bis Oktober unbewohnbar. Von Calvi führen zwei Wege, der eine über die fruchtbare, üppige Balagna ins Innere der Inſel nach Corte, der andere, ſchönere und nähere über die Iſola roſſa (Ile Rouſſe) an den Golf San Fiorenzo, den Col di Tighime nach Baſtia. Von Iſola roſſa nähert ſich die Straße dem Meere und geht durch eine wilde Feldlandſchaft nach San Fiorenzo mitten durchs Gebirge; die ganze Landſchaft macht auch hier einen orientaliſchen Eindruck. Trotz der Schönheit der Landſchaft aber kann die Stadt nicht gedeihen, da ſie von den nahen Sümpfen verpeſtet

Bonifacio.

iſt und den Ruf einer Fieberſtadt hat. Napoleon I. wollte, entzückt von der Schönheit der Gegend und dem prächtigen Hafen, hier eine große Stadt bauen. Von da geht es in zahlreichen Windungen aufwärts nach dem Col di Tighime, wo die Straße vom Cap Corſo nordwärts einmündet und man auf beiden Seiten des mittelländiſchen Meeres eine wundervolle Ausſicht genießt.

Wir haben im Vorſtehenden die wichtigſten landſchaftlichen Glanzpunkte Korſikas hervorgehoben, nun ſei aber auch nicht verſchwiegen, daß ſie alle kennen zu lernen nicht Jedermanns Sache iſt. Von den Gaſthöfen auf Korſika läßt ſich nicht viel Gutes berichten und namentlich die Betten laſſen häufig den Wunſch empfinden, mit den Banditi gentiluomi in den duftigen Maquis unter dem Sternenzelte zu übernachten, das in Korſika von großer Pracht iſt. Wo eine Table d'hôte beſteht, iſt darunter nicht etwa die im übrigen Europa übliche Form des Tafelns zu verſtehen, es iſt vielmehr eine patriarchaliſche Mahlzeit, an der Alle, Herr und Diener, der Gaſtwirth und deſſen Untergebene, in rührender Gemeinſchaft Theil nehmen. In den Gaſthäuſern kleinerer Orte muß man oft froh ſein, wenn man nur die Nationalſpeiſe, den „Broccio" erhält.

Digitized by Google

Es ist dies geschlagener Geißrahm mit Zucker und einem leichten Beigeschmacke von schwarzem Kaffee oder Liqueur. Frisch bereitet ist der Brocio eine ebenso wohlschmeckende als ungemein erquickende Speise, meist jedoch wird sie schon in Vorrath bereitet, und abgestanden mundet sie nichts weniger als gut. Lassen die Gasthäuser auch Vieles zu wünschen übrig, so muß man ihnen doch zugestehen, daß sie sehr billig sind. Der Wirt rechnet rasch irgend eine Gesammtsumme für das Gebotene aus, die stets sehr mäßig ist. Ueberhaupt scheinen Schwindel und Uebervortheilung in den korsikanischen Gasthäusern wie in Korsika überhaupt noch unbekannt. Dafür wäre, auch in den allerersten Hotels der Insel, etwas mehr Reinlichkeit wünschenswerth.

Noch sind wir dem freundlichen Leser einige Worte über die Eingebornen der Insel, über die Korsen, schuldig. Von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag schwebt um Korsika der Nimbus des Geheimnißvollen, des Unerforschten. Weiß man doch heute noch nicht, wer die Ureinwohner der Insel gewesen sind. Dr. A. Mattei glaubt vier verschiedene Kategorien unter den heutigen Korsen nachweisen zu können, aber alle vier sind dolichokephal und orthognath. Nicht einen einzigen Kurzschädel vermochte Mattei auf der Insel aufzutreiben, der eine pelasgische, keltische, arabische und sächsische Varietät unterscheidet. Natürlich zeigen viele Bewohner Korsikas Uebergänge und lassen sich, namentlich in den Städten, nicht in die eine oder andere Klasse bringen. Die Korsen scheinen ein wahres Racenpotpourri zu sein; in ihren Adern mischt sich etruskisches, ligurisches, phönikisches, römisches, italienisches, spanisches, byzantinisches, vandalisches, saracenisches Blut. All' diese Volksstämme haben um korsischen Boden gekämpft, ihn zeitweise colonisirt. Es findet sich noch viel vom Vandalen, Saracenen und vom Italiener des Mittelalters in dem Korsen, allein man darf in der Beurtheilung dieses abgeschlossenen Insel- und Gebirgsvolkes nicht allzu streng sein. Die Lage der Insel ließ sie ihren Nachbarstaaten begehrenswerth erscheinen. Karthago, Rom, Genua und später Frankreich erkämpften seinen Besitz, denn die Korsikaner ertrugen stets nur gezwungen fremde Herrschaft. Keiner der fremden Herren scheint die Hilfsquellen des Landes gehörig entwickelt zu haben, und die Eingebornen haben sich auch nie willig dazu gezeigt, die jeweilige Regierung in ihren Versuchen in dieser Richtung zu unterstützen. Ja sie haben der kleinen griechischen Colonie zu Cargheſe gar böse Tage bereitet und den Franzosen gleichfalls alles Mögliche entgegen gethan. Gleich Seneca seiner Zeit halten diese jetzt die Insel für ein herzlich unangenehmes Barbarenland, für das sie auch wenig thun. Die Bodencultur steht noch auf sehr tiefer Stufe, die Viehzucht ebenfalls noch sehr tief und die Industrie ist noch wenig entwickelt. Korsika scheint die Insel der Verbannten zu sein, denn nicht blos Beamte, auch mißliebige Geistliche werden dorthin geschickt und in irgend einem verborgenen Winkel kalt gestellt. Und ein Barbarenland ist auch in gewissem Sinne das Land mit seinen Hunderttausenden von brachliegenden Aeckern, andere Tausende von todtbringenden Dünsten vergiftet, weil Arbeit dort Schande dünkt. Die Korsen nämlich verachten jede körperliche Arbeit und halten es für das einzige männerwürdige Dasein, den ganzen Tag mit der Büchse über der Schulter umherzuschweifen und ihre individuelle Würde möglichst scharf zu betonen. Jeder hält an dem demokratischen Glaubensartikel fest, daß er „so gut sei wie jeder Andere“; spitzt ihn aber noch zu dem Dogma zu: „und ein gut Theil besser“. Ueberhaupt scheint man in Korsika auch nicht einmal eine Vorstellung vom Rangunterschiede zu haben. So viel man sieht, erweisen die unteren Stände den Vornehmen ihres eigenen Landes so wenig Deferenz wie den Fremden, und die Aristokratie scheint dies auch als ganz natürlich hinzunehmen. Es ist eben der modus vivendi der Insel. Ueberhaupt leben die korsikanischen Edelleute mehr gleich reichen Bauern; doch sind sie ungemein gastfrei, sie halten buchstäblich offenes Haus. Andererseits halten sie sich dem socialistischen und communistischen Ideal so fern als nur irgend möglich. Bei ihnen wuchert der Individualismus, und sie haben auch nicht die leiseste Vorstellung vom Aufgehen des Selbstinteresses in der Gemeinschaft: vom Staate. Nichtsdestoweniger lieben sie ihr Vaterland mit zäher Ausdauer. Sie haben dies oft mit Heroismus bewiesen, so daß sie Rousseau zu der Prophezeihung veranlaßten: diese kleine Insel werde die Welt eines Tages noch gewaltig überraschen. Nun das hat sie allerdings gethan durch ihren Sohn: Napoleon. An nationalem Stolze thun es die Korsen immer noch so ziemlich allen anderen Nationalitäten vor. Sie sagen: „Frankreich hat nicht uns annectirt, wir haben Frankreich annectirt“.

Die Korsen sind alle ungemein religiös, eine besondere Verehrung genießt bei ihnen der heilige Rochus, der fast in jedem Orte eine Kirche hat. Schwer zu vereinigen mit dieser Frömmigkeit ist die tief eingewurzelte

Digitized by Google

Sitte der Blutrache oder „Vendetta“, welche im Jahre 1869 ſchon ausgeſtorben zu ſein ſchien, dank der loi du recel, welche das Tragen von Waffen unterſagte. Die republikaniſche Regierung hob dieſes wohlthätige Geſetz auf und ſeither loderte die Flamme von Neuem empor. Es iſt geradezu wunderbar, daß die Blutrache die Inſel noch nicht entvölkert hat, denn da die geringſte Beleidigung ſchon nach Blut ſchreit und Kinder und Kindeskinder das Rachewerk auf ſich nehmen, zu dem überdies der Anlaß dazu von Act zu Act mehr wächſt, ſo iſt es wirklich erſtaunlich, noch Korſen auf Korſika zu finden. Ganze Dörfer nehmen oft an ſolchen Familienfehden Theil, und der Montechi und Capuletti finden ſich in jeder Straße. Gar mancher Mann hat ſich jahrelang hinter Schloß und Riegel und Steinmauern gehalten, um im Augenblicke, in dem er nach Langem zum erſten Male aus dem Hauſe tritt, von einer Kugel getroffen, das Leben zu laſſen. Iſt dies geſchehen, ſo ſtieht der „Rächer ſeiner Ehre“ in die Maquis. Dort iſt er vor der Verfolgung der Gendarmen ſicher, und gleichfühlende Landsleute und Freunde verſehen ihn mit dem Lebensnothwendigen. Kommen dennoch geſetzliche Verfolger nah, ſo giebt die Bevölkerung der benachbarten Dörfer den „banditi“, wie dieſe Flüchtlinge genannt werden, immer noch rechtzeitig Alarmſignale zu erneuter Flucht. Dieſe „banditi“ ſtehen beim ganzen Volke und ganz beſonders bei den Frauen im allerbeſten Anſehen, haben ſie auch mehrfache Menſchenleben auf dem Gewiſſen, iſt nur kein Mord zu Raubzwecken darunter. Raub und Diebſtahl gelten auch unter ihnen als höchſt unehrenhaft.

Kein Zweifel, daß die Vendetta ihren Urſprung in der tief ausgeprägten, freilich irregeleiteten Familienliebe der Korſen hat. In Korſika wird niemals ein Mädchen ungeſtraft entehrt, Kindesmord iſt ſo gut wie unbekannt, und Familien mit einem Dutzend Kinder ſind keine Seltenheit. Die blutigſte Beleidigung iſt Jemand vorzuwerfen, er habe keine Verwandten. In dieſem ſtark ausgebildeten Familienſinn wurzeln vielfach die guten wie die ſchlimmen Eigenſchaften der Korſen: einerſeits die Blutrache, andererſeits aber auch die Sorgfalt für die Erziehung der Kinder. Der Volksunterricht iſt auf Korſika mehr verbreitet als auf dem franzöſiſchen Feſtlande, freilich nur für die Knaben, nicht für die Mädchen. Die Familienliebe kommt auch bei den Leichenbegängniſſen zum ſchärfſten Ausdruck. Auf dem Lande bringt ein langer Zug, die Prieſter mit dem Crucifix voran, den offenen Sarg zur Kirche, der im Mittelſchiffe niedergeſtellt wird. Das Geſicht der darin liegenden Todten iſt unverhüllt. Die Männer ſchaaren ſich um den Altar, in den Geſang des Prieſters im Chore einfallend. Jenſeits des Sarges im Schiffe der Kirche knieen die Weiber, durch die offene Kirchenthüre leuchtet das Grün der Bäume. Nach dem Gottesdienſte ſammeln ſich die Frauen um das Grab, während der Trauerzug mit dem Sarge herankommt. Wenn derſelbe eingeſenkt wird, beugen ſie ſich über das Grab, Voceri, Todtenklagen murmelnd. Unter den Volksgeſängen nehmen dieſe Voceri die erſte Stelle ein, von den Frauen aus dem Stegreif erfundene elegiſche Klagen um die Todten, deren Charakter verſchieden iſt, je nachdem ſie Rachelieder für Erſchlagene oder einfache Trauergeſänge für natürlich Verblichene ſind. Der Rache-Vocero iſt der Kriegsgeſang dieſer wilden Leichenfeſte, das Evoë dieſer Bacchanalien des Schmerzes. Er hebt gewöhnlich in ſanften klagenden Tönen an, aber der Grundton, der immer deutlicher durchſchlägt und endlich jeden andern Klagelaut überdönt, iſt die Rache. Neben den Vätern ſind es vor Allem die Mütter, Schweſtern und Bräute, welche die Rachelieder anſtimmen. Zuletzt erliſcht in ihnen auch die letzte Spur menſchlichen Ausdrucks und es wird Einem zu Muthe, als hörte man das Heulen der Hyäne unter dem dumpfen Knirſchen und Krachen von Fleiſch und Knochen. Die unblutigen Voceri ſind dagegen manchmal von erquickender Milde. Die Liebe iſt eben ſo ausſchweifend wie der Haß. Nirgends ſpricht man mit dem Tode ſo zärtlich und rührend. Aber die ſchönſten dieſer natürlichen Elegien ſind die Voceri von Müttern, die das Hinſcheiden blühender Töchter beweinen.

Digitized by Google

Frankreichs Colonien.

Vorbemerkung.

Das moderne Frankreich iſt längſt herabgeſtiegen von der colonialen Größe, die es noch vor zwei Jahrhunderten unter Ludwig XIV. ſeit Gründung der Stadt Quebec in Canada beſaß. Immerhin verfügt die franzöſiſche Republik noch über einen ſtattlichen Colonialbeſitz in allen Theilen der Erde: in Afrika, Aſien Amerika und Polyneſien, der zuſammen rund an 1,600,000 qkm mit 9,600,000 Einwohnern umfaßt. Außerdem übt ſie das Schutzrecht über verſchiedene Länder und Staaten, die nicht in die Liſte der Colonien eingeſtellt ſind. Zudem zeigt ſich das ſichtliche Streben, wieder eine Colonialmacht werden zu wollen, wie ſie das noch im vorigen Jahrhundert geweſen, als Kanada und Louiſiana ihren Befehlen gehorchten. Die franzöſiſche Politik zielt dahin ab, immer mehr wichtige Punkte an oder in der See zu erwerben und ſich für frühere Verluſte zu entſchädigen. Die Franzoſen beſitzen Algerien und bemühen ſich nicht ohne Erfolg, einen Theil des Handels aus dem Sudan dorthin zu lenken; dem Beylik von Tunis ſtehen ſie als Schutzherren vor und nur politiſche Rückſichten verhindern deſſen förmliche Einverleibung in ihre nordafrikaniſchen Beſitzungen. In Senegambien ſind ſie bis an den oberen Nigir vorgedrungen und haben mit den wichtigſten Häuptlingen jener Gegenden bindende Schutzverträge abgeſchloſſen, während die mauriſchen Völker der ſüdweſtlichen Sahara von ihnen längſt aufs Haupt geſchlagen und zu Gehorſam gebracht ſind. Der franzöſiſche Einfluß iſt zweifelsohne der mächtigſte in der ganzen weſtlichen Sahara, ſoweit die dortigen räuberiſchen Wanderhirten einem fremden Einfluſſe zugänglich ſind. Sie haben zeitweilig Einflüſſe in Aegypten und Abeſſinien gewonnen und Niederlaſſungen an der Küſte des Rothen Meeres verſucht. Der Sueskanal iſt größtentheils ihr Werk. Aus der Berliner weſtafrikaniſchen Conferenz gingen ſie ſiegreich hervor, bedacht mit einem förmlichen äquatorialen Reiche, welches ſeinem Nachbar im Süden, dem neugegründeten Kongoſtaate, ein bedenklicher Nebenbuhler werden kann. Der Kriegszug gegen China 1860 bot eine günſtige Gelegenheit, Abrechnung mit dem Herrſcher von Annam zu halten; ſie nahmen ihm das ſüdliche Kambodſcha ab, haben ſich in Saigon feſtgeſetzt und damit eine ſichere Stellung am chineſiſchen Südmeere gewonnen; das wichtige Eiland Pulo Condor iſt in ihrem Beſitz. Später vergrößerten ſie ihren Beſitz in Nieder-Cochinchina um drei weitere Provinzen auf Koſten Annams, welches Reich ſie gleich dem Königreiche Kambodſcha unter ihre Schutzherrſchaft brachten. In Tonkin halten ſie eine große Strecke beſetzt und werden ohne Zweifel bald auch dort einen Colonialzuwachs zu verzeichnen haben. Im Stillen Ocean beſetzten ſie zuerſt die Geſellſchaftsinſeln, deren Königin ihr Vaſall wurde, dann nahmen ſie die Marqueſas und umliegenden Inſelgruppen und zuletzt erklärten ſie Neu-Caledonien für eine franzöſiſche Beſitzung. Gegenwärtig beſchäftigen ſie ſich auf den Neuhebriden und ſcheinen nicht übel Luſt zu haben, auch dort zu verbleiben.

In Deutſchland gilt ſeit lange der Satz, daß die Franzoſen nicht zu coloniſiren verſtehen, und ſelbſt ein guter Teil der franzöſiſchen Preſſe iſt bereit, dieſen Ausſpruch zu unterſchreiben. Wahr iſt auch, daß Frankreich von jeher mit ſeinen Colonien kein Glück hatte. Doch überſieht man gerne zweierlei: nämlich daß in den meiſten Fällen der jüngſten Zeit Frankreich nur mehr jene Punkte und Objecte erwerben konnte, welche England freigelaſſen, dieſem mithin als werthlos oder wenigſtens nicht genügend werthvoll erſchienen waren; dann aber, daß ſämmtliche franzöſiſche Colonien — von ein paar ganz unbedeutenden Eilanden: St. Pierre Miquelon und Langlade abgeſehen — in Zonen liegen, wo ſich Coloniſation nach unſerem Begriffe von ſelbſt verbietet. Frankreich hat keine Ackerbaucolonie im eigentlichen Sinne, welche den Söhnen aus dem Mutterlande eine neue Heimath werden könnte. Dieſerhalb, wie auch wegen des ſtarken Anhänglichkeitsgefühls, welches jedem Franzoſen für ſein ſchönes Vaterland innewohnt, hat Frankreich auch keine Auswanderung. Die Franzoſen ziehen in die Fremde, um dort eine längere oder kürzere Zeit ihres Lebens zuzubringen, um dort durch raſtloſen Fleiß und Arbeit Vermögen zu erwerben, dann aber mit dieſem nach der alten Heimath

Digitized by Google

zurückzukehren und dort ihre Tage zu beschließen. In den Handels- und Pflanzungscolonien, welche die Hauptsumme der französischen Besitzungen ausmachen, sind solche zeitweilige Bewohner, welche mit dem neuen Boden niemals verwachsen, sondern beinahe stets auf die Rückkehr in die Heimath bedacht sind, auch viel eher geneigt, Mißbräuche zu dulden, die nur zeitweilig auf ihnen lasten, als deutsche Ansiedler, die zumeist die Colonie als ihr neues Vaterland betrachten, fast niemals nach Europa zurückkehren und deren Nachkommen auch zeitlebens dort verbleiben und ihrem ursprünglichen Volksthum über kurz oder lang sich völlig entfremden. Wo aber den Franzosen Gelegenheit geboten war, ähnliche Gebiete zu besiedeln, wie die deutsche Auswanderung sie bevorzugt, sind sie in ihren Leistungen hinter diesen nicht zurückgeblieben, wie das Beispiel Canadas beweist, wo heute noch eine dichtgedrängte Bevölkerung fleißiger und wohlthabender französischer „Habitants" sitzt. Aber auch in Algerien — jener ihrer Besitzungen, welche am ehesten noch als Ackerbaucolonie gelten darf, obwohl auch dort abweichende klimatische und ethnische Verhältnisse obwalten — zeigt sich der französische Bauer, namentlich der aus dem Norden, nach den ausdrücklichen Zeugnissen Gerhard Rohlfs und anderer vorurtheilsfreier Beobachter, ebenso fleißig und tüchtig wie andere, wird die Bearbeitung von den Einzelnen ebenso rationell betrieben, wie von uns. Diese Erwägungen kommen besonders zu berücksichtigen bei Beurtheilung der französischen Colonialwirthschaft. Im Großen und Ganzen tragen die bisherigen französischen Besitzungen ziemlich den Charakter der modernsten deutschen Erwerbungen in Afrika und Polynesien, die ebensowenig Ackerbaucolonien sind wie jene. Erst jetzt wird Deutschland Gelegenheit geboten, durch Leistungen auf gleichartigem Felde die gerne gehörte Behauptung von der Colonisationsuntüchtigkeit seiner westlichen Nachbarn auch thatsächlich zu erhärten.

Algerien.

Unter allen französischen Colonien ist Algerien in Nordafrika die dem Mutterlande nächstgelegene und unbestritten auch die wichtigste in volkswirthschaftlicher wie in politischer Hinsicht. Algerien, das ungefähr die Mitte des weit in das Westbecken des Mittelmeeres vorgeschobenen, durch die tiefe Einbuchtung der Syrten vom Massiv seines Continentes sich abhebenden Nordwestflügels von Afrika einnimmt, liegt zwischen dem 7. Grad östl. und dem 5. Grad westl. Länge von Paris und dem 38. und 30. Grad n. Breite; es reicht also in letzterer Hinsicht, da sein nördlichster Punkt mit den südlichsten Theilen von Spanien, Italien (Sicilien) und Griechenland auf gleicher Höhe sich befindet, aus dem Gebiete der südeuropäischen Zone bis nahe an die Tropen hinan, womit schon vorläufig seine Vegetationsverhältnisse gekennzeichnet sind. Obwohl in Folge des Mangels einer festen Grenze gegen Süden die gesammte Ausdehnung des Territoriums nicht absolut genau angegeben werden kann, so darf man doch sagen, daß dieselbe etwa 669,000 km beträgt, also die des Königreichs Preußen (nach 1866) nahezu um das Doppelte übertrifft. Algerien stellt ein Stück Landes dar, das etwa der Größe von Frankreich, Belgien, Holland und der Schweiz zusammen gleichkommt.

Anlangend seine Form, so bildet es ein ungefähres Parallelogramm, das seit der Occupation der Schaanba-Oasen (el Golea) bereits nahezu ein Quadrat geworden ist. Die Grenzen dieses natürlichen Vierecks sind theils natürliche theils nur politische. Das erstere gilt für den Norden, wo das Mittelmeer die eine Seite der genannten Figur abgiebt. Die auf diese Weise gebildete Küstenlinie ist nicht weniger als reichlich 1000 km lang, eine Zahl, die ungefähr der Entfernung zwischen Calais und Marseille, oder zwischen Bayonne und Genua, oder dem doppelten Wege von Berlin nach Danzig gleichkommt.

Die für die mittelländische, das heißt, da das Gebiet nur auf einer Seite vom Meere bespült wird, einzige Küste Algeriens angegebenen 1000 km bezeichnen übrigens gleichzeitig die größte Breite der Provinz, während ihre größte Länge, vom Meere bis el Golea, etwas weniger, nämlich nur etwa 900 km betragen mag.

Die bedeutende Ausdehnung am Mittelmeere bringt es mit sich, daß Algerien nicht weniger als drei Ländern auf der Nordseite dieses Meeres gegenüberliegt, nämlich Spanien, Frankreich und theilweise wenigstens Italien, indem es sich von gegenüber dem Kap de Gata bei Almeria bis gegenüber dem Kap Teulada auf

Digitized by Google

Sardinien erſtreckt. Von dem geſammten ſüdlichen Geſtade der Weſthälfte des Mittelmeeres, von der Küſtenlinie Ceuta-Tunis nimmt demnach die franzöſiſche Beſitzung nicht weniger als etwa zwei Drittel ein.

Dieſer bedeutenden Länge entſpricht indeß nicht der Werth dieſes Geſtades. Denn obwohl ſelten Flachküſte, obwohl nahezu allenthalben gebirgig, iſt daſſelbe doch verhältnißmäßig wenig gegliedert. Es ähnelt eben Algerien auch in dieſer Beziehung dem ganzen afrikaniſchen Continent, von dem es in ſo vielfacher Hinſicht ein Abbild im Kleinen darſtellt. Mit Ausnahme einiger weniger, winziger, unbewohnter Eilande und Klippen, die dicht beim Lande liegen, findet ſich nicht eine einzige Inſel im Bereiche Algeriens, ebenſo wie tiefere Einbuchtungen oder mächtige vorſpringende Landzungen von der Großartigkeit, wie das gegenüberliegende europäiſche Geſtade dergleichen aufweiſt, nirgends angetroffen werden. Die Baien von Oran, Arzeu-Moſtaganem,

Römiſche Ruinen in Algier.

Algier, Bougie und Philippeville wollen nichts bedeuten im Vergleich mit einem Golf von Lyon oder Golf von Genua. Aber auch die wenigen vorhandenen Naturhäfen ſind mit geringen Ausnahmen, zu denen namentlich der treffliche Hafen von Mers el Kebir bei Oran, der entſchieden beſte Hafen im Lande, gehört, unſicher, und erſt durch koſtſpielige Bauten brauchbar gemacht worden, beziehungsweiſe ſelbſt nach dieſen noch nicht abſolut ſicher. Man darf ſich indeß trotz alledem die algeriſche Küſte nicht als geradlinig verlaufend denken, dieſelbe iſt vielmehr im Kleinen unendlich gezackt und ausgeſägt. Die Tiefe des Meeres iſt beiläufig an der ganzen algeriſchen Küſte bedeutend und in dieſer Hinſicht unterſcheidet ſich das franzöſiſche Beſitzthum äußerſt vortheilhaft von ſeinem Nachbar Tunis, welches namentlich an ſeiner Oſtſeite eine äußerſt ſeichte See hat. Dagegen zeigt das Meer an dem algeriſchen Geſtade durchgehends ſchon nahe am Lande 300 m Tiefe, die außerdem nur wenige Meilen weiter bis auf durchſchnittlich 4500 m ſinkt.

Was die übrigen Grenzen anlangt, ſo lehnen ſich dieſelben im Allgemeinen an die ſchon von den früheren Beſitzern getroffenen Beſtimmungen an und ſind nur an wenigen Stellen natürliche, vielmehr zumeiſt

Digitized by Google

willkürlich gezogen. Dies gilt sowohl von der Oſt- als von der Weſtgrenze. Im Süden aber hat Frankreich, ſeitdem es im Jahre 1844 mit der Eroberung von Biskra ſeinen Fuß zum erſten Mal in die Sahara geſetzt hat, ſeine Grenze immer weiter vorwärts geſchoben. Schon 1852 war Uargla und ſeit 1873 iſt el Golea der äußerſte Punkt ſeines Beſitzes. Aber auch dieſe Erwerbung kann als endgültiger Abſchluß der Ausdehnung franzöſiſchen Regimes noch nicht betrachtet werden. Hält doch an dieſem Punkte keine hochragende Gebirgsmauer die kühnen Pioniere Europas auf, vielmehr dehnt ſich von dort die unermeßliche Sahara noch mindeſtens über fünfzehn Breitengrade hinweg weiter gegen den Aequator hinaus. Dazu iſt dieſes ungeheure Gebiet ſozuſagen herrenloſes Gut, da es noch von keinem beſtimmten Staatsweſen bis jetzt als Eigenthum in Anſpruch genommen worden iſt. In dieſer Hinſicht hat Frankreich in Afrika viel leichteres Spiel, als das in Aſien in ähnlicher Weiſe in das Herz des Continents eindringende Rußland, das durch jede neue Quadratmeile, die es beſetzt, auch neue Feinde ſich erwirbt. Indeß iſt dieſes Vordringen nicht lediglich auf Rechnung der Eroberungsſucht zu ſetzen. Gerade wie die Ruſſen in Mittelaſien, hat die bittere Nothwendigkeit die franzöſiſchen Eindringlinge immer weiter getrieben. Um den Beſitz der einen Oaſe zu ſichern, mußte die unruhige Bevölkerung der nächſt belegenen bezwungen werden. Und ſo ergab ſich eine Kette von Wüſtenexpeditionen ohne Ende. Auch el Golea treibt bereits weiter ſüdlich. Einmal iſt ja dieſer Beſitz ſelbſt mit ſeiner vorläufig kaum dem Namen nach unterworfenen Bevölkerung ein unſicherer, andererſeits aber muß auch die Verbindung Algeriens mit der weſtlichen, centralen Sahara und dem Sudan, die im merkantilen Intereſſe ſo erwünſcht erſcheint und durch die projektirte Sahárabahn eine beſondere Pflege erfahren ſoll, geradezu unmöglich genannt werden, wenn nicht die beiden Oaſengruppen Tuat und Tidikelt, die ſozuſagen die Thore der geſammten ſüdweſtlichen Wüſte ſind, in Frankreichs Hände gelangen. Nun bezeichnen zwar unſere Karten dieſelben noch als marokkaniſchen Beſitz, allein es ſteht feſt, daß ſie, wie auch ſchon die nördlicher gelegenen Territorien auf der Südſeite des hohen Atlas, namentlich Tafilelt, nur noch nominell mit jenem überdies in Zerfall begriffenen mauriſchen Reiche in Zuſammenhang ſtehen.

Behufs ſeiner Verwaltung iſt das heutige Algerien in drei Provinzen oder Departements geſchieden, die im Allgemeinen gleichfalls auf alten Eintheilungen beruhen. Denn dem heutigen Departement von Conſtantine entſprach die römiſche Provinz Numidien, dem von Algier Mauritania sitifiensis, dem von Oran Mauritania caesariensis. Zahlreiche über ganz Algerien zerſtreute, mitunter großartige Ruinen ſprechen noch laut von der Anweſenheit des großen Eroberervolkes auf dieſem Boden. Hierbei ſei gleich noch bemerkt, daß von den beiden Nachbarſtaaten Tunis und Marokko jenes von den Römern Zeugitania und dieſes Mauritania tingitana (nach der marokkaniſchen Stadt Tanger) genannt wurde, während die Araber das ganze Gebiet vom Cap Bon bis zum Cap Espartel, das ſie unter dem Geſammtnamen Maghreb, d. h. Abendland (von Arabien aus betrachtet) zuſammenfaßten, nur in drei Theile ſchieden, nämlich in Maghreb el Adna, d. h. näheres Abendland (dem heutigen Tunis entſprechend, für das ſie übrigens auch den Namen Afrikia oder Ifrikia gebrauchten), ferner in Maghreb el Uſt, d. h. mittleres Abendland (das heutige Algerien), und in Maghreb el Aſſa, das entfernteſte Abendland (das heutige Marokko). Die genannten drei algeriſchen Departemens ſind ſich aber an Ausdehnung nicht gleich. Das von Algier iſt kaum halb ſo groß als jedes der beiden andern. Namentlich nimmt die Provinz Oran faſt die Hälfte des geſammten Gebiets ein. Auch reicht Algier nicht bis an die Südgrenze des ganzen Landes, ſondern nur bis zur Oaſe Uargla, von wo an Oran und Conſtantine ſich in das übrige Gebiet theilen, ſo daß die Provinz Algier nur wie ein zwiſchen die beiden großen Departements eingeſchobener Keil erſcheint. Ihren Namen tragen dieſe Provinzen nach ihren Hauptſtädten, von denen zwei, Oran und Algier, direkt am Meere liegen, während die dritte, Conſtantine, 87 km vom Strande ihren Platz gefunden hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei einer ſo weiten Entfernung der Provinzialhauptſtädte vom Innern des Landes die Handhabung der Staatsgewalt eine ſehr erſchwerte iſt und die Schaffung größerer Stützpunkte weiter im Süden mit der Zeit nicht zu umgehen ſein wird.

Das Geſtade des Mittelländiſchen Meeres begleiten allenthalben Küſtengebirge, welche die Franzoſen ebenſo wie die weiter folgenden im Innern des Landes ganz fälſchlich als Atlas bezeichnen. Der wahre Atlas iſt indeß auf Marokko beſchränkt, und die algeriſchen Gebirgsketten haben mit ihm nichts gemein. Die Küſtengebirge werden ſtellenweiſe von Strömen durchbrochen, worunter die beträchtlichſten die Muluja in Marokko, dann auf

Digitized by Google

algeriſchem Boden der Wady Tafna, der Scheliff, Sahel, Wady Kebir, endlich der das nördliche Tuneſien bewäſſernde Medſcherda ſind. Tiefer im Innern unterſcheidet man hauptſächlich zwei Parallelketten, welche mit der Richtung nach Oſtnordoſt durch Algerien ziehen, dieſe Ketten aber bleiben durch Hochplateaux mit einander verbunden, ſo daß die an den beiden Rändern dieſer Hochebene emporſteigenden Erhebungen nicht eigentlich verſchiedene Gebirge ſind, ſondern nur ſelbſtändige Aufbaue auf einer und derſelben Geſammterhebung. Da nun dieſe breite Abplattung auf dem Rücken des Gebirgsſyſtems in muldenförmigen Vertiefungen verläuft, ſo ſendet daſſelbe ſein Waſſer nicht nur nach Nord und Süd gegen Meer und Wüſte hin, ſondern auch nach innen, in die tiefſten Stellen jener Mulden. Aber trotz dieſes Waſſerzufluſſes iſt der größte Theil dieſer Hochebenen in Folge des Salzgehalts des Bodens eine unfruchtbare baumloſe Steppe. Demnach ergiebt ſich für Algerien

Medeah.

eine Dreitheilung: das „Tell“ oder Culturland zwiſchen der Küſte und dem Hochgebirge, die Hochebene und die Wüſte.

Das ſogenannte „Tell“ beginnt an der Küſte und erſtreckt ſich ihr entlang mehr oder weniger binnenwärts, mit einer im Allgemeinen von Weſten gegen Oſten zunehmenden Breite, ſo daß ſie dort gegen 120, hier aber über das Doppelte, nämlich 250 km beträgt. Dieſes Tell, das eigentliche Culturland Algeriens, der fruchtbarſte Strich, wo Korn- und Hülſenfrüchte, Gemüſe, Reis, Tabak, Baumwolle und Wein gedeihen, und in dem auch die wichtigſten Städte des Landes liegen, erhebt ſich ziemlich raſch vom Meeresſpiegel zu einer beträchtlichen Höhe und umfaßt alſo auch die algeriſchen Küſtengebirge, welch letztere jedoch keine zuſammenhängende Kette bilden, ſondern in verſchiedenen Stöcken abgeſetzt ſind, ſo daß Ebenen und Thäler, Sümpfe und Gewäſſer im Tell mit den Höhenrücken abwechſeln. Auf dieſen Küſtenebenen und in den breiten Flußthälern gedeihen nahezu alle Gewächſe der Tropen, ſo im Thale des Scheliff, in den Ebenen von Meta bei Oran und von Metidſcha bei Algier. Oran, welches der Dampfer von Marſeille aus in 60, von Carthagena in Spanien in 11 Stunden erreicht, zieht aus ſeiner fruchtbaren, wohlangebauten Umgegend hauptſächlich Getreide, Wolle

Digitized by Google

und Schlachtvieh zur Ausfuhr. Diese Stadt, das Chefliеu des gleichnamigen Departements, hat 10,000 Einwohner, doch sind davon etwa 16,000 von spanischer Nationalität. Es ist mit seinen starken, fast uneinnehmbaren Befestigungen das Gibraltar Frankreichs, sein Hauptstützpunkt zur Behauptung Algeriens, zugleich eine blühende Handelsstadt. Im Vergleich zu den übrigen Hauptstädten Algeriens ist Oran am meisten, fast ganz europäisch, während Algier halb und Konstantine eigentlich ganz orientalisch erscheint. Von Oran nach Algier fährt im Tell, zum großen Theile das Thal des Scheliff benützend, eine Eisenbahn, welche jetzt schon wichtig ist, noch wichtiger aber werden muß, wenn sie einmal mit der von Setif nach Constantine führenden in Verbindung gesetzt sein wird. Auf dieser Fahrt berührt man einige der ansehnlicheren Orte des Tell und gelangt kurz vor Bidah an den Schiffah-Fluß, durch dessen weltberühmte Affenschlucht „Gorges de Schiffah" die Straße nach dem etwas südlich liegenden Medeah gebahnt ist. Das hochromantische Schiffahthal, in welchem sich wilde Affen noch herdenweise aufhalten, wetteifert an erhabener Großartigkeit mit den schönsten Partien von Norwegen. Der Weg, ein mächtiger, dem Fels abgerungener Bau, der trotz der gewaltigsten Hindernisse mit ungeheuren Kosten auf Befehl Napoleons III. ausgeführt wurde, stellt sich allen gewaltigen Straßenbauten der alten Welt ebenbürtig zur Seite. Bald wird die Mündung der Pässe sichtbar. Breit und tief zieht sich das Flußbett hin von majestätischem Ansehen. Eine doppelte Einfassung von rosenfarbigem Lorbeer umrahmt seine Ufer. Es ist das ein wunderbarer Anblick. An der Mündung der Pässe wird das Wasser der Schiffah, hier am niedrigsten, von einer Mühle zeitweilig gefangen genommen. Trotz dem niederen Wasserstande und der Gluth der Jahreszeit belebt das wohlthuende Wasser ringsum den fruchtbaren Boden. Hier und dort zeigen sich Häuser mit üppigen Gärten. Weiter oben zieht sich der Weg durch das Thal hinter einer kleinen Hügelkette hin. Da giebt es keinen Scirocco. Die Berge brechen seine Macht. An den steilen Abhängen unter dem Schutze der Pässe mildert der feine Sprühregen die Temperatur, und auch hier vermag der sengende Wind nicht recht Eingang zu finden. Welch prachtvolle Vegetation das Wasser dem ohne ihn unfruchtbaren Erdreiche zu entlocken vermag! Da ist der rosenfarbene Lorbeer, das Sommerkleid aller algerischen Flußufer. Und ihm gesellt sich streckenweise die Tamariske, der Oelbaum, schöner Ahorn, die Stechpalme mit ihren dunkelglänzenden Blättern, der Mastixbaum, der Sumach, Myrthen ohne Zahl, der Brustbeerenbaum (Zizyphus) mit seinen hakenförmigen Dornen, Bäume, Bäumchen, Buschwerk und mächtig emporschießendes Haidekraut mannigfachster Art. Unter den Bäumen am Rande des Gebüsches gedeiht ein wunderbarer Reichthum an Kräutern, ganz bescheiden am Boden, doch aber alle blühend. Und dort wächst eine Immortelle, da eine Glockenblume! Je weiter man südwärts vordringt, um so tiefer werden die Pässe, um so dichter bis zur Undurchdringlichkeit werden die Wälder. Die höheren Felsspitzen jedoch, wie gewisse Abhänge sind kahl geblieben. Diese Abhänge überraschen den Blick durch gewaltige Einsenkungen, die mit kühn emporgerichteten Felsspitzen von phantastisch schroffer Ausgackung abwechseln. Eine Landschaft, der Alpen würdig, bilden die Schiffah-Pässe einen weithin sichtbaren, fünf Meilen langen Einschnitt in den Atlas. An ihrem Ausgange bietet sich das zauberhafte Bild der Metidscha, die Hügel Sahel und durch den Einschnitt im Mazafran das Meer. Tief unten im Passe braust das schäumende Wasser. Der Weg führt neben und über den Fluß hin. Bald auf einem Rande seines Bettes, den er trocken gelassen, bald auf überhängenden Felsen. Mußte man, um einen Weg zu bahnen, stellenweise Sprengungen anwenden, so hatte das Wasser sich seine gewundene Bahn ganz allein durch die Felsen zu brechen gewußt. Tausend kleine Cascaden speisen es von beiden Seiten mit feineren oder stärkeren Silberfäden oder mitunter auch nur mit einer Art niederträufelndem Sprühregen wie ein kleiner Nebelschleier. Zugleich mit der ehrfürchtigen Bewunderung, welche uns die Großartigkeit der Natur einflößt, empfindet man auch hohe Achtung vor der Menschenkunst, die hier Wege für die französischen Truppen gebahnt hat.

Jenseits des von der Schiffahschlucht durchbrochenen Gebirges, welches die Franzosen den Kleinen Atlas nennen, aber noch im Tell liegt auf einer Tafelfläche eine der hübschesten Städte Algeriens Medeah mit etwa 11,000 Einwohnern, wovon gegen 7000 Europäer, und einem antiken, hohen, aus zwei Bogenreihen bestehenden Aquädukt in schlechtem Zustande. Umgeben von Rebenpflanzungen und Dornenhecken, erscheint es durchaus wie ein burgundischer Flecken. Das obengenannte Blidah an der Oran-Algier-Bahn erhebt, obwohl zweimal von Erdbeben vernichtet, seine schönen Häuser fester denn je. Weit, weit im Umkreis von Apfelsinenwäldern

Digitized by Google

Oran.

Digitized by Google

umgeben, deren ſüße Früchte meiſt in Europa verzehrt werden, erfüllt der Blüthenduft ſtundenlang die Gegend mit faſt betäubendem Wohlgeruch. Am Fuß der Berge und von dieſen in einem weiten Thalkeſſel umſchloſſen, erſcheint Blidah wie ein kleines Paradies, freilich ohne die Huri des Propheten; denn die ſchmutzigen, grundhäßlichen arabiſchen Weiber, welche mit dem landesüblichen orientaliſchen Gekreiſch den Fremden anbetteln, können unmöglich für ſolche gelten. Die höhere Lage, bis zu 500 m am Gebirge, ſtellt in der Vegetation die ſubtropiſche Zone dar; ſie umfaßt die immer grünen Laubhölzer, hier gedeihen Orangen, Granaten, Mandeln, Feigen u. dgl. Die dritte Höhenlage, etwa bis zu 1000 m, — in ihr liegt z. B. Medeah — entſpricht den mitteleuropäiſchen Verhältniſſen. Das iſt das Gebiet, welches ſchon im Alterthume Algerien zur Kornkammer Roms machte; bis zu 1200 m Meereshöhe iſt Weinbau möglich und der Wein iſt auch gut und

Blidah.

alkoholhaltig, aber nicht ſehr haltbar. Dieſe letzte Bodenſtufe wird von dem Geſchlecht der Nadelhölzer eingenommen, unter welchen beſonders die Ceder hervorragt.

In allem Zauber des Tell prangt vor Allem die Umgebung von Algier, der Hauptſtadt der Kolonie und Sitz der Verwaltung. Der Name Algier ſoll, der gewöhnlichſten Erklärung zufolge, aus el Dſchesair, „die Inſeln", entſtanden ſein, welche Benennung die Araber der von ihnen auf der Stelle des alten Icoſium im 10. Jahrhundert gegründeten Stadt nach den kleinen, heutzutage vollſtändig verbauten Inſeln im Hafen von Algier gegeben hätten. Schon von weitem entzückt die Stadt das Herz des Beſchauers. Man kann ſie mit Recht eine der ſchönſten, vielleicht die ſchönſte Stadt der nordafrikaniſchen Küſte nennen. Algier iſt ein herrliches Plätzchen der ſchönen Erde. Und das Gruſelige des alten Piratenneſtes, das uns wie ein weißgelber Todtenſchädel aus hundert ſchwarzen Augen vom fernen Ufer anſtiert, trägt nicht wenig dazu bei, ſeine Anziehungskraft zu erhöhen. Berge ringsum. Der Golf, welcher ſich im Halbkreiſe viele Kilometer weit hinzieht und mit dem Kap Matifù endet, iſt umrahmt von dem lieblichen, mit dem eigenthümlichen ſüdlichen

Digitized by Google

rosigen Hauche übergossenen Sahelgebirge, welches hier allmählich abfällt, und freundliche weiße Villen, inmitten einer üppigen Vegetation in alle Höhengrade hineingewebt, laden traulich zum Besuche ein. Grün und Roth herrscht im Vordergrund, Blau, stolz und gewaltig im fernen Hintergrund. Ein prächtiger Hafen mit Leuchtthürmen, Batterien und Dämmen! Dann, an Steilgestade anzieigend, ein System von Uferleisten, wie es in der ganzen Welt vielleicht nur Algier besitzt, mit Treppen und Aufgängen, Viaducten und monumentalen Geländen. Den Quai entlang die stattlichen Bauten der französischen Stadttheile, breite und schöne Straßen mit herrlichen Palästen, Boulevards, zwei offene Plätze mit französischen Generalen auf bronzenen Pferden. Daneben eine verirrte Moschee aus einem andern Jahrhundert. Und drüber, Hang über Hang sich thürmend, das Gewimmel der alten Berberstadt mit ihren engen, steilen, aber wohlgepflasterten und sorgfältig numerirten Gassen, gekrönt vom rohen, mittelalterlichen Schloß, der Kasba, an dessen zerfallenden Wänden nach den Bergen hin sich Bananen und Cypressen, Aloe und Kaktus auklammern. Freilich, sie will heute nichts mehr besagen, das wirkliche Leben pulsirt in der unteren Stadt an der Küste. Geschmeidige Franzosen, geschäftsgewandte Malteser, schmutzige Kabylen begegnen uns auf unserer Wanderung. Da ein paar Zuaven in ihrer kleidsamen Tracht, hier dicht verschleierte arabische Frauen, französische Salondamen neben hübschen Maureskn, Alles im rastlosen Auf und nieder. Schließlich überwiegt aber doch das französische Element in der Bevölkerung, man glaubt eher in einer französischen Stadt zu sein, die besonders viele Söhne Afrika's anzulocken vermochte, als umgekehrt. Anders denkt man jedoch, wenn man in die arabische Stadt gelangt oder einen Ausflug in die nicht sehr weite Kabylie unternimmt. Aber auch die großen schönen Plätze inmitten der Stadt, mit ihrer prachtvollen Vegetation, zumal den schönen Palmengruppen, mahnen daran, daß man sich in Afrika befindet. Und wie sehr fühlt man sich erst im Orient, wenn man Abends den Concerten lauscht, welche die Zuavenkapelle auf der Place du Gouvernement veranstaltet! Wie hebt sich das Herz beim Erblicken des herrlichen Platzes, auf dem schlanke Palmenreihen im lauen Abendwinde ihre Fächerkronen wiegen und auf dem orientalisch gekleidete Musiker europäische Weisen ertönen lassen. Und das europäisch-orientalische Menschengewimmel dazu! Besonders anziehend ist auch das Bild, das der tagtäglich in den Vormittagsstunden auf einem freien Platze der mittleren Stadt stattfindende Markt gewährt. Da drängen sich Menschen aller Hautfarben und Nationalitäten bunt durcheinander — Tische und Buden mit Waaren verschiedenster Art bedecken den geräumigen Platz, die meisten Erzeugnisse jenes afrikanischen Landes entsenden hierher ihre Vertreter. Hier bietet man um billiges Geld Datteln, Feigen, Orangen, Kirschen, Erdbeeren und andere Früchte feil, dort stehen Reihen von Fleischverkäufern, hier wird Backwerk ausgeboten — um wenige Pfennige ein süßes Gebäck oder eine Fleischpastete, oder ein paar Hände voll Datteln oder Feigen oder sonst etwas. Plötzlich ertönt ein Trompetensignal — es ist das Zeichen zum Räumen — jetzt geht ein Lärmen an und mit dem Schlage 12 ist der ganze, eben noch so belebte Platz öde und leer. Wir wandern durch arabische, enge Gassen, in denen sich Mengen von arabischen und anderen Tabakhändlern niedergelassen haben, die uns — wiederum für wenige Pfennige — ein Paket der herrlichsten Cigaretten ablassen, und erreichen den Fischmarkt, auf dem allmorgendlich Seegethier aller Art feilgeboten wird. Limonaden- und Eisverkäufer bieten uns um 4 Pfennige etwas Erfrischendes.

Den höchsten Theil von Algier nimmt die arabische Stadt mit ihren kleinen, blendend weißen Häusern und engen Gassen ein, welche von der Kasba überragt wird. Wir steigen bergan durch lange, schmale, oft scharf um die Ecke biegende Straßen, die, von unansehnlichen Häusern eingefaßt, meist in der Fronte nur eine kleine schmale Thüre und ein quadratisches Guckloch, das ein Fenster sein soll, besitzen. Die französische Polizei hat diesen Straßen, welche ehemals der Sammelplatz alles Unrathes waren, ein reinliches, nettes Aussehen verschafft. Die Maurenstadt sieht demungeachtet traurig und vereinsamt aus, nur hie und da hat der unaufhaltsam vorschreitende Kauf durch Europäer in das monotone, düstere Aussehen der maurischen Gasse ein mehrstöckiges Haus mit weithin glitzernden großen Fensterscheiben, mit großen Thoreingängen hingepflanzt und sie erscheinen dem Auge wie die Anzeichen vulkanischer Hebungen, welche aus der umgebenden Fluth hervorragen und auf die baldige Trockenlegung schließen lassen. Der Auskauf der Mauren ist übrigens systematisch eingeleitet, indem der Wiederaufbau maurischer Häuser nicht gestattet wird, wodurch der maurische Charakter dieses Urviertels auf den Aussterbeetat gesetzt ist. Die Regierung ermuntert und streckt auch Geld vor, sobald es sich

Digitized by Google

um den Ankauf des mauriſchen Grundes handelt, auch verleidet die unliebſame Nachbarſchaft vielen alten, erbgeſeſſenen Familien ihr altes Heim. In dieſer wenig oſtenſiblen Weiſe hofft man binnen nicht entfernter Zeit die Mauren aus der Zeit vollends verſchwinden zu machen. Ihre Anzahl wird bereits mit kaum 10,000 Seelen beziffert; in einem weiteren Decennium gehört die Stadt vollends Europa, wie die ganze Umgebung von den Europäern dicht beſiedelt iſt. Die „Kasba“, die Citadelle, wie ſie als eigenthümlicher Zwinger in allen größeren Hauptſtädten des Orientes regelmäßig wiederkehrt, erklettert man auf ſteilem unbequemen Wege zu Fuße oder auf maleriſchem Umwege zu Wagen. Oben angelangt, findet man eine ſeltſame Zuſammenſetzung von allerlei Gebäuden, deren Stil durchaus nicht an die blühendſte Zeit mauriſcher Baukunſt erinnert. Als ein zur Noth zuſammengeflicktes Feſtungswerk, deſſen Räumlichkeiten meiſt als Caſernen benützt werden, ruft es

Der Palaſt des Generalgouverneurs zu Muſtapha bei Algier.

manche Erinnerung wach. Die Landſeite iſt durch ein architektoniſch ſchönes Thor ausgezeichnet. Nach Oſten hin nimmt eine Baſteifront, in deren Wall ein rieſiger Baum ſeinen Standort aufgeſchlagen, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch und, am Rande eines ſteilen Abfalles ausgeführt, gemahnt die Scenerie an die Akropolis in Athen und zugleich an das Capitol von Rom über der tarpejiſchen Straße. Links von dem Landthore wird das ehemalige Selamlik des Deys von Algier gezeigt, wo der bekannte Fächerſchlag ſtattgefunden haben ſoll, der der mauriſchen Herrſchaft in Algier für immer ein Ende gemacht und dieſes herrliche Ufferland der europäiſchen Civiliſation überantwortet hat. Prachtvoll iſt die Ausſicht von hier oben. Drüben, zur rechten Seite des Hafens, liegt der Dſchebel Dſchurdſchura und umweit dieſem parallel, wenn ſchon in einiger Entfernung, mit der Küſte ziehend, die mit dem Namen Mustapha supérieur belegte Hügelkette. Es iſt dies unſtreitig der ſchönſte Theil von ganz Algier, mit reizenden, inmitten üppiger Vegetation verſteckten Villen bedeckt, welche ſich indiamüde Engländer bauen, die es zu Hauſe nicht mehr aushalten, und der die ſchönſten Ausſichten bietet. Man ſteigt langſam in Schlangenlinien höher und höher, zu Fuß, oder falls man es vor-

Digitized by Google

Algier — vom Hafen aus gesehen.

Digitized by Google

zieht, zu Wagen, der freilich bei den holprigen Wegen arge Schwankungen macht und die Insassen oftmals harten Stößen aussetzt. Die prächtigste Villa ist die des Generalgouverneurs von Algerien. Sie liegt an der großen Straße, die Mustapha supérieur von Mustapha inférieur, das die ziemlich große Fläche zwischen dem Meere und den Hügeln ausfüllt, durchschneidet. Die Villa gehörte einst dem Dey von Algier und trotz der Europäisirung ist von dem arabischen Style fast noch Alles erhalten, was des Erhaltens werth war: die kleinen, reich verzierten Säulen, die engen Treppen, die seltsam abgewickelten, in lebhaften Farbentönen von einander geschiedenen geometrischen Figuren. Die schmalen Rundbogenfenster an der Hofseite sind erhalten, doch ist ein neugebauter Flügel in europäischem Style der ehemaligen Villa hinzugefügt, wo die Empfangssäle des Generalgouverneurs sich befinden. Für den Marstall ist in ausgezeichneter Weise gesorgt. Die Garten-

Bougie.

anlagen sind reizend gehalten. Der Generalgouverneur hat den Ausblick auf den Hafen und die reizenden Contouren des Sahel-Gebirges. In entgegengesetzter Richtung von den beiden Mustapha zieht entlang der Küste die Vorstadt Saint-Eugène, ein niedliches Dorf in grüner Schlucht, vom Meere bespült, und weiterhin auf stolzer Höhe eine neue moscheenartige Kirche, der „heiligen Jungfrau von Afrika“ gewidmet. St. Eugène hat völlig europäisches Ansehen und ist nicht so wichtig und bedeutend als die eben erwähnte östliche Vorstadt. Eine Zierde der letzteren ist der im unteren Mustapha belegene Jardin d'Essai, der allerdings ein Mustergarten genannt werden kann und dem Botaniker eine unendliche Fülle des Studiums bietet. Exotische Pflanzen bilden die Einfassungen von Alleen. Da giebt es Palmen, Drachenbäume, Feigenbäume, Bambus u. s. w. Namentlich eine aus Palmen und Drachenbäumen gebildete Allee entlockt dem Besucher des Gartens Ausrufe des Entzückens — sie führt zu einer kleinen, mit beinahe 100 Dattelbäumen bepflanzten Oase, an deren Fuß die Meereswellen tosen. Man muß den Anblick selbst genießen, den ganzen Zauber zu schildern vermag man nicht. Nächst diesem, dem größten Garten Algiers, der eine Fläche von 75 ha bedeckt, sei noch der Jardin

Digitized by Google

Marengo, nach ſeinem Gründer, Oberſten Marengo ſo benannt, erwähnt, der, im Oſten der Stadt liegend, eine in Terraſſen getheilte Anhöhe einnimmt und ebenfalls eine Fülle der herrlichſten Gewächſe aufweiſt.

Algier, die Silberſtadt, liegt ſo ziemlich in der Mitte der algeriſchen Küſte, die reich iſt an wichtigen Plätzen, beſonders gegen Weſten. Die ganze Fahrt an dieſem Küſtenſaume geht an Geſtaden von großer landſchaftlicher Schönheit hin. Höher und immer höher heben vom Waſſer aus ſich die Berge, deren Ketten in wunderbarer Verknotung oder Löſung ſtets neue grotesk-ſchöne Bilder aufrollen. Doch ſind ſie nicht nackt, wie der größte Theil jener Alpen, deren Fuß an der Riviera di Ponente auf europäiſcher Seite das Meerwaſſer benetzt; die Natur hat ſie hier faſt überall in Grün gekleidet. Der Hafen von Dellys iſt ein natürlicher; die kleine Stadt wirklich pittoresk an den felſigen Bänden vom Meere aus aufſteigend und von Ringmauern

Stora.

und Feſtungswerken umgeben, hat Vieles gemein mit dem in Europa gegenüberliegenden Villafranca bei Nizza. Die zauberiſche Bau von Bougie erinnert lebhaft an den Comerſee, denn auch ihre Ellipſe iſt überall bis auf den Eingang von großartiger Berglandſchaft eingerahmt. Aus der nahen Kabylie bringen die Kabylen gerne die Produkte ihres Landes, Wolle, Korkholz, Oel, Felle zu weiterer Verſendung auf den Markt von Bougie, der ſich denn auch aus dieſem Grunde ziemlicher Bedeutung erfreut. Bougie, urſprünglich eine phöniziſche Handelsſtation, ſpäter das Saldae der Römer, zeigt an mehreren Punkten noch Spuren der römiſchen Umwallung. Der Sarazenenwall war eine von Thürmen gekrönte Mauer; in der Nähe des Hafens ſteht noch als Reſt derſelben ein Spitzbogen, welchen wir im Bilde darſtellen. An dem halbinſularisch gelegenen Dſchidſchelli vorüber gelangt man zur prächtigen Rhede von Stora-Philippeville, zwei hübſchen Städtchen, franzöſiſche Neubauten, welche durch eine halb- bis dreiviertelſtündige Straße am Bergabhang mit einander verbunden ſind. Stora iſt ein Hauptplatz für den Sardellenfang. Weiterhin liegt Bona (Böne) in der Küſtenebene, da die Berge des El Edoagh etwas weiter zurücktreten; doch geben ſie ihr von weitem immerhin

Digitized by Google

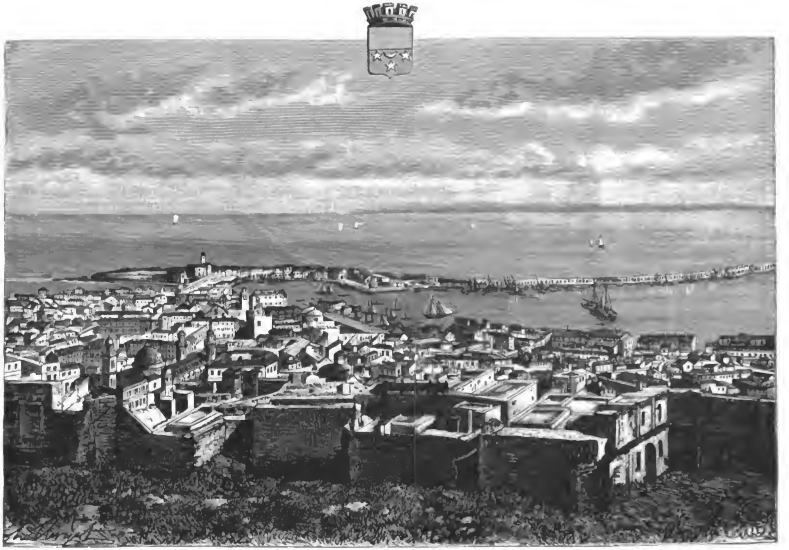
ein prächtiges Relief und ſchützen ſie vor manchen Winden. Sie iſt eine aufblühende, mindeſtens zur Hälfte franzöſiſche, zur andern kleinern jedoch von Mauren, Israeliten und Negern bewohnte Stadt von etwa 12,000 Einwohnern. Was die ſchon mehrfach genannten Mauren betrifft, ſo verſteht man darunter die nordafrikaniſchen eingebornen Städtebewohner. Sie ſind Miſchlinge, und zwar von allen Völkerſchaften, die ſeit der Zeit der Argonauten bis zur franzöſiſchen Invaſion an die Geſtade des Magreb (arab. Abendland) geworfen wurden. Sie haben von all' den Nationen, denen ſie das Daſein verdanken, mehr das Schlechte als das Gute angenommen. Ihr Aeußeres erſcheint freilich vielverſprechend, und das wiſſen Männer wie Weiber noch durch eine reiche farbige Tracht zu heben. Aber die glänzende Außenſeite entſpricht nicht dem Innern, dem Charakter dieſer Race. Die Mauren ſind im Allgemeinen weichlich, treulos, lügneriſch, ehrgeizig, rachſüchtig,

Der Hafen von Bona.

habgierig und ſinnlich. Auf keinem Gebiete des Wiſſens und Könnens — abgeſehen vom Handel, den ſie mit einigem Geſchick betreiben — ſind ſie irgendwie hervorragend und werden auch in nicht ferner Zeit ganz und gar verſchwunden ſein. Nur 2 km von Bona, dem Aphrodisium der Römer, liegen die Ueberbleibſel von Hippone, dem Ubbo der Phönifer und Hippo-Regius der Römer, welches zur Karthagerzeit ein wichtiger Handelsplatz war. Heute iſt die alte Stadt verſchwunden und man ſieht dort nur mehr die Reſte der Ciſternen, großartiger Behälter zur Aufnahme der dem Gebirge El Edouagh entquellenden Gewäſſer.

Die Fahrt der algeriſchen Küſte entlang enthüllt Bergzug um Bergzug, die alle noch im Tell-Bereiche liegen. Wir nennen darunter von Weſten nach Oſten fortſchreitend den Dſchebel Ubſchba, das Teſſala-Gebirge, deſſen Ausläufer bis gegen Oran reichen, den wilden zerklüfteten Dſchebel Dahra, das Algier-Gebirge, den Kleinen Atlas im Süden der Stadt Algier und der Metidſcha-Ebene, und den Dſchurdſchura (2317 m) nebſt dem Großen Babor (1993 m), in welchem die „Große" und die „Kleine Kabylie" gelegen ſind. Dieſe Gegenden haben ihren Namen von ihren Bewohnern, den Kabylen, einem Zweige des über ganz Nordafrika verbreiteten

Digitized by Google



Algier — von der Citadelle aus gesehen.

Digitized by Google

Berbervolkes, deſſen einzelne Stämme nahezu Legion ſind und in Algerien, neben und unter den Arabern hauſend, mit dieſen den Hauptſtock der eingebornen Bevölkerung bilden. Die Berber ſind in unvordenklichen Zeiten aus Aſien eingewandert und wurden von den Arabern bei deren Eindringen im Beſitze des Landes gefunden. Allerdings konnten ſich die Berber im Laufe der Zeit dem Einfluſſe der Araber nicht ganz entziehen, haben vielmehr die islamitiſche Religion und theilweiſe auch die Sprache von ihnen angenommen. In dem Lande der Berber wie in jenem der Araber ſtößt man allenthalben auf jene charakteriſtiſchen „Marabut“ oder Grabkapellen irgend eines Heiligen, deren die muhammedaniſche Kirche wohl hundertmal mehr beſitzt als die katholiſche. Dieſe Marabut, von dem wir eines im Bilde beigeben, genießen hohe Verehrung bei Berbern wie bei Arabern. Dennoch beſtehen zwiſchen beiden bis heute weſentliche Unterſchiede, welche ſich dahin charakteriſiren laſſen:

Ruinen von Hippone.

Der Berber iſt nahezu in allen Dingen das gerade Gegentheil vom Araber. Der Berber bevorzugt zur Wohnung, wenigſtens wo es die Verhältniſſe geſtatten, die Berge, während der Araber die Ebenen liebt. Der Berber hat einen durchaus demokratiſchen Zug, während der Araber ein Ariſtokrat vom reinſten Waſſer iſt, wie ſich das in ſeinen Stammeseinrichtungen ausſpricht. Der Berber neigt zum praktiſchen Leben und hat wenig Sinn für die Wiſſenſchaft, während der Araber hohe wiſſenſchaftliche Befähigung zeigt. Der Araber pflegt die Medicinkunde, und zwar ſchon ſeit älteſter Zeit, während der Berber die Arznei haßt und ſich nur mit einigen ſelbſtgebrauten Kräutertränken oder für Wunden mit einem Pflaſter aus Schwefel, Harz und Olivenöl begnügt. Der Araber iſt Nomade, der Berber baut ſich möglichſt Stein- und Lehmhäuſer, und ſelbſt wo er, von den Verhältniſſen gezwungen, Hirte wird, da zieht er mit den Heerden immer nur in geringe Entfernung vom Hauſe. Er treibt im Gegenſatz zum Araber Ackerbau, ſowie eine äußerſt vielſeitige Induſtrie. Was insbeſondere die Kabylen angeht, ſo krönen ihre Dörfer, der leichteren Vertheidigung wegen, in der Regel die Höhen ſteiler Hügel. Die Gebäude ſelbſt ſtehen meiſt innerhalb eines Hofes, der von der Außenwelt

Digitized by Google

durch eine mit einer Thür verſehene Mauer abgeſchieden iſt. Auf einem ſolchen Hofraume finden ſich nicht ſelten mehrere Häuſer, in der Regel von Verwandten, oft aber auch nur von Bekannten bewohnt. Vor jedem Hauſe lagert der Düngerhaufen von dem mit im Hauſe befindlichen Vieh. Die Gebäude haben meiſt nur eine Thüre und ganz kleine Fenſteröffnungen, durch die man wohl von drinnen heraus, aber nicht von außen hinein ſchauen kann. Im Inneren der Wohnungen ſieht es meiſt ſehr einfach aus. In der Regel ſind außer dem Raum für das Vieh nur noch zwei Gelaſſe vorhanden; in der einen ſchlafen die Männer, in der anderen, die ſich nicht ſelten unter dem Dache befindet, die Weiber und Kinder. Das Hausgeräth und zugleich den einzigen Schmuck bilden Töpfe und Krüge aller Art von meiſt recht zierlichen Formen, zwei Steinbänke von etwa 60 cm Höhe, einige Matten und Decken, eine primitive Handmühle, die im Weſentlichen aus zwei übereinander

Marabut des Sidi-Yakub.

lagernden Steinen beſteht, und vor allem die für Aufbewahrung des Oels beſtimmten Botticke. Es ſind dies koloſſale, urnenartige Gefäße, die aus einer Miſchung von Lehm und Miſt beſtehen und von den Frauen an Ort und Stelle über einer Art Holzgerüſt angefertigt werden und dann niemals ihren Platz wechſeln. Sie ſtehen auf einer der erwähnten Steinbänke wie auf einem Büffet, und wenn man ſich auf der erſteren niederſetzt, dienen ſie zugleich als Rückenlehne. Sie haben eine viereckige, meiſt nach unten verjüngte Geſtalt und ſind nicht ſelten mit zierlichen Arabesken bedeckt. An der Vorderſeite befinden ſich ein oder mehrere Löcher, die durch Holz- oder Lehmpfropfen geſchloſſen werden. Die Füllung des Gefäßes geſchieht durch eine oben befindliche, verſchließbare Oeffnung. Nach der Größe und Anzahl dieſer Botticke („Aſchuſi“) läßt ſich die Wohlhabenheit der Familie beurtheilen. Eine Feuerſtätte exiſtirt nicht, da meiſt im Hofe gekocht wird. Das Vieh befindet ſich in einem etwas tieferen Loche der Stube, zu welchem einige Stufen oder auch nur ein Abſatz hinabführt. Je nach dem Handwerk, das der Hausvater etwa treibt, enthält das Gemach noch einen

Digitized by Google

Ambos, einen Webſtuhl oder dergl. In jedem Dorfe treffen wir auch zwei öffentliche Gebäude, nämlich zuerſt die Moſchee, einen einfachen Bau, der im Erdgeſchoß die Wohnung des Imam, in der erſten Etage aber den für die Gottesdienſte beſtimmten Raum enthält. Das Ganze krönt ein viereckiges Minaret. Das andere öffentliche Gebäude iſt das Rathhaus, das charakteriſtiſche Merkmal der Kabylendörfer. Daſſelbe enthält nur einen großen Raum, den Sitzungsſaal, in welchem nichts als Steinbänke und Steintiſche ſich befinden.

Unmittelbar hinter den algeriſchen Küſtengebirgen, zu welchen auch Kabylien zu rechnen, und meiſt in direkter Verbindung mit derſelben ragen, immer noch im Tell, nicht minder hohe zerklüftete Parallelketten empor, welche man füglich als „Algeriſche Mittelgebirge“ bezeichnen darf. In ihnen liegt, im äußerſten Weſten, die Stadt Tlemſen, die im 13. Jahrhundert 90,000 Einwohner barg, als ſie die Hauptſtadt des arabiſchen

Tlemſen.

Reiches der Zianeten war. Jetzt zählt ſie blos etwa 22,000 Köpfe und trägt einen weſentlich arabiſchen Charakter. Tlemſen hat enge Straßen und zahlreiche Fontainen; die einſtöckigen Häuſer haben faſt alle flache Dächer; die Moſcheen ſind zahlreich, aber meiſt klein. Die Stadt hat Thürme, aber keine Gräben; ſie liegt auf einem 828 m hohen Plateau, das der Iſſer und die Tafna umfließen, in einer durch den Saffaf und Hania begrenzten Ebene. Auf drei Seiten hat es ſteile Abhänge und iſt nur im Südweſten zugänglich. 2500 Schritt weſtlich von der Citadelle Tlemſens liegt das im 14. Jahrhundert gebaute Außenwerk Manſurah, ein Viereck von 1300 und 750 m Seite, mit krenelirten, bethürmten Mauern, im Innern mit einer Moſchee. Die Umgegend der Stadt beſteht in reich bewäſſerten Gärten und Obſtpflanzungen. Weiterhin gegen Oſten liegt in dieſem Mittelgebirge Mascara, die „Soldatenſtadt, welche mit Oran und mit dem Hafenplatz Arzen durch eine Eiſenbahn verbunden iſt, die ſüdwärts bis nach Saida und Ain Hadſchar am Nordrande der algeriſchen Sahara in das Herz der halfareichſten Hochebenen reicht. Am öſtlichen entgegengeſetzten Ende Algeriens aber thront inmitten des Mittelgebirges die originellſte Stadt des ganzen Landes, Conſtantine, das 87 km

Digitized by Google

Conſtantine.

Digitized by Google

vom Meere entfernt, aber mit Setif im Weſten wie mit Philippeville im Norden durch einen Schienenſtrang verbunden iſt. Die Fahrt auf letzterer Strecke iſt höchſt intereſſant, weil die Bahn bis Conſtantine beinahe 700 m ſteigt und darum viele Kunſtbauten, ſowie prächtige Ausblicke bietet. Es kommen viele Tunnels. Wir bekommen auf der Fahrt die erſten Eindrücke afrikaniſcher Landſchaft und afrikaniſchen Lebens: wenig Bäume und faſt nirgends Wald, nur um die Stationen einige Eukalyptusbäume, ausgedörrtes Land, Getreidefelderſtoppeln ſtundenweit, rother Fels, ſpärliches Waſſer, ſchwarzer Boden, Erdhütten der Araber, um welche Schweine ſich tummeln; man ſieht keine Dörfer, Kirchthürme, ſucht überhaupt vergebens entlang der Bahn die Culturmenſchen, die man bei uns zu ſehen gewohnt iſt. Da und dort ſteigen weiße Burnuſſe ein. Ihre Kehllaute und ihre finſteren Geſichter berühren nicht ſympathiſch. In der Ferne ſchaut man hohe ſchöngeformte Kalk-

Manſurah.

gebirge, ſo z. B. zwei Berge, die den Namen Zwillinge führen, an die Juraberge Europas erinnern und etwa 1000 m hoch ſind. Da und dort zeigen ſich die Cactusgeſträuche, entlang der Bahn, für unſer Auge fremdartig! Ueber Allem iſt ein blauer Himmel ausgeſpannt, eine Fülle von Licht, die das Auge des farbenarmen Nordländers blendet und die Sinne überwältigt. Die Beleuchtung iſt viel ſtärker, die entfernten Gegenſtände erſcheinen näher. Und doch dieſe kahle, todte, meiſt alles Grünen ermangelnde Landſchaft! Afrika iſt kein dunkler Welttheil, aber einförmig. Noch ein letzter Tunnel und wir ſehen die originelle Felſenſtadt vor uns.

Der Eindruck, den Conſtantine macht, iſt ein mächtiger. Die Lage iſt originell. Sie liegt 600 m über dem Meer auf einem Felſen, der von allen Seiten, mit Ausnahme eines einzigen natürlichen Zugangs ſenkrecht gegen ein tiefes Flußthal abfällt, das des Rumel, der ſüdlich vom Atlas herunterfällt und weſtlich von Philippeville ſich ins Meer ergießt. Das Merkwürdigſte iſt aber, daß die Felſenwände auf der andern Seite des Fluſſes faſt ebenſo hoch wieder hinaufgehen wie auf der Stadtſeite. So wird eine tiefe Furche, ein Abgrund hergeſtellt, der ſeines Gleichen ſucht. Dieſer ſogenannte „Ravin" iſt das eigentliche Wahrzeichen

Digitized by Google

von Constantine. Unten in dieser grausigen Schlucht schäumt über Felsblöcke der Fluß, der freilich, wenn nicht Regengüsse ihn anschwellen, nur ein kleines Bächlein ist. Manchmal bilden die Felsen und herabgefallener Schutt über ihn eine Wölbung und er fließt unterirdisch dahin. Hinter der „Kasba", der Citadelle, sind mehrere solcher natürlicher Tunnels. Früher haben die Araber ihre ungetreuen Weiber in den Ravin hinabgeworfen, bis es ihnen von den Franzosen verboten wurde. Die Schlucht ist auch die gewöhnliche Zuflucht der Selbstmörder. Die zahlreich umherfliegenden Geier halten dann ein leckeres Mahl. Der Ravin macht die Stadt zu einer natürlichen Festung. Ueber ihn ist aber, gegenüber dem Bahnhof, von den Franzosen eine prachtvolle eiserne Brücke mit Einem Bogen gelegt worden. Aller Verkehr mit dem Süden zieht sich über diese Brücke, in welche die Rue nationale ausmündet. Im Westen der Stadt ist nun noch eine andere Verbindung, mehr mit dem Norden, aber auch theilweise mit dem Süden hergestellt. Diese Verbindung ist eine natürliche, wenigstens ist der Zugang durch Schuttmassen, nicht durch eine Brücke gemacht. Das ist die Porte de la brèche, von wo aus die Franzosen im Jahre 1837 die Festung erstürmten. Auch dieser Zugang ist ein überaus reizvoller Standpunkt. Auf diesen 2 Wegen gelangt man in die Stadt. Sie selbst ist auf ihrem verhältnißmäßig kleinen Felsen zusammengedrängt und zählt dabei etwa 40,000 Einwohner. Auf der höchsten Stelle, da wo der Absturz in das Thal des Rumel am bedeutendsten ist, beinahe 300 m befindet sich die Citadelle der Stadt, die Kasba, eine Menge von weitläufigen Kasernen und Gebäuden für Militärzwecke. In dem inneren Raume der Kasba, da wo man von der höchsten Zinne in die Tiefe blickt und draußen die „kleine" gebirgige Kabylie herüberwinkt, sind die Felsenwände ganz unersteiglich. Von der Kasba senkt sich die Stadt gegen Süden zum Ravin hinunter. Da wo der Rumelfluß in die Stadt eintritt, um sie in tiefem Bette zu umrauschen, ist die „Teufelsbrücke, ein unheimlicher Ort, nicht nur wegen der himmelanstrebenden, gigantischen Felsengebilde, sondern man riecht auch den Teufel in dem wirklich infernalen Gestank, der dort aufsteigt und den die von der Stadt herabfallenden Abfallwasser verursachen. In der Stadt giebt es eigentlich nur drei europäische Straßen, unter denen die Rue nationale die bedeutendste ist. Links und rechts liegen dicht gedrängt die schlecht gepflasterten Araberquartiere, enge, winkelige Gäßchen, bergauf, bergab führend, mit meist weiß angestrichenen, festungsartigen Häusern, die Sonne und Licht vorwegnehmen, mit elenden Fensteröffnungen und halbdunkeln Thorwegen versehen sind. Hier wandelt man ganz im Orient, wie er überall in den Städten ist. Der Gestank und Schmutz dieser Quartiere ist für europäische Nasen höchst widerwärtig, aber man kann, will man das echte Volksleben kennen lernen, den Gang dahin nicht vermeiden. Eine unangenehme Zugabe zu dem Stadtleben und Afrika überhaupt ist der Staub, der in unglaublichen Massen aufwirbelt. Wenn vollends einmal der Scirocco weht, wenn die Staub- und Sandmassen der Wüste hereinbrechen, wird das Wandeln auf den Straßen fast zur Unmöglichkeit. Der Staub dringt auch in die Häuser, und dort Reinlichkeit zu halten ist eine schwere Arbeit. Die eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt sind nicht eben zahlreich. Das edelste Bauwerk der Stadt ist der ehemalige Palast des Bey. Freilich von außen sieht man davon nichts. Geht man aber in den Hof hinein, so tritt ein Kleinod maurischer Architektur uns vor die Augen. Von ihm gehen wir zur katholischen Kirche, ursprünglich einer arabischen Moschee, mit schönen Säulen und reich dekorirt. Das protestantische Kirchlein liegt mitten im Lärmen des Araberviertels. Es ist sehr klein, ohne Thurm und Glocke und soll früher ein arabisches Irrenhaus gewesen sein. Neben den christlichen Gotteshäusern giebt es zahlreiche Moscheen. Umweit des protestantischen Kirchleins, in der Rue nationale, steht die große Moschee el Kebir, von wo herab die Gläubigen zu gewissen Zeiten zum Gebet gerufen werden. Auf der Treppe derselben liegen zahlreiche Bettler und solche, von denen man nicht weiß, ob sie beten oder schlafen. Eine Masse von Burnussen geht stets aus und ein. Man tritt in einen Vorraum, wo die Gläubigen ihre Schuhe lassen und die Füße waschen. Sie werfen sich auf den Boden, um zu beten. Innen umfängt uns geheimnißvolles Dunkel. Der Raum ist kahl. Es sind keine Stühle oder Bänke da, sondern nur Matten gelegt. Als einzige Zierde neben Petroleumlampen prangt eine Schwarzwälderuhr! Um die Moschee ist stets ein reges Leben. Eine besondere Sehenswürdigkeit der Stadt sind auch die Kirchhöfe der verschiedenen Religionen. Alle liegen etwa eine Viertelstunde vor der Stadt, aber nach verschiedenen Himmelsgegenden. Der europäische ist allein von einer Mauer umgeben, die andern liegen offen da Der Judenkirchhof an den

Digitized by Google

Abhängen des Dschebel Mesid, im Osten der Stadt, ist womöglich noch nüchterner gehalten als der arabische Hier findet man lediglich keine Abgrenzung der einzelnen Gräber mehr, nur kahle, liegende, jeden Schmucks entbehrende Leichensteine ohne Ordnung und Symmetrie. Von den Kirchhöfen gehen wir zurück zu der schon erwähnten natürlichen Landverbindung der Stadt gegen Westen, der Porte de la brèche. Hier hat man das bunteste Völkergewimmel, das sich denken läßt. Unaufhörlich strömt es hier aus und ein, zu Fuß, zu Wagen, auf Kameel, Roß und Maulesel, und was für bunte Gestalten! Der würdige Araber im weißen Burnuß und rothen Pantoffeln, die vermummten Weiber, die schmutzigen Kabylen, die in des Wortes eigentlicher Bedeutung in Sack und Asche wandeln, das französische Militär in allen Farben und Waffengattungen und dazwischen wandelt wieder die europäische Welt in elegantester Toilette. Um die Porte de la brèche herum stehen die ersten Hotels und Restaurants, die eiserne Markthalle, das Theater, im Süden ist die Getreidekaufshalle, im Osten etwas tiefer der arabische Gemüsemarkt und vor dem Thor auch der öffentliche Stadtgarten, der durch die Straße in zwei Hälften getrennt ist. Freilich schön ist er nicht zu nennen. Meist tritt fast der nackte Fels zu Tage. Es wachsen meist langweilige Akazien, die noch dazu vom Staube der Straße in graues Gewand gehüllt sind. Das Merkwürdigste im Garten ist aber, daß dort eine Sammlung von Alterthümern gleichsam vor Aller Augen liegt. Eine Menge ausgegrabener Torsos, Säulenstümpfe, Steine mit phönikischen und römischen Inschriften liegen dort in bunter Ordnung zerstreut; daneben rauschende Springbrunnen und Kinderspielplätze. Auch sonst hat es in Constantine und Umgebung viele Alterthümer. Auf dem Rathhause sind die kleineren Funde, hübsch geordnet, in einem besonderen Museum untergebracht. Gegen Süden 2 km von der Stadt stehen im Rumelthal die gewaltigen Reste einer römischen Wasserleitung, die der ganzen Landschaft einen monumentalen Charakter geben. Die Spaziergänge in der Umgebung Constantines sind sehr mannigfaltig. Man steigt bald hinauf zu den fichtenbewachsenen Anhöhen im Osten und Süden der Stadt, die von Forts gekrönt sind, bald hinab in die Tiefe des üppigen Rumelthals, zu schmucken Gärten und Landhäusern. Auf dem Dschebel Mesid ist ein einsames Fort, mit Zuaven belegt. Auf halber Höhe das städtische Spital, früher ein arabisches Colleg. Von Dschebel Mesid ist die Aussicht auf die Felsenstadt und den Atlas wundervoll. Im Süden tritt ein noch kühnerer Berg als der Riesenfer imponirend hervor. Oben ist wilde Felsenlandschaft. Die schönen Gazellen sind die Hausthiere der Bewohner des Forts. Die Luft da oben thut nach der Hitze und dem Staub der Stadt wohl. Wie einsam ist es da nach dem betäubenden Lärm, der hier nur von ferne noch unser Ohr erreicht! Im Rumelthal ist die Vegetation erstaunenswerth. Reben und Trauben in unendlicher Fülle und Güte, wunderschöner Rosenstor, Spargeln, Melonen, sogar Obstbäume europäischer Art! Die Mauern der meist einstöckigen Gebäude sind sehr dick und angenehme Kühle umfängt uns. Hier ist Alles für die Hitze eingerichtet. Neben Rosenstauden und Jasmin verpesten aber allerlei Abfälle thierischer und menschlicher Art die Luft.

Südlich von den algerischen Mittelgebirgen liegt die Grenze des Tell mit seinen üppigen Wiesengründen und schönen Waldungen, meist von Eichen und Cedern, doch ist diese Grenze natürlich nicht unbedingt unverrückbar. Der sich immer mehr vervollkommnende Ackerbau überhaupt und die allmählich wachsende Besiedlung Algeriens im Besonderen werden wohl noch manches Stück Boden, das zur Zeit als nicht bearbeitungsfähig gilt, der Bebauung zugänglich machen und also in Tell verwandeln auf Kosten der sich anschließenden zweiten Zone. Es ist dies eine weite Steppenregion nur dürftig mit Gräsern bedeckter Hochebenen, die bis zu 1170 m über das Meeresniveau ansteigen und noch auf marokkanischem Boden beginnen, dort wo das Atlassystem seine erste Umbildung erfährt. Der landschaftliche Charakter und die Natur dieses Hochplateau verändern sich in dem Maße, als wir es von Westen nach Osten verfolgen. Im Westen auf große Strecken hin völlig eben, rauh und mit spärlicher Vegetation bedeckt, im mittleren Theile von zahlreichen Bodenwellen erfüllt, ist er dort reichlich mit dem werthvollen Espartograse, der „Halfa" (Macrochloa tenacissima) bestanden, welches wegen seiner großen Zähigkeit zu allerhand Flechtarbeiten, Körben, Matten, Sandalen u. dgl. verarbeitet, in neuerer Zeit auch zur Papierfabrikation mit vielem Erfolge verwendet und dieserhalb systematisch ausgebeutet wird. Es ist eine Eigenthümlichkeit Algeriens und wächst zur Zeit fast nur noch dort und in dem geographisch dazu gehörigen Tunesien. In seinem östlichen Abschnitt ist das Hochplateau bereits bergig zu nennen. Seine

Digitized by Google

mittlere Seehöhe beträgt im Westen 1100, in der Mitte 900, im Osten aber blos 750 m. Abgesehen von seiner eigenthümlichen Pflanzendecke erhält es noch durch eine Reihe flacher, muldenförmiger Einsenkungen, „Schott“ genannt, welche zur Zeit der Winterregen und heftigen Regengüsse kleine abflußlose Salzseen bilden, im Sommer hingegen bis auf ganz kleine Wasserlachen trocken sind und dann durch das Ausblühen des reichlich vorhandenen Salzes ausgedehnten Schneeflächen täuschend ähnlich sehen, ausgeprägten Steppencharakter. Im Winter fällt hier nicht selten fußhoher Schnee. Wenn aber, wenigstens im westlichen Theile dieses Steppenlandes, nur der feuchte Niederschlag reichlich und zur rechten Zeit fällt, sieht man dort überall den Boden in Ackergrund umgewandelt; auch kommen auf jenen Hochflächen, welchen unleugbar schon etwas Säharaartiges anhaftet, selbst einzelne wirkliche Oasen mit der unvermeidlichen Dattelpalme vor. Mit Ausnahme einiger

Biskra.

weniger ergießen sich aber sämmtliche periodisch fließende Gewässer des Tafellandes in die abflußlosen Flachseen, deren man sechs bestimmte Gruppen unterscheidet, darunter jene der „Sbach“, kleiner Salzsümpfe auf der gleichnamigen Hochfläche, die östlichste ist. Auf dem höchsten Punkte der letzteren, in 1000 m liegt im Süden von Constantine Batna, eine echt französische Militärstadt, starke Festung, sehr regelmäßig angelegt mit breiten Straßen, großen Plätzen und vielen Kaffeehäusern mit schattigen Bogengängen. Bis dahin reicht die von Constantine südwärts geführte Eisenbahn.

Diese Hochlandsstufe wird nach Süden hin auf ihrer ganzen Ausdehnung begrenzt von einer neuen Reihe von Bergzügen, der dritten von der mittelländischen Küste an gerechnet. Wiederum ist dieser Südrand der algerischen Steppentafel kein zusammenhängendes Gebirge, sondern vielfach zerrissen, mit namhaften, besondere Lokalbezeichnungen tragenden Erhebungen, die bis Ende März in Schnee gehüllt zu sein pflegen. So das wilde Aurèsgebirge, das höchste Algeriens, mit seinen zwei Spitzen, dem Schalcha (2320 m) und dem Mhammel (2315 m), welches sich im Um Debben nach Tunesien hin fortsetzt. Gegen Süden fallen alle diese Höhenzüge,

Digitized by Google

welche man vielleicht als „Saharische Randgebirge“ zusammenfossen kann, von einer durchschnittlichen Höhe von 1790 m ziemlich steil und jäh ab, und werden durch enge wilde Schluchten („Kheneg“ oder „Bab“) durchsetzt. Am raschesten ist der Absturz im Osten, woselbst der Niveauunterschied zwischen dem Steppenplateau und der nur wenige Stufen südlicher auf dem Plane der Vorwüste — der dritten Zone Algeriens — gelegenen Bahn Biskra 6—700 m beträgt. In Batna ist die Hochebene noch kalt und baumlos, dann aber treten zu beiden Seiten der schönen, stets bergabführenden Straße Gebirge mit Wäldern auf. Die Berge haben tiefe Rinnsale, von denen bei Gewitter die Wasser abströmen. Nun tritt man in ein That mit großartig wilder Felsenlandschaft. Die Straße ist zum Theil in den Felsen gesprengt. Ein kleiner Fluß läuft zur Rechten. Außer Oleanderbüschen ist Alles kahl an seinen Ufern. Vor El Kantarah umfängt uns nach der öden Bildniß ein kleines Paradies. Noch einmal scheinen alle Bäume der subtropischen Vegetation dort ihren Zufluchtsort gefunden zu haben und Abschied zu nehmen an der Schwelle der Wüste. Sie hängen voll goldener Früchte. Einige elegante europäische Häuser sind noch diesseits, dann beginnt die Schlucht, der berühmte „Wüstenmund.“ Die Felsen sind wie durch den Schwertstreich eines Titanen zerrissen. Sie ragen auf, wie riesige Säulen und Nadeln, gelb schimmernd. Wir blicken hindurch. Draußen ist links eine gelbe, endlose Fläche: die Sahara, der Petit Désert oder Sahara algerien der Franzosen, zwar nicht die Große Sahara, aber doch die gänzlich menschenleere, vegetationslose Einöde, wie sich die Phantasie die Wüste vorstellt. Rechts aber sieht man eine stattliche Menge hochragender Palmen, nicht weniger denn 15,000. El Kantarah ist die erste, am meisten nach Norden geschobene Oase. Dann geht es über die letzten Hügel, das „Löwenjoch“ durch tiefen Sand nach Biskra. Hier herrscht geradezu tropisches Klima. Die Hitze ist sehr drückend und für manchen Europäer verhängnisvoll. Die Production der Dattel ist in Biskra die Hauptsache, denn in der Südhälfte Algeriens, jenseits der Saharischen Randgebirge ist die Dattelpalme, ein wahrer Wunderbaum, von enormem Werth. In den französischen Oasen finden sich etwa drei Millionen Bäume, welche eine Gesammternte von ungefähr 216 Millionen kg Datteln liefern. Thatsächlich wirft der Wüstenboden, wenn mit Datteln bepflanzt, ein zwölfmal größeres Erträgnis ab, als das vielgerühmte Tell mit seinem Getreide. Mit der grandiosen Oede und Einförmigkeit der Wüste contrastirt dann auf's Seltsamste das comfortable moderne Leben, das den Reisenden auf der Oase Biskra empfängt: stattliche Hôtels, elegante Toiletten, schmucke Uniformen, allerlei europäischer Comfort. Das Leben in Biskra trägt ein sehr militärisches Gepräge; in moralischer Beziehung ist dieses „Paris der Wüste“ ziemlich verderbt. Allabendlich tanzen in den Kaffeehäusern die Natlijah, die schönen Töchter eines benachbarten Araberstammes, während sie bei Tage vor den Häusern liegen, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Die Europäer wohnen in einstöckigen Häusern mit Arkaden gegen Norden, unter denen es sich höchst angenehm wandelt. Die Araberhütten sind dagegen elend und häufig von großen Rissen durchzogen. Für die Wüstensöhne ist dennoch Biskra der Vorschmack des Himmels; ihr höchstes Ziel ist, durch Arbeit und Mühe in Algier oder sonstwo sich soviel zu erwerben, daß sie im Stande sind, in Biskra ruhig das Leben zu genießen, in diesem irdischen Paradies süßem, sorglosem Nichtsthun sich hinzugeben. Für die französischen Officiere, die die Freuden ihrer glänzenden Weltstadt kennen, ists freilich ein Schrecken, wenn sie hierher commandirt werden, und sie sehnen sich, aus dieser Verbannung baldmöglichst wieder loszukommen.

Wir haben im Vorstehenden Algerien als ein Land kennen gelernt, das unzweifelhaft des Besitzes reicher Naturschätze sich erfreut und wohl als die wichtigste aller französischen Kolonien gelten darf. Etwas mehr als fünfzig Jahre sind es, daß jener verhängnißvolle Schlag in's Gesicht mit dem Fliegenwedel, durch welchen der Dey von Algier den französischen Consul beleidigte, die Eroberung Algiers durch Frankreich zur Folge hatte. War es auch ein etwas brutales Verfahren, das Frankreich damals einschlug, so war es doch, von einem höheren, weltgeschichtlichen Standpunkt betrachtet, ein großes Verdienst, das sich Frankreich erwarb, als es dem schamlosen Piratenwesen ein Ende machte, durch welches Algerien der europäischen Civilisation so lange Hohn sprach. Es war ein Sieg der Civilisation über die Barbarei, durch welchen dem Weltfortschritt und der Cultur auch im schwarzen Erdtheil eine breite Gasse gebahnt wurde. Neid und Engherzigkeit der

Digitized by Google

damaligen Staatsmänner haben der französischen Macht lange Zeit diesen mit so theuren Opfern erkauften Zuwachs an Territorium und überseeischem Einflusse nicht aufrichtig vergönnt — ein Stück barbarischer Romantik wurde allerdings von den Ufern des Mittelmeeres damit entfernt — wer aber den Glauben theilt, daß es an der Zeit sei, mit dieser hypersentimentalen Schonung des traditionell Ueberlebten zu brechen, der gelangt zum Schlusse, daß Algier, wie es schon heute ist, in einem Jahre allein einen größeren wohlthätigen, weil producirenden Einfluß auf das materielle Wohl der menschlichen Gesellschaft ausübt als vordem im Laufe einer ganzen Generation. Und wie waren vordem Recht und Sicherheit gehandhabt? Wenn man die Hafenanlagen der Hauptstadt betrachtet, welche heute dreihundert Schiffen Sicherheit gewähren, wo vordem nur eine offene, gefährliche Rhede gewesen; wenn man die lührige Thätigkeit überblickt, die dort entlang der Hafenquais herrscht, wo vordem kaum einige Küstenfahrer ihre geringwerthige Ladung einnahmen, und hoch oben die stattlichen Bauten bemerkt, so wie das sausende Athmen der Eisenbahnlocomotive: dann nimmt man freundlichen Antheil daran, daß die Zeit der ersten Eroberung lange vorüber, die Europäisirung vorgeschritten sei und daß auf diesem schönen Flecke Erde die orientalische Frage seit langer Zeit zur Lösung gebracht worden ist. Was die Franzosen in Algerien geleistet haben, ist jedenfalls höchst merkwürdig und widerlegt die Phrase, daß sie nicht zu colonisiren verständen. Vielmehr muß man vor ihrer Colonisationsarbeit Respect bekommen. Als sie das Land in Besitz nahmen, fanden sie, daß dasselbe sumpfig war, ein ungesundes Klima hatte und von den sandigen Winden, schweren Thauen, dicken Nebeln und einer raschen Aufeinanderfolge von Hitze und Kälte heimgesucht wurde. Sie sahen sich daher anfänglich für einen großen Theil ihrer Unterhaltungsmittel auf die Hilfsquellen des Mutterlandes angewiesen und waren mehr oder weniger in Verlegenheit um frisches Fleisch und Brod, während sie heute bis ins kleinste Dorf hinein die wichtige Magenfrage gelöst haben; man ißt überall gut und dabei sehr billig. Auch Trinkwasser war nur spärlich vorhanden. Auf den Ebenen waren die Eroberer dagegen den Ausdünstungen großer feuchter Brackwasserseen ausgesetzt, an deren Ufern Seegras wuchs und die Fieberheerde bildeten. Auf den Bergen hatten sie abwechselnd mit den Wirkungen des Scirocco, der einen feinen gelben Sand mit sich führt, und der Nordwinde zu kämpfen, welche die Temperatur an ungeschützten Stellen fast um 9 ° R. erniedrigten. Auf ihren Kriegszügen mußten sie bei Tage die Hitze des Marsches und bei Nacht die plötzlich hereinbrechende Kälte ohne allen äußeren Schutz ertragen. Während sie die sumpfigen Ebenen bebauten, trieften sie häufig von Schweiß inmitten eines dichten Nebels, der die ganze Vegetation tief durchnäßte. Die Städte betrachtete man als unbewohnbar für Europäer, auch hatten sie nebst ihrer schlechten Lage keine Abzugsgräben. Alle diese Umstände im Verein führten in den ersten Jahren der französischen Besitzergreifung eine ungeheure Sterblichkeit herbei. Es gab eine Zeit, in der es schwer war Kinder aufzuziehen, und die Todesfälle überschritten die Zahl der Geburten. Wohl sterben auch heute noch die Kinder der Europäer, welche nicht wie die Spanier und Malteser in benachbarten Ländern geboren sind, häufig in frühester Jugend; doch haben die Franzosen in Algerien bewiesen: daß die Anfgabe, die Todesfälle von 80 im Tausend auf 14 im Tausend herabzusetzen, obgleich keine geringe, doch keine unmögliche ist. Bona, in einer sumpfigen Ebene gelegen, war 1834 noch so ungesund, daß ganze Regimenter hinweggerafft oder zum Militärdienst untauglich gemacht wurden. Die Zahl der jetzt dort vorkommenden Todesfälle wird als die nämliche angegeben, wie die der gesünderen Städte Frankreichs. Ein allgemeines Austrocknungssystem hat das schlammige Marschland von Bufarik in trockenen, weichen und gesunden Boden umgewandelt, und Malaria ist jetzt dort unbekannt. Durch die Austrocknung des Hallulasees wurden 13758 ha Land gewonnen, welches dem Wachsthum selbst der feinsten Baumwolle günstig ist. Die Wechselfieber, welche früher den schlimmsten Charakter hatten, verschwanden und mit ihnen die Schwärme von Moskiten, die das Leben fast unerträglich machten. In neuester Zeit haben die im Großen betriebenen Anpflanzungen des Eucalyptus globulus nicht wenig dazu beigetragen, das Land von den Fiebern zu befreien. Das Klima des algerischen Küstenlandes ist heute ein außerordentlich günstiges; zur Luftcur für Brustkranke eignet es sich ganz außerordentlich und Algier ist in dieser Hinsicht den berühmtesten Punkten der Erde an die Seite, wenn nicht über sie zu stellen. Aber auch an Projecten für Errichtung großer Sanatorien für Brustkranke in den Saharaoasen hat es nicht gefehlt. Der Boden ist dort ein tiefer, kalkhaltiger Sand, und überall, wo man Wasser zur Berieselung verwendet, giebt

Digitized by Google

er üppige Ernten. Die Franzosen haben in der Sahara eine Menge artesischer Brunnen mit ähnlichen Ergebnissen gebohrt. Ueberall, wo ein solcher angelegt ward, hat er sich erfolgreich erwiesen, ringsum ist Gras aufgekeimt, und Anbau und Bevölkerung folgten nach. Allenthalben bilden sich auch industrielle und Ackerbaugesellschaften zur Urbarmachung des Landes und Ausbeutung seiner Erzeugnisse. Tausende von Morgen des besten Landes sind nämlich mit einem bösen struppigen Gebüsch bedeckt, dessen Beeren die Schakale fressen und das sich nun auf diese unanständige Weise immer weiter verbreitet. Es ist die entarteste Gattung von Palmenarten, nicht die reizende, Fächer bildende Palmettopflanze, sondern ein halbverkümmerter Struwelpeter derselben Klasse. Die Blätter stehen kaum 20 cm. über dem Boden. Ein dicker, filziger Zwiebel liegt 30 cm. tief im Boden selbst und vom Zwiebel nach unten kommt ein Gewirr zäher, schnurartiger Wurzeln. Ein Feld, worauf die Pflanze gedeiht (und sie gedeiht auf allen guten Feldern, die der Schakal anpflanzt,) ist ein dichter, grüner Teppich und drunter eine zusammenhängende Filzmasse aus Kautschuk und Bindfäden. Dieses Zeug zu pflügen und umzudrehen ist die Aufgabe eigener Unternehmungen. Andere beschäftigen sich mit der Gewinnung des Espartografes oder verwerthen die ungemein häufige Zwergpalme zu einer Art Pflanzerhaare, die man nach Paris versendet. Noch andere beuten den prachtvollen Eucalyptus aus; Tabak und Baumwolle sind gleichfalls von großer steigender Bedeutung. Das Neueste ist endlich seit ein paar Jahren die künstliche Straußenzucht, und die Ausfuhr von werthvollen Straußenfedern nimmt immer größeren Aufschwung. Trotz großer Waldverwüstung, in Folge deren nur etwa 4 Procent des Bodens mit Wald bestanden sind, blüht die Korkindustrie in solchem Maße, besonders in der Provinz Oran, daß 1876 der Export einen Werth von 5 Mill. Franken repräsentirte. Die Erträgnisse des Getreidebaues reichen aber nicht allein zur Ernährung des ganzen Landes, sondern gestatteten in den Jahren 1872—1876 auch noch eine Ausfuhr von beinahe 9 Millionen metrischer Centner. Ueberhaupt stand — um das gleich hier zu erwähnen — in dem genannten Jahr einer Gesammteinfuhr im Werth von 166½ Million Franken einer Gesammtausfuhr im Werth von 213 Millionen Franken gegenüber. Solche Zahlen machen doch wohl die Rede, als sei Algerien eine „verfehlte Speculation," verstummen.

So fehlt es in Algerien nur an Händen und Kräften, um all die lohnende Arbeit zu besorgen. Zwar ist die Zahl der Europäer in den letzten fünf Jahren von 600 auf 400,000 Köpfe gestiegen, und dieses relativ rasche Anwachsen des europäischen Elements ist nicht blos der Einwanderung, sondern ebenso der starken Vermehrung im Lande selbst zuzuschreiben. Doch sind davon wenig mehr als die Hälfte geborne Franzosen, während die anderen Nationen sich auf die übrige Hälfte vertheilen. Unter diesen zeichnen sich Spanier, Malteser und Italiener durch starken Zuwachs aus, während die Deutschen seit 1862 zurückgehen. Sie, wie die Schweizer und Elsässer gehen häufig am Trunke zu Grunde. Am besten noch ertragen das Klima die Spanier, deren Ländereien sich vor allen andern durch ihren guten Zustand und Ertrag auszeichnen. Wahrscheinlich sind die drei obengenannten Völker und die Südfranzosen allein zur Ansiedlung in Algerien geeignet. Die Herrschaft der Europäer hat aber mit schweren Hindernissen zu kämpfen, welche die eingebornen Völkerschaften ihr entgegenstellen. Neben den Europäern wohnen noch an drei Millionen Eingeborne im Lande, eine für seinen Umfang sehr geringe Zahl, möchtig aber durch den Widerstand, den sie leisten. Araber und Berber sind unserer Gesittung nur insofern näher gerückt, als die Gewalt sie dazu zwingt. Der Islam und das der Civilisation schnurstracks zuwiderlaufende Nomadenthum führen eine so scharfe Scheidewand zwischen ihnen und den Herren des Landes auf, daß bis jetzt nichts dieselbe einzureißen vermochte. Ein Zurückdrängen des arabischen Nomadenthums in die Wüste ist unerläßlich, um Platz zu gewinnen für gesittete Verhältnisse. Dies die Aufgabe der neuen algerisch-französischen Generation, welche diesen Boden ihr Heim, ihr Vaterland nennt.

Von hohem Interesse ist endlich, um von Anderem zu schweigen, das großartige afrikanische Eisenbahnprojekt durch die Sahara. Die wichtigste Bahn würde wohl gehen von Algier über Laghuat, Golea, Bugemma, Tauriet zum Nigir. Die Länge dieser Linie beträge von Laghuat bis zum Nigir 1920 km (während die eigentliche Pacifikbahn von Omaha bis San Francisco 3080 km lang ist und zum Theil außerordentlich schwieriges Terrain, bis zu 2300 m Höhe, zu überwinden hat). Die Schwierigkeiten des Baues würden nicht unüberwindlich sein, die Kosten (ca. 400 Mill. Frs.) nicht unerschwinglich, die Rentabilität genügend (ca. 45 Mill. Ertrag). Dagegen würde der Erfolg und die Bedeutung dieser Bahn für die Erschließung Afrikas überhaupt

Digitized by Google

und für den Machtzuwachs Frankreichs in diesem Erdtheil ganz enorm sein, denn Frankreich würde damit, kurz gesagt, den ganzen ungeheuren Nordwestflügel Afrikas in seine Gewalt bekommen. Mit der Eroberung von Algier eröffnete der Beginn einer neuen Geschichte des Mittelmeeres, auf welchem zuletzt nie die Seemacht, sondern der Besitz der Küstenstaaten durch eine Landmacht die Herrschaft über diese See zu heben vermag. In neuester Zeit hat Frankreich sich Tunis unterworfen, ein zweites Gibraltar, welches leicht werden kann, was es einst gewesen. Aber auch ohne jene geographische Begünstigung ist Algerien in Verbindung mit Tunis der mächtigste afrikanische, in Verbindung mit Frankreich der mächtigste europäische Staat am Mittelmeere, und hat damit Anwartschaft, dereinst die völlige Herrschaft über dasselbe zu erlangen. Das sind vielleicht ferne Zukunftsträume, aber sie müssen verwirklicht werden. Algier ist der Keil, den Frankreich in den schwarzen Erdtheil getrieben hat. Die Logik der Ideen und die Schwerkraft der Thatsachen müssen dahin führen, daß nach Osten und Westen, gegen Tunis und Marokko hin die europäische civilisatorische Colonie prädominirt und endlich auch gegen Süden ihre Macht erweist. Algier wird für Frankreich werden, was Indien für England ist; für jetzt ist es noch eine Tochter, deren Erziehung und Ausbildung der Mutter große Kosten und schwere Sorgen verursacht, aber die Zeit wird kommen, da die Tochter der alternden Mutter eine kräftige Stütze sein und mit Zinsen heimzahlen wird, was auf sie verwendet wurde.

Afrikanische Besitzungen.

Außer Algerien, das wir soeben kennen lernten, verfügt Frankreich in Afrika noch über Ländereien in Senegambien, verschiedene Niederlassungen an der Goldküste und ein ungeheures Gebiet am Ogowe und Gabun im westlichen Aequatorialafrika. Im Osten des dunklen Erdtheils besitzt es auf dem Festlande blos den Hafenplatz Obok an der Tadschurrabai, sonst aber ein Eiland an der Küste von Madagaskar, wie Ste. Marie und ein paar Inselgruppen, wie die Mayotte Inseln, dann Nossi-Bé und die Ile Réunion. Ihnen allen seien einige flüchtige Betrachtungen gewidmet.

Das Land am westlichen Vorsprunge von Afrika, südlich vom großen Senegalstrome bis zur Sierra Leone-Küste nennt man Senegambien, ohne daß dieser Bezeichnung eine bestimmte Begrenzung nach Osten, d. h. landeinwärts zukäme. Es ist dies das von den Strömen Gambia, Casamance, Rio Grande und Rio Nuñez bewässerte Gebiet. Die Küste ist, mit Ausnahme einiger kleiner Niederlassungen der Briten an der Gambiamündung, ausschließlich in den Händen der Franzosen, welche auch im Innern eine gewisse Herrschaft ausüben und anerkennenswerthe Anstrengungen machen, sowohl den Handel des inneren Sudan in ihre Niederlassungen an der senegambischen Küste zu leiten, als auch quer durch die westliche Sahara eine Verbindung, die im vorigen Abschnitt erwähnte Wüsteneisenbahn, mit ihrer algerischen Colonie herzustellen. Verschiedene kleine Forts im Innern dienen zur Aufrechterhaltung der französischen Herrschaft, und in den letzten Jahren ist es der Beharrlichkeit der Franzosen in der That gelungen, dieselbe durch ihre militärischen Posten über ein Ländergebiet von etwa 300,000 qkm auszudehnen, einen Flächenraum größer als Italien, mit meistentheils ungemein fruchtbarem Boden und bewohnt von den bildungsfähigsten, tapfersten und schönsten Negerstämmen Afrikas. Der unmittelbare Besitz beschränkt sich freilich auf die Insel Arguin, Portendick, die Umgebung von St. Louis an der Mündung des Senegal und die Bahnlinie in Cayor, schmale Striche an Faleme und in Guoy sowie auf vereinzelte Punkte an den Flüssen. In Dimar, Toro und Damga gehorcht die Bevölkerung noch den eigenen Gesetzen unter selbstgewählten oder von der französischen Regierung ernannten Häuptlingen. Die übrigen Gebiete vom Senegal bis Sierra Leone stehen nur unter Protektorat. Die Bedingungen in den diesbezüglichen Verträgen sind sehr verschiedenartig; kraft derjenigen seit 1879 steht der Regierung das Recht zu, Eisenbahnen, Telegraphen und Forts in den betreffenden Gebieten zu bauen; das dazu nöthige Land bleibt französisches Eigenthum. Diese Begünstigungen haben die Franzosen auch richtig ausgenutzt, um nach Osten hin bis an den mächtigen Nigir Einfluß zu gewinnen. Um dem Handel neue reiche Gebiete zu erschließen, ließ die französische Regierung von Cayes, dem Endpunkt der Senegal-Schiffahrt aus, eine Eisenbahn bauen,

Digitized by Google

welche bis Diamu fertig, bis Bafulabé im Bau iſt und bis Bammako am linken Nigiriufer geführt werden ſoll. Bafulabé, Kita und Bammako ſind befeſtigte Plätze, letzterer dicht an der Grenze des Reiches Segu, mit deſſen Herrſcher 1881 ein Schutzvertrag abgeſchloſſen ward. Ein Gleiches geſchah mit allen Häuptlingen der zwiſchen dem Nigir und Kita gelegenen Länder und des Thales Bakhoy, ſowie mit dem Kankaru und dem Gomu. Mit den Mauren am rechten, nördlichen Ufer des Senegal ſind Handels- und Freundſchaftsverträge abgeſchloſſen, die indeß gar keine Hoheitsrechte gewähren; dagegen unterzeichnete der Herrſcher von Futa Djallon 1881 einen Vertrag, der dieſes Land unter franzöſiſchen Schutz ſtellt und dem Handel öffnet gegen eine Jahresrente von 10,000 Franken. Futa Djallon iſt das von kriegeriſchen Hirtenſtämmen ſtark bevölkerte granitiſche, bis zu 2500 m aufſteigende Gebirgsland, auf deſſen centraler Hochebene die Quellen des Senegal,

Landſchaft am unteren Senegal.

Faleme, Gambia, des Rio Grande und noch vieler anderer Ströme liegen. Der Hauptgewinn liegt dort in der Ausbeutung der in Bambuk befindlichen Gold- und Silbergruben. Dieſe goldhaltige Region iſt von erſtaunlichem Reichthum, wenn auch andern Goldländern Afrikas unterlegen. Nach all dem Geſagten darf man wohl glauben, daß Frankreichs Anſtrengungen nicht allein darauf zielen, für ſeinen Handel, für ſeine Induſtrie neue Abſatzgebiete zu finden, ſondern auch darauf gerichtet ſind, ſich ein politiſch mächtiges Baſallenreich in Nordweſtafrika zu errichten.

Sitz der Verwaltung iſt die Stadt St. Louis, wo der Gouverneur des Senegal ſeine Reſidenz hat. Er verfügt über eingeborne Streitkräfte, welche von Franzoſen gedrillt ſind und den Namen „Laptots“ führen. St. Louis oder N'dar liegt auf einer unfruchtbaren und waſſerloſen Sandinſel, iſt aber ſonſt eine hübſche, in arabiſchem Stile regelmäßig erbaute Stadt von 16,000 Einwohnern, buntſcheckig an Farbe und Lumpen, mit vielen üppigen „Signaren“ (Halbnegerinnen) und einigen Europäern, voller Leben und Treiben, indem der Handel, hauptſächlich des Gummi, für den es Hauptſitz iſt, viele Leute von allen Seiten herbeiführt.

Digitized by Google

Die Handelsmetropole Senegambiens iſt jedoch nicht St. Louis, ſondern Dakar am Grünen Vorgebirge, wohin von St. Louis aus eine das Reich Cayor durchziehende Eiſenbahn führt. In Dakar wohnen etwa 2000 Neger neben 2—300 Weißen, meiſt Franzoſen. Es iſt diejenige franzöſiſche Colonie, welche am meiſten gedeiht. Einen Kilometer von Dakar entfernt liegt am Eingang in die tiefe Bucht ſeines eigentlichen Hafens die Feſtung Gorée, eine Felſeninſel aus Baſaltgeſtein, von nicht bedeutender Größe.

Die Neger Senegambiens ſind Glieder jener Familie, welche die weiten Alluvialebenen zwiſchen dem unteren Senegal, dem Gambia und Faleme bewohnt. Es ſind dies die Serera-Woloſ. Weiterhin im gebirgigen Innern des Landes hauſen die mit den Vorigen verwandten Mandingo oder Malinke und Soninke, die mit gutem Rechte für die Juden Afrikas gelten; Handel und Schacher gehen ihnen über Alles. Dieſe Völker-

Regierungsplatz auf Gorée.

ſchaften wohnen am Weſtabhang des Gebirges, welchem der Senegal, der Gambia und auch der gegen Oſten fließende Nigir entquellen. Ein Zweig dieſes Gebirges zieht, mit dem Meerbuſen von Guinea parallel, gegen Oſten hin, in Senegambien aber entwickelt ſich daſſelbe zu einem noch nicht genügend unterſuchten Stufenlande, an deſſen weſtlichem und öſtlichem Rande die genannten Soninke und Malinke bis zum Nigir und darüber hinaus ſitzen. Den mächtigſten Zweig derſelben bilden die Bambarra, die ſich für viel mehr und beſſer halten als alle anderen, ſogar in Bezug auf die Sprache. Sie wohnen zwiſchen 11° und 15 n. Br. und ihr Land iſt theilweiſe ſehr gut bevölkert. Ganz verſchieden von dieſen iſt der große, von Oſtafrika her eingewanderte Stamm der Peul oder Pul, auch Fulbe, Fule, Fulah oder Fellatah. Dieſe ſind keine Neger, denn ſie haben rothe Haut, ſind hoch und ſchlank gewachſen, haben weit hübſchere Geſichtszüge, auch nicht ſo wolliges Haar, und zeigen für die Geſittung mehr Empfänglichkeit. Sie wohnen hauptſächlich in den höher gelegenen Theilen Senegambiens, erſtrecken ſich aber weit über den Nigir bis nach den Fellatahſtaaten im Süden, welche von ihnen den Namen haben. In Senegambien bevölkern ſie in Gemeinſchaft mit den Malinke die Landſchaft Futa Djallon.

Digitized by Google

Unbedeutend ſind die franzöſiſchen Beſitzungen in Oberguinea. An der Elfenbeinküſte gehört dazu ein Küſtenſtrich vom Bahuflusſe im Weſten bis zur engliſchen Goldküſten-Colonie im Oſten. Die wichtigſten Punkte ſind dort Groß-Baſſam und Aſſinié, wo anſehnlicher Handel in Palmöl, Erdnüſſen, Elfenbein, Gummi und Goldſtaub getrieben wird. An der Sklavenküſte üben die Franzoſen die Schutzherrſchaft über Groß-Popó und Porto Novo. Dagegen haben ſich die kleinen franzöſiſchen Colonien in Niederguinea, am Ogowe und Gabun, im Vaterlande des Gorilla, ſeit mehreren Jahren ohne Unterbrechung vergrößert, was wohl in erſter Linie auf die Thätigkeit des Marineoffiziers und hervorragenden Afrikaforſchers, Grafen Savorgnan de Brazza, zurückzuführen iſt. Nicht nur, daß der italieniſche Graf, vom Ogowe aus zum Congo vordringend, durch Protectoratsverträge immer neue und entfernte Gebietstheile der franzöſiſchen Herrſchaft unterwarf, ſondern auch an der Küſte hat Brazza zu einer Erweiterung der Colonialgrenzen den erſten Anſtoß gegeben. Schon vor dem Berliner weſtafrikaniſchen Congreß 1884—1885 beanſpruchten die Franzoſen alles Land bis zu dem bei Maſſabe einmündenden Fluſſe Loango, hatten in Ngotu am Kuilu, in Loango und bei Punta-Negra, zwei Küſtenplätzen, Militärpoſten eingerichtet und waren mit der Internationalen Afrikaniſchen Geſellſchaft in Zwiſtigkeiten gerathen. Durch die Entſcheidung der Berliner Conferenz und durch die parallel damit laufenden Abmachungen zwiſchen Frankreich, Portugal und der Internationalen Aſſociation iſt dann den Franzoſen der ganze Küſtenſtrich bis Maſſabe in aller Form zugeſprochen worden. In öſtlicher Richtung reicht, ſeit die Kuilu-Provinz der Internationalen Geſellſchaft an Frankreich abgetreten werden mußte, das neue weſtafrikaniſche Colonialgebiet bis an den Congo, deſſen rechtes Ufer bis in die Nähe des Aequators als Grenze gegen den neuen Congoſtaat dient. Wo dagegen im Norden die Grenze zwiſchen franzöſiſchem Gebiet einerſeits, zwiſchen der ſpaniſchen Beſitzung am Muni-Fluſſe und der deutſchen Colonie Kamerun andererſeits verlaufen wird, iſt zur Zeit noch nicht feſtgeſtellt. Doch ſchätzt man das Geſammtareal von Franzöſiſch-Niederguinea auf 457,400 qkm, worauf etwa 3½ Millionen Menſchen leben. Hauptort deſſelben und zugleich Flottenſtation iſt Libreville am Gabun, in einer geräumigen Bucht, die aber keinen Hafen, ſondern blos eine Rhede beſitzt. Die Eingeborenen ſind die Mpongwe oder Gabunneſen, deren Frauen als die hübſchеſten in Weſtafrika gelten und keine Sprödigkeit kennen, dann zwiſchen Gabun und Ogowe die Fan oder Pahuin, Kannibalen, welche ihre urſprüngliche Heimat verlaſſen haben und einem geheimnißvollen Zuge folgen, der ſie unabläſſig gegen Weſten drängt. Die Mpongwe ſind zu faul und auch zu ſtolz, um energiſch das Land zu bebauen; deſto eifriger ſind ſie dem Handel ergeben. Hauptartikel für die Ausfuhr ſind Kautſchuk, Ebenholz, Palmöl, Palmkerne, Elfenbein und Gummi. Manche weſtafrikaniſche Staplartikel, wie Spiritus, Pulver, Eiſenwaaren u. a. m. werden faſt ausſchließlich aus Deutſchland bezogen, wie denn der Handel vorwiegend in den Händen deutſcher Häuſer liegt. Die früher recht bedeutenden Handelsintereſſen der Franzoſen ſchrumpfen trotz der ſchnell auf einander folgenden Colonialerwerbungen immer mehr zuſammen, wohl vorwiegend deshalb, weil ſich die Franzoſen ſelbſt unter ihrer Verwaltung nicht gefallen. Der Grundfehler ſolcher franzöſiſcher Colonien ſind allzuviel Verwaltung, allzuviel Förmlichkeiten und Umſtändlichkeiten, wie ſie eben auch im Mutterlande üblich ſind.

Der franzöſiſche Beſitz auf dem Feſtlande Oſtafrikas beſchränkt ſich auf das ungefähr 100 km lange und 38 km tiefe Gebiet von Obock im Golf von Aden, am Ausgange der Straße von Bab el Mandeb. Es ward ſchon 1862 durch Vertrag erworben, aber erſt 1884 officiell in Beſitz genommen. Obock beſitzt einen ausgezeichneten natürlichen Hafen, den Felſen einſchließen und gegen die Weſt- und Nordwinde faſt gänzlich ſchützen. Er bietet zwei Ankerplätze, die durch Korallenbänke geſchützt ſind. Ein jeder derſelben hat einen eigenen Ausgang auf die hohe See und untereinander ſind ſie durch eine Waſſerſtraße von 10—15 m verbunden. Die franzöſiſche Regierung errichtete daſelbſt eine Kohlenſtation für die Marine und hat neuerdings aus Obock auch eine Strafcolonie gemacht, wo die erſte Truppe von Verwieſenen im Mai 1886 eintraf, zum großen Verdruſſe der Engländer im nahen Aden, das von Obock aus in zehnſtündiger Fahrt zu erreichen iſt. Die Furcht, Obock könnte mit der Zeit die Exiſtenz von Aden bedrohen, iſt indeß unbegründet. Aden beſitzt ſtrategiſche Vorzüge über Obock, die nicht verkannt werden dürfen. Obock iſt ohne Zweifel nicht eine Feſtung wie Aden; ſeine große Ueberlegenheit liegt anderswo. Es iſt nämlich ein ausgezeichneter Verproviantirungsort mit gutem Trinkwaſſer und einer ſchönen Vegetation, die Aden gänzlich abgeht. Ueberdies iſt Obock der

Digitized by Google

Saint-Louis.

Digitized by Google

Ausgangspunkt der Straße, die nach Südabessinien und den reichsten Gegenden Afrikas führt, während Aden nur ein künstliches Nest auf einem unfruchtbaren, sonnenverbrannten Felsen ist. Obock aber hat Sonne und Wasser. Wälder giebt es zwar nicht, aber Gärten, die allein ganz Aden zu versorgen genügen und in welchen seit der kurzen Zeit ihrer Besitzergreifung die Franzosen Zuckerrohr, Radieschen, Melonen, Rüben, Salat und dergleichen mit überraschendem Erfolg gezogen haben. Die natürliche Vegetation des Landes umfaßt die Mimose, deren Blätter dem Vieh zum Futter dienen, den Sennesstrauch, Sonnenblumen, Chaschisch und an der Küste den Leuchterbaum. Die Hausthiere sind: Rinder, Schafe, Ziegen, Kamele, Dromedare, Esel und Maulthiere. An Wild herrscht erstaunlicher Ueberfluß. Bis jetzt ist die Zahl der Colonisten noch sehr gering, und es giebt nur zwei Factoreien, die beide von hohen Mauern umschlossen sind. Doch ist vom Standpunkte des Handels Obock eine günstige Zukunft nicht ganz abzusprechen. Vom militärischen Gesichtspunkte besitzt aber Frankreich im Rothen Meere eine Niederlassung, welche leicht das englische Perim, das sie überragt, erdrücken könnte: die Bucht von Scheich-Said bei dem Vorgebirge Bab el Mandeb in Südarabien, wo Kanonen aufgestellt werden können, welche jene der englischen Insel Perim zum Schweigen bringen. Neuerdings hat Frankreich auch den Hafenplatz Tadschurra am gleichnamigen Golfe, und etwas südwestlich von Obock, darauf die Punkte Sagallo und Rasalli besetzt. Darnach ist es nunmehr Herr des Westufers im Golf von Aden, von Punkten, die durch ihre Bedeutung für die Franzosen nicht blos Aden, wo sie sich mit Kohlen versorgen mußten, überflüssig machen, sondern sie auch im Süden Abessiniens Fuß fassen lassen.

Schon im siebzehnten Jahrhundert errichteten die Franzosen Niederlassungen auf der großen Insel Madagaskar und 1642 erklärte Ludwig XIII. dieselbe für französischen Besitz, worauf Frankreich jetzt noch seine Besitzansprüche zurückführt, doch vermochte es sich in der Folge nur auf drei Punkten: Fort Dauphin, Tamatave und Foul Point zu behaupten. Auch diese gingen seither verloren. Die Insel Madagaskar wird nicht von einem einzigen Volke, sondern von mehreren Stämmen bewohnt, welche zusammen auf beiläufig 4,500,000 Köpfe geschätzt werden. Die westliche Abdachung haben die Sakalaven inne; östlich von diesen, im Innern, leben die Betsileo, an der Ostküste aber die Betsimiraka; im Centralplateau aber, in der Provinz Imerina oder Imerina, die Hova, ein malayischer Stamm, der an Gesittung und natürlichen Anlagen weit über den übrigen schwarzen Völkern der Insel steht, wenngleich er numerisch der schwächste derselben ist. Aus ihnen ging der erste König von Madagaskar hervor, den auch die Briten, die 1816 diplomatische und commercielle Verbindungen mit ihm anknüpften, als solchen anerkannten. 1817 nahmen die Franzosen ihre Niederlassungen an der Ostküste wieder in Besitz, 1818 St. Marie und Tintingue, 1819 Manfiata und Fort Dauphin, aber nur St. Marie erhielt sich. 1841 erstreckte sich der französische Einfluß noch auf einen großen Theil der Ostküste Madagaskars. In diesem Jahre trat die Königin der Sakalaven durch einen mit dem Corvettencapitän Dehemme und dem Marinehauptmann Passot abgeschlossenen Vertrag an Frankreich die Inseln Nossi Bé und Nossi Kumba, sowie alle Souveränetätsrechte ab, die sie auf der Nordküste der Insel bis zum Cap Vincent besaß. Durch Vertrag vom Juni desselben Jahres übertrug der König der Ankara seine Rechte auf die Insel Nossi Mitsiu und den Norden Madagaskars auf den König Ludwig Philipp. Diese Verträge wurden endlich vervollständigt durch den vom 24. Juli 1861, durch welchen der König der Tullear den Franzosen alle seine Besitzungen bis zum rechten Ufer des Flusses Angulabe abtrat, und so betrachten jene sich jetzt als die Herren, und zwar als die einzigen Herren aller Küstenstriche Madagaskars. Seit 1882 befinden sie sich wieder im Streite mit dem Hovareiche, in welchem die Engländer mächtigen Einfluß gewonnen, den sie nach Kräften gegen ihre Rivalen ausbeuteten. Die Franzosen beschossen 1883 Tamatave, Murunfanga und Passandava, drei Hafenplätze der Ostküste und ihr Plan war unverkennbar darauf gerichtet, ganz Madagaskar, ein Gebiet von der Größe des französischen Mutterlandes selbst, unter ihr Patronat zu bringen, was durch den am 17. December 1885 abgeschlossenen Friedensvertrag auch in der That gelungen ist. Ein französischer Generalresident mit einem Beigeordneten schlug in Tananarivo, der madagassischen Hauptstadt, ihren Sitz auf und wacht dort über die genaue Ausübung der französischen Schutzherrschaft, wodurch der britische Einfluß aus dem Felde geschlagen ist.

Noch ehe es so weit gekommen war, hatten die Franzosen sich in der Bali-Bai und weiter nördlich auf der Insel Nossi-Bé sowie auf den benachbarten Eilanden Nossi Kumba, Nossi Mitsiu oder Groß-Minow,

Digitized by Google

Nossi Faly und Nossi Lava festgesetzt, welche jetzt in ihren Händen eine blühende Colonie geworden. Auf Nossi-Bé, das sich eines gesunden Klimas erfreut, liegt die lebhafte Hafenstadt Helleville und ein nicht unmalerischer See, von dem wir eine Abbildung mittheilen. Von hier bringt uns ein kurzer Schritt nach der Insel Mayotte, welche 1841 die Franzosen einem Häuptling abgekauft und gleichfalls in eine Colonie umgewandelt haben. Sie gehört zu dem Archipel der Komoren, welcher mitten im Kanal von Mosambik, am nördlichen Eingange desselben zwischen der afrikanischen Ostküste und der westlichen Nordküste Madagaskars in 11—13 ° s. Br. liegt und aus vier größeren, sehr hohen Eilanden besteht: Angadsiza oder Groß-Komoro, Mohely oder Mohilla, auch Klein-Komoro, Andschuan, auch fälschlich Johanna genannt, und das erwähnte Mayotte. Durch einen am 21. April 1886 unterzeichneten Vertrag hat die französische Regierung nun

See auf Nossi-Bé.

sämmtliche Inseln der Komorogruppe in Besitz genommen. Die Handelsartikel, die vom Festlande eingeführt werden, bestehen in Elfenbein, Rhinozeroshörnern, Häuten, Kopal, Sesamöl, Orseille, Reis, Mtamakorn und Vieh. Von Madagaskar werden Ebenholz, Fett, Sesam und Kokosöl gebracht, von Sansibar Gewürznelken und Tauschartikel. Die heutigen Bewohner der Komoren sind Nachkommen früher eingewanderter Araber, Suaheli, Sakalaven aus Madagaskar und Leute von dem benachbarten Mosambik, die sich zum Theile völlig vermischt haben; alle aber sind strenggläubige Muhammedaner. In ihrem Charakter finden sich, wie stets bei Mischlingen, schlechte Eigenschaften vorherrschend vertreten. Sie zeichnen sich durch Schlauheit und großes Talent zum Handel aus.

An der Ostküste von Madagaskar ist die langgestreckte Insel Ste. Marie de Madagascar, auch Nossi-Ibrahim oder Buhara genannt, seit 1818 in französischen Händen. Ihr Boden ist von schlechter Beschaffenheit und nur wenig fruchtbar, doch besitzt sie einen nicht unwichtigen Hafen und gestattet wegen ihrer Nähe eine genaue Ueberwachung der Vorgänge auf Madagaskar. Die Insel zählte 1880 im Ganzen blos

Digitized by Google

7177 Einwohner und gehört politiſch zum Verwaltungsbezirk der Maskareneninſel Réunion oder, wie man ſie früher nannte, Bourbon, der einzige Beſitz, deſſen Frankreich ſich noch in der Gruppe der Mascarenen erfreut. Dieſe Inſel wiegt aber manche andere durch ihre günſtige Lage, ihre merkwürdige phyſiſche Beſchaffenheit und den Reichthum ihrer Produkte auf. Zwei Vulkane, deren einer — der Piton de Tournaiſe — noch in Thätigkeit, verrathen den plutoniſchen Urſprung des Eilands, welches dermalen eine Bevölkerung von 215,000 Einwohnern, darunter 60,000 Kuli, Chineſen oder Indier, 70,000 Creolen und 85,000 Farbigen, Neger oder Meſtizen, trägt. Mehrere beträchtliche Städte, wie Saint-Denis, Saint-Pierre, Saint-Paul, mit beziehungsweiſe 40,000, 30,000 und 25,000 Seelen zeugen von dem Wohlſtand der Bevölkerung. Der nach allen Richtungen zerklüftete und aus vulkaniſchem Alluvium beſtehende Boden endlich iſt dem Bau des Zuckerrohrs, des

Sainte Marie de Madagascar.

Kaffees, des Zimmets, ſowie der Gewürznelken, der Muskatnüſſe und des Cacao äußerſt günſtig, während das geſunde Klima der Inſel das Wohlſein all der verſchiedenen Völkerſtämme, die ſie bewohnen, in gleichem Maße befördert.

Beſitzungen in Aſien.

Frankreichs Beſitz in Aſien vertheilt ſich hauptſächlich auf Vorder- und Hinterindien. Auf erſterer Halbinſel hat es blos ſpärliche Trümmer eines einſt glänzenden Reiches bewahrt, ſein Antheil an letzterer dagegen iſt eine Frucht der modernen Zeit und ſowohl ſeiner räumlichen Ausdehnung als ſeiner günſtigen Weltlage wegen von unvergleichlich höherer Bedeutung. Die franzöſiſchen Niederlaſſungen in dem von den Briten überfluthetten Vorderindien umfaſſen insgeſammt nicht mehr denn 509 qkm, auf welchen an 280,000 Menſchen wohnen; aber ſie ſind überdies in fünf von einander weit getrennte Stücke zerriſſen, deren

Digitized by Google

Saigon.

Digitized by Google

ansehnlichste Pondichéry und Karikal an der Koromandelküste sind. An der Orissaküste gehören Yanaon mit den davon abhängenden Dorfschaften sowie die Loge von Masulipatam, auf der Malabarküste Mahé und sein Gebiet nebst der Loge von Kalikut, in Bengalen Chandernagor (Tschandranagar) am Hughly mit den fünf Logen Kassimbazar, Jugdia, Dacca, Bolassor und Patna, in Gudscherat endlich die Factorei von Surat zu Frankreich. Hauptstadt und Hauptsitz der Verwaltung dieses zerstreuten Besitzes ist Pondichéry, eine lebhaften Handel treibende hübsche Stadt von 60,000 Einwohnern. Leider hat sie keinen Hafen, die Schiffe können nur auf der Rhede ankern.

In Hinterindien besitzt Frankreich die große Kolonie Nieder-Kochinchina (Basse Cochinchine), das Deltaland des die ganze Halbinsel durchströmenden Mekhong. Die Veranlassung zum Erwerb dieses Gebietes gab ein Krieg gegen das Reich Annam, dem das Land früher zugehörte. Dieser hinwieder entstand wegen der grausamen Behandlung, welche die katholischen Missionäre von Seiten der annamitischen Regierung erfuhren. Wie nämlich England für den Protestantismus als Hort sich hinstellt, so thut dies Frankreich für den katholischen Glauben. Ueberall sieht es die Katholiken als seine Schutzbefohlenen an; in Syrien, in China, in Tonkin und Annam. Letzteres ward zum Friedensvertrag vom 5. Juni 1862 gezwungen, wodurch es die drei Provinzen Bien-hoa, Gia-dinh und Dinh-Thuong sowie die Inselgruppe Pulo Condon an Frankreich abtrat. Mit diesen Erwerbungen begnügten sich aber die Franzosen nicht; sie wollten das mit verhältnißmäßig geringen Opfern erworbene Gebiet abrunden, erweitern und lenkten ihre Blicke zunächst auf Kambodscha, dessen Besitz als Hinterland der eroberten Provinzen für die Entwickelung, ja für das Bestehen des französischen Kochinchina eine wesentliche Bedingung war. Es gelang den Franzosen auch wirklich, das bis dahin von Siam abhängige Kambodscha zur Annahme des französischen Protectorates zu bestimmen, so daß dieses Königreich jetzt als französischer Schutzstaat und als integrirender Theil der französischen Besitzungen in Hinterindien zu betrachten ist. Die fortwährenden Aufstände in den östlich von Mekhong gelegenen Provinzen, angeblich vom annamitischen Hofe hervorgerufen, noch mehr aber die Nothwendigkeit einer symmetrischen Ergänzung der eroberten Landschaften und der Beherrschung des ganzen Fluß- und Kanalnetzes, welches der Mekhong bei seiner Annäherung an das Meer bildet, veranlaßten die Franzosen 1867, auch die westlichen Provinzen Annams: Vinh-long, Chaudok und Ha-tien in Besitz zu nehmen und den früher erworbenen Gebieten einzuverleiben.

Die Annam abgenommenen sechs Provinzen — ein Flächenraum von 59,456 qkm mit 1,600,000 Einwohnern — bilden gegenwärtig einen gleichartigen Complex, der als Kolonie Nieder-Kochinchina regiert und verwaltet wird, natürlich nach dem bekannten französischen Recept. Jede Provinz zerfällt in „Phu“ oder Präfecturen und diese wieder in „Huyen“ oder Unterpräfecturen. Der letzteren giebt es im Ganzen 18. Jede wird von drei „Administratoren“ verwaltet, deren erster und vornehmster mit der Gerichtspflege, den Standesamtsangelegenheiten, der Verrechnung, der Steuervertheilung, der Ueberwachung der Gefängnisse und der Rekrutenaushebung betraut ist. Von den beiden andern hat der eine die Kasse unter sich und dient als Steuereinnehmer, dem anderen fallen die Kataster- und Volkszählungsarbeiten, die Erhaltung der Posten, Straßen und Schulen zu. An der Spitze des ganzen Apparates steht ein Gouverneur, der seinen Sitz in Saigon, der Hauptstadt der Kolonie, hat. Die Erhebung dieser Stadt zum Freihafen, die Bildung von Marktplätzen im Innern des Landes, der Bau von Brücken, Poststraßen und Telegraphenlinien, welche das Land nach allen Richtungen durchschneiden, die Veranstaltung von landwirthschaftlichen Ausstellungen mit Preisvertheilungen, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einführung der französischen Gesetzbücher, namentlich aber die Errichtung zahlreicher Schulen, welche Einrichtungen rasch nach der Besitznahme des Landes auf einander folgten, haben die Zustände der Kolonie wesentlich gebessert, welche auch längst aufgehört hat, eine Last für das Mutterland zu sein, vielmehr sich nicht nur selbst zu erhalten im Stande ist, sondern auch schon Ueberschüsse an Frankreich abführt. Kochinchina ist ein für Europäer zwar durchaus ungesundes aber reiches Tropenland, dessen Haupterzeugnisse Reis und Zucker, daneben, aber in geringerem Grade, Baumwolle, Indigo, Pfeffer und Kaffee sind. Auch Seidenzucht wird betrieben und Holz ausgeführt.

Die Hauptstadt Saigon liegt zwar in ziemlicher Entfernung vom Meere (96 km) am Dong-Nai, welcher mit dem westlich strömenden Mekhong durch einen Kanal verbunden ist, besitzt aber gleichwohl einen

Digitized by Google

Handelshafen ersten Ranges, den bedeutendſten zwiſchen Singapur und Hongkong, welchen chineſiſche, portugieſiſche und andere Schiffe, darunter nicht wenig deutſche, beſuchen. Da dieſe aber nur während der Fluth bis Saigon gelangen können und häufig im Fluſſe ankern müſſen, ſo iſt die Lage Saigons für die Schiffahrt keineswegs günſtig. Saigon, annamitiſch Gia-dinh genannt, liegt am Dong-Nai recht maleriſch und erſtreckt ſich auf einer von den beiden Armen des Fluſſes gebildeten Landzunge in einer Ausdehnung von etwa 9 km. Es beſitzt breite Straßen mit Macadam, wovon zwei, mit dem Fluſſe parallel laufend, von Kanälen durchzogen ſind; ſchöne Baumalleen machen dieſe Straßen zum Sammelpunkte und Lieblingsſpaziergang der vornehmeren Einwohner, welche hier den Klängen der Militärmuſik lauſchen. Es giebt eine Menge Gaſthöfe oder richtiger Kaffeehäuſer, die jedoch nicht immer am allerſauberſten ausſehen. Der kleine botaniſche Garten, in dem auch wilde Beſtien

Regierungspalaſt zu Saigon.

gehalten werden, iſt geſchmackvoll angelegt. Unter den öffentlichen Bauten ragt der elegante Palaſt des Gouverneurs vortheilhaft hervor. Nahezu 100 m lang und 30 m tief, enthält dieſes zweiſtöckige, aus Ziegeln und Stuck im ſüdlichen Theile der Stadt aufgeführte Gebäude nebſt der Wohnung des Gouverneurs und den dazu gehörigen Feſtſälen ſämmtliche Amtsſtuben der Regierung und ein Obſervatorium. In einem andern Theile Saigons erhebt ſich ein großes Nonnenkloſter ſammt Kapelle, von einer niedrigen Mauer umgeben; auch ſonſt ſind mehrere kleine katholiſche Kirchen vorhanden. Jedenfalls iſt heute Saigon eine der hübſcheſten Städte des Oſtens. Ihre Bevölkerung iſt ein Gemiſch von Annamiten, Chineſen, Malayen u. dergl. Im Jahre 1881 betrug dieſelbe 13,481 Köpfe, ohne die umliegenden Dörfer. Rechnet man dieſe mit höchſtens 10,000 und das nahe, blos eine halbe Stunde entfernte Scholen oder Cholon, Saigons Handelsſtadt, mit 39,925 hinzu, ſo ſind es im Ganzen 63,406. Nun waren 1880 in Saigon, Beſatzung und Seeleute abgerechnet, blos 1099 Europäer, davon 1047 Franzoſen, meiſt Regierungsbeamte oder Händler; 17 Engländer und 12 Deutſche waren die Kaufleute und hätten leicht die ganze übrige Bevölkerung aufkaufen können, unter der es nur eine einzige

Digitized by Google

franzöſiſche Handelsfirma giebt. Scholen, mit Saigon durch eine dampfgetriebene Straßenbahn verbunden, iſt durchaus chineſiſch, denn obgleich an Zahl kaum die Hälfte, haben die Himmliſchen alle Läden, alle ſchönen Häuſer, vom Gelde nicht zu reden. Sie ſind es auch, denen die ganze Kolonie hauptſächlich ihr Gedeihen verdankt. Freilich haben ſie auch die Sitte des Opiumrauchens eingeführt. Wie in allen Städten des fernen Oſtens wird es auch in Saigon mit der Sittlichkeit nicht ſtrenge genommen. Es iſt faſt die Regel, daß die Europäer mit „Congai," d. h. annamitiſchen Mädchen leben, die ſie ganz jung von ihren Eltern um wenig Geld kaufen, um die Landesſprache zu erlernen. Doch iſt das Franzöſiſche natürlich die allgemeine Verkehrsſprache, welche auch die Annamiten ohne große Mühe ſich aneignen.

Die Annamiten, ſtammverwandt mit den Südchineſen und meiſt Buddhiſten, ſind kleine hagere Menſchen,

Annamitiſche Boote zu Saigon.

haben ziemlich ſtark gebräunte Haut, ſtraffes glattes Haar, ſpärlichen Bartwuchs, dünne Stimme und ein ſtupides Ausſehen, beide Geſchlechter ſind, wenn nicht häßlich, zum Mindeſten unſchön und über alle Beſchreibung unſauber; ſie verbreiten einen fatalen Geruch von Kokosöl und kauen unabläſſig Betel. Unheilbare Krankheiten ſuchen ſie oft heim. Ihr Charakter taugt im Allgemeinen nichts. Ueber Gut und Böſe lachen ſie und ſind weder das Eine noch das Andere in beſonders hohem Maße. Zu ihren Fehlern zählen Unredlichkeit, Heuchelei und Verlogenheit, Furchtſamkeit, Unwiſſenheit, Spiel- und Prahlſucht; die Frauen ſind ſchamlos. Nüchternheit, Fleiß und Gaſtlichkeit bilden ihre Lichtſeiten. Die Tracht der Annamiten, eine der häßlichſten im Orient ähnelt einigermaßen der chineſiſchen; die kleinen Kinder laufen bis zum fünften Jahr unbekleidet umher; man ſcheert ihnen das Haupthaar ab und läßt nur einen kleinen Büſchel oben auf dem Kopfe ſtehen. Die Menſchen wohnen in armſeligen Hütten, zumeiſt aus Bambuspfählen über dem Waſſer errichtet. Viele haben keine andere Wohnung als ſogenannte „Sampu," lange Boote, aus einem ausgehöhlten Baumſtamm gearbeitet. Darüber ſpannen ſie eine Matte, gehen ſelten ans Land und treiben das ganze Jahr hindurch Fiſchfang.

Digitized by Google

Die einzigen bemerkenswerthen Städte außer Saigon und Scholen ſind Mitho und Vinh-long, welch letzteres ſiebenmal ſoviel Einwohner hat als das erſtere; über 100,000. Es liegt ſo nah wie möglich an der Spitze des Mekhong-Deltas und beſteht bis auf wenige Ausnahmen aus Hütten der Eingebornen, von denen ſich nur wenige gut gebaute Häuſer der Chineſen abheben, die hier ſo betriebſam ſind wie überall. Es leben in Vinh-Long keine andern Europäer als Franzoſen, welche auch in der Citadelle eine Beſatzung halten.

Mit der Erwerbung Nieder-Kochinchinas hat Frankreich in den Gewäſſern Oſtaſiens zweifellos eine anſehnliche und wichtige Stellung ſich erobert und für den europäiſchen Handel einen neuen Stützpunkt gewonnen. Allerdings bietet das franzöſiſche Kochinchina nicht in gleichem Maße jene mannigfachen Vortheile für Handel und Schiffahrt, die ſich bei Singapur und Hongkong in ſo glücklicher Weiſe vereinigen; doch iſt

Vinh-Long am Mekkong.

die Lage Kochinchinas zwiſchen dem malayiſchen Archipel, Siam, China und Japan ſo günſtig, daß ihm ſtets eine erhebliche Bedeutung geſichert bleibt. Seitdem Frankreich dort feſten Fuß gefaßt, hat ſein Einfluß auf der Goldenen Halbinſel auch unaufhaltbare Fortſchritte gemacht, nach Weſten wie nach Oſten. König Norodom I. von Kambodſcha iſt heute noch ſein Vaſall, oder die völlige Aneignung ſeines Landes iſt nicht mehr fern. Franzöſiſche Forſcher durchſtreifen die abgelegenſten Theile im nördlichen Siam, im Lande der Laoten, welche zu jenem Reiche in einem ſchwachen Abhängigkeitsverhältniſſe ſtehen, und bringen bis in die den Laoten ſtammverwandten Schanſtaaten zwiſchen China und Birma. Am ſiameſiſchen Hofe zu Bangkok ſpielt der Vertreter Frankreichs die maßgebendſte Rolle und, wenn England nicht rechtzeitig ſich vorſieht, wird auch Siam dereinſt franzöſiſch werden. Was dieſem droht, hat ſich in Annam ſchon vollzogen. Frankreich bemächtigte ſich Tonkins, ſeiner nördlichſten Provinz, ohne welche das übrige Annam nichts iſt, und legte dieſem obendrein ſeine Schutzherrſchaft in einer Weiſe auf, welche aus dem annamitiſchen Herrſcher ein bloßes Werkzeug der Franzoſen macht. Freilich wird ihnen der Beſitz Tonkins noch von einheimiſchen Horden, zumeiſt chineſiſchen Abenteurern,

Digitized by Google

ſtreitig gemacht und beſchränkt ſich ſtrenge genommen auf die wichtigſten Städte im Delta des Songkoi oder Rothen Fluſſes; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß bei andauernder Beharrlichkeit früher oder ſpäter doch ganz Tonkin in die Hände der Franzoſen fallen muß. Inzwiſchen gaben ihnen die Feindſeligkeiten mit China Gelegenheit, ſich auf dem Archipel der Pescadoren oder Fiſcherinſeln, Pheng hu, zwiſchen Formoſa und dem chineſiſchen Feſtlande feſtzuſetzen. Es ſind flache Sand- und Lehmeilande mit felſigen Theilen, faſt ganz ohne Bäume, doch bringen ſie Reis, Hirſe und Erdnüſſe hervor.

Frankreich in Oceanien.

Gleichwie in Afrika und Aſien hat Frankreich auch in der oceaniſchen Inſelflur und zwar ebenfalls erſt in neuerer Zeit, d. h. ſeit einigen Jahrzehnten, mehrere wichtige Stellungen eingenommen. Da ſtoßen wir vor Allem in Melaneſien auf Neucaledonien, den bedeutendſten aller Archipele jener Gegend, welcher außer der großen dieſen Namen tragenden und durch ihre Abgeſchloſſenheit gegen die Außenwelt auffallenden Inſel, noch die kleinen am Nord- und Südende derſelben befindlichen Eilande und die Gruppe der Loyalitätsinſeln umfaßt. Dieſes Neucaledonien mit all den erwähnten Nebeninſeln bildet nun ſeit dem 24. September 1853 einen Theil der oceaniſchen Beſitzungen Frankreichs, deſſen Gouverneur in Numea, früher Port de France geheißen, ſeinen Sitz hat. Dieſer im ſüdweſtlichen Theil der Inſel gelegene Hafen iſt gut und über alle Bedürfniſſe geräumig, es fehlt ihm aber gutes Trinkwaſſer. Ihm gegenüber liegt die kleine Inſel Nou oder du Boucet, auf welcher die Franzoſen ein Strafhaus für Verbrecher errichteten. Dahin wurden auch die Communiſten von 1871 geſchafft; 1881, nach erfolgter Amneſtie, waren indeß nur noch 150 Köpfe, darunter fünf Frauen dort, welche ſich daſelbſt freiwillig angeſiedelt hatten. Numea iſt wohl der einzige nennenswerthe Platz auf der 16,500 qkm großen Inſel, die ſich in der Richtung von Weſtnordweſt nach Oſtſüdoſt erſtreckt, 40—60 km breit und von gefährlichen Korallenriffen und Sandbänken eingeſchloſſen iſt. Der Boden im Innern iſt nicht unfruchtbar, das Klima mild aber feucht, und den Europäern ſehr zuträglich, die Berge ſind dicht bewaldet, der Zugang zu denſelben aber gefährlich und die Anpflanzungen, die nicht geſchützt liegen, werden durch häufige Stürme heimgeſucht. Das einheimiſche Zuckerrohr gedeiht ganz vorzüglich, ebenſo Kaffee; weniger günſtig ſteht es mit der Baumwolle; Mais kommt prächtig fort und zur Reiscultur eignen ſich vorzüglich jene Stellen, wo die Eingebornen ihren Taro pflanzen. Von Mineralien iſt reichlich Gold und noch mehr das ſehr ſeltene Nickel vorhanden. Die Eingebornen, gemeiniglich Kanaken genannt und etwa 30,000 an der Zahl, ſind muskulös und tapfer, haben den Franzoſen lange heftigen Widerſtand entgegengeſetzt und geben ihnen noch mitunter in einzelnen Aufſtänden zu ſchaffen, ſind aber, wie faſt überall in Oceanien, in der Abnahme begriffen. Sie ſind ausgeſprochene Kannibalen, befinden ſich aber ſonſt keineswegs auf der niedrigſten Stufe menſchlicher Entwickelung, ſondern haben ſogar ſchon eines der höheren und intereſſanteren Stadien im Zuſtande der Wildheit erreicht, bebauen den Boden und erweiſen ſich durchaus nicht alles Fortſchrittes unfähig. Zweifellos verſchwiſtert mit ihnen ſind wohl die 15,000 Eingebornen der nahen, gleichfalls franzöſiſchen Loyalitätsinſeln, welche ziemlich alle durch evangeliſche Glaubensboten dem Chriſtenthume gewonnen ſind.

Längſt hatten die Franzoſen ihr Auge auf den im Norden von Neucaledonien gelegenen Archipel der Neuhebriden oder Heiligengeiſt-Inſeln geworfen, eine Gruppe von neun größeren und vielen kleineren Eilanden mit zuſammen 13,227 qkm Flächenraum und etwa 70,000 Einwohnern. Die Inſeln ſind gebirgig und tragen einige noch thätige Vulkane; die Küſten ſind ſtellenweiſe ſteil und felſig, theilweiſe flach und ſandig; der Boden iſt wohl bewäſſert und fruchtbar, das Klima tropiſch, doch durch Seewinde gemäßigt, die Produkte ſind die auf den oceaniſchen Inſeln gewöhnlichen. Schon 1879 verbreitete ſich das Gerücht, daß die franzöſiſchen Behörden in Neucaledonien dieſen Archipel in Beſitz zu nehmen beabſichtigten; es war aber damals unbegründet. 1885 trat daſſelbe von Neuem auf. Als nun aber 1886 das Perſonal des Poſtens Santo der franzöſiſchen Neuhebriden-Geſellſchaft von den Papua im Port Stanley auf der Inſel Malicollo ermordet worden, ſchifften die Franzoſen dort und auf einer zweiten Inſel in der That Truppen aus, hißten ihre Flagge auf und richteten dort Militärpoſten ein.

Digitized by Google

Eine Annexion des Archipels oder die Herstellung eines Protectorates über denselben ist bis jetzt (September 1886) zwar noch nicht ausgesprochen, doch haben andrerseits die französischen Streitkräfte den Archipel auch nicht verlassen.

Von den unbedeutenden Inselwolken Mikroneſiens ist keine im Besitze Frankreichs. Dagegen ist das weit wichtigere östliche Polyneſien mehr oder weniger direct dem französischem Einflusse unterworfen. Die Franzosen besitzen — so kann man fast sagen — dort die ansehnliche Gruppe der Gesellschaftsinseln, den Paumotu- und Markesas-Archipel nebst den Tubuai- oder Austral-Inseln. Dabei sucht die französische Regierung ihre Schutzherrschaft auch über andere Inselgruppen Polyneſiens auszudehnen, wobei sie mit amerikanischen, deutschen und englischen Kauffahrern in Collision gerieth, welche glaubten, unbeschränkt dem Handel mit den Insulanern obliegen zu können, in einzelnen Fällen sich aber auch wohl dem unerlaubten Menschenhandel hingaben.

Stadt und Rhede von Papeete.

Die Gesellschaftsinseln, elf an der Zahl und in der Richtung von Nordwest nach Südost an einander gereiht, gehören zu den am besten bekannten in der Südsee. Eine breite Meeresstraße trennt sie in eine westliche und östliche Abtheilung, die sogenannten Leeward- und Windward-Islands der Engländer. Unter den Leewardinseln sind hauptsächlich die vier sogenannten „Königreiche“ von Huahine, Raiatea, Tahaa und Borabora zu nennen, wo sich, von den ansässigen Weißen unterstützt, ein Geist der Unabhängigkeit unter den Eingebornen erhalten hat, weshalb dieselben von dem französischen Schutzbündnisse ausgeschlossen sind. Raiatea und Borabora hatten 1878 durch vulkanische Ausbrüche stark zu leiden; erstere hat waldige Kuppen, kühn zerrissene Gänge und Schluchten und wird von einem breiten, palmenbedeckten Landgürtel eingeschlossen. Die östliche Gruppe umfaßt die Eilande Eimeo oder Moorea im Westen, Maitea im Osten und in der Mitte das ob seiner feenhaften Natur gepriesene Tahiti. Alle Inseln zusammen besitzen einen Flächenraum von 1652 qkm, welchen 18,000 Menschen bewohnen. Die Hauptinsel Tahiti (1050 qkm mit 10,000 Einwohnern) ist ohne Widerrede die Perle der Südsee, an und für sich ein begehrenswerthes Kleinod, und es begreift sich, daß die

Digitized by Google

Franzoſen 1842 der eingebornen Königin Pomare III. ein „Protectorat“ aufnöthigten, das thatſächlich einer Beſitzergreifung gleichkam. Am 17. September 1877 ſtarb die hochbetagte Titularkönigin und 1880 erfolgte die völlige Beſitzergreifung der Geſellſchaftsinſeln durch Frankreich, die erſt vollends Bedeutung erlangen werden, wenn die Durchſtechung der Panama-Landenge einmal Thatſache iſt. Tahiti iſt vulkaniſchen Urſprungs, durchaus gebirgig, ſteigt meiſt amphitheatraliſch gegen den Mittelpunkt der ziemlich runden Inſel an, welche durch einen niedrigen ſchmalen Iſthmus mit einem kleineren, gleichfalls rundlichen und gebirgigen Eilande verbunden iſt. Das überaus liebliche, geſunde Klima zeitigt alle Producte der Tropenwelt, die ſich nirgends in üppigerer Fülle wiederfinden. In dieſem irdiſchen Paradieſe wandeln nun Menſchen, welche zu den ſchönſten der Erde gehören, deren wenig oder gar nicht verhüllte Körperformen die Bewunderung der erſten europäiſchen Entdecker

Die Bucht von Papeete.

hervorriefen. Die Schönheit der tahitiſchen Mädchen namentlich wird in den älteren Reiſebeſchreibungen ungemein gerühmt. In neuerer Zeit klingen die Urtheile etwas nüchterner, immerhin iſt es eine ſchöne Race, welche das Eiland bevölkert. Die Civiliſation hat auch Tahiti ergriffen und Zuſtände geſchaffen, welche ſich den europäiſchen nähern. Mit dem Chriſtenthume hielten mildere Sitten ihren Einzug unter den Inſulanern, welche zuvor Menſchenopfern und geſchlechtlichen Ausſchweifungen fröhnten. Aber auch hier, wie in der ganzen Südſee, nimmt die Bevölkerung reißend ſchnell ab. Tahitis Hauptſtadt, Papeete, zeigt die größtmöglichſten Contraſte. Mit Ausnahme der amerikaniſchen ſind faſt ſämmtliche Racen in dem kleinen Orte von 2000 Einwohnern vertreten, welcher einige Prunkſtraßen neben den Hütten der Eingebornen und in der Rue de la Pologne die Nacht- und Schattenſeiten des kleinen Paris der Antipoden aufweiſt. Der prächtige Hafen des von Korallenriffen umgürteten Eilands iſt nicht blos für Handelszwecke, ſondern auch zu einer Kriegsflottenſtation wie geſchaffen. Papeete iſt der Stapelplatz des Handels mit den Producten der Südſeeinſeln öſtlich vom 160. Längengrad. Die Hauptausfuhrgegenſtände ſind Kokos, Perlenſchalen, Baumwolle und etwas Zucker, Orangen, Trepang und Fungus.

Digitized by Google

Die Rhede von Tahiti.

Digitized by Google

Wir können hier absehen von den fünf kleinen, weit zerstreuten, vulkanischen, hügeligen aber selten besuchten Tubuai- oder Australinseln, welche südlich von den Gesellschaftsinseln liegen und wovon blos Tubuai und Raivavae unter französischem Protectorate stehen, um uns sogleich nach dem östlich benachbarten Paumotu- oder Tuamotu-Archipel zu wenden, welchen man auch als Perleninseln, Niedrige oder Gefährliche Inseln bezeichnet. Es ist eine wahre Inselwolke von etwa 80 sehr schwach bevölkerten, sehr flachen Eilanden, ohne fließendes Wasser und von Korallenstollen umschlossen. Wichtig sind sie blos durch ihre reichen Perlenfischereien und die bedeutende Busagewinnung, woraus das geschätzte Cocosöl bereitet wird. Die Inseln stehen unter französischem Schutze, desgleichen die Gambiergruppe, fünf hohe vulkanische Eilande mit 1500 katholischen Einwohnern, worunter Mangareva, fast unter dem Wendekreise des Steinbocks gelegen, die bedeutendste ist.

Nuka-Hiva.

Nördlich von den Paumotu begegnen wir den Markesas, einem Archipel von 17 Eilanden, wovon indeß nur 12 genauer bekannt sind; in Bezug auf ihre Lage zerfallen sie in eine südöstliche und eine nordwestliche Gruppe. Der Flächenraum wird für sämmtliche Markesas auf 1240 qkm, die Bevölkerung auf etwa 6000 Köpfe geschätzt. Hauptinsel ist Nukahiva, doch zeigen alle Eilande eine sehr übereinstimmende Reliefbildung. Auf einer länglichen, an den Enden zulaufenden Basis erhebt sich fast genau in der Mitte ein Gebirgszug von 1000—1500 m Höhe, der die Insel der Länge nach in zwei scharf von einander geschiedene Hälften trennt. Diese Gestaltung giebt der Insel das äußere Ansehen eines langgestreckten Keils, der für das Auge so scharf erscheint, daß er einer auf dem Rücken liegenden Messerklinge gleicht. Es sieht fast so aus, als ob ein Geschoß diese Felsenwand zu durchschlagen im Stande sein müßte, und was in dieser Vorstellung noch bestärkt, das sind eigenthümliche Oeffnungen in der Dicke des Gesteins, dessen Stärke für das Auge nicht meßbar ist.

Die Natur scheint sich der wunderbaren Form dieses Baues selbst bewußt gewesen zu sein, denn sie hat den Mittelrücken mit rippenähnlichen Strebepfeilern in derselben Weise versehen wie der Baumeister große

Digitized by Google

Steinwände abstrebt. Diese Rippen bilden theils steil angesetzte und zum Meere jäh abfallende, theils sehr allmählich verlaufende und in weit geöffnetem Winkel angebaute Pfeiler mit wellenförmig gestalteter Oberfläche. In das abwechslungsreiche Landschaftsbild, welches auf diese Weise entsteht, tragen noch zahlreiche Wasserfälle und herabstürzende Gebirgsbäche eine größere Mannigfaltigkeit hinein. Die sonstige äußere Erscheinung der Inseln ist etwa die folgende. An eine mächtige Felsenwand, die oben nur mit Gräsern und kleinen Sträuchern bewachsen ist, aus denen hie und da eine vereinzelte Cocospalme sich erhebt, lehnen sich Bergabhänge an, die auf ihrem Rücken in der Regel keinerlei Cultur zeigen und wohl auch nicht culturfähig sind. Die zwischen den Abhängen liegenden Thäler, welche selten eine große Tiefe haben, zeigen eine Ueppigkeit der Vegetation, die überreich zu nennen ist. Brodfruchtbäume, Cocospalmen, Orangen und andere Fruchtbäume verschiedener Art bilden Wälder, deren Laubdach so dicht ist, daß kein Sonnenstrahl es zu durchdringen vermag. Allerdings ist solche reiche Entfaltung der Vegetation keine regelmäßige Erscheinung, da die Marksas vorzugsweise an Dürre leiden, die oft einen an Hungersnoth grenzenden Zustand erzeugt. Entweder herrschen beständige feuchte Niederschläge oder das Wasser fehlt ganz. Die über die Hänge des Gebirges aus ansehnlicher Höhe herabstürzenden Berggewässer, die, wie schon gesagt, oft von großer Schönheit sind, verlieren ihre Wasser sofort, sobald der Regen aufhört. Der natürliche Reichthum der Insel besteht hauptsächlich in Cocosnüssen; da die Eingebornen aber nicht arbeitsam sind, so bleibt diese Ertragsquelle ungenutzt. Auch an Baumwolle fehlt es nicht, wohl aber mangelt es an Land, um wirklich nutzenbringende Baumwollpflanzungen anzulegen. Das vorhandene Land genügt kaum, um die für den Lebensunterhalt der Einwohner erforderlichen Früchte zu produciren.

Die Marksasgruppe ist nominell eine französische Colonie, wenngleich thatsächlich nur Nukahiva von den Franzosen besetzt ist, welche früher eine Strafcolonie dort unterhielten. Jetzt residirt in Taiohae, dem zwar kleinen aber doch belebten Hauptsafen der Insel, der französische Commissär, unter dessen Schutze sich verschiedene Kaufleute niedergelassen haben.

Die französischen Colonien in Amerika.

Am wenigsten Bedeutung unter allen beanspruchten Frankreichs Besitzungen in der neuen Welt. Wir können uns deshalb kurz fassen. Auf dem Festlande Südamerikas ist allerdings ein sehr großes, 12,413 qkm umfassendes Gebiet, der östliche, an Brasilien grenzende Theil von Guyana, französisch, doch ist dasselbe in seinem Innern noch durchaus nicht genügend erforscht und dient hauptsächlich als Strafcolonie. Das Land ist ungemein schwach bevölkert und der Gewinn von Colonialproducten hat beträchtlich abgenommen, dagegen wurden allerdings im Innern nicht unansehnliche Goldlager bei Aratayа entdeckt; auch der Approvaguefluß ist goldführend. Die Hauptstadt Cayenne, auf einer Insel an der Mündung des gleichnamigen Flusses unter 5° n. Br. gelegen, ist durch ein Fort und Batterien befestigt und zerfällt in die alte Stadt mit dem sehr einfach gehaltenen Regierungspalast und in die besser gebaute neue Stadt. Zwischen beiden liegt die mit Orangenbäumen bepflanzte Place d'Armes. Die 10,000 Einwohner, darunter mehrere Tausend ehemalige Negersklaven und 600 Asiaten, beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel. Der Hafen ist zwar der beste dieser Küste, aber doch wenig sicher und nur tief genug, um Schiffe geringerer Last aufzunehmen, während die größeren vor der Mündung des Cayennesflusses ankern. Das Klima ist feucht und als mörderisch verrufen; die dahin Deportirten, zum Theil politische, zum Theil gemeine Verbrecher, sind fast einem sicheren Tode geweiht. Dennoch ist das Klima von Cayenne weniger ungesund als im Innern des Landes. Dieses ist mit einem einzigen riesigen Walde bedeckt, der nur von den Wasserläufen und einigen wenigen Lichtungen an solchen Stellen unterbrochen ist, deren Bodenbeschaffenheit zum Fortkommen von Baumwuchs nicht ausreicht. Diese baumlosen Flecken, „Savannen" genannt, sind mit hohen Gräsern bedeckt, die dem in aller Freiheit dort weidenden Vieh als Nahrung dienen; sie nehmen hauptsächlich die Niederungen des Landes längs der Küste ein. Als wichtigsten Strom Französisch-Guyanas hat man den Maroni zu betrachten, welcher dem Tumuk-humak-Gebirge im Süden, an der brasilianischen Grenze entquillt, ein schöner Fluß, der bis auf 80 km von der Mündung 12—1500 m,

Digitized by Google

dann aber bis auf 360 m im Innern 4—500 m Breite beſitzt, deſſen Länge jedoch nicht im Verhältniß zu ſeiner Waſſermaſſe ſteht; denn die geſammte Stromentwickelung beträgt kaum mehr als 600 m. Die Vegetation ſelbſt der bedeutendſten Erhebungen iſt jene der heißen Zone. Es bedarf wohl kaum des Zuſatzes, daß alle Theile Guyanas zu Ackerbauländern durchaus ungeeignet ſind.

Ein erfreulicheres Bild gewähren die wenigen Inſeln der kleinen Antillen, welche noch im Beſitze Frankreichs ſind. Es ſind zwei fette Biſſen: Martinique und die Gruppe von Guadeloupe, welche außer dem letztgenannten Eiland noch die kleinen Inſeln Marie Galante, Saintes und Déſirade ſowie etwa die zwei Drittheile der Inſel St. Martin und St. Barthélemy umfaßt. Was man Guadeloupe nennt — ein Flächenraum von 1815 qkm mit 188,680 Einwohnern — beſteht aus zwei beinahe gleich großen, durch einen

Regierungsgebäude zu Cayenne.

Seearm La Rivière salée, worüber eine Fähre liegt, getrennte Inſeln von durchaus verſchiedener Geſtaltung. Sie bilden eine ſehr ſichere Bai, an deren nordöſtlichem Ende die Stadt Pointe-à-Pitre liegt, einer der bedeutendſten Handelsplätze der Kleinen Antillen. Die Stadt iſt ganz europäiſch gebaut und würde man nicht überall braune und ſchwarze Geſichter ſehen, man könnte meinen, ſich in einer Stadt Frankreichs zu befinden. Die größte Betriebſamkeit herrſcht am Hafengelände, wo ſich auch die meiſten Kaufläden befinden. Wie in allen franzöſiſchen Städten, ſo ſind auch hier die Hoſpitale im beſten Zuſtande und die Einrichtungen dem Klima angemeſſen. Die öſtliche Inſel, auf deren Weſtküſte Pointe-à-Pitre liegt, heißt Grande Terre und beſteht aus alluvialem, wellenförmig gehobenem Boden, aus dem eine Menge kleiner runder, etwa 40 m hoher Hügel kalkartigen Geſteins, voll von foſſilen Muſcheln und Korallen, hervorſtehen; der Boden iſt eine rothe fruchtbare Erde, und in den Niederungen an der Rivière salée ſchwarzes Marſchland. Weder Fluß noch Quellen befinden ſich auf Grande Terre, und der Waſſermangel iſt in der Trockenzeit oft recht fühlbar. Dennoch liegen hier die meiſten und bedeutendſten Pflanzungen, denn die Inſel iſt bebaut und nach allen Richtungen hin von gut

Digitized by Google

Cayenne.

Digitized by Google

erhaltenen Hauptſtraßen durchzogen. Die zweite weſtliche Inſel wird ſonderbar genug und wohl nach dem Namen der Hauptſtadt Baſſe Terre oder auch Guadeloupe genannt. Dieſe iſt ganz vulkaniſch und von hohen, bis zum Gipfel bewaldeten Gebirgen durchſchnitten; in ihrem ſüdlichen Theile liegt der Vulkan Soufrière, Sie iſt reich an warmen und heißen Mineralquellen und beſitzt eine Fülle des herrlichſten Waſſers, das ſich von den Bergen herabſtürzt. Auf beiden Eilanden gedeihen alle Arten tropiſcher Früchte, beſonders reichlich Sabadillen, Mango, Mammeen, Barbadnien, Ananas und köſtliche Zimmtäpfel.

Die zweite wichtigſte Beſitzung der Franzoſen in den Kleinen Antillen iſt das herrliche Eiland Martinique, 985 qkm groß, welches 164,250 Menſchen, freilich größtentheils Neger bewohnen. Doch werden dieſe von modernen Reiſenden weniger ungünſtig beurtheilt. Die Hauptſtadt Fort de France, früher Fort Royal

Kirche von Ilet-de-la-Mère.

geheißen, iſt ein wahres Muſter von Reinlichkeit, wie die ganze Inſel überhaupt. Die Straßen ſind weiß, daß man von den Steinen wegeſſen könnte; neben den Bürgerſteigen fließt in eigenen gemauerten Bewäſſerungsrinnen klares friſches Quellwaſſer, die Häuſer ſind innen und außen ſpiegelblank und in jedem Hauſe befindet ſich ein kaltes Bad, dazu die tropiſche Vegetation, die herrlichen Früchte des Südens — kurz Martinique iſt ein kleines Paradies.

Nicht das Gleiche läßt ſich von den drei kleinen Inſeln behaupten, welche der neufundländiſchen Küſte unſern gelegen die letzten Trümmer des einſt ſo großartigen canadiſchen Beſitzthums Frankreichs darſtellen. Auf ihnen leben über 2000 Menſchen und außerdem werden ſie von mehr denn 3000 vorübergehend, der Fiſcherei halber beſucht. Die Inſeln ſind St. Pierre, ein granitiſcher Felſen mit dem gleichnamigen Hauptorte, dem noch ſechs ganz kleine Eilande anhängen, dann das gleichfalls granitiſche Miquelon mit 620 Einwohnern und reich an Eiſenerzen, endlich Langlade, öfters auch Klein-Miquelon geheißen, weil es gewiſſermaßen zu Miquelon gehört und mit dieſem durch eine Art natürlichen Dammes, den der Meeresſand aufgehäuft hat, verbunden iſt.

Digitized by Google

Der 1. Band vorräthig in allen Buchhandlungen:

GESCHICHTE
des
Römischen Kaiserreichs
von der
Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren

von

VICTOR DURUY,

Mitglied der Académie française, früher Unterrichtsminister etc.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Prof. Dr. Gustav Hertzberg.

Mit ca. 2000 Illustrationen
in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck.

Augustus. Antike Marmorstatue im Vatican (Braccio Nuovo).

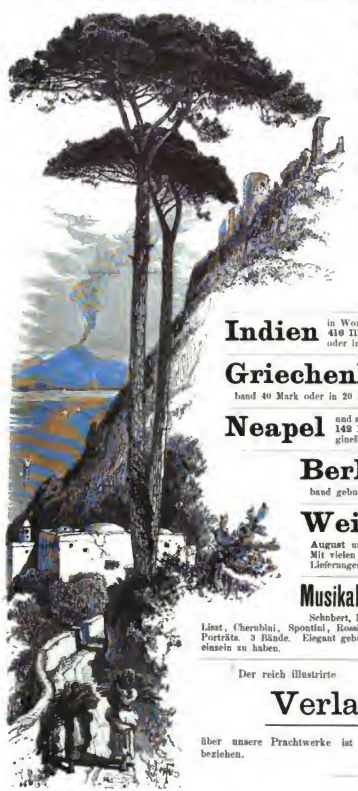
Die **Blätter für das Bayerische Gymnasial-Schulwesen** sagen: Wenn ein namhafter Geschichtsforscher wie Hertzberg sich an die Uebersetzung eines fremden Geschichtswerkes macht, so kann dies wohl als ein Beweis dafür gelten, dass das Original ein Werk von Bedeutung ist. Diese Bedeutung kommt dem vorliegenden Werke ohne Zweifel zu; sie liegt nach unserer Ansicht darin, dass der frühere Unterrichtsminister Duruy die römische Geschichte nach den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung in einer wirklich geistreichen und anziehenden Weise ausführlich zur Darstellung bringt. Die unter dem Texte befindlichen, wenig Raum beanspruchenden Noten geben Verweise auf die Quellen, kurze Auseinandersetzungen, welche im Texte gegeben den Fluss der Rede unterbrechen würden, endlich die Fundstätten für die Originale der Illustrationen. Die Uebersetzung liest sich leicht und fliessend, wie ein ursprüngliches Werk. Was dem neuen Werke eine ganz besondere Zukunft in Aussicht stellt, ist die prächtige Ausstattung: glänzend weisses und starkes Papier, grosser deutlicher Druck in Antiqua, den Originalen treu nachgebildete und sauber ausgeführte Abbildungen von Statuen, Bauwerken, Münzen u. s. w. — kurz alles, was das Auge wahrnimmt, beweist, dass die Verleger keine Kosten sparten, um für den bedeutenden Inhalt auch ein schönes Gefäss herzustellen. In den Lehrerbibliotheken, und, wo es die Mittel erlauben auch in den Schülerbibliotheken der Gymnasien sollte es keinesfalls fehlen.

In 100 Heften à 80 Pf., oder in 20 Abtheil. à 4 Mark.

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Digitized by Google

Prachtwerke aus dem Verlage von Schmidt & Günther in Leipzig.



Amerika. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von **FRIEDRICH v. HELLWALD.** Mit etwa 600 Ansichten. 2 Bände in Prachtband à 40 Mark. Das Werk ist vollständig in 65 Lieferungen à 1 Mark.

Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von **RUDOLF KLEINPAUL.** Mit 417 Illustrationen. Zu beziehen in 46 Lieferungen à 1 Mark oder in zwei Prachtbänden 70 Mark.

Florenz in Wort und Bild. — Geschichte — Kulturgeschichte — Kunstgeschichte. Von **RUDOLF KLEINPAUL.** Mit ca. 800 Illustrationen. In 20 Lieferungen à 1 Mark.

Spaziergang um die Welt von Freiherrn **ALEXANDER v. HÜBNER** (ehemaligen. k. k. österreichischen Botschafter in Paris und am päpstlichen Hof). Mit 315 prachtvollen Illustrationen und dem Porträt des Verfassers. In 30 Lieferungen à 1 Mark 50 Pf. oder in Prachtband gebunden 70 Mark.

Indien in Wort und Bild von **EMIL SCHLAGINTWEIT.** Mit 410 Illustrationen. In 40 Lieferungen à 1 Mark 50 Pf. oder in zwei Prachtbänden à 40 Mark.

Griechenland in Wort und Bild von **A. von SCHWEIGER - LERCHENFELD.** Mit 300 Illustrationen. In Prachtband 40 Mark oder in 20 Heften à 1 Mark 50 Pf.

Neapel und seine Umgebung von **RUDOLF KLEINPAUL.** Mit 142 Illustrationen. In 15 Heften à 1 Mark. In originellem Prachtband gebunden 25 Mark.

Berlin, die deutsche Kaiserstadt und ihre Umgebung von **MAX RING.** Mit 313 Illustrationen. Zwei Bände in Prachtband gebunden à 24 Mark. Auch in 30 Heften à 1 Mark.

Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl **August** und seinen Musenhof von **AUGUST DIEZMANN.** Mit vielen Stahlstichen. In Prachtband 15 Mark oder in 12 Lieferungen à 75 Pf.

Musikalische Studienköpfe von **LA MARA.** Sechste Auflage. (Inhalt: Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Richard Wagner, Liszt, Cherubini, Spontini, Rossini, Rob. Franz, Rubinstein, Brahms etc.) Mit Porträts. 3 Bände. Elegant gebunden zusammen 13 Mark. — Jeder Band ist auch einzeln zu haben.

Der reich illustrirte

Verlagskatalog

über unsere Prachtwerke ist durch alle Buchhandlungen **gratis** zu beziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google